POSCIMUR



FÜRST BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

IV

BERNHARD FÜRST VON BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

VIERTER BAND

JUGEND- UND DIPLOMATENJAHRE

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ VON STOCKHAMMERN

IM VERLAG ULLSTEIN · BERLIN

1. bis 20. Tausend

EINBANDENTWURF VON BEUCKE · ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1931 BY ULLSTEIN A-G BERLIN · PRINTED IN GERMANY

BERNHARD FÜRST VON BÜLOW

DENKWÜRDIGKEITEN

IN VIER BÄNDEN

1. Vom Staatssekretariat bis zur Marokko-Krise

2. Von der Marokko-Krise bis zum Abschied

3. Weltkrieg und Zusammenbruch

4. Jugend- und Diplomatenjahre

Die Bände erschienen in der Reihenfolge
ihrer Niederschrift

INHALT DES VIERTEN BANDES

ERSTES KAPITEL 3

Frankfurt a. M. • Elternhaus • Frankfurter Diplomaten • Der Gesandte von Bismarck-Schönhausen • Erster Unterricht durch Gouvernanten und Hauslehrer Erziehungsgrundsätze des Vaters

ZWEITES KAPITEL 19

Rumpenheim • Königin Alexandra von England und Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland als Kinder • Bildungsideal des Vaters: Bibel und Kernlieder, Homer und Goethe • Im Frankfurter Gymnasium • Die Israeliten in Frankfurt Die Familie Rothschild

DRITTES KAPITEL 30

Hamburg und Klein-Flottbek • Geburtshaus an der Flottbeker Chaussee • Verwandte und Jugendfreunde • Die erste Seefahrt • Alkohol

VIERTES KAPITEL 43

Die Großmutter in Plön • Der Großonkel Wolf Baudissin • Die Schleswig-Holsteinische Frage • Der Vater scheidet aus dem dänischen Staatsdienst (1862) Seine Berufung nach Mecklenburg-Strelitz als leitender Minister (1863)

FÜNFTES KAPITEL 56

Mecklenburg: Verfassungszustände, Land und Leute • Neu-Strelitz • In der Schloßkoppel • Großherzog Friedrich Wilhelm • Das Gymnasium Carolinum Virgil oder Vergil? • Erste Bekanntschaft mit Berlin (1863) • Reise nach Süddeutschland • Sommer in Doberan • Düppel und Alsen • Neu-Strelitz und Alt-Strelitz • Der Altersgenosse Ewald Wohlfahrt • Neubrandenburg • Fritz Reuter Fußwanderung auf Rügen mit Erbgroßherzog Adolf Friedrich (1864)

SECHSTES KAPITEL 72

Pädagogium in Halle (1865—1867) • Das Leben im „Pädchen“ • Professor Dr. Daniel und sein Einfluß • Redeübungen • Mitschüler • Die Halloren • Politik in Halle • Demokratie und Liberalismus, „Professoren“ und „Kreisrichter“, fast alle Intellektuelle gegen Bismarck • Konfirmation in Halle (18. III. 1866)

SIEBENTES KAPITEL 85

Der Krieg von 1866 • Würdigung der Politik Bismarcks • Bismarck und Edwin Manteuffel • Die damaligen Vertreter Preußens im Ausland

ACHTES KAPITEL 99

Die Schlacht von Königgrätz • General von Steinmetz • Der Vater wird mecklenburg-schwerinscher Gesandter in Berlin • Die Cholera in Halle • Fußwanderung durch den Harz (Herbst 1866) • Besuch bei Onkel Baudissin in Dresden • Abiturienten-Examen (Herbst 1867) • Puppel • Dulce est desipere in loco

NEUNTES KAPITEL 114

Universität Lausanne (1867) • Vevey • Donna è mobile • Universität Leipzig Professor Wilhelm Roscher • Lektüre: Bedeutung des Romans für Weltläufigkeit und Menschenkenntnis • Fußreise durch die Schweiz (1868) • Übersiedlung an die Universität Berlin • Professor Rudolf Gneist • Tod des Schwesterchens Bertha Kur in Bad Oeynhausen (Juni 1870) • Die politische Lage, die Emser Depesche

ZEHNTES KAPITEL 132

Französische Kriegserklärung • Entschluß, als Kriegsfreiwilliger in die Armee einzutreten • Meldung beim Königshusaren-Regiment in Bonn • „Lehmop!" Rheinfahrt nach Köln • Der Eindruck der ersten siegreichen Schlachten in der Heimat

ELFTES KAPITEL 150

Bismarcks Politik 1870 • Österreich-Ungarn, Italien, England, Rußland • Haltung Bayerns im Juli 1870: Widerstände in der Bayrischen Abgeordnetenkammer, die patriotische Haltung der Ersten Kammer • Geschlossene Einheit der Nation • Rundschreiben Bismarcks an die preußischen Missionen • Neutralität Österreich-Ungarns • Holsteins Mission nach Florenz

ZWÖLFTES KAPITEL 167

Die Schlacht bei Sedan • Napoleon III. sendet Prinz Jérôme nach Italien • Der Widerstand Frankreichs unter Gambetta • Vergleich mit dem deutschen Zusammenbruch 1918 • Belgien: Bismarcks Veröffentlichung in der „Times" über französische Anerbietungen an ihn auf Kosten Belgiens; Wirkung dieser Publikation auf die öffentliche Meinung in Europa, besonders in England • Bethmann Hollweg 44 Jahre später • Berlin im Oktober 1870 • Erste Begegnung mit Holstein Die Familie Bismarck • Zurück nach Bonn

DREIZEHNTES KAPITEL 180

Ins Feld • Biwak bei Metz • Erste Briefe nach Hause • Melderitte und Patrouillen • Major Lentze • Beförderung zum Gefreiten (15. XI. 1870) • Vormarsch nach Compiègne • 1870 und 1918

VIERZEHNTES KAPITEL 191

Armeebefehl des Generals von Goeben vom 27. XI. 1870 • Briefe aus dem Felde Dezembertage 1870 • Rouen • Alarm-Quartier in Camon • Die Schlacht an der Hallue (23. XII. 1870) • Weihnachten in Altonville

FÜNFZEHNTES KAPITEL 207

Patrouillenritte • Gefecht bei Sapignies am 2. I. 1871 • Leutnant Graf Max Pourtalès • Die Schlacht bei Bapaume (3. I. 1871) • General von Goeben Patrouillendienst vor Saint-Quentin

SECHZEHNTES KAPITEL 220

Schwadrons-Kameraden: Guido Nimptsch, Dietrich Loë • Scharffenberg, Pemberton-Ground, Borcke, Beißel von Gymnich, Dietrich Metternich • Verschärfter Aufklärungsdienst • Schlacht bei Saint-Quentin (19. I. 1871) • Das Ostpreußische Füsilier-Regiment Nr. 33 • Leutnant von Deines, Leutnant Moßner, Rittmeister Rudolphi

SIEBZEHNTES KAPITEL 235

Waffenstillstand vom 31. I. 1871 • Ausbruch der Pocken • Friedensmäßiger Drill Präliminarfriede • Leutnant im Königshusaren-Regiment (8. III. 1871) • Marsch des Regiments nach Amiens • Parade vor dem Kronprinzen (13. III. 1871) Platzmajor in Amiens • Feldbriefe von dort

ACHTZEHNTES KAPITEL 247

Amore sacro und Amore profano • Ritt nach Camon • Das VIII. Armeekorps erhält Befehl zum Rückmarsch • Oberst Freiherr von Loë • Die Königshusaren marschieren durch die Eifel nach Trier • Einzug in Bonn (6. VII. 1871) • Wieder im Elternhaus zu Klein-Flottbek (20. VII. 1871)

NEUNZEHNTES KAPITEL 261

Leutnant in Bonn • Vorbereitung zum Referendar-Examen in Greifswald Prinz Franz Arenberg, Kaplan Hartmann • Überarbeitung, Ohnmachtsanfall Professor Wilhelm Studemund • Professor Ernst Immanuel Bekker • Beginn des Kulturkampfes • Referendar-Examen in Greifswald (März 1872) • Pasewalk • Bestimmung zum diplomatischen Dienst • Abschied vom Regiment • Im Elternhaus zu Klein-Flottbek • Übersiedlung nach Metz

ZWANZIGSTES KAPITEL 277

Beim Kaiserlichen Landgericht in Metz • Rudolf Freiherr von Seckendorff Staatsanwalt Ittenbach • Assessor Magdeburg • Plädoyer vor dem Metzer Schwurgericht • Das deutsche Theater in Metz • Besuch bei den Eltern Arenbergs in Marche-les-Dames • Dienst beim Bezirkspräsidium • Kuraufenthalt in Heiden und Reichenhall • Vater zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts ernannt Bernhard von Bülow Attaché im Auswärtigen Amt • Ratschläge des Vaters für den diplomatischen Dienst

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL 291

Beschäftigung im Auswärtigen Amt (1873/1874) • Graf Paul Hatzfeldt, seine Fingerzeige für Verhalten mit S. D. • Lothar Bucher • Wilhelmstraße 76 Abendempfänge im Bismarckschen Hause • Bismarckfeindliche Strömungen in der Berliner Gesellschaft • Mangelnde Begabung des Deutschen für Politik

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL 304

Berliner Geselligkeit im Winter 1873/1874 • Die Salons: Gräfin Perponcher, Frau von Prillwitz, Mimi Schleinitz, Gräfin Luise Benkendorf, Cornelia Richter-Meyerbeer, Oberstkämmerer Graf Wilhelm Redern • Diplomatisches Corps Die Bonbonnière • Weimar und Potsdam • Sommer am Pfingstberg und in Potsdam

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL 320

Attaché in Rom • Reise durch Südfrankreich und Italien • Eintreffen in Rom (15. X. 1875) • Gesandter von Keudell • Reise nach Sizilien • Gregorovius, Mommsen • Römische Gesellschaft • Pius IX. und das Königreich Italien Kirche und Staat in Italien

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL 332

Kaisers Geburtstag im Palazzo Caffarelli • Albano • Spaziergänge in Rom und Ritte in der Campagna • Der Kronprinz und die Kronprinzessin • Erste Begegnung mit Gräfin Marie Dönhoff • Reise des Kronprinzen nach Neapel

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL 343

Die Kollegen an der Gesandtschaft • Professor Karl Hillebrand • Berlin im Mai 1875 • Soiree im Hausministerium • Staatssekretär von Bülow über die politische Lage • In Varzin • Besuch auf dem Lande • Über Wien nach Ischl Idyll am St.-Wolfgang-See • Salzburg • Lothar Bucher und der Ernst des Lebens

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL 359

Diplomatisches Examen • Versetzung nach St. Petersburg (1875) • Reise dorthin • Graf Alvensleben • General von Werder • Der Raswod • Zar Alexander II. Der Zarewitsch • Reformprogramm Andrássys für den Balkan • Die Petersburger Gesellschaft • Slawische Frauen, russische Mädchen • Russische Literatur

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL 372

Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß • Botschafter von Schweinitz • Mission Radowitz • Alexander II. • Kaiserin Maria Alexandrowna • Katharina Dolgorukij • Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz • Kaiser Paul, das autokratische Regime und die Knutenstrafe • Abschiedsbesuch bei Gortschakow (1876)

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL 385

Rückkehr nach Berlin • Staatssekretär von Bülow über die auswärtige Lage Versetzung nach Wien • Botschafter Graf Otto Stolberg-Wernigerode • Das offizielle Wien: Freiherr von Schmerling, Fürst Richard Metternich, Graf Hübner Die politische Stimmung gegenüber dem Deutschen Reich • Bismarck und die deutsch-österreichischen Liberalen • Graf Gyula Andrássy • Unruhen in Saloniki Begegnung des Kaisers Alexander II. mit Kaiser Franz Josef in Reichstadt (5. VII. 1876) • Türkische Greueltaten in Bulgarien

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL 399

Gesellschaftliches Leben in Wien • Volksgarten und Prater • Kuraufenthalt in Montreux und San Remo • Versetzung als Geschäftsträger nach Athen • Weihnachten auf Korfu • Paxos • Übernahme der Dienstgeschäfte in Athen

DREISSIGSTES KAPITEL 412

Die Orientkrisis 1876/1877 • König Georg von Griechenland • Das Diplomatische Korps in Athen • Besuch der Prinzessin von Wales in Athen • Das englische Geschwader • Tod des österreichischen Gesandten Freiherrn von Münch • Einmarsch der Russen in Rumänien • Reise nach Olympia • Ausgrabungen • Professor Ernst Curtius • Beim griechischen Königspaar in Tatoi

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL 427

Friede von S. Stefano (März 1878) • Berufung in das Sekretariat des Berliner Kongresses • Rückblick auf Athen • Berlin im Juni 1878 • Attentate auf Kaiser Wilhelm I. • Hödel und Nobiling • Reichstagsauflösung und Neuwahlen • Das Sozialistengesetz • Staatssekretär von Bülow über den Berliner Kongreß Lebensgefährliche Halsentzündung • Die ersten Sitzungen des Kongresses

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL 444

Bismarck und Gortschakow • Unterzeichnung des Berliner Vertrages (13. VII. 1878) Schuwalow und Gortschakow • Geheimrat von Holstein • Verlobung im Hause Bismarck • Biarritz, Dr. Adhéma • Lektüre

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL 461

Versetzung nach Paris • Dienstantritt • Botschafter Fürst Chlodwig Hohenlohe Die Pariser Gesellschaft • Gambetta, seine Stellung zur Revanche-Idee und zur Sozialen Frage • General Gallifet • Waldeck-Rousseau, Scheurer-Kestner

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL 476

Marschall Mac Mahon • Sein Rücktritt (29. I. 1879) • Jules Grévy • Stellung Bismarcks zu Frankreich • Die drei Jules • Herr von Freycinet • Das Personal der Deutschen Botschaft: Thielmann, Philipp Eulenburg, Friedrich Vitzthum, Nicolaus Wallwitz • Seine-Babel? • Ein Traum

FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL 492

Die deutsche Kolonie in Paris • Graf Guido Henckel-Donnersmarck • Die Païva Das Palais Henckel und seine Gäste • „Graf" Keßler • Badekur in Ems (Juli 1879) • Kaiser Wilhelm I. • Kaiserin Augusta • Rückkehr nach Paris • Die kirchenpolitische Gesetzgebung in Frankreich • Jules Ferry und Paul Bert Beunruhigende Nachrichten über das Befinden des Vaters, Reise nach Berlin

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL 505

Vorbereitung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn • Bismarck in Wien • Widerstand des Kaisers Wilhelm I. • Staatssekretär von Bülow über das Bündnis mit Österreich • Unterzeichnung durch Wilhelm I. (15. X. 1879) • Abschiedsgesuch des Vaters • Unterredung mit Fürst Bismarck • Besuch Bismarcks beim Vater Bülow • Tod des Vaters in Frankfurt a. M. (20. X. 1879) • Beileid Kaiser Wilhelms • Leichenfeier in Berlin • Der Winter in Paris • Im Hause Hohenlohe

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL 520

Die früher in Frankreich regierenden Familien • Das Haus Bonaparte • Die Orléans • Der Herzog von Aumale • Spionage • Das Diplomatische Korps • Monsignore Czaki • Der Prinz von Wales in Paris

ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL 531

Beförderung zum Ersten Botschaftssekretär • Geschäftsträger • Alfons XII. in Paris • Fürstin Monia Ouroussow • Dr. Landsberg • Besuch in Rom • Pietro Blaserna und Marco Minghetti • Neapel, Capo Miseno • Reise nach Tunis Dr. Gustav Nachtigal • Algier • Dr. Julius Fröbel

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL 547

Besuch Herbert Bismarcks in Paris • Von Herbert Bismarck nach London eingeladen • Botschafter Graf Münster • Mr. Gladstone • Vermählung Adolfs von Bülow in Nienstedten (1. VII. 1884) • Versetzung nach St. Petersburg • Bei Fürst Bismarck in Varzin

VIERZIGSTES KAPITEL 563

St. Petersburg (Juli 1884) • Geschäftsübernahme • Tod von Gortschakow und Skobelew • Reichssekretär Polowzow • Herr von Giers • Kaiserbegegnung von Skierniewice, Vorbereitung der Entrevue • Bei Bismarck in Berlin • Reise nach Skierniewice • Kaiser Wilhelm I., Kaiser Alexander III. und Kaiser Franz Josef Warschau • Generalkonsul von Rechenberg • Graf Fersen • Graf Dmitri Tolstoi Pobjedonoszew • Gräfin Kleinmichl • Madame Durnow • General Tscherewin

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL 579

Afghanistan, der englisch-russische Konflikt • Der siebzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck • Im Hause Bismarck (1. IV. 1885) • Unterredung mit Herbert Bismarck • Bulgarien und Prinz Alexander Battenberg • Der Sommer 1885 in St. Petersburg • Annullation der Ehe der Gräfin Marie Dönhoff durch den Heiligen Stuhl • Vermählung in Wien am 9. I. 1886

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL 593

Salzburg • Besuch bei Marco Minghetti in Rom • In Berlin • Der Abend im Hause Bismarck • Diner im Kronprinzlichen Palais • Besuch des Kronprinzen bei Frau von Bülow • Ihr Empfang bei Kaiserin Augusta • Gespräch mit Kaiser Wilhelm I. • Aufnahme in St. Petersburg • Hof, Gesellschaft und Diplomatie • Das russische Ministerium des Äußern: Vlangaly, Lambsdorff • Revolution in Sofia Bismarcks Stellung zur Bulgarischen Frage und zur „Battenbergerei" • Berlin im Frühjahr 1887 • Frühstückstafel beim Kronprinzenpaar • Die Verlobung der Prinzessin Viktoria mit Alexander von Battenberg, Bismarcks Widerstand

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL 608

Besuch bei der Mutter in Seelisberg • Mit General von Loë und General Graf Waldersee in Axenstein • Reichstagsauflösung und Septennat • Drohende Kriegsgefahr 1887 • Die innerpolitische Lage und Rußland • Großfürst Wladimir Der Rückversicherungsvertrag • Bismarcks letzte große Rede

VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL 615

Operation des Kronprinzen • Tod Kaiser Wilhelms I. (9. III. 1888) • Trauerfeier in St. Petersburg • Frau von Bülow in Berlin bei Kaiserin Friedrich und Königin Victoria von England • Die Königin über Bismarck • Der Abend bei Bismarck Gesandter in Bukarest • König Carol • Rumänische Politiker: Peter Carp und Bratianu • Tod des Kaisers Friedrich (15. VI. 1888) • Die Aufgabe des kaiserlichen Gesandten in Bukarest

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL 626

Nieuport im Hochsommer 1889 • Franz Arenberg • Erste Anzeichen des kommenden Sturzes von Bismarck • In Berlin • Unterredung mit dem Chef der

Reichskanzlei, Rottenburg • Diner bei Graf Wilhelm Pourtalès, Herbert Bismarck und Hugo Lerchenfeld • Rückkehr nach Bukarest • König Carol über Bismarck Mein Brief an Phili Eulenburg vom 2. III. 1890 • Entlassung Bismarcks (20. III. 1890) • Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland • Russisch-französischer Allianz-Vertrag • Die deutsche öffentliche Meinung nach Bismarcks Rücktritt

SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL 642

König Carol über die Entlassung des Fürsten Bismarck • Verlobungsfeier im rumänischen Königshause • Ernennung Bülows zum Botschafter in Rom • Abschied von König Carol • Letztes Zusammensein mit der Mutter in Berlin

SIEBENUNDVIERZIGSTES KAPITEL 652

Übernahme der Römischen Botschaft • Lage in Italien • Crispi, Blanc • Die deutsche Kolonie • Kaisers Geburtstag 1894 • Kaiser Wilhelm II. besucht König Humbert in Venedig

ACHTUNDVIERZIGSTES KAPITEL 664

Reise nach Sizilien • Fürst Paolo Camporeale • Altavilla • Donna Laura Minghetti • Malwida von Meysenbug • Das Abessinische Abenteuer • Crispis Sturz, Marchese Rudini

NEUNUNDVIERZIGSTES KAPITEL 676

Besuch des Kaisers in Süditalien • Besteigung des Vesuv • Begegnung mit Kardinal San Felice, Erzbischof von Neapel • Die päpstliche Diplomatie, Kardinäle und Prälaten • Der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag und Fürst Bismarck • Die Kretische Frage • Die Nachfolge des Staatssekretärs Marschall Besprechungen mit Phili Eulenburg in Meran und Venedig • Korrespondenzen mit Berlin • Ungewißheit und Unsicherheit bis zur endlichen Entscheidung

NAMEN- UND SACHREGISTER 693

VERZEICHNIS DER BEILAGEN

Bülows Vater 24
Urgroßeltern Bülows: Reichsgraf und Reichsgräfin v. Baudissin 48
Senator Martin Johann Jenisch und Susanne von Bülow 64
Die „Emser Depesche“ 128
Bülows Mutter 144
Die „Times“ vom 25. Juli 1870 172
Benedettis Vertragsentwurf 176
Bülow als Secondelieutnant 240
Das Geburtshaus Bülows in Klein-Flottbek 256
Salon der Gräfin Schleinitz 304
Bülow auf einem Kostümball in Rom 328
Fürst Gortschakow 360
Prinz Heinrich VII. Reuß und Graf Metternich 392
Benjamin Disraëli (Earl of Beaconsfield) 440
Oppert-Blowitz, „Times“-Korrespondent in Paris 448
Kaiser Wilhelm I. mit seiner Schwester in Ems 500
Beileidsbrief Kaiser Wilhelms I. an Bülows Mutter 508
Beileidstelegramm Bismarcks an Bülow 512
Léon Gambetta 516
Donna Laura Minghetti 528
Marco Minghetti 536
Giers, Bismarck und Kálnoky in Skierniewice 568
Gräfin Marie Dönhoff 592
Bismarck am Schreibtisch 640
Francesco Crispi 672
Die „Krüger-Depesche“ 680

*

Dieser vierte und letzte Band der Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow hat ein eigenes Namen- und Sachregister. Das Register für die Bände I bis III befindet sich am Schluß des dritten Bandes

JUGEND-ERINNERUNGEN

I. KAPITEL

Frankfurt a. M. • Elternhaus • Frankfurter Diplomaten • Der Gesandte von Bismarck-Schönhausen • Erster Unterricht durch Gouvernanten und Hauslehrer • Erziehungsgrundsätze des Vaters

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethe setzte diese Verse an die Spitze seiner Orphischen Urworte. Er bemerkte dazu, daß die wenigen Strophen viel Bedeutendes enthielten, und das in einer Folge, die, wenn man sie erst kenne, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtere. Schiller läßt seinen Wallenstein sagen:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Dagegen schreibt im zweiten Kapitel seines „Bellum Jugurthinum“ Sallust, dessen Gärten die Höhe des Pincio einnahmen, wo jetzt die Villa Malta steht, in der ich diese Zeilen diktiere: „Animus incorruptus, aeternus rector humani generis, agit, atque habet cuncta, neque ipse habetur.“ Wer war echt? Die beiden größten deutschen Dichter oder Gaius Sallustius Crispus, einer der scharfsinnigsten Historiker aller Zeiten? Kann der Mensch sein Schicksal selbst gestalten? Oder treibt ihn seine ihm von einer stärkeren Gewalt aufgeprägte Individualität willenlos in die eine oder die andere Richtung, wie ein Blatt, das der Wind vor sich her weht? Liegt hier eine Antinomie vor, einer jener Widersprüche, in welche die Vernunft bei

Anwendung ihrer unbedingten Forderungen auf eine bedingte Welt mit sich selbst gerät? Jeder ehrlich erzählte Lebenslauf mag der Prüfung dieser Frage zugute kommen.

Wenn ich, nachdem ich das Alter des Psalmisten überschritten habe, meine Lebenserinnerungen niederschreibe, so möchte ich dies vorausschicken: Wer auf ein nicht nur langes, sondern auch bewegtes Leben zurückblickt, der weiß, daß Memoiren nur dann einen Wert haben, wenn sie aufrichtig und innerlich wahr sind. Wenn der Autor sagt, was war, wenn er berichtet, wie es zuging, wirklich zuging. Goethe hat einmal gesagt, daß, wer ein Blatt Papier vor sich und eine Feder in der Hand habe, getrost ans Werk gehen möge. Wenn er über seine Erlebnisse und Empfindungen die Wahrheit sage, könne er ein gutes, ja ein nützliches Buch schreiben. Ich trete nicht vor den Leser mit den Worten, mit denen Jean-Jacques Rousseau, seine „Confessions" in der Hand, vor den lieben Gott treten wollte, wenn einst die Trompete des Jüngsten Gerichts erschallen sollte: „Voilà ce que j'ai fait, ce que j'ai pensé, ce que je fus. Rassemble autour de moi l'innombrable foule de mes semblables; qu'ils écoutent mes confessions, qu'ils rougissent de mes indignités, qu'ils gémissent de mes misères. Que chaqun d'eux découvre à son tour son cœur au pied de ton trône avec la même sincérité, et puis qu'un seul te dise, s'il l'ose: Je fus meilleur que cet homme là." Ich begnüge mich mit dem Wort des Terenz, das den Beifall des heiligen Augustinus fand: „Homo sum; humani nil a me alienum puto."

Kindheit in Frankfurt a. M.

Ich betrachte es als ein Glück, daß ich die ersten Eindrücke meines Lebens in Frankfurt a. M. empfing. Als der spätere Finanzminister Johannes Miquel 1880 sein Amt als Oberbürgermeister von Frankfurt antrat, sagte ihm die Kaiserin Augusta in der ihr eigenen nachdenklichen und dabei geistig feinen Art: „Frankfurt ist weder Norddeutschland noch Süddeutschland. Frankfurt ist eben Frankfurt." Daß ich in der Stadt aufwuchs, wo norddeutsche und süddeutsche Art sich begegnen, die den Süden mit dem Norden verbindet, hat mich von Kindesbeinen an gegen allen Partikularismus gefeit und es mir erleichtert, mich frühzeitig mit der Gesinnung zu erfüllen, in welcher der wackere, als ich ein Knabe war, noch lebende Ernst Moritz Arndt 1813 gesungen hat: „Das ganze Deutschland soll es sein!" In diesem Sinne faßte ich Jahrzehnte später, am 13. Januar 1902, im Preußischen Abgeordnetenhaus mein politisches Glaubensbekenntnis in die Worte zusammen: „Nach einseitigen Gesichtspunkten werde ich Ihnen die Politik dieses Landes niemals zurechtschneiden. Ich werde Ihnen ebenso wenig eine protestantisch-konfessionelle oder eine katholisch-konfessionelle Politik machen, wie ich Ihnen eine liberale oder eine konservative Parteipolitik machen kann und will. Für mich als Ministerpräsidenten und Reichskanzler gibt es weder ein katholisches noch ein protestantisches,

weder ein konservatives noch ein liberales Preußen und Deutschland, sondern vor meinen Augen steht nur die eine und unteilbare Nation, unteilbar in materieller und unteilbar in ideeller Beziehung.“*

Keine Stadt in Deutschland war wohl mehr geeignet als Frankfurt, dem Knaben die Einheit, die Größe, aber auch die Tragik der deutschen Geschichte vor Augen zu führen. In dem ehrwürdigen Dom, der sich über der Straßen quetschende Enge und niedrige Häuser, über Giebel und Dächer, über das ganze Frankfurter Häusermeer gotisch und dunkel erhebt, waren die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewählt und gekrönt worden. Hier hatte Bernhard von Clairvaux vor Konrad III. den Kreuzzug gepredigt, und der erste der Hohenstaufen-Kaiser trug den Zisterzienser-Abt auf seinen Armen aus dem Getümmel des Volkes. Nicht weit vom Dom erblickte ich den dreigiebligen Römer. Ich stieg die breite Steintreppe empor und stand im Kaisersaal. An der Hand meines Hauslehrers Lohr, eines wackeren Kurhessen, der später als Generalsuperintendent der Provinz Hessen-Nassau viele Jahre segensreich gewirkt hat, betrachtete ich die überlebensgroßen Bilder der deutschen Kaiser. Mit Ehrfurcht stand ich vor dem großen Karl, der Frankfurt den Namen gab. Das Rolandslied, so belehrte mich mein Lehrer, rühme von diesem ersten deutschen Kaiser, er sei den Feinden des Reiches schrecklich, dem deutschen Volke aber traulich gewesen, zwölf Paladine hätten ihn umstanden wie Christum die zwölf Apostel. Die Geschichte melde, daß Orient und Okzident sich vor ihm neigten, die Kirche ihn unter ihre Heiligen versetzte, daß er der Bildner und Schöpfer seines Zeitalters war, der Begründer der mittelalterlichen Bildungsformen. Und der gute Lohr, der ein feuriger Patriot war, prägte mir die wehmütigen Verse ein, die zwanzig Jahre früher, angesichts der beiden im Schwabenlande sich erhebenden schlanken historischen Berggipfel, des Hohenstaufen und des Hohenzollern, der schwäbische Dichter Pfizer an den ersten deutschen Kaiser gerichtet hatte:

Kaiser Karl, von dem sie sagen,
Daß noch oft Dein Banner rauscht,
Wenn Du fliegst im Wolkenwagen
Und Dein Volk dem Siegsruf lauscht,
Wo bist Du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr;
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.

---

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe, herausgegeben von Johannes Penzler und Otto Hoertsch, Band I, Seite 260. — Fürst Bülows Reden, Kleine Ausgabe herausgegeben von Wilhelm von Massow, Band II, Seite 99.

Lohr erzählte mir von den Sachsenkaisern, von Kaiser Heinrich, den sie vom Finkenherd im Harz auf den deutschen Kaiserthron riefen, von seinem Sohn, dem großen Kaiser Otto, der die Slawenstämme zwischen Elbe und Oder unterwarf und die Polen wie die Böhmen zur Anerkennung der deutschen Lehnshoheit zwang, dem Sieger in der gewaltigen Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg. Er sprach mir auch von seinem phantastischen Enkel, Otto III., der, lebensmüde, obwohl kaum 22 Jahre alt, auf der Burg Paterno bei Rom starb, von dem Salier Heinrich III., unter dem das Heilige Römische Reich Deutscher Nation den Gipfel seiner Macht erstieg, der Lothringen gewann und mit der Ostmark den Grund zu Österreich legte, der drei italienische Päpste absetzte und nacheinander vier deutsche Päpste einsetzte, aber ach! schon mit neununddreißig Jahren starb. Noch lieber standen wir vor den Bildern der Hohenstaufen, am liebsten vor Kaiser Rotbart. Und wenn mir Herr Dr. Lohr von Barbarossa erzählte, der die deutsche Reichsherrlichkeit mit sich hinabgenommen hätte, aber wiederkommen würde mit ihr zu seiner Zeit, so überkam mich eine große Sehnsucht, daß die Raben endlich aufhören möchten, um den Kyffhäuser zu fliegen, daß der Kaiser herauträte aus seinem unterirdischen Schloß und mit ihm des Reiches Herrlichkeit. Die Habsburger-Kaiser gefielen mir weit weniger. Nur zwei von ihnen zogen meine Augen auf sich: Kaiser Rudolf, weil ihm Schillers schönes Gedicht vom festlichen Krönungsmahle im altertümlichen Saale zu Aachen galt, und der finstere Carolus Quintus. Dessen ablehnende Haltung gegen unseren teuren Dr. Martin Luther nahm ich ihm zwar übel, aber daß die Sonne in seinem Reich nicht unterging, gefiel mir doch. Die Leopolde und Ferdinande, die Franz und Josef mit ihrer hängenden Unterlippe fand ich ledern.

Der preußische Bundestagsgesandte

Meine Eltern wohnten in der Neuen Mainzer Straße. Nicht weit von uns, in der Gallusgasse, hatte sich der preußische Gesandte, Herr von Bismarck-Schönhausen, eingemietet. Der war in den Frankfurter Diplomatenkreisen nicht gerade beliebt. Preußen war nicht in der Mode, weder im deutschen Vaterlande noch in der weiten Welt. Die schwächliche Haltung der preußischen Regierung im kurhessischen Konflikt hatte das preußische Ansehen stark erschüttert. Alle Welt spottete über den Schimmel von Bronzell, das einzige Opfer eines Vorpostengefechts zwischen preußischen und österreichisch-bayrischen Truppen. Der preußische Ministerpräsident Manteuffel erschien gegenüber seinem Antagonisten, dem vornehmen, hochfahrenden Fürsten Felix Schwarzenberg, dem letzten großen österreichischen Staatsmann der alten Schule, als ein subalterner Bürokrat, Friedrich Wilhelm IV. als ein irrlichterierender und dabei schwächlicher Träumer, verglichen mit dem um dreiunddreißig Jahre jüngeren Kaiser Franz Josef, den der Siegesglanz von Novara umleuchtete, dessen Heere Vater Radetzky

führte, dessen Haus sechshundert Jahre die deutsche Kaiserkrone getragen hatte.

Bülows Eltern

Diejenigen, welche dem Gesandten von Bismarck nähertraten, fanden, daß er Geist und Temperament besitze. Regeren Verkehr aber unterhielt der preußische Gesandte nur mit dem oldenburgischen Gesandten, Herrn von Eisendecher, und mit meinem Vater. Dieser vertrat als dänischer Gesandter beim Bundestag die Herzogtümer Holstein und Lauenburg. Er war fast gleichzeitig mit Herrn von Bismarck 1851 beim Bundestag akkreditiert worden. Seine Beziehungen zu Bismarck wurden bald herzlich und freundschaftlich und blieben es bis zu dem fast drei Jahrzehnte später erfolgten Tode meines Vaters. Ich mag sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, als ich Bismarck zum erstenmal mit Bewußtsein vor mir sah. Mein Vater und ich begegneten ihm auf der Bockenheimer Landstraße. Mein Vater hielt mich an der Hand. Bismarck frug: „Ist das Ihr Ältester?“ Mein Vater bejahte und frug seinerseits den preußischen Kollegen, wie er mich fände. Lächelnd meinte dieser: „Der Junge sieht ehrgeizig aus.“ Mein Vater antwortete: „Das tut mir leid. Ich halte es mit den Herrnhutern, die singen: Vor unseligem Großwerden behüte uns, lieber Herre Gott.“ Bismarck sann einen Augenblick nach, dann meinte er: „Die guten Herrnhuter haben recht. Was hülfe es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme dabei Schaden an seiner Seele.“

Zwischen meiner Mutter und Frau von Bismarck bestand über vierzig Jahre, bis zu ihrem im gleichen Jahr 1894 erfolgten Tode, herzliche, nie und durch nichts getrübte Freundschaft. Sie glichen sich in gleich treuer Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, in ihrer unbegrenzten Liebe zu Mann und Kindern. Sie waren beide von heiterer Gemütsart, natürlich und unbefangen. Vor allem verband sie tiefe und aufrichtige evangelische Frömmigkeit. Frau von Bismarck entstammte dem Kreise der „Erweckten“ ihrer pommerschen Heimat. Meine Mutter kam aus dem pietistisch gerichteten Hause ihrer Eltern Rücker und ihrer Großeltern Jenisch in Hamburg und war im Geiste strenger Gläubigkeit, aber auch unermüdlicher Fürsorge für Arme und Kranke, im Geiste von Johann Hinrich Wichern, dem Gründer des Rauhen Hauses, und der unvergeßlichen Amalie Sieveking erzogen worden. Ich besitze noch ein Christusbild, das mir Frau von Bismarck 1857 schenkte, als ich acht Jahre alt war. Es stellt den Erlöser am Kreuze dar, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, darunter die Verse:

O Lamm Gottes, unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet,
Allzeit erfunden geduldig,
Wiewohl du warest verachtet.

All Sünd hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen:
Erbarm dich unser, o Jesu!
Gib uns Frieden, o Jesu!

Das Bild hängt noch heute über meinem Bett.

Fürst Gortschakow

Im Hause meines Vaters machte Herr von Bismarck die Bekanntschaft eines Russen, dem er später noch öfter begegnen sollte, des Fürsten Alexander Michailowitsch Gortschakow, damals russischen Gesandten in Stuttgart und zugleich Vertreters des Zaren beim Frankfurter Bundestag. Mein Vater frug den ihm befreundeten Gortschakow, ob er den neuen preußischen Gesandten Bismarck schon kenne. Als Gortschakow die Frage verneinte, schlug ihm mein Vater vor, abends bei uns zu speisen, er erwarte Bismarck zu Tisch. Gortschakow werde einen interessanten Mann kennenlernen. Gortschakow kam. Bismarck sprühte von Geist. Gortschakow verhielt sich eher zuhörend. Als Bismarck nach Tisch fortging, um noch an einer Soiree in einem anderen Hause teilzunehmen, frug mein Vater den Russen: „N'est-ce pas, qu'il a de l'esprit?" Gortschakow erwiderte: „Il en a même trop."

Mit Dankbarkeit und Rührung denke ich daran, mit welcher Güte und Weisheit mein Vater mich erzog. Insbesondere ließ er es sich angelegen sein, die bedenklichen oder gar schlechten Anlagen, die in jeder Kinderseele schlummern, rechtzeitig zu bekämpfen. Ich hatte mir ein kleines Tagebuch angelegt und als Motto auf die erste Seite eingetragen: ‚Non impero sed imperam'. Mein Vater nahm mich beim Ohrläppchen und frug: „Was soll der Unsinn bedeuten?" Beschämt und verlegen gab ich zu verstehen, ich hoffte, in späteren Jahren einmal führen, befehlen zu können. Mein Vater erwiderte: „Erstens sollst du gehorchen lernen, bevor du befehlen kannst. Und auch wenn du gelernt haben wirst zu gehorchen, ist es noch sehr die Frage, ob du die Fähigkeit zum Führen haben wirst. Und dann lerne erst die Grammatik. Es muß nicht heißen ‚imperam', sondern ‚imperabo'!"

Als ich einmal mit meinem Vater an einem heißen Tage nach Wiesbaden fuhr, verfiel ich in der Bahn in einen Halbschlummer. Im Coupé mit uns befand sich eine etwas affektierte, sehr sentimentale Dame. Ich hörte, wie sie, auf mich deutend, flüsterte: „Welch schöner Knabe! Das Bild des schönen Schlafes!" Als wir, in Wiesbaden angekommen, dort zum Neroberg gingen, um die griechische Gruftkapelle zu besichtigen, in der die erste Gemahlin des Herzogs Adolf von Nassau, eine russische Großfürstin, ruht, sagte ich zu meinem Vater, ich hätte wohl verstanden, was die freundliche Dame über mich gesagt hätte. „Du hast", erwiderte mein Vater, der sich auch hier als geborener Pädagoge erwies, „ganz falsch verstanden. Sie hat

gesagt, du schautest aus wie ein Affe, und ich habe erwidert, es käme nicht auf das Äußere an, sondern auf Fleiß und Betragen." Auch auf den Spaziergängen, die mein Vater fast täglich mit mir unternahm, benutzte er jede Gelegenheit, um, ohne meine kindliche Unbefangenheit und Fröhlichkeit zu beeinträchtigen, mich ambulando zu belehren. Ich sehe noch die Mainzer Landstraße vor mir, auf der wir gingen. Wir blieben vor einer kleinen Wiese stehen, auf der ein Offizier ein Pferd an der Longe gehen ließ. Um das Tier an den Knall der Pistole zu gewöhnen, gab er alle fünf Minuten einen Pistolenschuß ab. Mein Vater bemerkte, daß, wenn der Augenblick des Schusses sich näherte, ich eine gewisse Nervosität an den Tag legte, beim Schuß aber zusammenfuhr. Mit Ernst sagte er mir: „Sei nicht nervös, wer nervös ist, bringt es zu nichts. Keep up your nerves, Sir!" Ich habe seine Mahnung nie vergessen. In mehr als einer kritischen Lage, bei stürmischen Debatten in den Parlamenten, bei mehr als einer ernsten Unterredung mit Wilhelm II., bei großen Entscheidungen, bei schwierigen Situationen meines Privatlebens dachte ich an die Worte meines Vaters: „Keep up your nerves, Sir!"

Bismarck und 1848

Ich durfte meinen Vater auch begleiten, wenn er mit anderen Herren ging. Gar mancher Spaziergang steigt in meiner Erinnerung auf, den mein Vater gemeinsam mit Herrn von Bismarck vor den Toren der alten Reichsstadt Frankfurt unternahm. Wenn ich auch sehr jung war, so verstand ich doch wohl wenn nicht jede Einzelheit so doch Gang und Tendenz der Unterredung, die sich häufig um das Jahr 1848 drehte. Die beiden Gesandten waren darüber einig, daß die politische Unfähigkeit der Deutschen selten oder nie so drastisch zutage getreten sei wie in der Frankfurter Paulskirche. Seiner Art entsprechend, gab mein Vater dieser Auffassung in maßvollen Worten Ausdruck, ja mit einem Unterton von Mitleid, selbst von Anerkennung für den Idealismus der führenden Männer der Paulskirche. Dagegen konnte sich Bismarck gar nicht genugtun in sarkastischer, grausamer Verhöhnung und Verurteilung der theoretisierenden Bücherweisheit, des unpraktischen Doktrinarismus, des banausischen Spießbürgertums, der Philisterhaftigkeit der Achtundvierziger. Ich entsinne mich genau, daß Herr von Bismarck einmal den damals von vielen sehr hoch gestellten Heinrich von Gagern einen hohlen Schwätzer, ja (horribile dictu) ein politisches Kamel nannte. Der einzige Achtundvierziger, den er allenfalls gelten ließ, war Robert Blum, der wenigstens den Mut gehabt habe, sich in der Wiener Brigittenau erschießen zu lassen.

Rückschauend will ich nicht bestreiten, daß das Urteil des Gesandten von Bismarck über die Männer von 1848 nicht ganz gerecht, daß es zu scharf war. Die Absichten der Achtundvierziger waren edel, ihre Ziele vielfach die richtigen. Allerdings stand ihr Können in keiner Weise auf der

Höhe ihres guten Willens. Nun bedeutet aber nach Schopenhauer der gute Wille, der in der Moral alles ist, in der Kunst gar nichts, weil es da allein auf das Können ankommt. Die Politik steht nur in losem Zusammenhang mit der Moral. Sie ist auch keine Wissenschaft, sie ist eine Kunst. Die führenden Geister der Paulskirche scheiterten an ihrer Unterschätzung der Macht. Sie erkannten nicht, daß, wer regieren, wer führen will, ein Machtinstrument in der Hand haben muß, um als Ultima ratio die Gewalt anwenden zu können. Das wußte der preußische Bundestagsgesandte, der in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit meinem Vater zwischen dem Taunus- und dem Allerheiligentor auf und ab wandelte, als er 1862 in Berlin an das Steuerruder des preußischen Staates gestellt wurde.

Noch eine Äußerung des Bundestagsgesandten von Bismarck ist mir erinnerlich. Als er meinem Vater auseinandersetzte, daß Preußen irgendwie den Zusammenhang zwischen seinen östlichen und seinen westlichen Provinzen herstellen müsse, erklärte sich mein Vater aus Gründen der Legitimität wie der Moral und des Rechts gegen unrechtmäßige Annexionen. Bismarck erwiderte achselzuckend: „Friedrich der Große hat Schlesien gestohlen und ist doch einer der größten Männer aller Zeiten." Darin lag allerdings ein gewisser Widerspruch zu seiner vorher erwähnten Zustimmung zur Anschauung der Herrnhuter. Wo ist aber der Mensch, in dessen Innerm keine Gegensätze sich bekämpfen, keine Widersprüche sich regen? Ich möchte sogar behaupten, daß gerade bedeutende Menschen, und die Größten am allermeisten, innere Widersprüche und Gegensätze zu überbrücken und auszugleichen haben.

Graf Rechberg

Herr von Bismarck war nicht der einzige Kollege, mit dem mein Vater lustwandelte. Oft begegneten wir auch dem österreichischen Gesandten, dem Präsidialgesandten, wie man damals sagte. Graf Bernhard von Rechberg und Rothenlöwen war äußerlich sehr verschieden von Herrn von Bismarck. Er war von kleiner Figur, fast zierlich, glatt rasiert, während für den preußischen Gesandten sein buschiger Schnurrbart charakteristisch war. Rechberg trug auch eine Brille, mit der man sich Bismarck gar nicht hätte vorstellen können. Rechberg ähnelte überhaupt in keiner Weise dem „Junker keck, der Kaufleut' und der Wandrer Schreck" in Uhlands Gedicht. Er sah aus wie ein Gelehrter, entstammte aber einem reichsunmittelbaren Geschlecht, das im schwäbischen Grafenkollegium gesessen hatte. Obgleich Rechberg für hitzig und hochmütig galt und Bismarck nicht gerade ein sanftes Lämmchen war, kamen beide im großen und ganzen persönlich gut miteinander aus. Jedenfalls stand Bismarck zu Rechberg in einem weit besseren Verhältnis als zu dessen Vorgänger, dem hochkultivierten, mehr liberal orientierten Prokesch-Osten. Rechberg ist erst 1899 gestorben, dreiundneunzig Jahre alt. Er hat noch den Sturz, den Tod seines

großen Frankfurter Kollegen erlebt und wird sich manches dabei gedacht haben.

Herr von der Pfordten

Der bayrische Bundestagsgesandte Herr von der Pfordten war ein biederer Mann, aber mehr Professor als Diplomat. Er war der Vater der sogenannten Trias-Idee, d. h. einer Dreiherrschaft über Deutschland. Österreich, Preußen und an der Spitze der mittleren und kleinen Staaten Bayern sollten sich in die Leitung teilen, Bayern auf diese Weise das Zünglein an der Wage werden. Es war das eine der vielen verfehlten Ideen, die vor 1866, in der Bundestagszeit, in Deutschland auftauchten und aufs neue die traurige Tatsache aufdeckten, daß den deutschen Intellektuellen nur zu oft der Sinn für Realität und damit für Politik abgeht. Die Mittelstaaten hätten sich freiwillig allenfalls Österreich, ungern und nur unter starkem Druck Preußen, unter keinen Umständen Bayern untergeordnet, dem sie sich wenn nicht überlegen so doch durchaus ebenbürtig fühlten. Frau von der Pfordten war eine gute, behagliche Frau, auffallend dick, deshalb schwer beweglich, und wurde viele Jahre später bei dem Überschreiten eines Eisenbahngleises bei Weesen in der Schweiz totgefahren. Von den Söhnen Pfordten, die gleichzeitig mit mir das Frankfurter Gymnasium besuchten, machte der älteste, Max, Schulden und wurde bei dem großen Pariser Bankier Moritz Hirsch, dem sogenannten Türkenhirsch, untergebracht, der in den Champs-Elysées ein prächtiges Palais bewohnte. Als einmal dessen Vater, der sich durch Intelligenz und Sparsamkeit in seiner bayrischen Heimat in Fürth ein bescheidenes Vermögen erworben hatte, seinen Pariser Sohn besuchte und dieser ihm nicht ohne Stolz den jungen Max von der Pfordten und andere in seinen Dienst getretene Kavaliere vorstellte, meinte der Alte mit gutmütigem Spott: „Aber Moritz, du bist ja ein Lumpensammler geworden." Der zweite Sohn von der Pfordten, Kurt, wurde bayrischer Gesandter in Bern und vergiftete sich dort später unter dem Druck mißlicher Verhältnisse. Der dritte, Hermann, tat gut. Er hat als Universitätsprofessor in München musikalische Essays geschrieben und auch, wie ich mich zu erinnern glaube, ein patriotisches Trauerspiel verfaßt. Obwohl Bismarck nach dem siegreichen Ausgang des Krieges von 1866 Bayern politisch und Pfordten persönlich mit weiser Schonung behandelte, blieb der Vater Pfordten sein Gegner. Nach dem Tode meines Vaters, 1879, schrieb er mir, daß der Heimgang seines alten Frankfurter Kollegen ihn geschmerzt hätte und er persönlich den Hinterbliebenen sein herzliches Beileid ausspreche. Daß mein Vater sich auf den Boden des neuen Reichs gestellt habe, beklage er nach wie vor. Pfordten gehörte in die Kategorie der Beust, Dalwigk, Platen, jener mittelstaatlichen Minister, über die das Rad der Geschichte wegging. Er war weniger gewandt und unbegabter als die drei Vorgenannten, aber redlicher.

Herr von Eisendecher

Ich habe schon gesagt, daß sowohl das Bismarcksche Ehepaar wie meine Eltern in freundschaftlicher Beziehung zu dem oldenburgischen Gesandten Herrn von Eisendecher und dessen gescheiter Frau, einer Bremerin, standen. Herr von Eisendecher hatte zwei liebenswürdige Töchter, die beide Pommern heirateten, die ältere, Gustava, einen Herrn von Köller, die jüngere, Christa, einen Grafen Eickstedt. Christa, die mir immer eine gute Freundin geblieben ist, trat dem Bismarckschen Hause besonders nahe. Sie hat auch am Sterbebette des großen Fürsten gestanden, für dessen Eigenart es charakteristisch ist, daß er trotz der Intimität, die Christa mit dem Bismarckschen Hause verband, deren Bruder, den Gesandten in Karlsruhe, Karl von Eisendecher, nicht mehr über die Schwelle seines Hauses ließ, seitdem dieser, wie der Fürst glaubte, unter dem Einfluß des Großherzogs Friedrich von Baden im März 1890 den Standpunkt seines Chefs, des Ministerpräsidenten und Reichskanzlers, gegenüber Kaiser Wilhelm II. nicht mit der wünschenswerten Festigkeit vertreten hatte. Als Wilhelm II. 1897 dem Fürsten Bismarck seinen letzten Besuch machte, brachte er in seinem Gefolge auch Herrn von Eisendecher mit. Sobald Fürst Bismarck dies hörte, ließ er den Kaiser wissen, daß er Herrn von Eisendecher nicht in seinem Hause dulde, und dieser mußte während des ganzen Besuches im Sonderzuge warten.

Als Herr von Bismarck 1859 Frankfurt verließ, war mein Vater der einzige seiner Kollegen, der an die Bahn ging, um ihm Lebewohl zu sagen. Bismarck verabschiedete sich von meinem Vater nach einem kräftigen Händedruck mit den Worten: „Die neue Ära will mich an der Newa in jeder Beziehung kaltstellen. Wer weiß, wie lange ich überhaupt noch im Dienste bleibe."

Le Marquis de Tallenay

Von nichtdeutschen Diplomaten in Frankfurt war der französische Gesandte Tallenay eine originelle Erscheinung. In der Zeit, wo meine Erinnerungen beginnen, hatte er bereits den Dienst quittiert, seinen Wohnsitz in der schönen Mainstadt jedoch beibehalten. Damals gab er sein Alter auf siebzig bis achtzig Jahre an. Es wurde aber behauptet, daß er neunzig hinter sich habe. Mit glänzend gefärbtem Haar und Knebelbart, sah er noch ganz unternehmend aus. Er war schon unter dem Directoire in den diplomatischen Dienst eingetreten und hatte als Attaché und Secrétaire de Légation die Schlacht an den Pyramiden und Marengo miterlebt. Er hatte nacheinander der ersten Republik, Napoleon I., der Restauration, der Juli-Monarchie, der zweiten Republik und Napoleon III. gedient, fand das aber durchaus in der Ordnung. „Je ne sers pas les différents gouvernements qui se succèdent, je sers la France qui reste." Er hieß eigentlich M. Marquis, vertauschte aber seinen Namen mit dem wohlklingenderen seines Geburtsorts Tallenay, nannte sich erst M. Marquis de Tallenay und schließlich

le Marquis de Tallenay. Er verkehrte viel in unserem Hause und entzückte uns Kinder durch die Schnurren, die er uns erzählte. Der Erste Sekretär der Französischen Gesandtschaft in Frankfurt a. M., M. Gustave Rothan, war der Sohn eines protestantischen Geistlichen im Elsaß und trug einen outrierten Chauvinismus zur Schau. Er hat später eine Reihe in solchem Geist gehaltene, aber gut geschriebene Bücher über die preußisch-französischen Beziehungen von 1862 bis 1870 veröffentlicht. In Frankfurt wurde er namentlich von den Russen, aber auch von anderen, geschnitten, weil er 1855 als Mitglied der Französischen Gesandtschaft in Berlin den Diebstahl organisiert hatte, durch den ein vertraulicher Brief des Kaisers Nikolaus I. an König Friedrich Wilhelm IV. in die Hände der Franzosen gelangte. In diesem Brief hatte der Zar seinem Schwager mitgeteilt, daß die Bastion Malakow nur noch kurze Zeit zu halten wäre. Der Brief, zur Kenntnis des Generals Pélissier gebracht, entschied über den Fall von Sebastopol und damit über den Ausgang des Krimkrieges.

Ein großer Beau und Herzenbrecher war der spanische Gesandte Rancis y Villanuova, von dem das Gerücht ging, er sei der erste Liebhaber der Königin Isabella von Spanien gewesen, also jedenfalls der erste in einer langen Reihe. Vielleicht um diese Sünde abzubüßen, zog sich Rancis am Ende seines Lebens wie Karl V. in ein spanisches Kloster zurück. Er hat mich im Frühjahr 1873 in Metz besucht, wo ich damals am Bezirkspräsidium arbeitete. Ich zeigte ihm die Schlachtfelder von Gravelotte und Mars-la-Tour, die ihm staunende Ausrufe der Bewunderung für das Heldentum der preußischen Garde entlockten.

Der niederländische Gesandte, Herr von Scherff, befand sich in ähnlicher Lage wie mein Vater. Er vertrat beim Bundestag das Großherzogtum Luxemburg und einen Teil des Herzogtums Limburg, die, obwohl ein integrierender Bestandteil des Königreiches der Niederlande, zum Deutschen Bund gehörten. Der Tochter Pauline, in Frankfurt „Paulinche" genannt, hat in seiner treuen und redlichen Weise unser lieber Kaiser Wilhelm I. viele Jahre in Freundschaft gehuldigt. Paulinche ist als alte Jungfer gestorben, aber die sich nie verleugnende Sympathie des alten Herrn für sie und die kleinen Aufmerksamkeiten, die er ihr mit seinem feinen Herzenstakt erwies, verschönten den Herbst ihres Lebens mit Sonnenschein. Der einzige Sohn der Familie Scherff trat in preußischen Dienst und wurde ein ausgezeichneter Generalstabsoffizier und bahnbrechender Militärschriftsteller, der über Strategie und Taktik wertvolle Abhandlungen veröffentlicht hat.

Der mecklenburgische Bülow

Mecklenburgischer Gesandter am Frankfurter Bundestag war ein Vetter meines Vaters, Bernhard Vollrath von Bülow. Er war der einzige Sohn des mecklenburgischen Oberstallmeisters Vollrath von Bülow, der sich

durch seinen Biedersinn, seine treue Anhänglichkeit an das großherzogliche Haus und als hervorragender Reiter im Lande der Obotriten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts allgemeine Verehrung erworben hatte. Der Sohn hatte nicht die robuste Konstitution des Vaters geerbt. Er starb, kaum vierundvierzig Jahre alt, schwindsüchtig in Mentone. Seine Witwe Paula hat nach seinem Tode lange Zeit in Schwerin als Oberhofmeisterin fungiert und war am Berliner und am Wiener wie am russischen Hofe gleich bekannt und beliebt. Sie war eine Tochter des langjährigen württembergischen Gesandten in Wien und Berlin, des Grafen Franz de Paula von Linden und einer Freiin von Hügel. Im Schwabenlande scherzte man in der Bundestagszeit: „Auf einem Hügel steht eine Linde und vor der Linde ein Wächter." Die drei Familien Hügel, Linden und Wächter saßen in mancher fetten Pfründe und übten auf diese Weise starken politischen Einfluß aus. Meine Tante Paula war sehr schön. Sie hatte als junge Komteß in Wien dem Erzherzog Max den Kopf verdreht. Er wollte sie partout heiraten, was von seiner Mutter, der Erzherzogin Sophie, nicht ohne Mühe verhindert wurde. Vielleicht würde der arme Erzherzog, wenn er der Gatte der gescheiten und verständigen Paula Linden geworden wäre, sich nicht auf das mexikanische Abenteuer eingelassen haben, an dem er jämmerlich zugrunde ging. Paula Bülow-Linden hat unter dem Titel „Aus verklungenen Zeiten" einen schmalen Band veröffentlicht, in dem sie ohne Prätension, aber mit Anmut, aus ihrem fast achtundachtzigjährigen Leben (1833 bis 1920) manches Hübsche und auch einiges Interessante erzählt. Ganz vorurteilsfrei, obwohl sie zeitlebens an Höfen gelebt hatte, stand sie noch als achtzigjährige Frau in regem Briefwechsel mit Ernst Häckel, dem Philosophen Carneri, mit Paul Lindau, Josef Kainz, Cäsar Flaischlen, dem Grafen Paul Hoensbroech, Wolzogen und vielen anderen. Am Abend ihres Lebens neigte sie zu sozialistischen Ideen und arbeitete mit regem Eifer einen Plan gemeinsamer staatlicher Kindererziehung aus, zu dem sie die Anregung 1874 bei einem Besuch des Moskauer Findelhauses empfangen hatte.

Die österreichische Mission

Von Österreichern verkehrten in meinem elterlichen Hause während unserer Frankfurter Zeit freundschaftlich zwei Herren, die später in ihrem Vaterland an wichtigen Posten stehen sollten. Der damalige Legationssekretär Braun wurde als Freiherr von Braun Chef der Kabinettskanzlei des Kaisers Franz Josef, den er während Jahren und Jahrzehnten in allen inneren Fragen der Monarchie beriet, eine Stellung, die an die Arbeitskraft, die Gewandtheit und vor allem an die Geduld des Ratgebers wie des zu Beratenden sehr große Anforderungen stellte. Der damalige österreichische Militärattaché Hauptmann Friedrich Beck, ein Badenser aus Freiburg im Breisgau, diente seit 1846 im kaiserlichen Heer. Er wurde 1867 Vorstand

der Militärkanzlei des Kaisers, 1874 Generaladjutant und 1888 Chef des Generalstabs, was er bis 1906 blieb. Er ist erst 1920, als Neunzigjähriger, gestorben. Er, der noch unter Vater Radetzky bei Novara gefochten hatte, mußte den Zusammenbruch, das Ende des habsburgischen Hauses und Reiches erleben.

Baron Dumreicher

Erster Sekretär der österreichischen Mission war ein älterer Legationsrat, der, ähnlich wie der Marquis de Tallenay, seinen väterlichen Namen veredelt hatte. Er hieß von Hause aus Dumreicher, wurde aber unter dem Namen Oesterreicher in den k. k. Freiherrnstand erhoben. In der österreichischen Diplomatie der alten Zeit, also vor dem Schicksalsjahr 1866, wurden die Chefs der wichtigeren Missionen meist dem Hochadel entnommen. Da nun bei den Sprossen der Geburtsaristokratie bedauerlicherweise die dienstliche Brauchbarkeit nicht immer der Zahl der Ahnen entsprach, wurden solchen Chefs bürgerliche Räte beigegeben, denen die eigentliche Berufsarbeit oblag. Ein solcher, übrigens tüchtiger Beamter war der Freiherr Dumreicher von Oesterreicher. Er hat unter dem Titel „Album d'un Diplomate" in französischer Sprache ein elegant eingebundenes, jetzt vergessenes und aus dem Buchhandel verschwundenes Buch verfaßt, das der diplomatischen Zunft manche noch immer nützliche Winke und Ratschläge gibt. Das erste Kapitel behandelt das Thema ‚Du Calme' und beginnt mit den Worten: „Un diplomate doit avoir un tempérament calme." In einem weiteren Kapitel heißt es: „On aime à attribuer une certaine fougue au génie et à se l'imaginer comme dispensé d'être patient. Mais le vrai génie ne manque jamais de patience; il attend toujours que les choses soient arrivées à maturité et il ne précipite rien par une impatiente impétuosité. C'est pour cela qu'un proverbe dit: La patience, c'est le génie." Über den Bon sens heißt es: „La diplomatie est le bon sens appliqué aux affaires du grand monde", über den Takt: „Le tact est la faculté de faire spontanément ce qui est convenable". Und an der Spitze des Artikels über die Intelligenz steht der zweifellos richtige und nicht genug zu beherzigende Satz: „Un diplomate ne saurait avoir trop d'intelligence." Wenn unsere diplomatischen Geschäftsführer im Unglückssommer 1914 diesen goldenen Worten und Winken des seligen Dumreicher entsprochen hätten, so hätten sie das deutsche Volk vor der fürchterlichsten Katastrophe bewahrt, die seit der Heimsuchung des Dreißigjährigen Krieges unser Vaterland betroffen hat.

Die Dänische Gesandtschaft am Bundestag

Mit den beiden Legationssekretären, die sich unter meinem Vater an der Dänischen Gesandtschaft am Bundestag betätigten, hat mich das Leben später wieder zusammengeführt. Der eine, H. von Bille, wurde dänischer Gesandter in London. Ich bin ihm dort und anderswo wiederholt begegnet. Der andere, Herr von Wind, war dänischer Gesandter in St. Petersburg,

als ich 1875 zum erstenmal dorthin kam; er war dänischer Gesandter in Berlin, als ich 1900 Reichskanzler wurde. Bille und Wind wohnten in Frankfurt in unserem Hause, wo sie bei meinem Vater die herzlichste Aufnahme gefunden hatten. Meine Beziehungen zu den beiden vortrefflichen Diplomaten sind immer freundlich geblieben.

Unser Kanzleisekretär in Frankfurt hieß Kräuter, und kein Kräutchen im Küchengarten konnte bescheidener sein als er. Er war ein Freund des preußischen Kanzleisekretärs Kelchner, der ihm oft von seinem Chef, dem Gesandten von Bismarck-Schönhausen, sprach, den er einen „verwogenen Mann" nannte. In meinem Beisein charakterisierte Kelchner seinen Gesandten gelegentlich folgendermaßen: „Der ist ein Mann, der zu allem fähig ist. Wenn er keine Lust hat, einer Bundestagssitzung beizuwohnen, und ihm gerade kein besserer Vorwand einfällt, so macht er es wie folgt: Er läßt anspannen, fährt die Mainzer Landstraße hinunter, von da auf die erste beste Wiese, läßt den Wagen halten und hebt mit seinem Kutscher ein Rad vom Wagen aus. Dann schickt er den Kutscher nach der Eschenheimer Gasse mit dem Auftrag, im Bureau des Bundestags zu melden, daß er infolge eines Wagenunfalles nicht zur Sitzung kommen könne. Und es geht ihm durch! Ja, das ist ein verwogener Mann." Kelchner hat seinen großen Vorgesetzten von Frankfurt nach St. Petersburg und von da nach Berlin begleitet, wo ich ihn, als ich Staatssekretär wurde, also nach fast vierzig Jahren, nicht allzu gealtert, wieder vorfand.

Ein häufiger Gast auf der Frankfurter Promenade war der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, eine Ruine aus der Rheinbundzeit. Ihm hatte in der Schlacht von Leipzig, als er seine hessische Division zum Angriff vorführte, Napoleon ermunternd zugerufen: „En avant, Roi de Prusse!" Der korsische Imperator hatte den hessischen Prinzen, der sein eifriger Anhänger war, für den Fall des Sieges über die Verbündeten zum König von Preußen in Aussicht genommen.

Dr. Arthur Schopenhauer

Die wenigsten Bewohner von Frankfurt ahnten, daß in den fünfziger Jahren zwei Männer in ihrer Stadt lebten, deren Name noch nach Äonen mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt werden wird: der preußische Bundestagsgesandte Otto von Bismarck-Schönhausen und der Philosoph Arthur Schopenhauer. Von diesem sprach uns bisweilen unser freundlicher Hausarzt, der von uns Kindern sehr geliebte Doktor Stiebel. Dieser Schopenhauer, erzählte er uns, sei ein ganz verdrehtes Haus. Kein Mensch wisse, an wen der glaube. Auf seinem Tisch stehe ein kleiner Buddha, an den richte er, wie es scheine, seine Gebete. Der große Philosoph wohnte an der Schönen Aussicht, wo wir oft spazierengingen. Als ich dort einmal einem in vorgebeugter Haltung, mit auf dem Rücken verschränkten Händen promenierenden und sehr verdrießlich ausschauenden Herrn begegnete,

sagte mir unser Hauslehrer: „Das ist Herr Schopenhauer, der übergeschnappte Philosoph, von dem der Herr Doktor Stiebel uns erzählt hat."

In meinem Hauslehrer Lohr hatte ich einen warmherzigen Patrioten zum Mentor. Sein Nachfolger Hopf war auch ein Hesse, aber von anderer Richtung. Von ihm sollte ich lernen, wie weit deutsche politische Verstiegenheit gehen kann. Er war aus den Kreisen des Literarhistorikers Vilmar in Marburg hervorgegangen, der in Kurhessen eine der Hauptstützen des ultra-reaktionären und starr-orthodoxen Systems Hassenpflug war. Unter den kleinen deutschen Dynastien hat kaum eine mehr gesündigt als das Haus Kurhessen, das sich durch den Verkauf von hessischen Landeskindern an England mit Schmach bedeckte. Der Landgraf Friedrich II. ließ zwölftausend arme Hessen in englischem Solde gegen Nordamerika kämpfen, wofür er 21 276 778 Taler erhielt, die ihm dazu dienten, das prächtige Schloß Wilhelmshöhe zu erbauen. Seine Nachfolger schienen zeigen zu wollen, wie weit man eine ehrliche und treue Bevölkerung in Deutschland kujonieren könne, ohne sie zu offenem Aufruhr zu treiben. Es gibt ein köstliches Gedicht von Chamisso, dem eine wahre Begebenheit zugrunde liegen soll. Der Kurfürst streicht eines Abends durch die Straßen seiner Residenz Kassel. Er hört durch ein offenes Fenster, wie ein altes Frauchen laut zu Gott betet um ein recht langes Leben für ihren gnädigen Herrn. Sehr verwundert fragt der Kurfürst die Alte, wie in aller Welt sie zu solchem Gebet komme. Sie erwidert ihm, der Großvater des regierenden Kurfürsten habe ihr von acht Kühen die beste genommen, weswegen sie ihm geflucht habe. Ihm sei sein Sohn gefolgt, der ihr zwei Kühe abgenommen habe. Sie habe auch diesem geflucht, und arg geflucht. *Hauslehrer*

Dann kamen höchst Sie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Kommt dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh.
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr,
Recht lange leben, ich bitte dich sehr!
Die Not lehrt beten.

Das Gedicht ist überschrieben „Das Gebet der Witwe". Das skandalöse Privatleben dieser Kurfürsten stand auf der Höhe ihrer sinnlosen Regierungs-Praxis. Trotzdem fanden sie Anhänger, die ihnen durch dick und dünn folgten und ihnen auch nach ihrem Sturz treublieben, als Kurhessen 1866 aus solcher Mißwirtschaft erlöst und mit Preußen vereinigt wurde. Zu diesen Eigenbrötlern gehörte auch mein Lehrer Hopf. Er redigierte während vieler Jahre ein Blatt, das nach der Einverleibung von Hessen in die preußische Monarchie den kurhessischen Partikularismus vertrat. Er

verlor darüber seine Pfarre, wurde aber nur immer verstockter. Seitdem ich preußischer Minister geworden war, griff Hopf nicht selten auch mich in seinem Blatt an, weil ich den Grundsätzen von Vilmar und Julius Stahl, die einst im Hause meiner Eltern in Frankfurt geherrscht hätten, untreu geworden sei. Als ich 1909 mein Amt niederlegte, schrieb er einen Artikel, den er mir übersandte, in dem er die Hoffnung aussprach, ich würde jetzt endlich zu den Grundsätzen und Anschauungen der fünfziger Jahre zurückkehren, dann könne mir mein Fall noch zu dauerndem Segen gereichen. Ich bin dem starrköpfigen Hopf trotzdem nicht böse, schon weil er, darin ein echter Schüler von Vilmar, mein Verständnis für die deutsche Sage, für unsere gewaltigen nationalen Heldengedichte, vor allem für das Nibelungenlied, erweckte.

II. KAPITEL

Rumpenheim · Königin Alexandra von England und Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland als Kinder · Bildungsideal des Vaters: Bibel und Kernlieder, Homer und Goethe · Im Frankfurter Gymnasium · Die Israeliten in Frankfurt · Die Familie Rothschild

Im landgräflichen Schloß

Nicht gar zu weit von Frankfurt entfernt liegt das hessische Schloß Rumpenheim. Dort regierte vor bald siebzig Jahren Landgraf Wilhelm von Hessen, der in dänischen Diensten gestanden und es bis zum dänischen General der Infanterie gebracht hatte. Er war der Neffe des 1836 verstorbenen Landgrafen Karl, der eine gewisse Rolle in der dänischen Geschichte gespielt hat. In meiner Bibliothek stehen dessen Denkwürdigkeiten, die, als Manuskript unter dem Titel „Mémoires de mon temps" gedruckt, heute längst vergessen, auch im Buchhandel vergriffen sind. Ein schmales Bändchen, das, dem Brauch der alten Zeit entsprechend in französischer Sprache geschrieben, nicht uninteressante Aufschlüsse über die Tragödie des Abenteurers Struensee enthält. Landgraf Wilhelm war vermählt mit der Prinzessin Louise Charlotte von Dänemark, einer Schwester des dänischen Königs Christian VIII. Seine Tochter Luise war die Gemahlin des Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg, der durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 zum Nachfolger des kinderlosen Königs Friedrich VII. im Gesamtstaat Dänemark bestimmt wurde.

Die Prinzessinnen von Glücksburg

Meine Eltern besuchten häufig Rumpenheim, und manchmal durfte ich sie begleiten. Dann spielte ich dort mit den anmutigen Töchtern des Prinzen Christian. Die ältere, Alexandra, die spätere Gemahlin des Königs Eduard VII. von England, war ein schönes, schlankes Mädchen. Sie hat ihre wunderbare Taille und ihren leichten, schwebenden Gang bis in ein hohes Alter bewahrt. Wenn ich später die Ehre hatte, ihr zu begegnen, neckte sie mich damit, daß ich sie bei unseren kindlichen Spielen, Kreisel, Reifen und Kämmerchenvermieten, bisweilen gepufft und sogar gekratzt hätte. Ich mußte wahrheitsgemäß erwidern, daß ich die Ehre gehabt hätte, von der reizenden Prinzessin gelegentlich unsanft behandelt zu werden. Die Prinzessin Dagmar, die spätere Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland, war lebhafter und wohl auch intelligenter als ihre um drei Jahre ältere

Schwester Alexandra, aber eigenwilliger. Prinz Christian von Glücksburg, der spätere König Georgios von Griechenland, der im Alter zwischen den beiden Schwestern stand, war für den dänischen Seedienst bestimmt. Ein Jahr bevor er den griechischen Thron bestieg, kam er mit seinem Vater nach Frankfurt, von wo beide einen Besuch in Rumpenheim abstatten wollten. Prinz Christian schlug meinem Vater eine Spazierfahrt um die Frankfurter Anlagen vor. Ich wurde mitgenommen. Als mein Vater den Vordersitz gegenüber den künftigen Königen von Dänemark und Griechenland einnehmen wollte, protestierte Prinz Christian: „Mein Sohn ist noch ein Kind. Er setzt sich mit Ihrem Jungen uns gegenüber." Ich kann mich auch noch wohl eines Besuches erinnern, den die Königin Karoline-Amalie von Dänemark, die Witwe des Königs Christian VIII. und Tochter des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg, meiner Mutter abstattete. Mein Vater war nicht zu Hause, und als die Königin fortging, forderte mich meine Mutter auf, Ihrer Majestät den Arm zu reichen und sie zu ihrem Wagen zu geleiten. Ich machte eine kleine Verbeugung und führte die Königin bis zu ihrem Wagen. Sie küßte mich auf die Stirn und sagte zu mir: „Das hast du sehr gut gemacht! Du wirst gewiß noch einmal dänischer Grand Chambellan werden." Ich erzählte diese kleine Reminiszenz aus meiner Kindheit viele Jahre später der Kaiserin Auguste Viktoria, die eine Nichte der Königin Karoline-Amalie war, als ich mit ihr und Wilhelm II. auf der Jacht „Iduna" vor Eckernförde kreuzte. Ich fügte hinzu: „Die Träume der Kindheit erfüllen sich selten. Schließlich habe ich es doch nicht bis zum dänischen Oberstkämmerer gebracht. Aber alles in allem und trotz mancher Sorgen, die mir Seine Majestät gelegentlich bereiten, gehe ich doch lieber in Berlin Unter den Linden spazieren als auf der Langelinie in Kjöbnhaven." Der Kaiser lachte sehr.

Der Taunus

Die Besuche in Rumpenheim waren für mein kindliches Gemüt auch deshalb erfreulich, weil der Weg durch eine reizende Gegend führte. Der Main, Frankens schöner Hauptfluß, ist nicht von der Sage umsponnen wie der Rhein, es ist auch nicht soviel Blut um ihn geflossen, er hat keine so große geschichtliche Rolle gespielt, aber seine stille und ruhige Art macht ihn dem teuer, der wie ich an seinen lieblichen Ufern gelebt hat. Ich kenne kaum eine Gegend, die so gemacht ist, den Sinn für landschaftliche Schönheit und die Liebe zur Natur zu entwickeln, wie die Umgebung von Frankfurt. Der Taunus mit seinen sanften Hängen und abgerundeten Bergkuppen lockt um so mehr, als er zu entfernt ist, um zur täglichen Gewohnheit zu werden, und daher immer neue Reize erschließt. Ich habe seitdem Tirol und die Karpathen, die italienischen und die griechischen Berge, ich habe vor allem die Schweizer Alpen kennengelernt, aber kein Gipfel hat meine Phantasie beschäftigt und angezogen wie der Feldberg mit dem Brun-

hildenstein, der steile Altkönig, dessen Spitze ein Steinwall umgibt, den die alten Germanen angelegt haben sollen. Wie frisch waren die Laubwälder des Taunus, wie herrlich der Blick von oben auf die weite Fläche, die sich am Fuß des Taunus ausbreitet, auf die vielen blühenden Ortschaften, auf die blauen Fernhöhen! Oft suchten wir das nahe der Stadt gelegene Frankfurter Wäldchen auf, in dem auch der preußische Gesandte von Bismarck-Schönhausen gern mit seiner Frau und seinen drei Kindern spazierenging. Wir gingen hinaus aufs Jägerhaus, wir wanderten nach der Mühle. An einem schönen Ostersonntag ging mein Vater mit uns Knaben hinauf zu jenem Stein, wo Goethe den „Osterspaziergang" gedichtet haben soll, wo Faust mit seinem Famulus Wagner von einer Wanderung rastet, wo er im ewigen Abendstrahl die stille Welt zu seinen Füßen sieht, wo das Gefühl hinauf- und vorwärtsdringt —

Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhn
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Mein Vater lebte und webte in Goethe. Das war damals nicht so allgemein wie heute. Der Einfluß von Goethe auf die Nation war in jener Zeit weniger groß als der von Schiller. Der hundertjährige Geburtstag von Goethe im August 1849 war kaum gefeiert worden. Die Liebe meines Vaters zu Goethe war so lebhaft, daß er mir gelegentlich sagte, er bedauere, mich nach seinem Großvater Bernhard genannt zu haben, er hätte mich auf den Namen Wolfgang taufen lassen sollen.

Meine Ausbildung lag bis zu meinem zwölften Jahr in den Händen meiner kurhessischen Hauslehrer. Vorher stand ich unter der Obhut englischer und französischer Gouvernanten, denen ich die Beherrschung des Französischen wie des Englischen verdanke, was mir meine spätere diplomatische Tätigkeit nicht unerheblich erleichtert hat. Zu den vielen mißverstandenen Äußerungen des Fürsten Bismarck gehört auch seine angebliche Bemerkung, Sprachkenntnisse wären nur für Kellner nützlich. Wenn dieses Wort wirklich gefallen ist, so war es natürlich eine Boutade. Es wird wohl so gewesen sein, daß Fürst Bismarck keine Lust hatte, diesen oder jenen jungen Anwärter für die Diplomatie zu nehmen. Als nun für den betreffenden Jüngling seine Sprachkenntnisse geltend gemacht wurden, mag Bismarck geantwortet haben: „Ein schönes Talent für einen Oberkellner!" Es war das nur eine Form der Ablehnung. In Wirklichkeit verlangte Fürst Bismarck von seinen Diplomaten mündliche und schriftliche Geläufigkeit

Gouvernanten

im Französischen und noch besser im Französischen und im Englischen. Ich glaube nicht, daß Bismarck einem Matthias Erzberger, der kein Wort Französisch verstand, geschweige denn sprechen konnte, entscheidende, schicksalsschwere Verhandlungen mit französischen Generälen und Diplomaten übertragen hätte. Ich bin jedenfalls den Engländerinnen und Französinnen, die mich in meiner Kindheit, wo sich fremde Sprachen am leichtesten und besten erlernen lassen, mit beiden Sprachen vertraut machten, noch heute dankbar. Meine englische Gouvernante, Miß P., war groß, schön gewachsen, sie hatte prächtige Zähne und Augen, die strenge blickten, auch wenn sie zärtlich gestimmt war. Meine französische Erzieherin, Mademoiselle T., war klein, zierlich, beweglich, ein wenig kokett. Miß P. schloß ihre Ermahnungen gern mit den Worten: „Mr. Bernhard, behave as a gentleman, otherwise I cannot love you." Mlle. T. flötete: „Mon petit Bernard chéri, soyez bien gentil avec votre bobonne qui vous aime tant." Miß P. und Mademoiselle T. gefielen mir beide sehr gut. Mein Vater sprach ausgezeichnet Französisch. Meiner Mutter war das Englische vertrauter, das damals in Hamburger Patrizierhäusern viel gesprochen wurde. Ein Zweig der Familie Rücker hatte sich im achtzehnten Jahrhundert nach England gewandt, war dort völlig anglisiert worden, unterhielt aber noch Verbindungen mit der alten Heimat und den Hamburger Verwandten.

Tanzunterricht

In Frankfurt erhielt ich meinen ersten Tanzunterricht. Unter den jungen Mädchen, mit denen ich mich im Reigen drehte, war auch Fräulein N., deren Mutter für die größte Schönheit der Frankfurter Gesellschaft galt. Man flüsterte sich zu, daß der österreichische Gesandte, Graf Friedrich von Thun-Hohenstein, ihr den Hof gemacht habe. Nach ihm sei ein eleganter preußischer Husarenoffizier, der Baron Max Schreckenstein, von ihr ausgezeichnet worden. Boshafte Zungen fanden, daß ihre ältere Tochter dem Grafen Thun, die jüngere dem Freiherrn von Schreckenstein gliche. Verständige Leute meinten mit Kaiser Justinian und dem guten Herrn N.: „Pater est quem nuptiae demonstrant." Meine Lieblingstänzerin war Fräulein von X., deren Vater der Bundes-Militär-Commission angehörte. Als mit dem Ende des Winters auch die Tanzstunden ihr Ende erreicht hatten und ich betrübt von meinen Tänzerinnen Abschied nahm, lief sie mir nach und umarmte und küßte mich unter Tränen. Es war dies das erstemal in meinem Leben, daß eine Dame die Güte hatte, mir spontan anzudeuten, ich wäre ihr nicht unsympathisch. Ich habe Fräulein von X. nie wiedergesehen. Sie ist aber nicht an Liebesgram gestorben, sondern hat einen wackeren General geheiratet, dem sie sieben Kinder schenkte.

Geistige Ausbildung

Meine geistige Ausbildung verdanke ich in allererster Linie meinem Vater. Er legte die Fundamente meiner Bildung. Als solche möchte ich einerseits die Bibel, andererseits Homer bezeichnen. Mein Vater gedachte der Worte,

die der heilige Paulus an seinen rechtschaffenen Sohn im Glauben, den Timotheus, richtete, dem er schreibt, daß alle Schrift, von Gott eingegeben, nütze sei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Mein Vater hatte aber auch nicht vergessen, was Goethe zehn Jahre vor seinem Tode an seinen Freund I. S. Zauger schreibt: „Prüfen Sie sich immerfort an dem diamantenen Schild der Griechen, in welchem Sie Ihre Tugenden und Mängel jederzeit am klarsten erblicken können." Schon als Kind betrachtete ich mit Andacht die schönen Umrißzeichnungen von John Flaxman zur Odysse und zur Ilias. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich beide las und damit eine Ahnung erhielt von der stillen Größe und der edlen Einfalt der Antike. So wurde ich zum Verständnis des homerischen Wesens erzogen und von früh an homerisch gestimmt. Darüber wurde die Heilige Schrift nicht vernachlässigt. Wir lasen täglich in der Bibel. Als ich auf die Schule kam, hatte ich schon das ganze Alte und natürlich auch das Neue Testament gelesen. Ich kannte an fünfzig Kernlieder auswendig, jene herrlichen geistlichen Lieder, die ein köstlicher Schatz der evangelischen Kirche sind. Viele von ihnen könnte ich noch heute aufsagen. Vor dem Einschlafen beteten wir das alte niederdeutsche Kindergebet von den vierzehn Engeln:

Abends, wenn ik slapen gah,
Viertein Engel bi mi stahn:
Twei tau min Haupten,
Twei tau min Feutten,
Twei tau mine Rechten,
Twei tau mine Linken,
Twei, di mi taudecken,
Twei, di mi upwecken,
Twei, di mi wiest
Int himmlisch Paradies
Un min Vadding un Mudding ok.

Ich bin der Ansicht, daß Goethe recht hat, wenn er (ich weiß nicht mehr, ob zu Eckermann oder zu einem anderen Freund) sagt, wer mit Aufmerksamkeit und Verständnis die Bibel lese, brauche kaum eine andere Lektüre. Buchstäblich freilich faßte mein Vater diese Bemerkung von Goethe nicht auf. Von Goethe selbst las ich schon als Kind den „Götz von Berlichingen" und viele Gedichte. Vor allem las ich Schiller. Als ich einmal mit einer starken Grippe zu Bett lag, gab mir mein Vater als Trost „Die Jungfrau von Orleans" zu lesen. Sie versetzte mich in eine solche Begeisterung, daß ich bei der Lektüre des elften Auftritts im fünften Aufzug, wo auf den Flügeln kriegerischen Gesanges die Seele Johannas sich frei aus ihrem Kerker schwingt, in Tränen ausbrach. Mein Vater verwies mir solche

„Impressionabilität", meinte aber lächelnd: „Non sine diis animosus infans." Was ich schon verstanden und was meiner Eigenliebe geschmeichelt haben muß, da ich mich daran erinnere.

Schillerfeier von 1859

Das erste Stück, das ich im Theater gesehen habe, war Shakespeares „Sommernachtstraum". Die komischen Szenen dieser unsterblichen Schöpfung des größten Dramatikers, die Scherze des Schnauz und Schluck, des Zettel und Squenz, des Schnock und Flaut versetzten mich in eine so lärmende Heiterkeit, daß Rufe laut wurden, man möge das „Jüngelche", das derartigen Lärm mache, schleunigst aus dem Theater entfernen. Auch dies trug mir eine berechtigte Ermahnung zu größerer Selbstbeherrschung ein. Die Schillerfeier im Jahre 1859 war seit 1848 vielleicht der erste Anlaß, wo in Deutschland wieder nationale Empfindung mit gewaltigem Schwung zum Ausdruck kam. Am Abend unternahm ich mit meinen Eltern eine Rundfahrt durch das erleuchtete Frankfurt. An vielen Häusern waren Transparente mit patriotischen Inschriften angebracht, namentlich aus der „Jungfrau von Orleans" und aus dem „Tell": „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre", „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft", und vor allem der Mahnruf des sterbenden Attinghausen: „Seid einig, einig, einig, einig!" Es gibt keine Ermahnung, deren der Deutsche auch heute mehr bedarf als jener Aufforderung zur Einigkeit. Unter Zwist und Hader, unter selbstsüchtigem Partikularismus in allen seinen Formen und Gestalten, unter dem Parteigeist und der Borniertheit des Parteiegoismus hat kein Volk mehr gelitten als das deutsche seit zweitausend Jahren.

Tod eines kleinen Bruders

Ich will von meiner frühesten Kindheit nicht Abschied nehmen, ohne der Stunden zu gedenken, wo zum erstenmal der Tod und der Schmerz vor mich traten. Ich war fünf Jahre alt. Meine Eltern waren, einer Einladung des Herzogs von Nassau folgend, nach Wiesbaden gefahren. Ich spielte mit meinen um ein, um zwei und um drei Jahre jüngeren Brüdern, Adolf, Alfred und Waldemar, in unserem Kinderzimmer. Auf einem Tisch in der Mitte der Stube stand ein großer Krug mit kochend heißem Wasser, den ein Stubenmädchen unvorsichtigerweise dorthin gestellt hatte. Der Jüngste von uns, Waldemar, zerrte mit kindlichem Unverstand an dem Tischtuch, der Krug fiel um, und das Wasser verbrühte den armen zweijährigen Knaben. Sein jämmerliches Geschrei tönt mir noch in den Ohren, ich sehe noch vor mir das Entsetzen und den Schmerz meiner Eltern, als sie einige Stunden später von Wiesbaden zurückkehrten. Der liebe Knabe starb unter furchtbaren Qualen zwei Tage später. In seiner Agonie küßte er mit seinen trockenen Lippen das Kruzifix, das neben seinem Bettchen hing. Es wurde ihm in seinen Sarg mitgegeben, als er auf dem schönen Frankfurter Friedhof beigesetzt wurde. Solange wir in Frankfurt lebten, besuchten wir



Bernhard Ernst von Bülow, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes
Der Vater des Fürsten Bülow.

einmal in der Woche sein Grab, und wenn wir vor dem kleinen Grabhügel standen, waren wir überzeugt, daß über uns droben im Himmel unser Brüderchen spiele, auf blumiger Wiese.

Ableben des Zaren Nikolaus

Drei Monate nach seinem Tode trat mein Vater mit der Nachricht ins Zimmer, daß Kaiser Nikolaus von Rußland am 2. März 1855 gestorben sei. Mein Vater war sehr erschüttert, denn er sah in dem Zaren Nikolai Pawlowitsch den Hort der monarchischen und konservativen Ordnung der Dinge in der Welt. Mein Vater stand mit dieser Auffassung nicht allein. Um dieselbe Zeit umarmte im Berliner Schloß König Friedrich Wilhelm IV. laut schluchzend den russischen Flügeladjutanten, der ihm die Trauerkunde von dem Ableben seines Schwagers überbrachte. Der preußische Gesandte beim Frankfurter Bundestag, Herr von Bismarck-Schönhausen, hatte dem Zaren Nikolaus I. zu Ehren seinem am 28. Dezember 1849 geborenen ältesten Sohn Herbert als zweiten Namen den Namen Nikolaus beigelegt. Mein Vater war, wohl infolge seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Gortschakow, bei Kaiser Nikolaus gut angeschrieben, der ihn bei einer Durchreise durch Frankfurt empfing und ihm persönlich das Großkreuz des Annenordens überreichte. Der Tod meines armen Brüderchens und der Tod des gewaltigsten Zaren, der seit Peter dem Großen auf dem russischen Kaiserthron saß, sind diejenigen Ereignisse meiner ersten Lebensjahre, deren ich mich besonders deutlich erinnere.

Festgottesdienste im Dom

Auch zwei feierliche Gottesdienste im Frankfurter Dom habe ich nicht vergessen; denn sie predigten eindringlich die Vergänglichkeit des Menschen und die Unsicherheit seiner Hoffnungen und Entwürfe. Im März 1856 stiegen im Dom Dankgebete zum Himmel empor, der dem Kaiser Napoleon III. und seiner Gemahlin Eugénie Montijo nach dreijähriger Ehe einen Sohn geschenkt hatte. Im August 1858 wurde das Tedeum für den erstgeborenen Sohn des Kaisers Franz Josef abgehalten, der den Namen Rudolf erhielt, in Erinnerung an den Kaiser Rudolf, von dem des habsburgischen Stammes Hoheit ausgegangen war. Ich wohnte beiden Feierlichkeiten bei. Meine französische Gouvernante, die mich zu der Feier für den Prince Impérial begleitete, weinte vor Rührung und Begeisterung. Der französische Gesandte, der den historischen Namen Salignac-Fénélon trug, strahlte. Größer noch als bei dem Tedeum für den künftigen Kaiser der Franzosen war die allgemeine Teilnahme bei der Feier für den Kronprinzen Rudolf, denn Österreich war in Frankfurt sehr beliebt. Der Prince Impérial sollte unter den Speeren und Messern von Zulukaffern verbluten, der Erbe der österreichischen, ungarischen, böhmischen, lombardischen, venezianischen, dalmatischen, kroatischen, slawonischen, galizischen, lodomerischen, illyrischen und noch einiger anderer Kronen in einer traurigen Liebeskatastrophe untergehen. Daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger

Bund zu flechten ist und daß das Unglück schnell schreite, ist nicht nur eine poetische Wendung in Schillers Glocke, das lehrt die Geschichte.

Das Frankfurter Gymnasium

Im Herbst 1861 wurde ich mit meinem Bruder Adolf, mit dem ich allen Unterricht gemeinsam erhalten hatte, der Quarta des Frankfurter Gymnasiums anvertraut. Als ich zum erstenmal meinen Platz in der Schule einnahm, legte ich nicht ohne Stolz die schöne Büchermappe auf den Tisch, die mir meine Eltern für diesen feierlichen Augenblick geschenkt hatten. Auf der Mappe stand in goldenen Lettern „B. B." (Bernhard Bülow). Der neben mir sitzende Knabe hatte gleichfalls eine schöne Mappe, auf der ein „H" neben einem „B" stand. Er hieß Hugo Bethmann, ist ein Menschenalter später nach Paris ausgewandert, ließ sich dort naturalisieren und verwandelte sich mit dem Mangel an Nationalstolz, der leider nur zu oft den Deutschen verunziert, in einen chauvinistischen Franzosen. Seine Söhne fochten im Weltkrieg gegen uns.

Bald nachdem ich in die Oberquarta des Frankfurter Gymnasiums aufgenommen worden war, mußte ich zum erstenmal erfahren, wie nah der Tarpejische Felsen dem Kapitol liegt. Einmal in der Woche wurde uns ein Extemporale diktiert, und je nach seinem Ausfall wurden die Schüler gesetzt. Bei dem ersten Extemporale, das ich zu schreiben hatte, wurde ich Dritter und war stolz wie ein Pfau. Das zweite Extemporale, acht Tage später, mißglückte, und ich mußte auf den 17. oder 18. Platz herunterrücken. O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum. Ich entsinne mich nicht, in meinem weiteren Leben eine ähnliche Enttäuschung, einen so bitteren Verdruß empfunden zu haben. Spätere Rückschläge in meiner Karriere haben mich viel gleichgültiger gelassen. Wohl ein Beweis, wie empfindlich das Selbstgefühl und das Seelenleben der Kindheit ist und daß es geschont werden muß. „Maxima debetur puero reverentia" ist ein weises Wort des Satirikers Juvenal. Um nicht zu früh wieder im Elternhause einzutreffen, nahm ich meinen Weg vom Gymnasium nach der Neuen Mainzer Straße nicht durch die engen und krummen Gassen und Gäßchen der alten Stadt, sondern längs dem Main und durch die Schöne Aussicht. Sehr melancholisch blickte ich auf die braungelbe Flut des Mains und die weißglänzende, stattliche Häuserreihe der Schönen Aussicht, auf die alte, ehrwürdige, heute leider abgerissene Brücke mit dem Standbild des großen Karl und dem „Gickel", einem vergoldeten Hahn, dem Wahrzeichen der Stadt Frankfurt. Wenn mich der selige Arthur Schopenhauer, der an der Schönen Aussicht wohnte, beobachtet hätte, würde er mich dazu beglückwünscht haben, daß ich auf diese Weise rechtzeitig zur Erkenntnis der Unbeständigkeit alles Irdischen und dadurch zu einem ruhigen Einblick in den Weltlauf und das Weltganze gelangen könne. Als ich endlich nach langem Zögern zu Hause eintraf und mein Mißgeschick dem Vater berichtete,

verwies er mir vor allem meine Niedergeschlagenheit. So leicht dürfe sich ein ordentlicher Junge nicht umwerfen lassen. „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ Beim nächsten Extemporale möge ich meine Gedanken besser zusammenhalten, dann würde ich die Scharte wieder auswetzen. Zu Weihnachten bekam ich denn auch ein gutes Zeugnis: Nr. II. Als ich es meinem Vater überreichte, meinte dieser: „Eine I wäre mir lieber gewesen.“ Nicht ohne Pikiertheit wies ich darauf hin, daß meine Mitschüler eine III, eine IV oder gar eine V bekommen hätten. Ich frug: „Was würdest du denn sagen, wenn es mir auch so ginge?“ Mein Vater erwiderte: „Dann würde ich dich Schneider werden lassen.“ Auch dies stand nicht ganz im Einklang mit der Auffassung der guten Herrnhuter. Bezeichnend für das Deutschland des Frankfurter Bundestages erscheint mir, daß von meinen Frankfurter Schulkameraden manche Wien, viele Paris besucht hatten. Berlin kannte keiner.

Das Kollegium

Der Direktor des Frankfurter Gymnasiums trug einen berühmten Namen. Er hieß Tycho Mommsen und war der um zwei Jahre jüngere Bruder des Geschichtschreibers und Altertumsforschers Theodor Mommsen. Er dozierte mit pedantischer Strenge die alten Sprachen. Sie hatte aber die gute Folge, daß er bei seinen Schülern eine feste Basis schuf, die sich später als vorteilhaft erwies. Übrigens hat auch Tycho Mommsen, ohne es dem größeren Bruder gleichzutun, durch seine Übersetzung Pindars, seine Aufsätze über die Satiren des Horaz und seinen feinen Essay über die Kunst des deutschen Übersetzens aus neueren Sprachen sich einen guten Namen gemacht. Das Frankfurter Gymnasium war eine Simultanschule. Meinen katholischen Mitschülern erteilte Geschichtsunterricht Professor Johannes Janssen, der, als zehn Jahre später der unselige Kulturkampf entbrannte, einer der leidenschaftlichsten Vorkämpfer der ultramontanen Richtung wurde. Seine Biographie des Grafen Friedrich Leopold Stolberg und vor allem seine „Geschichte des deutschen Volks seit dem Mittelalter“ sind in diesem Geiste gehalten, von dem auch die von seinem Schüler Ludwig von Pastor verfaßte monumentale Geschichte der Päpste erfüllt ist. Von meinen Lehrern am Frankfurter Gymnasium bewahre ich unserem Geschichtslehrer, Herrn Dr. Theodor Creizenach, ein besonders dankbares Andenken. Wie schon Dr. Lohr, so förderte er in mir Verständnis für die deutsche Geschichte und damit für nationales Empfinden. Dr. Creizenach war Israelit. Einmal malten während einer Pause ein paar ungezogene Jungen eine häßliche Karikatur an die Wandtafel, die auf die jüdische Abstammung unseres Lehrers hindeuten sollte. Mein Bruder und ich widersetzten uns dieser Roheit. Es kam zu einer Prügelei, bei der uns nach dem Ablauf der Pause unser Geschichtslehrer überraschte. Natürlich denunzierten wir die Übeltäter nicht, aber Dr. Creizenach schien doch den

Zusammenhang zu ahnen. Er gab mir die Hand mit den Worten: „Du bist ein braver Junge."

Die Rothschilds

Die Juden bildeten in Frankfurt ein bedeutsames und stark ausgeprägtes gewerbliches und gesellschaftliches Element. Noch existierte ziemlich unverändert die Judengasse, wo allein, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Juden hatten wohnen dürfen. Zur Nachtzeit und am Sonntag wurde die Gasse durch Tore abgeschlossen. Ich bin oft durch die Judengasse gegangen. In manchem halbverfallenen Haus wohnten an hundert Menschen. Die Giebel der schwarzen Häuser neigten sich melancholisch gegeneinander. Ich kann mich gut des alten Baron Anselm Mayer Rothschild entsinnen. Auch mit ihm ging mein Vater gelegentlich spazieren. Der freundliche alte Mann erzählte hübsch von seiner Kindheit, wie er mit seinen Eltern nachts in der Judengasse eingesperrt wurde. Wenn er unmittelbar vor Toresschluß noch Einlaß begehrte, sagte die Schildwache, ihn am Ohrläppchen packend, auf gut frankfurterisch zu ihm: „Judebübche, eumal will ich dich noch hereinlasse." Anselm Mayer Rothschild hatte seinen gutmütigen Humor auch im tollen Jahr 1848 betätigt. Als eine aufgeregte Volksmasse vor sein Haus zog, erschien er auf dem Balkon und richtete folgende kleine Ansprache an die Anwesenden: „Ihr wollt, lieben Freunde, daß alle Reichtümer verteilt werden sollen. Es gibt ungefähr vierzig Millionen Deutsche. Ich besitze ungefähr ebensoviele Gulden. Wir wollen die Verteilung damit beginnen, daß ich jedem von euch als seinen Anteil einen Gulden schenke." Die Leute zogen lachend ab.

Die Familie Rothschild nahm unter den Frankfurter Israeliten eine Sonderstellung ein, worauf sie stolz war. Als im Frankfurter Klub über die Aufnahme des Barons Emil Erlanger diskutiert wurde, sprach sich mein Vater für die Admission dieses gescheiten Mannes aus, der zu Wohlstand und Stellung in Paris gelangen sollte, wo ich ihm wieder begegnet bin. Der Baron Mayer Carl von Rothschild, später Mitglied des Preußischen Herrenhauses, der Sohn des alten Anselm Mayer, protestierte lebhaft gegen die Zulassung von Erlanger und sagte schließlich zu meinem Vater: „Je ne vous comprends pas. En somme, Erlanger n'est qu'un misérable juif." Er unterschied zwischen der Grande Juiverie, zu der er vor allem das Haus Rothschild rechnete, und der Petite Juiverie, in die er die übrigen Israeliten verwies. Manche von diesen haben es im Ausland zu Reichtum gebracht, namentlich in Brüssel und in Paris.

Wir wohnten in Frankfurt im Stadthaus des Baron Willy Rothschild, dessen Witwe Mathilde erst nach dem Weltkrieg, über neunzig Jahre alt, gestorben ist. Sie war mit der Kaiserin Friedrich und mit meiner Schwiegermutter Donna Laura Minghetti befreundet, die sie beide öfters in ihrer schönen Villa bei Frankfurt, der Grüneburg, besucht haben. Kaiser

Wilhelm II. hat die durch Wohltätigkeitssinn wie durch musikalische Begabung ausgezeichnete Baronin Mathilde sehr verehrt. In angenehmer Erinnerung ist mir der Garten des Rothschildschen Hauses geblieben, in dem ein Pavillon stand, von dem aus man auf die städtischen Anlagen blickte. Im Garten standen auch Mirabellenbäume, deren Früchte uns noch besser gefielen als die Aussicht auf die Promenade. Ich esse noch heute, als alter Mann, keine Mirabellen, ohne an Frankfurt zu denken. In den Türpfosten des Rothschildschen Hauses waren kleine Elfenbeintäfelchen eingelassen mit hebräischen Lettern. Unsere Eltern erklärten uns Kindern, daß auf diesen Täfelchen die Zehn Gebote stünden. Daß die Israeliten sich die heiligen Zehn Gebote stets vor Augen hielten, sei sehr zu loben, aber trotzdem zu wünschen, daß Gott die Binde Mosis von ihren Augen nehme, damit sie das helle Licht des Evangeliums erkennten. Das Rothschildsche Haus in der Neuen Mainzer Straße ist später in den Besitz des Herzogs von Nassau übergegangen und gehört, wie ich glaube, heute einer Bank.

III. KAPITEL

Hamburg und Klein-Flottbek • Geburtshaus an der Flottbeker Chaussee • Verwandte und Jugendfreunde • Die erste Seefahrt • Alkohol

Nach Flottbek

Den Sommer verbrachten wir im Landhause meiner Großmutter mütterlicherseits, der Frau Emilie Rücker in Flottbek an der Elbe. Die Familie Rücker stammte aus Schweinfurt, der alten, zwischen rebenbekränzten Hügeln im Herzen des fränkischen Weinlandes anmutig gelegenen Reichsstadt, die übrigens ihren Namen nicht von dem viel verlästerten und dabei so nützlichen Borstentier ableitet. Schweinfurt soll Sueven- oder Schwabenfurt bedeuten, die Furt der Schwaben, wie Frankfurt die Furt der Franken. Als ich Reichskanzler geworden war, übersandte mir ein Schweinfurter Bürger die Abbildung eines Grabmals in der Schweinfurter Hauptkirche, das meinen Vorfahr, den Schultheiß Barthold Rücker darstellt, wie er andächtig vor dem Gekreuzigten kniet. Die Inschrift des in Sandstein ausgeführten Denkmals lautet: „Anno Domini 1377 in crastino beati Matthei apostoli obiit Bartholdus Ruecker scultetus in Swinfurt, cujus anima requiescat in pace. Amen." Neben dem knienden Schultheiß ist das Wappen angebracht, das die Familie Rücker sowohl in ihrem deutschen wie in dem nach England ausgewanderten Zweige führt, eine Jungfrau. Während des Dreißigjährigen Krieges, wo Schweinfurt trotz seiner Reichsunmittelbarkeit abwechselnd von den Schweden und von den Kaiserlichen gebrandschatzt wurde, siedelte die Familie Rücker nach Hamburg über, dem sie in Senat und Bürgerschaft tüchtige Männer stellte.

Reise nach Hamburg

Die Reise von Frankfurt nach Hamburg und Flottbek war damals nicht so einfach wie jetzt. Kaum zehn Minuten nach Beginn der Fahrt mußte ein längerer Aufenthalt in Bockenheim genommen werden. Denn Bockenheim gehörte dem Kurfürsten von Hessen, und dieser verlangte, daß in der „jüngsten kurhessischen Stadt", obwohl sie in Wirklichkeit nur eine Vorstadt von Frankfurt war, seiner Landeshoheit gehuldigt wurde. In Kassel war ein noch viel längerer Aufenthalt. Zwischen Münden und Göttingen bestand noch keine Schienenverbindung. Diese Strecke mußte zu Wagen zurückgelegt werden. In Hannover, wo wir, wenn die Abfahrt von Frankfurt am Morgen stattgefunden hatte, gegen neun Uhr abends eintrafen, wurde

die Nacht verbracht, da die Weiterfahrt erst am nächsten Morgen erfolgen konnte. Damit wollte der Staat Hannover die Reisenden zwingen, die Gasthöfe seiner Hauptstadt aufzusuchen. Die meisten Reisenden zogen es vor, die Nacht im Wartesaal des Bahnhofs zu verbringen. Lebhaft steht mir dieser Wartesaal vor Augen, seine Bänke, die mit rotem Plüsch bezogen waren, die Reisenden, die, unter Schimpfen auf die erzwungene Unterbrechung ihrer Reise, vergeblich zwischen ihrem Handgepäck zu schlafen versuchten. Über den blinden König Georg von Hannover und sein mystisch-absolutistisches Gottesgnadentum fiel manches bittere Wort.

In der Morgenfrühe fuhren wir durch die Lüneburger Heide. Sie ist jetzt das Ziel vieler Vergnügungsreisenden, Maler haben sich dort niedergelassen, um sie zum Gegenstand ihrer besonderen Studien zu machen. Sie ist in der Mode. Sie nicht schön zu finden, gilt für einen Mangel an Geist und ästhetischer Bildung. Vor sechzig Jahren war es anders. Die Lüneburger Heide war übel verrufen. Es hieß im Scherz, als Gott zu seiner Schöpfung gesagt habe: Siehe, es ist alles sehr gut, da hätte er gerade den Daumen auf die Heide gesetzt. Es wurde auch behauptet, daß der Rheinländer bete: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht wohne in Sibirien oder auch in der Lüneburger Heide." Ein französischer Reisender hatte mit französischer Unwissenheit die kleinen, mit schwärzlicher oder brauner Wolle bekleideten Schafe der Heide, die sogenannten Heidschnucken, für Menschen gehalten und von einem „peuple sauvage" gesprochen, das die Lüneburger Heide bewohne und die Reisenden in Schrecken versetze. Es galt für einen Fortschritt, als in den fünfziger Jahren ein viel gelesener Belletrist die Lüneburger Heide „langweilig bis zum Interessanten" nannte, denn noch August Platen hatte seinen „Romantischen Ödipus" mit den tonmalenden Worten begonnen:

Das ist die schöne Lüneburger Ebene,
Wohin des Rufs Trompete mich von fern gelockt.

Endlich hatten wir Reisende die Stadt Harburg erreicht, die als aufblühende Nebenbuhlerin von Hamburg galt, seitdem Hannover mit neu angelegtem Seehafen und dem Bau von Dampfschiffen ihre Entwicklung eifrig förderte. Harburg wurde von Hannover begünstigt wie Altona von Dänemark und Bockenheim von Kurhessen. In Harburg wurde das Dampfboot bestiegen. Und groß war die Freude, wenn endlich die Metropole der Niederelbe vor uns lag mit ihren vielen schlanken Türmen, ihren Schiffsmasten, ihrem regen Leben und Treiben zu Wasser und zu Lande. Auch auf den, der aus Frankfurt kam, machte Hamburg einen großartigen, einen fast überwältigenden Eindruck. Die Unterschiede zwischen beiden Städten hatte der alte Mathäus Merian mit den Worten bezeichnet: „Zu Frankfurt a. M.

gibt es, wenn es wohl und friedlich steht, in der Messen eine tüchtige Anzahl Volks, aber zu Hamburg ist schier täglich Meß.“ In Frankfurt dominierte der kluge Bankier, der in französischen, spanischen und österreichischen Werten spekulierte, in Hamburg der ehrbare Kaufmann, dessen Leben sich zwischen seinem der Straße zugewandten Kontor und seinem Speicher am Fleet abspielte. Aber die Hamburger Schiffe, an deren Mast die Hamburger Flagge mit der silbernen dreitürmigen Burg auf rotem Grund flatterte, trugen die Waren seines Speichers in alle Weltteile. Hamburg war eine Welthandelsstadt.

Auch uns Kindern erschien Hamburg nicht nur durch seinen Hafen und seine Schiffahrt, sondern auch als Stadt stattlicher, glänzender als Frankfurt. Der Jungfernstieg war doch noch schöner als die Zeil. Und wenn sich abends tausend Lichter aus den Patrizierhäusern in der Flut der blauen Alster spiegelten, gedachten wir der bekannten Anekdote, die der Hamburger gern erzählte, wenn er einem Buten-Minschen, d. h. einem Nicht-Hamburger, imponieren wollte. Ein deutscher Fürst habe, so hieß es, als er am Abend staunend die hell erleuchteten Häuser an der Binnenalster erblickte, angenommen, daß die Freie Hansastadt Hamburg sein Eintreffen durch eine Illumination begrüße, und seinen Kammerherrn zu dem Hamburger Bürgermeister gesandt, um ihm für die freundliche Aufmerksamkeit zu danken. Lächelnd habe der Bürgermeister erwidert, solche Illumination der Alster finde an jedem Abend statt. Die Hamburger illuminierten aber nicht für fremde Potentaten, sondern für das Vergnügen der Bürgerschaft. Sie haben von alters her, und wie mir scheint mit gutem Grund, einen hohen Begriff von der Schönheit und den Reizen ihrer Vaterstadt gehabt.

Beförderer vieler Lustbarkeiten,
Du angenehmer Alsterfluß!
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuß.
Dir schallen zur Ehre,
Du spielende Flut,
Die singenden Chöre,
Der jauchzende Mut!

Der Elbe Schiffahrt macht uns reicher,
Die Alster lehrt gesellig sein!
Durch jene füllen sich die Speicher,
Auf dieser schmeckt der fremde Wein.
In treibenden Nachen
Schifft Eintracht und Lust,
Und Freiheit und Lachen
Erleichtern die Brust.

So hat schon im achtzehnten Jahrhundert ein Hamburger Poet, der biedre Friedrich von Hagedorn, zu Lob und Preis seiner Vaterstadt gesungen, und das Selbstgefühl der freien und selbstbewußten Hamburger Bürger hat inzwischen nicht abgenommen.

Das Hamburg, das vor den Augen meiner Kindheit lag, war das Hamburg vor 1866, vor 1870, vor dem erst 1888 erfolgten Anschluß an den Zollverein. Zwischen zehn und elf Uhr vormittags führte in jener Zeit eine stattliche, mit vier Schimmeln bespannte Coach die Besitzer der Elbvillen von Blankenese, Nienstedten und Flottbek „zur Stadt", nach Hamburg. Diese Coach wurde die „weiße Dame", die „Dame Blanche", genannt, in Erinnerung an die damals populäre Oper von Boieldieu. Im alten Hamburg stand wirtschaftlich und gesellschaftlich der Reeder an erster Stelle. Erst später entwickelte sich die Industrie an der Elbe. Ihre Vertreter wurden nur allmählich und langsam in das Hamburger Patriziat aufgenommen. Die Chefs der Handelsfirmen und der mit den Reederei-Unternehmungen eng verbundenen Import- und Export-Häuser pflegten gegen zwei Uhr nachmittags auf der Börse zu erscheinen: im Gehrock, mit schwarzer Halsbinde und mit hohem, spiegelblankem Zylinder. Insbesondere der Zylinder war das Symbol des „ehrbaren Kaufmannes" und vollkommener „Wohlanständigkeit". Alle Angestellten, auch die Prokuristen, hatten im englischen schwarzen steifen Hut anzutreten. Der hohe graue Hut wurde nur von den Senatoren und den Syndici getragen. Das war die Tradition.

Was im alten Hamburg Tradition war, kam meist aus England. In der Londoner City wurde Hamburg „die Vorstadt von London" genannt. London und England waren für Hamburg und ähnlich für Bremen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von gleichem Nimbus umgeben wie Paris und die französische Kultur für Frankfurt am Main und die Rheinufer. Ein Hamburger Patrizier großen Stils, ein Jenisch, Godeffroy, Rücker, Schröder, Amsinck, mußte ein Stadthaus auf der Esplanade, am Jungfernstieg oder an den Großen Bleichen, ein Landhaus an der Elbe und ein Rittergut in Holstein oder Mecklenburg besitzen.

Rücker-Jenisch

Meine Großmutter Rücker war die älteste Tochter des Senators Martin Johann Jenisch, dessen Familie als die erste in Hamburg galt. Auch sie kam aus Süddeutschland. Sie hatte vor der Reformation in Augsburg geblüht, der Heimat der Fugger und Welser, aber während der Reformationswirren die Stadt am Lech des Glaubens wegen verlassen und sich nach Hamburg gewandt. Auch sie hatte der Elbstadt unter deren alter Verfassung, die der „Reisende Franzose" das glücklichste bisher gefundene Mittelding zwischen Aristokratie und Demokratie nannte, manchen trefflichen Senator, Syndikus und Bürgermeister gestellt. Martin Johann

Jenisch hatte durch Reederei wie durch große Bankgeschäfte mit der Krone Dänemark ein stattliches Vermögen erworben, den ihm von Dänemark angetragenen Grafentitel aber abgelehnt mit dem Selbstgefühl des Hamburgers von altem Schrot und Korn. In der bösen Franzosenzeit, als Hamburg „bonne ville de l'Empire Français" wurde, war er von Napoleon zum Sénateur de l'Empire ernannt worden. Das hat ihn aber nicht verhindert, die Rechte seiner Vaterstadt den Franzosen gegenüber mit Energie zu vertreten. Sein ältester Sohn, Martin Jenisch, wurde Senator wie sein Vater und betätigte sich in dieser Eigenschaft als Führer der äußersten Rechten. Er war ein Freund des Generals Leopold von Gerlach in Berlin und aller mecklenburgischen Feudalen. Er besaß in Hamburg an den Großen Bleichen ein stattliches Stadthaus mit einer guten Gemäldegalerie, wo ich den ersten malerischen Anschauungsunterricht erhielt. In diesem Haus gab nach dem siegreichen Deutsch-Französischen Krieg der Hamburger Senat unserem alten Kaiser Wilhelm I. ein Festmahl, als dieser 1881 Hamburg seinen ersten Besuch als Deutscher Kaiser abstattete.

Eine gute Stunde von Hamburg entfernt besaß der Senator Martin Jenisch den auch von Fremden viel besuchten Jenisch-Park bei Teufelsbrück an der Elbe, der aus dem eigentlichen Park, dem Elbpark, und dem Quellenpark bestand. Im Hauptpark war ein schönes Palmen- und ein noch schöneres Orchideenhaus, wo diese in Deutschland noch seltene Blume in den wunderbarsten Spielarten kultiviert wurde. Wenn der Senator Jenisch, in der linken Hand eine goldene Lorgnette, die rechte auf einen Bambusstock mit goldenem Knopf gestützt, seine Orchideen betrachtete, bot er einen Anblick behaglicher Zufriedenheit, wie sie mir in dieser Welt, wo, wie oft gesagt, die Zahl der Unzufriedenen die der Zufriedenen erheblich übersteigt, selten wieder begegnet ist. In Holstein gehörten ihm zwei Rittergüter, in Jütland die Herrschaft Kalö an einer Bucht der Ostsee. Aber auch für ihn kam ein letztes Glück und ein letzter Tag. Er starb im besten Mannesalter, in den fünfziger Jahren. Zu seinem Universalerben bestimmte er den jüngeren Bruder meiner Mutter, Alfred Rücker. Ich glaube, daß das eine Enttäuschung für meinen guten Vater war, der gehofft haben mochte, daß ich als Patenkind des Senators Martin Jenisch einmal den Besitz des von diesem gestifteten ansehnlichen Fideikommisses antreten würde. Ich führe in der Tat als dritten Namen den Namen Martin. Ich halte heute meine damalige Übergehung für eine gnädige Fügung der Vorsehung, und das nicht nur, weil, wie Helmerding in einem alten Berliner Couplet sang, Reichtum allein nicht glücklich macht. Wäre Kalö an mich gefallen, so hätte mich das Schwergewicht der damit verknüpften Interessen vielleicht doch in die Richtung des Öresund schieben können. Ich danke Gott, daß ich Deutscher blieb.

Bevor ich auf meinen Onkel Alfred Rücker zu sprechen komme, möchte ich des Bruders des Senators Martin Jenisch, meines Großonkels Gottlieb Jenisch, gedenken. Ich habe zwei sehr häßliche Männer gekannt. Der eine war der Multimillionär Pierpont Morgan. Ihn entstellte eine Riesennase, eine unförmlich große Nase, die einer gewaltigen Knolle glich, noch besser einem mit Zucker bestreuten Granatapfel. Aber die Augen waren so gescheit, um den feingeschnittenen Mund spielte soviel Humor und Geist, der ganze Mann war so bedeutend und dabei so anziehend, daß die Nase bald vergessen war. Ich habe mich mit wenigen Menschen besser unterhalten. Er erzählte mir einmal, er sei als ganz junger Mensch von seinem Vater mit einer verhältnismäßig bescheidenen Summe Geldes nach Europa geschickt worden, um dort sein Glück zu versuchen. Dabei habe ihm sein Vater nur die eine Regel mit auf den Weg gegeben, niemals etwas gegen die amerikanischen Interessen zu unternehmen, for God backs the United States. Er, Pierpont Morgan, habe in Europa zunächst Göttingen aufgesucht, um dort Mathematik zu studieren. Der Professor, bei dem er Vorlesungen hörte, sei mit ihm sehr zufrieden gewesen. „Sie gefallen mir, junger Amerikaner", habe er nach einiger Zeit zu ihm gesagt, „wenn Sie weiter so fleißig sind, können Sie es bis zum Privatdozenten und vielleicht sogar bis zum Professor bringen." Pierpont Morgan hatte erwidert, daß diese Aussicht ihm schmeichle und ihn locke. Er fürchte aber, sein Vater habe ihn für das Bankfach bestimmt, und er werde sich diesem väterlichen Wunsche beugen müssen. „Jedenfalls", schloß Mr. Pierpont Morgan, „würde ich als Dozent für reine Mathematik weniger Aufregungen durchgemacht haben als an der Börse von New York." Gottlieb Jenisch, der einzige Bruder des Senators Martin Jenisch, war vielleicht noch häßlicher als Pierpont Morgan. Im Gegensatz zu diesem hatte er eine kleine, eingedrückte Nase, aber mit großen Nasenlöchern, weit abstehende Ohren, eine niedrige Stirn, einen vorstehenden Mund. Nach dem bekannten Ausspruch eines Naturforschers hat jeder Mensch Ähnlichkeit mit einem Tier. Mein guter Großonkel Gottlieb Jenisch glich dem Schimpansen und wäre Darwin willkommen gewesen als Beispiel für die Abstammung des Menschen vom Affen. Mistreß Pierpont Morgan liebte nicht nur ihren Gatten trotz dessen Nase, sie war verliebt in ihn und sehr eifersüchtig auf ihn. „All women are in love with him", seufzte sie, „he is such a duck!"

Gottlieb Jenisch und Pierpont Morgan

Mein Großonkel Gottlieb Jenisch war mit einer guten und schönen Frau verheiratet. Sie war eine verwitwete Gräfin Westphalen, eine geborene Lützow. Sie entstammte der Familie, deren berühmtester Sprosse in den Freiheitskriegen die „wilde verwegene Jagd" führte, die Theodor Körner besang und in deren Reihen er als Held fiel. Auch diese Ehe ging ausgezeichnet, ihr entstammten zwei schöne Töchter: die ältere heiratete den

Grafen Otto Grote, der vor 1866 Hannover in St. Petersburg vertrat und auch nach 1866 ein intransigenter Welfe blieb, die jüngere einen Grafen Vitzthum, der viele Jahre als Zeremonienmeister am preußischen Hof mit Eifer und Geschick bei Hoffesten seines Takt und Umsicht heischenden Amtes waltete. Die Tochter der Gräfin Helene Vitzthum war die zu früh verstorbene erste Frau meines Bruders Adolf, eine große Schönheit ebenso wie ihre Schwester, die Gräfin Freda Klinkowström. Die Enkelin der Gräfin Marie Grote ist meine anmutige Base, die Baronin Thyra Jenisch. Am Ufer des Ilissos betete Sokrates zu den unsterblichen Göttern: „O lieber Pan, und ihr Götter, die ihr sonst hier zugegen seid, verleiht mir, schön zu sein im Innern, und daß, was ich Äußeres habe, dem Inneren befreundet sei." Auch wenn die Götter nur den ersten Teil dieses Gebetes erhören, braucht der häßlichste Mann nicht daran zu verzweifeln, daß schöne Kinder und Enkel sein Alter erfreuen werden. Vor allem kann er hoffen, daß ihm eine gute, liebende Frau beschieden sein wird.

Mein Onkel Gottlieb Jenisch war übrigens ein hervorragender Sportsmann, der gleich gut ritt und fuhr. Sein Haus war das stattlichste an der Binnenalster, am Alten Jungfernstieg. Von seinem Landhaus an der Elbe, der „Bost", hatte er einen weiten Ausblick auf den mächtigen Strom bis hinunter nach Schulau und Stade. In Mecklenburg gehörte ihm das Rittergut Varchentin mit schönem Schloß und Park. Ich weiß nicht, ob Schiller recht hat, wenn er behauptet, die Natur sei immer gerecht. Aber sie gewährt meist Kompensationen. Wenn sie dem Menschen das eine versagt, so entschädigt sie ihn gern anderweitig.

Ich kehre zu meinem Onkel Alfred Rücker zurück, dem jüngeren Bruder meiner Mutter. Er war jung Gesandter der Hansestädte in London geworden, wo er der königlichen Familie nähertrat und namentlich von der Königin Victoria geschätzt wurde, woran mich Eduard VII. oft und gern erinnerte. Er hat schöne Reisen in Italien, Griechenland und Spanien unternommen, zum Teil in Begleitung des ihm befreundeten Altertumsforschers Ernst Curtius, des Erziehers des nachmaligen Kaisers Friedrich und Verfassers einer vielverbreiteten „Griechischen Geschichte". Alfred Rücker ist als Hamburger Senator in seiner Vaterstadt jung gestorben. Sein Sohn, der Freiherr Martin Rücker-Jenisch, trat in deutsche diplomatische Dienste, stand bei Wilhelm II. sehr in Gunst und war der einzige Diplomat, den der Kaiser mit nach Rominten nahm, wo er sogar einmal die Erlaubnis erhalten haben soll, einen Hirsch zu schießen, was in den Augen Seiner Majestät eine der größten Auszeichnungen war, die einem Sterblichen zuteil werden konnten.

Großmutter Rücker

Mein Großvater Rücker starb bald nach meiner Geburt. Ich habe ihn nicht mehr gekannt. Meine Großmutter Rücker war eine gute, sanfte und

liebe Frau. Sie hatte den Schmerz gehabt, zwei Töchter im blühendsten Alter zu verlieren, denen sie in ihrem Flottbeker Park ein Denkmal errichtete, das ein italienischer Bildhauer in italienischem Marmor ausgeführt hatte und das wir mit Wehmut betrachteten. Meine Großmutter hatte, von meiner Mutter begleitet, Italien noch in der alten guten Weise bereist, d. h. nicht mit der Eisenbahn, sondern mit Wagen und Pferden. So fuhr sie von Hamburg nach Rom, von Rom nach Neapel und von Neapel zurück an die Elbe. In seiner trefflichen Geschichte der Deutschen in Rom gedenkt Friedrich Noack ihres Besuches in der Ewigen Stadt und der Unterstützungen, die sie dort talentvollen deutschen Künstlern angedeihen ließ. In meinem Eßzimmer in Flottbek stehen noch heute eine Tänzerin aus karrarischem Marmor und ein David mit der Schleuder aus demselben Material, die meine Großmutter vom Tiber an die Elbe brachte. Der älteste Sohn meiner Großmutter, Wilhelm Rücker, hat sein Leben in ruhiger Beschaulichkeit auf seinem holsteinischen Gute Perdöl verbracht. Die Säulen, auf denen das Dach von Perdöl ruht, habe ich als Kind sehr bewundert. Ich sah aber später ein, daß die Säulen des Parthenon noch schöner sind. Mein Onkel Wilhelm besaß nicht den Bildungstrieb und den Geist seines jüngeren Bruders. Als er einmal in die Schweiz reiste, wurde mein Vater gefragt, ob sein Schwager dort größere Bergbesteigungen unternommen habe. Mein Vater erwiderte: „Meines Wissens hat der gute Wilhelm nur das Faulhorn bestiegen!“ Diese Anspielung auf die Trägheit meines Oheims erweckte große Heiterkeit bei mir. Ich habe immer eine Schwäche für Witze gehabt, selbst wenn sie, was mir in meiner politischen Laufbahn wiederholt passierte, auf meine Kosten gemacht wurden. Aber allerdings goutiere ich nur wirklich gute Witze, die im deutschen öffentlichen Leben nicht häufig sind. Ich glaube übrigens, daß mein Onkel Wilhelm mit seinem Ruhebedürfnis und gerade durch dieses alles in allem glücklicher geworden ist als viele andere, die mit dem griechischen Weisen das Leben in der Bewegung suchen. Vom Standpunkt des Eudämonismus aus hat er also recht gehabt. Der jüngste Sohn meiner Großmutter, ihr Lieblingssohn Oskar, war in frühester Jugend einem tückischen Leiden erlegen, der Dyskrasie, einer Blutkrankheit, an der auch der letzte russische Zarewitsch gelitten haben soll. Die Mutter meiner Mutter steht vor mir als alte, völlig gebrochene Frau, die weinend „Oskar, Oskar“ murmelt und immer wiederholt: „Er war so lieb, er war so gut, ach, ein so liebes Kind, und mußte so leiden und so früh sterben.“

Bülows Geburtshaus

Das Landhaus meiner Großmutter Rücker lag an der Flottbeker Chaussee. Es war ein Fachwerkbau, aber in seiner Einfachheit geschmackvoller als die moderneren, meist überladenen Gebäude. In diesem Hause habe ich am 3. Mai 1849 das Licht der Welt erblickt. Neben dem Hause lag

ein schöner Park mit herrlichen alten Bäumen, wohlgepflegtem Rasen, einem Treibhause und reizenden Ausblicken auf die Elbe. Der Park meiner Großmutter reichte von der schon 1769 gegründeten Wirtschaft von Ritscher bis zu dem Garten der Elbparkvilla, die ich jetzt im Sommer bewohne. Gegenüber dem Park lag der sogenannte Kamp, ein großes Wiesenterrain, auf dem Kühe weideten und mächtige Eichen standen, an denen ich meine ersten Kletterübungen anstellte und mir die Schwindelfreiheit aneignete, deren ich mich noch heute erfreue. Mit meinen Brüdern schwamm ich in der Elbe unter der Aufsicht eines alten Fischers, der van Ehren hieß und dessen Familie schon seit Jahrhunderten in Teufelsbrück, nahe bei Flottbek, ansässig war. Nachmittags fuhren wir mit einer kleinen Eselequipage, die unser großes Vergnügen war, nach Altona oder nach Blankenese. Wir liebten diese Esel zärtlich. Gut zu den Tieren zu sein, wurde uns von Kindheit an eingeprägt.

Ottensen

Sonntags gingen wir regelmäßig zur Kirche, wie es sich für gute Kinder schickt, enweder elbabwärts nach Nienstedten oder elbaufwärts nach Ottensen. Das Kirchspiel Nienstedten soll bald nach der Gründung Hamburgs durch Kaiser Karl den Großen ins Leben gerufen worden sein und ist jedenfalls uralt. Der Pastor der Nienstedter Kirche hat mich getauft, und auf dem Nienstedter Friedhof will ich einst neben meiner geliebten Frau begraben werden. Wenige deutsche Landstriche haben unter Krieg und Kriegsnot mehr gelitten als das rechte Ufer der Niederelbe von Altona bis Blankenese. Nienstedten und Flottbek wurden im Dreißigjährigen Krieg von Dänen und Schweden, von Tilly und Wallenstein barbarisch verwüstet, und zweihundert Jahre später, in der Franzosenzeit, hausten Franzosen und Russen dort nicht weniger grausam. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt das wehmütige Lied des frommen Pastors Rist:

Das vormals volle Land ist gänzlich aufgezehret,
Das Vieh hinweggebracht, die Dörfer stehn verheeret,
Die Flecken ohn Gebäu, die Äcker voller Dorn,
Die Wiesen sonder Heu, die Scheunen ohne Korn;
Die Städte sind verbrannt, die Männer sind erschlagen,
Nur arme Waislein sind noch übrig, die beklagen
Mit Tränen für und für der liebsten Eltern Tod!

Ich brauchte während meiner Amtszeit nur an das Elend und die Not zu denken, welche Bellona über meine Geburtsstätte gebracht hatte, um nach der Einigung Deutschlands und der Wiedererrichtung des Reichs in der Erhaltung des Friedens mit Würde und in Ehren die vornehmste Pflicht des deutschen Reichskanzlers zu erkennen.

In Ottensen liegen neben der Kirche die drei Gräber, die Rückert besungen hat: Das Grab der Tausende, welche die Grausamkeit des Marschalls Davout, des fremden Wüterichs, mitten im Winter, hungernd, nackt und bloß, Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben, zusammen Herr und Knecht, aus Hamburg vertrieben hatte —

Die rufen weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet einst ruft.

Seitdem haben wir die französische Soldateska am Rhein und an der Ruhr noch brutaler hausen sehen, als sie im Winter 1813/14 an der Elbe wütete. Das Grab des Herzogs von Braunschweig —

Von Braunschweig ist's der alte
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalten
Hier Ruh im Grabe fand.
Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn auf Jena schlug.

Auch er verwies auf eine bessere Zukunft, auf den Tag der Rache, auf die Wiedererstehung von Deutschland, für das sein Sohn, der tapfere Fürst von Oels, bei Quatre-Bras fiel. Endlich das Grab des Sängers der „Messiade" mit der Inschrift:

Auferstehen, ja auferstehen wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh.
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.

Unser lieber Freund und Spielgenosse war der Sohn unseres Gärtners. Er wanderte später nach Amerika aus, wo er Direktor eines Mineralienkabinetts wurde. Nach meiner Ernennung zum Reichskanzler erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mir Erfolg in meinem neuen Amt wünschte. Er sei, schrieb er, Amerikaner geworden von oben bis unten and all around, bewahre aber seinem alten Kameraden ein gutes Andenken. Als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung übersandte er mir drei oder vier hübsche Steine aus seinem Mineralienkabinett. Ein anderer Hamburger Jugend-

freund war mir der Sohn des Hamburger Syndikus Merck. Syndikus nannte man den Senator, der die auswärtigen Geschäfte der „Freyen und Hansastadt" vornahm und deren auswärtige Politik leitete. Ein Vorgänger des Syndikus Merck, der Syndikus Gries, begegnete einmal dem gern witzelnden Literarhistoriker und Ästhetiker Friedrich Schlegel, der ihn mit den Worten anredete: „Wie geht's, lieber Grindikus Süß?" Schlagfertig erwiderte dieser: „Ganz gut, bester Schriedrich Flegel." Mein Jugendfreund Arthur Merck ist in späteren Jahren nach England gezogen und dort zum Engländer geworden. Wieviel Blätter, kleine und große, gute und schlechte, wieviel Zweige und Äste hat die deutsche Eiche verloren seit den Tagen der Völkerwanderung!

Aus dem Haus unserer Großmutter sahen wir täglich die Schiffe vorüberziehen, die fremde Meere, weit entfernte, wunderbare Länder aufsuchten. Groß war mein Wunsch, auch einmal eine Seefahrt unternehmen zu können, groß meine Freude, als mein Vater mir ankündigte, daß ich am nächsten Tage die Probefahrt eines neuen Dampfers mitmachen dürfte, die mich bis nach Helgoland und um die Insel herumführen würde. Begeistert bestieg ich am Morgen mit meinem Vater in St. Pauli das stattliche Schiff. Rasch und ohne Zwischenfall verlief die Fahrt bis Cuxhaven. Dort wurde zum Essen gerufen. Mein Vater speiste mit den Honoratioren auf dem Oberdeck, ich mit den dii minorum gentium unter Deck. Es gab nach Hamburger Art ein opulentes Essen und namentlich viele gute und schwere Weine. Meine Nachbarn schenkten mir vierzehnjährigem Jungen fleißig ein und tranken mir freundlich zu. Ich trank nacheinander und mit zunehmendem Vergnügen Sherry, Moselwein, Rheinwein, Bordeaux, Champagner, Madeira, Kognak. Dann empfand ich ein wachsendes Bedürfnis nach frischer Luft und begab mich auf das Oberdeck. Dort sah ich in der Ferne meinen Vater und ging in gehobener Stimmung auf ihn zu. Aber ach! Mein Gang war schwankend. Nur mühsam hielt ich mich auf den Beinen. Vor ihm und dem würdigen Syndikus Merck angelangt, taumelte ich und fiel zu Boden. „Du bist ja total betrunken", sagte in strengem Ton mein Vater zu mir. Die Umstehenden lächelten. Mein Vater fuhr fort: „Marsch unter Deck. Schlaf deinen Rausch aus und laß dich nicht wieder blicken, bis wir in St. Pauli zurück sind." Sehr beschämt folgte ich. Auf dem Rückweg von St. Pauli bis Flottbek mußte ich vor meinem Vater gehen, um ihm zu beweisen, daß ich wieder fest auf den Füßen stünde. Am nächsten Morgen sagte er mir, Betrunkenheit sei eine der verderblichsten und dabei widerwärtigsten Sünden. Das Beispiel von Noah dürfe ich nicht zu meiner Entschuldigung anführen, denn der habe sich von den Prüfungen und Aufregungen der Sintflut erholen wollen, ich hätte aber gar keine Entschuldigung.

Auch dieser an und für sich betrübliche Zwischenfall wurde mir zur heilsamen Lehre. Verdruß ist auch ein Teil des Lebens für den, der Nutzen aus allem zieht, was ihm widerfährt. Betrunkenheit ist mir seitdem widerwärtig gewesen. Ich weiß wohl, daß ich mit diesem Geständnis bei manchem biederen Landsmann Befremden, wenn nicht Anstoß erregen werde. Hat doch Georg Christoph Lichtenberg, einer der feinsten deutschen Geister des achtzehnten Jahrhunderts, über hundert deutsche Ausdrücke für Betrunkenheit aufgezählt, und Schopenhauer bemerkt dazu, das sei kein Wunder, da die Deutschen seit jeher als Säufer berühmt seien. Karl Hillebrand, der Verfasser des noch heute lesenswerten Buches „Frankreich und die Franzosen", das bald nach dem Deutsch-Französischen Krieg erschien und mit feinem psychologischem Verständnis für Deutsche wie für Franzosen geschrieben ist, sagte mir 1874 in Florenz: „Die deutsche Mutter blickt nicht ohne Stolz auf den Sohn, wenn er schwer bezecht aus der Kneipe heimkommt, ringt aber die Hände, wenn sie hört, daß er sich einen Betthasen zugelegt habe, um einen Ausdruck der Frau Rath Goethe zu gebrauchen. Bei der französischen Mutter ist es umgekehrt. Daß ihr Sohn eine ‚bonne amie' hat, amüsiert sie, vorausgesetzt, daß aus der Liaison nicht ein Collage wird oder gar eine Heirat mit einem armen Mädchen; träte aber ihr Sohn betrunken vor sie, so würde sie sich mit Grausen abwenden: ‚Fi donc, quelle horreur!'" Fast alle deutschen Dichter haben uns Trinklieder gesungen: Schiller das „Punschlied", Goethe das „Tischlied" und „Ergo bibamus". Sogar der fromme ‚Wandsbeker Bote' „bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher und trinkt ihn fröhlich leer". Von bedeutenden französischen Dichtern hat meines Wissens nur Béranger Trinklieder verfaßt, und auch diese sind nicht Trinklieder im deutschen Sinne, sondern haben wie die „Chanson du Dieu des bonnes Gens" eine politische oder wie die „Bacchante" eine erotische Tendenz. Zur Beruhigung derjenigen Deutschen, die noch heute des Glaubens sind, daß, „wer niemals einen Rausch gehabt, kein braver Mann" ist, will ich nicht verschweigen, daß ich in meinem späteren Leben vielleicht noch zwei- oder dreimal über den Durst getrunken habe. Zweier Fälle erinnere ich mich. Als Bonner Husar fuhr ich mit guten Kameraden nach dem Johannisberg, um dort dem in einem Sanatorium weilenden Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, dem späteren Großherzog Friedrich Franz III., einen Besuch zu machen. Der Erbgroßherzog war zu leidend, um uns empfangen zu können, ließ uns aber ein gutes Essen mit noch besseren Weinen, Johannisberger, Steinberger, Niersteiner, vorsetzen, denen ich reichlich zusprach. Auf dem Rückweg fuhren wir in einem Kahn von Rüdesheim nach St. Goar. Unterwegs wollte ich durchaus ins Wasser springen, was aber zu meinem Glück mein lieber Freund Carlos Sierstorpff, wegen seiner Körperlänge nach einem damals berühmten

Über das Trinken

Ausstellungs-Riesen Murphy genannt, energisch verhinderte. Ein anderes Mal wollte ich nach einem lustigen Mahl im „Riesen“ zu Koblenz mit der Eisenbahn nach Bonn zurückkehren. Um mir den Kopf zu kühlen, verließ ich während der Fahrt den Waggon und setzte die Reise auf dem Trittbrett fort. Ein wackerer Schaffner fand mich nach einer Stunde in dieser Situation und überredete mich, in mein Abteil zurückzukehren. „Il y a un Dieu pour les ivrognes comme pour les enfants“, sagt der Franzose. Ich kann aber versichern, daß ich nur in ganz wenigen Ausnahmefällen dieses besonderen Schutzes bedurfte.

IV. KAPITEL

Die Großmutter in Plön • Der Großonkel Wolf Baudissin • Die Schleswig-Holsteinische Frage • Der Vater scheidet aus dem dänischen Staatsdienst (1862) • Seine Berufung nach Mecklenburg-Strelitz als leitender Minister (1863)

Die Baudissins

Von Flottbek fuhren wir in jedem Jahr nach dem anmutig am größten See der holsteinischen Platte gelegenen Städtchen Plön, wo mein Vater zur Schule gegangen war und wo seine Mutter seit vielen Jahren lebte. Sie war die einzige Tochter des Reichsgrafen Karl von Baudissin, der bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts dänischer Gesandter in Berlin gewesen war. Sie hatte noch den König Friedrich Wilhelm III. und den Prinzen Louis Ferdinand, Hardenberg und Rüchel-Kleist, die schöne und unglückliche Königin Luise, sie hatte die Rahel und Henriette Hertz gesehen. Ihre Mutter war eine Gräfin Dernath, aus einem ursprünglich niederländischen Geschlecht, das nach Österreich gekommen, 1655 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war und sich später in Holstein ansiedelte. Das Geschlecht der Grafen Baudissin, das aus der Lausitz stammte, gehört zu den Herren-Familien, die durch das Waffenhandwerk im Dreißigjährigen Krieg in die Höhe kamen. Der Ahnherr, Wolf Heinrich von Baudissin, focht abwechselnd als dänischer, schwedischer und sächsischer Feldoberst, vermählte sich mit der Tochter des holsteinischen Statthalters Gerhard Rantzau, erwarb Grundbesitz in Holstein und starb als polnischer Generalleutnant. Das Geschlecht Dernath ist längst ausgestorben. Ein stolzes Geschlecht. Einst blühte es am Rhein und an der Donau, in den Niederlanden und in Österreich, in Böhmen und Ungarn, in Holstein und Dänemark; jetzt schläft es in steinernen Särgen. Soll ich noch fernerer Zeiten gedenken? Der Großvater meiner Großmutter Susanne, mein Ururgroßvater väterlicherseits, der chursächsische General der Infanterie und Gouverneur von Dresden und Königstein, Heinrich Christoph Baudissin, war verheiratet mit der Gräfin Susanna Zinzendorf, einer Nichte des Herrnhuters. Dieses uralte, seit 1100 in Österreich blühende reichsgräfliche Geschlecht, das seit dem fünfzehnten Jahrhundert das Obrist-Erblandjägermeister-Amt in Österreich bekleidete, hatte während der Gegenreformation um der Religion willen seine Heimat verlassen und sich nach dem lutherischen Kursachsen

gewandt. Der jüngere Zweig der Familie kehrte später nach Österreich und zum Katholizismus zurück. Aus ihm gingen zwei bekannte österreichische Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts hervor, beide Staats- und Konferenzminister in „inländischen Geschäften", beide Vliesritter, der eine mit einer Schwarzenberg, der andere mit einer Dietrichstein verheiratet. Ihre Bilder in langer Allongeperücke, die meine Großmutter mir hinterließ, hängen bei mir in Flottbek. Der ältere, dem evangelischen Glauben treugebliebene Zweig des Hauses Zinzendorf schenkte dem protestantischen Teil der Christenheit den Grafen Nikolaus Ludwig, den edlen Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde, die alle Glieder der verschiedenen evangelischen Richtungen in inniger Liebe zum Heiland vereinigen will und deren Losungen ich, wie viele andere evangelische Christen, täglich lese.

Bülows Urgroßvater

Mein Urgroßvater Karl Ludwig Baudissin mußte schon in seiner Jugend Kursachsen verlassen, weil er als Major in einem ritterlichen Ehrenhandel einen Grafen Gersdorff erstochen hatte, ungefähr wie Faust den armen Valentin ersticht: „Nun ist der Lümmel zahm!" Nach ausgestandener Festungshaft trat er in dänischen Dienst, fungierte fünf Jahre als dänischer Gesandter am preußischen Hof und starb als Gouverneur von Kopenhagen. Seine einzige Tochter heiratete meinen Großvater Adolph Bülow. Auch der hat in seiner Jugend ein Duell gehabt, bei dem er seinen Gegner erschoß. Daran hätte ich im Reichstag meine alldeutschen Gegner erinnern können, Liebermann von Sonnenberg und Hasse, wenn sie in mir den Raufbold vermißten. Ein Bruder meiner Großmutter war Graf Wolf Baudissin. Ein Freund von Ludwig Tieck und August Wilhelm Schlegel, unterstützte er beide bei der Übersetzung Shakespeares und übertrug allein zwölf Stücke ins Deutsche, unter ihnen „König Lear", „Othello", „Heinrich VIII.", „Macbeth", „Coriolan", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Antonius und Kleopatra", „Maß für Maß". Von englischen Dichtern übersetzte er außer Shakespeare mit Geschmack und Geist Ben Jonson, von französischen Molière und Ponsard, von Italienern Gozzi und Goldoni. Gustav Freytag hat dem Grafen Wolf Baudissin ein schönes biographisches Denkmal gesetzt. Ich habe meinen lieben Onkel Wolf sowohl in seiner Stadtwohnung zu Dresden, aus deren Fenstern man auf den Großen Garten blickte, wie auf seinem holsteinischen Gute Rantzau besucht, wo er die Hochsommer zu verleben pflegte. Er war, was die Franzosen einen Causeur nennen, ebenso anziehend und fesselnd in der mündlichen Unterhaltung wie gewandt im schriftlichen Ausdruck. — Er erzählte mir von seiner diplomatischen Karriere als Sekretär seines Onkels, des Grafen Magnus Dernath, der 1810 als dänischer Gesandter in Stockholm wirkte. Wolf Baudissin hatte dort die Ermordung des Reichsmarschalls Fersen erlebt, der die Flucht des Königs Ludwig XVI. nach Varennes in die Wege geleitet und

Wolf Baudissin

der unglücklichen Königin Marie Antoinette sehr nahegestanden hatte. Wegen seiner offen zur Schau getragenen Sympathien für Deutschland, er war ein persönlicher Freund von Ernst Moritz Arndt, wurde Wolf Baudissin 1813 von der französisch gesinnten dänischen Regierung als Staatsgefangener zweiten Grades ein Jahr auf der Feste Friedrichsort bei Kiel interniert.

Mit Spannung lauschte ich meinem Onkel, wenn er von den Spaziergängen sprach, die er täglich auf dem Wall unternehmen durfte, aber nur in Begleitung einer Schildwache. Wird man mich, wenn ich selbst einmal Diplomat werden sollte, am Ende auch auf einer Festung einsperren? Mein Großonkel Wolf hatte Trost in der Übersetzung des Dante gefunden, die er während seiner Haft fertigstellte. Noch lieber hörte ich, wenn mein Onkel von dem Besuch erzählte, den er Pfingsten 1809 als Göttinger Student Goethe in Jena abgestattet hatte, wo dieser damals weilte. In einem Brief, den er an seine Schwester, meine Großmutter, richtete, hat er die Begegnung mit Goethe lebendig und anmutig geschildert. Er berichtet, wie er den Ersehnten, mit der Ungeduld eines Kindes am heiligen Christtag, erwartet habe. „Und als er endlich eintrat", heißt es weiter, „im blauen Überrock, gepudertes Haar ohne Zopf, war ich in einem solchen Erstaunen und Anbeten, daß ich meine Blödigkeit rein vergaß. Stirn, Nase, Augen wie vom olympischen Jupiter, die schönen Züge, die herrliche braune Gesichtsfarbe! Und als Goethe anfing, lebhafter zu erzählen und zu gestikulieren — man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gestikulierte beim Gespräch mit einer entzückenden Grazie und mit Feuer, und dabei wurden die Sonnen seiner Augen noch einmal so groß und leuchteten so göttlich, daß ihre Blitze nicht zu ertragen sein können, wenn er zürnt. Seine Aussprache ist die eines Süddeutschen, der sich in Norddeutschland gebildet hat. Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ, weder zu schnell noch zu langsam. Und wie tritt er in die Stube, wie steht und geht er, ein geborener König der Welt!" Als Baudissin mit jugendlichem Überschwang meinte, wenn Zelter und Forkel stürben, würde wohl die ganze Kunst der Musik untergehen, tröstete Goethe: „Das echt Schöne geht nie unter, sondern lebt immer in der Brust weniger Guten, unauslöschlich wie das vestalische Feuer." Auf die zweistündige Unterredung folgte am nächsten Tage ein Spaziergang in dem botanischen Garten. Goethe rühmte die Fichteschen Reden an die deutsche Nation, besonders ihren schönen Stil, und er sagte von den Deutschen: „Brennholz ist in dieser Zeit ihnen recht brav eingeheizt, aber es fehlt an einem tüchtig zusammenhaltenden Ofen." Den tüchtig zusammenhaltenden Ofen sollte erst ein halbes Jahrhundert später Bismarck der deutschen Nation bauen.

Wolf Baudissin hat sich wie seine Gesundheit und seine Arbeitskraft, die Stärke seines Geistes und seine immer gleich heitere Laune so auch seinen

lebendigen deutschen Patriotismus bis zu seinem 1878 mit neunundachtzig Jahren erfolgten Tode bewahrt. Er stand bis zuletzt in regem Verkehr mit Gustav Freytag, Paul Heyse und Geibel. Er empfing nicht lange nach dem Deutsch-Französischen Kriege auf Rantzau den Besuch des französischen Dichters François Coppée, des Verfassers des „Passant" und der „Grève des Forgerons", der ihm unter dem Titel „Souvenir de Rantzau" die nachstehenden schönen Verse widmete:

Les arbres de Rantzau sont très-bons. Leur ramure
Dans mon âme a versé le repos et la paix,
Et bien souvent, assis dans leur feuillage épais
Ivre de leur odeur, j'ai trouvé l'heure brève,
Et rafraîchi mon front fatigué par le rêve.

Pour le parfum des bois, pour la chanson des nids,
Grands aieux des forêts, arbres, soyez bénis!
En vous remerciant de l'accueil favorable
Mon esprit vous unit à l'hôte vénérable.
Près de qui j'ai passé ces jours calmes et doux,
Au comte hospitalier fort et bon comme vous
Qui témoin d'un autre âge, ami des grands ancêtres,
Me parlait en marchant sous les branches des hêtres.
Ému comme à vingt ans de poésie et d'art.

Puisse Dieux conserver à ce noble vieillard
L'éternelle vigueur accordée aux grands charmes,
Et de sa belle vie allonger tant les charmes,
Que bien longtemps encore il promène à pas lents
Sous vos vieux rameaux verts ses jeunes cheveux blancs.

Die Nachricht vom Ableben meines guten Onkels Wolf, die mir naheging, erreichte mich am Fuße des Parthenon während meiner Geschäftsträgerzeit in Athen. Der zweite Bruder meiner Großmutter hatte lange bei den dänischen Gardedukorps gestanden. Als 1848 in Kopenhagen die demokratischen Eiderdänen ans Ruder kamen und drei Tage später in Kiel die Unabhängigkeit der Herzogtümer und eine provisorische Regierung proklamiert wurde, schloß sich Karl Baudissin der schleswig-holsteinischen Bewegung an. Als General focht er bei Düppel, Fredericia und Idstedt tapfer für das meerumschlungene Land. Der dritte Bruder meiner Großmutter, der Hofjägermeister Graf Hermann Baudissin auf Sophienhof in Holstein, erreichte von vier langlebigen Geschwistern das höchste Lebensalter. Er starb 1891 mit dreiundneunzig Jahren. Er hat Jena und er hat die Entlassung des Fürsten Bismarck durch Wilhelm II. erlebt. Sein einziger Sohn Wolf, der im gleichen Alter mit mir steht, studierte Theologie, hat

Graf Hermann Baudissin

dies aber im Gegensatz zu Faust nie bereut. Er dozierte in Straßburg, Gießen und Marburg und seit 1894 als Nachfolger des Orientalisten Dillmann in Berlin alttestamentliche Exegese. Er schrieb über die semitischen Religionen. Er ist ein sehr gelehrtes Haus und imponierte mir durch sein Wissen schon vor langen Jahren, als wir 1868/69 gleichzeitig in Leipzig studierten. Es ist zweifellos, daß er dort seine Kollegien fleißiger besuchte als ich die meinigen. Wir begegneten uns wieder in Berlin, wo ich ihn während meiner Reichskanzlerzeit oft sah. Er war nach meinem Rücktritt im Winter 1912/13 Rektor der Berliner Universität. Er vereinigt tiefe Bildung mit einem subtilen Geist und nie versagender Herzensgüte. Er ist beinahe zu gut für diese schlechte Welt. Alle Streberei, alle Eitelkeit, an denen es auch in akademischen Kreisen leider nicht fehlt, lagen ihm stets ganz fern.

Großmutter Bülow

Alle drei Brüder meiner Großmutter standen im schleswig-holsteinischen, im deutschen Lager. Anders meine Großmutter. Sie blieb bis zu ihrem 1874 mit vierundachtzig Jahren erfolgten Tode eine Tochter der alten Zeit: streng legitimistisch, tief gläubig, allen Neuerungen abgeneigt, ohne Verständnis für Nationalismus und nationalistische Gedankengänge, voll Mißtrauen, ja Unduldsamkeit gegenüber liberaler Weltanschauung. 1459 war Christian von Oldenburg, „Christian der Glückselige", wie er in der Geschichte des Hauses Oldenburg hieß, als Christian I. König von Dänemark und gleichzeitig mit Bewilligung der Stände Herzog von Schleswig und Holstein geworden. So sollte es nach der Ansicht meiner Großmutter immer bleiben, der dänische Gesamtstaat sollte aufrechterhalten werden. Fast ein halbes Jahrhundert hat sie in der kleinen Stadt Plön ein bescheidenes Häuschen bewohnt. Zu ebener Erde lag ihr behagliches, aber nicht allzu großes Wohnzimmer, daneben ein nicht viel größeres Eßzimmer und ein Schlafzimmer für diejenige ihrer Töchter, die gerade zum Besuch bei ihr weilte. Im ersten Stock befanden sich drei Schlafzimmer, das erste für die Großmama, daneben das ihrer alten und bewährten Dienerin, im dritten hauste ein eisgrauer Kammerdiener, der mit Vorliebe von dem Schrecken erzählte, den im Jahre 1807 das Bombardement von Kopenhagen durch den bösen Admiral Nelson auch in Holstein hervorgerufen habe. „Wenn die englischen Admiräle nur nicht Kiel bombardieren", habe man sich zugeflüstert, „und schließlich gar uns in Plön."

Männliche Gäste meiner Großmutter wurden unter dem Dach untergebracht. Ich pflegte das Zimmer zu erhalten, wo mein Vater als Knabe gewohnt hatte. Er zeigte mir seinen Waschkrug, dessen Inhalt im Winter meist gefroren gewesen war, denn die Dachzimmer wurden nie geheizt. Aus dem Hause trat man in einen kleinen Garten, wo Malven, Rittersporn, Mohn, Lilien, Reseda, auch Rosen gepflegt wurden und der sanft ansteigend zu einer Bank führte, von der aus man die blaue Fläche des Plöner Sees erblickte.

Meine Großmutter war voll Leben und geistiger Interessen. Solange sie noch leidlich rüstig war, vereinigten sich abends bei ihr und ihren Töchtern die Professoren des Gymnasiums, Beamte, Gutsbesitzer aus der Umgegend. Es wurde mit verteilten Rollen Shakespeare gelesen, an dessen Übersetzung der Bruder Wolf einen so hervorragenden Anteil gehabt hatte. Später las sie für sich allein Bücher in allen Sprachen. In einer noch schreiblustigen Zeit schrieb sie viele Briefe. Ihre Häuslichkeit war für moderne Begriffe eng, aber sie atmete ein Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit. In Plön nannte man sie die Frau Kammerherrin. Sie war nicht die einzige Kammerherrin in der kleinen Stadt, aber sie war die Kammerherrin katexochen. „Ich bin", schrieb Johanna Schopenhauer im Dezember 1807 an ihren großen Sohn, „still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt, alles geht seinen einförmigen Gang, ich gehe den meinen, nirgends merkt man, wer befiehlt und wer gehorcht, jeder tut das seine in Ruhe, und das Leben gleitet so hin, ich weiß nicht wie." Meine Großmutter hätte dasselbe schreiben können. Sie hinterließ mir die Korrespondenz ihrer Vorfahren Baudissin und Dernath. Aus den Briefen, die einen ganzen Koffer füllen, redet eine versunkene Welt. Sie sind in einem zierlichen Französisch geschrieben und sprechen nur von Kopenhagener Hofvorgängen, in welcher Laune sich Seine Majestät beim Lever befunden habe und wer die Ehre gehabt habe, abends zum Jeu de la Reine befohlen zu werden. Noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts folgten im holsteinischen Adel oft in derselben Familie die einen der schleswig-holsteinischen Fahne, die anderen dem Danebrog.

Von den Söhnen des Grafen Magnus Scheel-Plessen, der ein Vetter meiner Großmutter war, blieben der älteste, Wulf, und der jüngste, Otto, während des Schleswig-Holsteinischen Krieges und auch später, 1866 und 1870, im dänischen Dienste, der älteste als dänischer Gesandter in Stockholm, der jüngste als dänischer Vertreter in St. Petersburg. Der zweite, Karl, opponierte vor 1864 den Eiderdänen, aber im Rahmen der Gesamtstaats-Idee, stellte sich nach dem Wiener Frieden an die Spitze der Deputation, die in Berlin für die Einverleibung der Herzogtümer in die preußische Monarchie plädierte, und wurde der erste preußische Oberpräsident der Provinz Schleswig-Holstein. Als er als solcher im Preußischen Abgeordnetenhause von dem Abgeordneten Lasker wegen seiner Haltung in den fünfziger Jahren angegriffen wurde, verteidigte ihn Bismarck mit großer Schärfe. Fürst Bismarck hat sich mit den früheren Anhängern der Gesamtstaats-Idee immer trefflich abgefunden; die halb partikularistische, halb liberale „Augustenburgerei", wie er sie nannte, war ihm antipathisch. Einer der leidenschaftlichsten Ausbrüche, zu denen Bismarck sich in der Debatte



Sophie Charlotte
Reichsgräfin von
Baudissin geb.
Reichsgräfin
von Dernath
(Urgroßmutter)



Karl Ludwig
Reichsgraf
von Baudissin
(Urgroßvater)

Nach Gemälden
von Juel

hat hinreißen lassen, galt dem freisinnigen Abgeordneten Albert Hänel, einem der letzten Anhänger der Schleswig-Holsteinischen Landespartei, die für das Erbrecht des Herzogs Friedrich von Augustenburg eingetreten war.

Meine Großmutter sah es ungern, daß mein Vater 1862 den dänischen Dienst verließ. Mein Vater war ihr einziger Sohn, an dem sie mit großer Liebe hing. Ihre ein Jahr nach meinem Vater geborene Tochter Charlotte, in der Familie Lolo genannt, war, was man früher eine schöne Seele nannte. Ich gestehe, daß mir solche schönen Seelen auch heute noch eine gewisse Sympathie einflößen, namentlich wenn ich sie mit manchen unschönen, boshaften und, was beinahe noch schlimmer ist, vulgären Seelen der Gegenwart vergleiche. Meine Tante Lolo hielt sich etwas krumm. Wenn sie bei Tische meiner Großmutter gegenübersaß, pflegte diese von Zeit zu Zeit zu ihr zu sagen: „Tenez-vous droite, Charlotte, ma fille!“ Tante Lolo starb in dem mecklenburgischen adligen Damenkloster Dobbertin, das, im dreizehnten Jahrhundert für Zisterzienserinnen gestiftet, 1572 der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft „zur christlichen Auferziehung und Unterhaltung einländischer Jungfrauen“ übergeben worden war. Die dreißig Konventualinnen trugen ein Ordenskreuz am blauen Band, die Domina in Gold, die anderen in Silber. Das Kloster lag an einem schönen See. Es besaß über vier Quadratmeilen Land, acht Kirchdörfer, vierzehn Güter und an zweihundert Bauern. Talleyrand hat gesagt: „Qui n'a pas vécu avant la Révolution, ne connaît pas la douceur de vivre.“ Die Damen des Klosters Dobbertin wußten, wie ich glaube, die Douceur de vivre zu schätzen. Meine gute Tante Lolo hinterließ mir eine Anzahl wertvoller englischer Bücher, in denen ich noch heute gern blättere.

Tante Lolo

Meine Großmutter, Susanne Baudissin, hatte sich 1813 mit meinem Großvater, Adolf Bülow, vermählt. Mein Urgroßvater, Bernhard Joachim von Bülow auf Wendelstorf, Neuschlagsdorf, Retgendorf, Flessenow, Ventschow, Kressin und Düssin, mecklenburgisch-schwerinscher Geheimrat und Oberhofmarschall, hatte sechs Söhne. Der alte Hans Christoph Ernst von Gagern erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß, wenn in der guten alten Zeit ein Edelmann fühlte, sein Ende nahe heran, er seine Söhne um sein Sterbebett versammelte und sie auf den Knauf seines Degens schwören ließ, sie würden sich in fremder Herren Ländern „Fortune“, ihrem Hause aber „Gloire“ erwerben. Ob mein Urgroßvater es auch so gemacht hat, weiß ich nicht, jedenfalls dienten seine Söhne in verschiedenen Ländern. Der älteste, Bernhard, und der jüngste, Karl, in Mecklenburg, wo der erste wie sein Vater Oberhofmarschall wurde, der letztgenannte Kanzleidirektor und einer der streitbarsten und urwüchsigsten aller mecklenburgischen Feudalen. Friedrich wurde Hofoberstforstmeister in Württemberg unter

dem dicken König Friedrich, der ein großer Nimrod vor dem Herrn war. Heinrich trat in preußische Dienste und vermählte sich mit Gabriele von Humboldt, der Tochter von Wilhelm Humboldt. Nachdem er von 1827 bis 1841 preußischer Gesandter in London, von 1841 bis 1842 beim Bundestag in Frankfurt gewesen war, übernahm er 1842 das Ministerium des Äußern in Berlin. Nach kaum dreijähriger, mit großen Erwartungen begrüßter Wirksamkeit wurde er von einem Schlaganfall getroffen. Er setzte selbst sein Abschiedsgesuch auf. Nachdem er es unterschrieben hatte, reichte er dem bei ihm diensttuenden Legations-Sekretär Grafen Heinrich Redern, dem späteren Gesandten in Brüssel und Petersburg, die Feder mit den wehmütigen Worten zurück: „Eine kurze Karriere!" Er starb ein Jahr später, dreiundfünfzig Jahre alt, und wurde neben seinem Schwiegervater Wilhelm Humboldt in Tegel beigesetzt. Märkische, deutsche, ernste Tannen rauschen über dieser Grabstätte. Schlank steigt die dunkle Granitsäule empor, auf der sich die Gestalt der Spes erhebt, die in unvergänglicher Schönheit Thorwaldsen geformt hat.

Adolf von Bülow

Mein Großvater Adolf Bülow wandte sich in jungen Jahren nach Dänemark, wozu ihn der Umstand veranlaßt haben mag, daß seine Familie mit dem Hause Bernstorff befreundet war, das Dänemark im achtzehnten Jahrhundert zwei hervorragende Minister geschenkt hat. Der von Struensee gestürzte Graf Johann Hartwig Ernst machte sich verdient um die Hebung des dänischen Volkswohlstands, sein Neffe Andreas Peter hob die Leibeigenschaft der dänischen Bauern auf. Beide lernten die Undankbarkeit der Fürsten kennen. Der Onkel wurde aus Dänemark verbannt, der Neffe aus seinem Amt fortgeärgert. „Es gibt Fälle", äußerte er, als er seinen Abschied einreichte, „wo ein Minister nicht mit gutem Gewissen auf seinem Posten bleiben kann. Er verliert seine eigene Achtung, wenn er wider seine Überzeugung handelt. Kann man fehlerhafte Maßnahmen nicht länger hintertreiben, so darf man sie nicht durch Stillschweigen billigen." An diese Worte dachte ich, als ich 1909 meinen Abschied einreichte. Aus Kiel, wo er sich mit den dänischen Landesgesetzen und der dänischen Sprache vertraut gemacht hatte, durch den Grafen Christian Günther Bernstorff, der von 1800 bis 1810 dänischer, von 1818 bis 1832 preußischer Minister des Auswärtigen war, nach Kopenhagen berufen, wurde mein Großvater Bülow dort erst in der Kanzlei, dann im Finanzministerium beschäftigt und erwarb sich das Vertrauen nicht nur der Minister, sondern auch des Königs Friedrich VI. In Kopenhagen vermählte er sich mit Susanna Baudissin, die er in Kiel kennengelernt hatte. Es war eine ausgesprochene Liebesheirat. Durch Überarbeitung erkrankt, erhielt er 1813 das Amt Cismar im östlichen Holstein. Er starb dort nach nur einjähriger Tätigkeit, kaum neunundzwanzig Jahre alt. In der Nacht, in der er starb, wurde die östliche Küste von Holstein

und Cismar von einem schweren Sturm heimgesucht. Die Haare meiner Großmutter, die noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt war, wurden in dieser einen Nacht schneeweiß. Sie hat sich zehn Jahre später zum zweitenmal mit dem Forst- und Jägermeister in Holstein Hans Adolph von Warnstedt vermählt.

In ihrer zweiten Ehe wurden ihr nur Töchter geschenkt. Meine Lieblingstante war ihre dritte Tochter, Elise, die den Grafen Georg von Platen-Hallermund heiratete, der einem ursprünglich pommerschen, 1630 in den Reichsfreiherrnstand, 1689 in den Reichsgrafenstand erhobenen, auch im Westfälischen Grafenkollegium rezipierten Geschlecht entstammte, das während des Wiener Kongresses, um dem Könige von Hannover, der zugleich König von England war, ein Vergnügen zu bereiten, unter die Mediatisierten aufgenommen worden war. Die Erhebung in den Reichsfreiherrn- und Reichsgrafenstand und selbst die Einreihung unter die Mediatisierten gereicht meines Erachtens dem Platenschen Geschlecht weniger zum Ruhm, als daß ihm ein Dichter entsproß, der Graf August Platen-Hallermund, der zwar nicht, wie auf seinem Grabstein in Syrakus steht, als Princeps poetarum Germaniae angesprochen werden kann, der aber doch einer der Großen unter den deutschen Dichtern ist. *Tante Elise*

Ich habe meine Tante Elise und ihren welfisch gerichteten Mann oft auf ihrem schönen holsteinischen Gut Kaden bei Ulzburg besucht. Er war ein Bruder des Grafen Adolph Platen, der 1866, als der Krieg ausbrach, hannöverscher Minister des Äußern war und nach der Annexion von Hannover die welfische Propaganda leitete. Vor 1866 war er viele Jahre mit Bismarck persönlich befreundet gewesen, was den letzteren nicht abhielt, ihn wegen politischer Umtriebe zu mehrjähriger Freiheitsstrafe verurteilen zu lassen. Allerdings nur in contumaciam, denn Adolph Platen, der, nebenbei gesagt, ein Jugend- und Universitätsfreund meines Vaters war, hatte sich rechtzeitig ins Ausland begeben. Mein Vater, Bismarck und Platen standen in gleichem Alter: Adolph Platen war am 12. Dezember 1814 geboren, Bismarck am 1. April 1815 und mein Vater am 2. August 1815.

Die jüngste Schwester meines Vaters heiratete einen Herrn von Meßmer-Saldern, dessen Vater als Kavalier des emigrierten Grafen von der Provence, des späteren Königs Ludwig XVIII., nach Norddeutschland gekommen war. Es gelang dem gewandten Franzosen, die Hand einer reichen holsteinischen Erbin, eines Fräulein von Saldern, zu gewinnen. Die Ehe ging sehr schlecht. Monsieur de Messmer lernte als echter Franzose nie Deutsch. Seine Frau, um ihn zu ärgern, ließ die Kinder kein Französisch lernen. So lebten Vater und Kinder in demselben Haus, ohne sich zu verstehen. „A happy family!“ sagt in solchen Fällen der Engländer.

Die Töchter meiner Großmutter standen politisch auf demselben Standpunkt wie sie, trauerten der guten alten Zeit nach und waren während meiner Amtszeit nur einmal wirklich mit mir zufrieden: als ich den dänischen Elefantenorden erhielt, den auch ihr Großvater, mein Urgroßvater Karl Baudissin, getragen hatte. Zu ihrer Entschuldigung will ich hinzufügen, daß der dänische Elefantenorden ein sehr geschmackvoller Orden ist: Der aus weißem Email geformte Elefant trägt auf dem Kopf einen roten Turm, und in seinen Augenhöhlen blitzen zwei Diamanten. Er ist auch einer der ältesten unter den großen europäischen Orden. König Christian I. stiftete ihn 1464.

Die Schleswig-Holsteinische Frage

In Flottbek und in Plön, in Altona und in Kiel, in Rantzau und in Caden, überall in Holstein drehten sich die meisten politischen Gespräche um die Schleswig-Holsteinische Frage. Lord Palmerston äußerte einmal, diese Frage habe niemand begriffen außer einem deutschen Professor, der aber sei, als er der Welt das Ergebnis seines Nachdenkens hätte verkünden wollen, infolge geistiger Überanstrengung leider verrückt geworden. Die in der Tat überaus schwierige und verwickelte Schleswig-Holsteinische Frage hat Fürst Bismarck benutzt, um die Herzogtümer von der dänischen Herrschaft zu befreien, und damit den Weg gefunden zu der genialen Politik, die über Sadowa und Sedan nach Versailles führte und die deutsche Einheit herstellte, was vor ihm keinem geglückt war. Er erreichte sein Ziel durch die preußische Hegemonie, die sich verkörperte in der einheitlichen Spitze der Reichs- und der preußischen Regierung und in der preußischen Armee, bei voller und gewissenhafter Schonung der Rechte und Gefühle der Einzelstaaten auf föderativer Grundlage. Die Schleswig-Holsteinische Frage, an der sich die Nationalversammlung von 1848, der deutsche Bundestag und alle europäischen Kabinette vergeblich versucht hatten, wurde für den Genius die Handhabe, seine Ziele zu erreichen. Bismarck, der nie großartiger operierte als in den Jahren, die zwischen seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten und dem Prager Frieden lagen, äußerte einmal zu meinem Vater, das sei eine jener Kraftproben gewesen, die man nur einmal im Leben ablegen könne.

Die Schleswig-Holsteinische Frage wurde akut, als bei allen europäischen Völkern, bei den einen früher, bei den anderen später, hier stärker, dort schwächer, das Nationalgefühl erwachte. Vorher verstand, um mit Johann Heinrich Voß zu reden, der dänische Pflüger den deutschen, dieser den Dänen. Wie jede große geschichtliche Strömung hatte das Erwachen nationaler Empfindungen nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten: Die Beziehungen zwischen den europäischen Staaten wurden dadurch erschwert. Es war leichter, zwischen den Kabinetten trotz ihrer Selbstsucht, ihrer Frivolität und ihrer Intrigen zu Kompromissen und Verständigungen

zu gelangen als zwischen erhitzten, leidenschaftlichen und oft blinden Völkern. An der Überspannung des Nationalitäten-Prinzips ist die österreichische Monarchie zugrunde gegangen, und das Deutschtum hat dabei weite und wertvolle Gebiete in Böhmen, in Krain, in Ungarn und Kroatien, in Galizien und in der Bukowina verloren. Die Schwäche des deutschen Nationalgefühls führte dazu, daß der Deutsche im Nationalitätenkampf wie mit den Romanen und den Magyaren so auch mit den Polen und den Tschechen meist unterlag.

In Dänemark standen sich seit 1848 zwei Richtungen gegenüber: Die Gesamtstaatspartei wollte die Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem ganzen Bestand, sie wollte Holstein der dänischen Krone erhalten und zu diesem Zweck in Schleswig deutsche Gefühle und Rechte schonen. Der größte Teil des dänischen Adels, der vielfach deutschen Ursprungs ist, die meisten Beamten, Industrie und Handel gehörten dieser Richtung an. Die sogenannten Eiderdänen legten auf Holstein kein Gewicht, sie wollten es ebenso wie Lauenburg am liebsten abstoßen, dagegen Schleswig bis zur Eider danisieren. An ihrer Spitze stand der leidenschaftliche Orla Lehmann, ein deutscher Renegat, Vetter des Begründers der Deutschen Nationalen Partei in Holstein, Theodor Lehmann. Auch in Rußland und in Polen, in Ungarn und in Böhmen befanden und befinden sich unter den Bekämpfern des Deutschtums nur zu oft abtrünnige Deutsche.

Abschied des Vaters aus dänischen Diensten

Im Herbst 1862 entschloß sich mein Vater, seinen Abschied als dänischer Gesandter einzureichen, da er mehr und mehr die Überzeugung gewann, daß er bei dem wachsenden Einfluß der eiderdänischen Richtung seine Pflicht als dänischer Gesandter nicht mehr mit seiner deutschen Nationalität und Gesinnung vereinigen könne. Nachdem er König Friedrich VII. persönlich sein Entlassungsgesuch überreicht hatte, sagte er, nach Flottbek zurückgekehrt, meinem Bruder Adolf und mir nach der Morgenandacht: „Ich habe meinen Abschied aus dänischen Diensten genommen, damit seid ihr ganz und endgültig Deutsche geworden. Was das für euch und eure Zukunft bedeutet, wißt ihr jetzt noch nicht, ihr werdet es aber später begreifen.“ Ich kann nicht sagen, daß mein Bruder und ich durch diese Mitteilung sehr ergriffen wurden. Wir hatten uns immer nur als Deutsche betrachtet, sprachen kein Wort Dänisch und waren nie in Kopenhagen gewesen, das ich erst zehn Jahre später zum erstenmal sah. Von der dänischen Geschichte wußten wir nur, daß Gorm der Alte die Reihe der dänischen Könige eröffnet, daß Knuth der Große England erobert hatte, daß der Danebrog vom Himmel fiel und daß seit langer Zeit alle dänischen Könige abwechselnd Friedrich und Christian hießen.

Über den Verlauf seiner Audienz bei König Friedrich VII. hat mein Vater uns später berichtet. Der König empfing ihn in Flensburg. Mein Vater

hatte bei dem Vorgänger Friedrichs VII., bei König Christian VIII., sehr in Gnaden gestanden. Der alte Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld erzählte mir, er sei nicht lange vor dem am 20. Juni 1848 erfolgten Tod dieses Dänenkönigs bei ihm gleichzeitig mit meinem Vater zum Tee befohlen gewesen. Eine anwesende Hofdame habe geäußert, Herr von Bülow habe eine feine und schöne Hand. Der König habe laut erwidert: „Ich weiß nicht, ob er eine schöne Hand hat, aber ich weiß, daß er einer der besten Köpfe in meinem Königreich ist." Christian VIII. war kultiviert, geistvoll. Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, mit dem er auch befreundet war. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich VII., war aus anderem Holz geschnitzt. Er war einer der seltsamsten Fürsten, die je auf einem Thron gesessen haben. Die Lust am Fabulieren und die Renommiersucht, denen ich auch bei anderen Fürsten begegnet bin, hatten bei ihm pathologische Formen angenommen. Als Napoleon III. bald nach der Geburt des Prince Impérial die Helena-Medaille für alle diejenigen stiftete, die unter Napoleon I. im Felde gestanden hatten, frug Friedrich VII. den ihm gegenübersitzenden französischen Gesandten Dotézac bei Tisch, weshalb er nicht die Helena-Medaille erhalten habe. Sehr verlegen erwiderte M. Dotézac, diese Medaille würde grundsätzlich nur an Teilnehmer an den Napoleonischen Feldzügen verliehen. Mit ernstem Gesicht erwiderte der Dänenkönig: „Ich will Ihnen ein großes Geheimnis anvertrauen: Ich habe an der Schlacht von Waterloo teilgenommen, jawohl! Im Frühjahr 1815 ging ich mit sieben Jahren meinen Eltern durch und habe die Schlacht als Trommler mitgemacht. Das ist bis jetzt ein Geheimnis gewesen, das ich Ihnen heute enthüllen will!"

Friedrich VII. war dreimal verheiratet, in erster Ehe mit einer Kusine, der Prinzeß Wilhelmine von Dänemark, in zweiter Ehe mit der Prinzeß Karoline von Strelitz. Die erstere ließ sich nach neunjähriger Ehe von ihm scheiden, die letztere hielt es nur fünf Jahre mit ihm aus. In dritter Ehe heiratete er eine Putzmacherin, die Raßmussen hieß und von ihm zur Gräfin Danner erhoben wurde. Unter anderen fatalen Eigenschaften besaß Friedrich VII. auch die, daß er sich gern betrank. Die Gräfin Danner teilte diese Schwäche und war darum ihrem hohen Gemahl besonders sympathisch. Meine Mutter hat sich, solange mein Vater in dänischen Diensten stand, immer geweigert, sich der Gräfin Danner vorstellen zu lassen, und mein Vater fand diese Haltung ganz in der Ordnung. Als mein Vater 1862 vor dem letzten dänischen König aus dem königlichen Mannesstamme des Hauses Oldenburg erschien, forderte ihn dieser in dem ihm eigenen derbgutmütigen Tone auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er selbst saß an einem Tisch, auf dem kleine und große Bleistifte verstreut lagen. Der König unterhielt sich deutsch mit meinem Vater, der nicht besonders Dänisch

sprach. Er fragte meinen Vater, warum er weggehen wolle. Er bitte ihn, zu bleiben, denn er sei ein guter Kopf. Auch die dänischen Minister wünschten, daß er bliebe, obwohl sie wüßten, daß er ein Gegner der eiderdänischen Richtung sei, der die meisten von ihnen angehörten. Mein Vater entgegnete, daß er aus zwei Gründen nicht bleiben könne. Einmal könne er als Deutscher die Danisierungs-Politik der Eiderdänen in Schleswig nicht länger mitmachen. Dann aber sei er überzeugt, daß diese Politik der Kopenhagener Demokraten zum Kriege mit den deutschen Großmächten führen werde, der die Zertrümmerung der alten und ehrwürdigen dänischen Gesamtmonarchie bedeute. „Seien Sie unbesorgt", entgegnete Friedrich VII., „blicken Sie auf diesen Tisch. Die drei kleinen Bleistifte bedeuten die Österreicher, die Preußen und die anderen deutschen Bundesstaaten, die gegen mich anrücken. Die zwei großen Bleistifte bedeuten das Danevirke und die Düppler Schanzen, wo ich sie erwarten und schlagen werde." Der König blieb hartnäckig bei dieser seiner Auffassung. Trotz seiner Sonderbarkeiten und Schwächen war Friedrich VII. im eigentlichen Dänemark sehr populär. Er war seit der Thronbesteigung des oldenburgischen Hauses der erste national-dänische König. Mit Rücksicht darauf wurden ihm sowohl seine häuslichen Verhältnisse wie seine Trunksucht verziehen.

Übertritt nach Mecklenburg

Einige Monate nachdem mein Vater seinen Abschied aus dänischen Diensten in allen Ehren, mit dem Großkreuz des Danebrogordens und der dänischen Exzellenz, erhalten hatte, ließ der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz bei ihm anfragen, ob er geneigt wäre, die durch den Tod des Ministers von Bernstorff in Neustrelitz vakant gewordene Stellung des Strelitzer leitenden Ministers zu übernehmen. Der Großherzog hatte durch hessische und dänische Verwandte von meinem Vater gehört, war diesem auch einmal in Rumpenheim persönlich begegnet. Mein Vater besprach den Antrag eingehend mit meiner Mutter und vor uns Kindern, während wir nach Tisch um die Lampe saßen. Er hob die Nachteile und die Vorteile des neuen Postens hervor. Ein kleines Nest wie Neustrelitz, das kaum siebentausend Einwohner zähle, würde nach dem bewegten und interessanten Leben in Frankfurt nicht gerade anregend sein. Er habe nach seiner Schul- und Universitätszeit nur in großen Zentren gelebt: Kopenhagen, Paris, London, Hamburg, Frankfurt. Aber auch ein stilles Leben habe seine Vorzüge. Langweile sei gut für die Nerven. Er wolle sich nicht auf Cäsar berufen, der lieber der Erste in einem Dorf als der Zweite in Rom sein wollte, aber er meine, daß auch der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen wisse, kostbare Früchte gewähren könne. Daß in Strelitz ein gutes Gymnasium für die Söhne wäre, käme auch in Betracht, und endlich sei Mecklenburg die Wiege seiner Familie. So wurde der Ruf nach Strelitz angenommen.

V. KAPITEL

Mecklenburg: Verfassungszustände, Land und Leute • Neu-Strelitz • In der Schloßkoppel • Großherzog Friedrich Wilhelm • Das Gymnasium Carolinum • Virgil oder Vergil? • Erste Bekanntschaft mit Berlin (1863) • Reise nach Süddeutschland • Sommer in Doberan • Düppel und Alsen • Neu-Strelitz und Alt-Strelitz • Der Altersgenosse Ewald Wohlfahrt • Neubrandenburg • Fritz Reuter • Fußwanderung auf Rügen mit Erbgroßherzog Adolf Friedrich (1864)

Im Frühjahr 1863 traten wir die Reise nach unserer neuen und doch eigentlich alten Heimat an. Von Hamburg bis Schwerin fuhren wir mit der Eisenbahn, von dort mit dem Wagen nach Strelitz. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich richtiges norddeutsches Land.

Endlos die weißgraue Straße sich spannt.
Blaßgelb und ährenschwer
Dehnt sich ein Feldermeer —
Norddeutsches Land.

Bläulich Wacholdergrün schattet den Sand.
Rübacker lustig glänzt,
Knallrot von Mohn umkränzt —
Norddeutsches Land . . .

Wolken stehn unbewegt gleich einer Wand.
Fern eine Sense klingt.
Rastlos das Heimchen singt —
Norddeutsches Land . . .

Sonne stieg dunkelrot nieder und schwand.
Dämmer umschummert es,
Müde entschlummert es —
Norddeutsches Land.

Neu-Strelitz

Es war eine andere Landschaft als die Umgebung von Frankfurt, anders selbst als Holstein und die Elbe, aber sie heimelte uns doch an. In Neu-Strelitz sah es nicht mehr so aus wie in der Zeit, die Fritz Reuter in seinem „Dörchläuchting" beschreibt. Seit den Tagen, wo Dörchläuchten von Mecklenburg-Strelitz, Adolph-Friedrich IV. seines Namens, mit seiner „leiwe Swester de Prinzeß Christel up sinen Sloß tau Nigen-Strelitz" hauste, hatte

die Kultur, die alle Welt beleckt, sich, wenn auch schüchtern, bis Neu-Strelitz gewagt. Zwar die Verfassungszustände in Mecklenburg waren noch recht verschieden von denen im übrigen Deutschland. Mecklenburg erfreute sich einer mittelalterlich-feudalen Verfassung und war deshalb die Bête noire des deutschen Liberalismus. — In Wirklichkeit urteilte der Liberalismus hier wie in manchen anderen Fällen nach abstrakten Theorien, an die er so starr glaubt wie Buchstaben-Christen an ihre Dogmen. Einer der bekanntesten Staatsrechtslehrer der fünfziger Jahre hatte dagegen die Behauptung aufgestellt, Mecklenburg habe die beste Verfassung in Deutschland. Auch mein Vater war ein Freund und Verteidiger ständischer und korporativer Vertretung. Ich selbst habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich in der Politik nicht an Dogmen glaube. Ich sei kein Fetischanbeter und triebe keinen Götzendienst, sagte ich einmal im Reichstag. Gegenüber Friedrich Naumann, der ein Doktrinär vom reinsten Wasser war und den Glauben an Dogmen aus seiner Pastorenzeit in die Politik mitgebracht hatte, wies ich darauf hin, daß die Wohlfahrt und die Freiheit eines Landes nicht ausschließlich oder auch nur überwiegend abhinge von der Form seiner Verfassung oder gar von seinem Wahlrecht. „Glauben Sie wirklich", frug ich, „daß das von dem Abgeordneten Naumann so sehr perhorreszierte Mecklenburg viel schlechter regiert wird als das ganz demokratische Haiti?"*

Malchin und Sternberg

Mein Vater wohnte in jedem Jahr den Sitzungen des mecklenburgischen Landtags bei, der sich abwechselnd in Malchin und in Sternberg versammelte. Ich lernte auf diese Weise beide Städtchen kennen, da ich meinen Vater in dem einen wie in dem anderen Ort gelegentlich besuchen durfte. Malchin lag an einem anmutigen See, in einer hübschen Gegend, die der gute Mecklenburger nicht ohne Stolz „die Mecklenburgische Schweiz" nennt. Sternberg besaß eine im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbaute, der heiligen Maria und dem heiligen Nikolaus geweihte Kirche, ein schöner, dreischiffiger, frühgotischer Hallenbau. In der Turmhalle der Kirche ist ein Fresko zu bewundern, das einen in der Reformationszeit an der Sagsdorfer Brücke bei Sternberg abgehaltenen mecklenburgischen Landtag darstellt. Die Freske ist umrahmt von den Wappen der eingeborenen mecklenburgischen Familien, darunter auch die vierzehn Kugeln des Bülowschen Wappens. „Vierteyn Klümp in enen Schapen, Seyn dat reckte bülowsch Wapen" lautet ein alter Spruch im Lande Mecklenburg. Das jetzt so friedliche Städtchen Sternberg war leider im Mittelalter der Schauplatz einer schaurigen Freveltat geworden. In der Stadt war das Gerücht verbreitet worden, daß Juden sich der „Marterung" von Hostien schuldig gemacht, d. h. Hostien mit einer Nadel durchstochen hätten.

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe III, S. 127; Kleine Ausgabe V, S. 59.

Daraufhin wurden alle Sternberger Juden vor dem Luckower Tor auf einem Hügel verbrannt, der noch heute der Judenberg heißt. So geschehen am 24. Oktober 1492 im Namen der Religion, deren Grundsäulen die Bergpredigt und das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes sind. Damit der Tragödie auch ein grotesker Zug nicht fehle, wurde in einer Nische der Sternberger Stadtkirche ein eingemauerter Feldstein gezeigt, in dem die eingemeißelten Abdrücke zweier menschlicher Fußsohlen zu sehen waren. Es ging nämlich die Sage, daß, nachdem im Hause des Juden Eleasar die Hostien durchstochen worden waren, dessen Gattin, von Unruhe und Gewissensbissen getrieben, den Versuch gemacht habe, die Hostien im Sternberger See zu versenken. Dabei sei sie auf einen am Ufer liegenden Stein getreten, habe aber plötzlich gemerkt, daß ihre Füße in den Stein einsanken, und sei voll Schrecken zurückgeeilt. Bis in das siebzehnte Jahrhundert waren die Juden aus ganz Mecklenburg verbannt. In Sternberg wurden sie erst im achtzehnten Jahrhundert zugelassen. In Rostock und in Wismar durften sich noch in meiner Jugendzeit Juden nicht niederlassen. Der Schweriner Kollege meines Vaters, der Staatsminister Jasper von Oertzen, wohnte ebenso wie mein Vater den Landtagsverhandlungen in Malchin und Sternberg bei. Er war ein redlicher, aber ziemlich beschränkter Mann. In die Sorgen der Regierung teilte er sich mit seinem ältesten Sohn. Als Bismarck bei den Besprechungen vor der Konstituierung des Norddeutschen Bundes beide persönlich kennenlernte, meinte er: „Ich sehe den Vater und ich sehe den Sohn, aber ich sehe nicht den Heiligen Geist."

Schwerin, Rostock, Wismar

Neustrelitz ist die jüngste aller mecklenburgischen Städte. Es besitzt weder geschichtliche Erinnerungen noch altertümliche Baudenkmäler. Wie anders Schwerin, wo wir auf der Fahrt von Hamburg nach Strelitz haltmachten! Vier Bülows hatten einst nacheinander auf dem bischöflichen Stuhle von Schwerin gesessen. Bischof Gottfried von 1292 bis 1314, der Vollender des Schweriner Doms, eines schönen gotischen Baues. Nach Gottfried seine beiden Neffen, die Brüder Bischof Ludolph von 1331 bis 1339 und Bischof Heinrich I. von 1339 bis 1347. Und endlich der Neffe dieser beiden, der kunstsinnige Bischof Friedrich, von 1366 bis 1375. Wir bewunderten die Grabplatten, unter denen diese würdigen Kirchenfürsten seit mehr als fünf Jahrhunderten schliefen und die zu den beachtenswertesten Kunstwerken gehören, die Norddeutschland aufzuweisen hat. Prächtig war auch das Schloß in Schwerin, dessen Türme, Zinnen und vergoldete Kuppeln sich im Schweriner und im Burgsee spiegeln. Selbst mit Ludwigslust, dem mecklenburgischen Potsdam, konnte sich Neustrelitz nicht messen, geschweige denn mit Rostock, der alten Hansastadt, die damals noch über die größte Handelsflotte der Ostsee gebot. Der Turm der Rostocker Petrikirche ist der höchste Turm in Mecklenburg. Der See-

fahrer erblickt ihn schon, wenn er noch fünf oder sechs Meilen von der Küste entfernt ist. Das hörte ich als Knabe, und später hat es mir mein lieber Freund, der Poet Adolph Wilbrandt, bestätigt, der ein Rostocker Kind war. Und dann war in Rostock in der Altbettelmönchstraße der Feldmarschall Blücher geboren, dem Meister Gottfried Schadow ein herrliches Denkmal errichtet hat. Held Blücher steht da, wie er im Herzen des deutschen Volkes lebt: In der vorgestreckten Rechten den Marschallstab, die Linke am Griff des Schwertes, der linke Fuß vorwärts. Die Inschrift lautet: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Seinen." Auf der Rückseite stehen die schönen Verse von Goethe:

Im Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.

Wismar, an einem Busen der Ostsee gelegen, konnte sich als Seehafen nicht mit Rostock messen, aber interessanter als Strelitz war es doch, schon weil in seiner Marienkirche ein Gitter zu sehen war von so wunderbarer Arbeit, daß die Sage ging, bei seiner Herstellung habe der ††† Gottseibeiuns in eigener Person dem Schmied geholfen. Dieses Gitter habe man nie nachahmen können, es sei so kunstfertig gearbeitet, als ob Stricke ineinandergeflochten wären. Selbst das nicht weit von Neustrelitz gelegene, ummauerte und umwallte Friedland, die zweite Stadt im Großherzogtum Strelitz, regte unsere Phantasie mehr an als die Hauptstadt des Landes, unser neuer Wohnsitz.

Neustrelitz, erst 1730 erbaut, hat die Form eines achtstrahligen Sterns. Die Idee der ganzen Anlage ist ungefähr wie die des zu gleicher Zeit entstandenen Karlsruhe, dem auch fürstlicher Wille die Entwicklung in mehr symmetrischer als malerischer Richtung vorschrieb. Acht Straßen laufen vom Strelitzer Marktplatz aus, auf dem sich das Denkmal des Großherzogs Georg erhebt, des Vaters der Königin Luise. Von diesen acht Straßen war aber, wenigstens in meiner Jugend, die eine leider verbaut, eine andere lief nicht in gerader Richtung, was bedauerlicherweise den Gesamteindruck störte. Der Stolz der Neustrelitzer war der Schloßgarten mit herrlichen Linden- und Kastanienalleen, die ihn mit der Schloßkoppel verbanden, einem großen Park an den Ufern des Zierker Sees, mit schattigen, lauschigen Wegen.

In diesem Park habe ich manchen schönen Frühlingsmorgen verbracht mit meiner kleinen Freundin Hanne, eines Gärtners Töchterlein. Wir neckten uns, wir spielten zusammen, wir pflückten Blumen, wir küßten uns, wir badeten im klaren See, so unschuldig wie Daphnis und Chloe in dem

Hirtenroman des Longos, der das Entzücken von Goethe und von Stendhal erregt hat. In dieser idyllischen Schloßkoppel hat sich ein halbes Jahrhundert später der letzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz erschossen, aus unglücklicher Liebe zu einer italienischen Sängerin, einem dämonischen Weibe, das ihn weder erhören noch loslassen wollte. Mein gutes kleines Hannchen war, Gott sei Dank, keine „femme fatale", wie die Franzosen das nennen. Ich bewahre ihr ein freundliches Andenken.

In guter Jahreszeit fuhren meine Eltern zu Verwandtenbesuchen über Land, und wenn es die Schule erlaubte, durften mein Bruder Adolf und ich sie begleiten. Wir fuhren mit zwei schlanken Braunen, die wir Kleobis und Biton genannt hatten, zu Ehren der beiden herrlichen Jünglinge aus Argos, die der weise Solon dem unweisen König Krösos als wirklich glückliche Menschen gerühmt hatte, wie uns das Herodot im Ersten Buch seiner Geschichte berichtet. Mein Urgroßvater, der mecklenburg-schwerinsche Oberhofmarschall Bernhard Joachim von Bülow, war zweimal verheiratet: in erster Ehe mit Elisabeth von der Lühe, aus dem Hause Barnekow, in zweiter Ehe mit Charlotte von Oertzen, aus dem Hause Gorow, Die Oertzen und die Lühe gehören wie die Bülow zu den Familien, die damals die eingeborenen Familien genannt wurden. Sie gehören, wie meine Familie, dem mecklenburgischen Uradel an. Von den Schwestern meines Großvaters hatte die eine sich mit einem Herrn von Engel auf Breesen, die andere mit einem Freiherrn von Meerheimb auf Wokrent vermählt. Diese beiden Familien waren durch den Degen hochgekommen. Oberst Hans Joachim Engel war von dem Schwedenkönig Karl XI. geadelt und daraufhin in den mecklenburgischen Adel rezipiert worden. Heinrich Mehr, ein tüchtiger Mann, der es in kursächsischen Kriegsdiensten vom Trompeter bis zum General gebracht hatte, war von Kaiser Leopold in den Reichsfreiherrnstand erhoben und gleichfalls rezipiert worden.

Bei jenen Besuchen imponierte mir, was unsere mecklenburgischen Verwandten und Freunde im Essen leisten konnten. „Aet du man langsam, min Sön, du glövest nich, wat sich dahldrucken lätt", war eine Mahnung, die der mecklenburgische Bauer gern an seinen Sohn richtete. Die Reihenfolge der täglichen Mahlzeiten eines mecklenburgischen Landmannes wurde uns wie folgt geschildert: Ganz früh, ehe er aufs Land geht, nimmt er ein reichliches Frühstück zu sich, um acht Uhr folgt ein zweites Frühstück, „Hochimpt" oder „Kleinmittag" genannt, ebenfalls reichlich, begleitet von Bier oder Branntwein. Wenn er dann wieder zur Arbeit geht, nimmt er vorsichtigerweise ein tüchtiges Butterbrot mit, für den Fall, daß dem Magen flau werden sollte. Um zwölf folgt die Hauptmahlzeit, die aus Rindfleisch, Speck, Schinken, Kartoffeln, Hülsenfrüchten usw. besteht, auch aus frischen Gemüsen der Jahreszeit, die aber als Sättigungsmittel

gering angeschlagen werden. Um fünf wird das kleine und nach glücklich vollbrachter Tagesarbeit endlich das große Abendbrot eingenommen. Nicht mit Unrecht heißt es aber: „Was der Mensch ißt, das ist er." Die Mecklenburger waren und sind ein tüchtiger Menschenschlag, nicht gerade von beweglichem Geist, aber von tiefem Gemüt, klare Köpfe, Menschen von ruhigem Urteil. Sie sind, wie der Apostel Jakobus seinen lieben Brüdern empfiehlt, langsam zum Reden und langsam zum Zorn. Aber sind sie in Zorn geraten, so flutschen ihre Hiebe.

Mecklenburg ist die Heimat von Gebhard Lebrecht von Blücher und Hellmuth von Moltke, beide Söhne eingeborener, uradliger Familien, von Johann Heinrich Voß und Adolf Wilbrandt. Zu einer mecklenburgischen Deputation, die ihm 1893 in Friedrichsruh huldigte, sagte Fürst Bismarck: „Ich habe als brandenburgischer, als altmärkischer Nachbar des mecklenburgischen Landes und demnächst als preußischer und Reichsbeamter mit vielen Mecklenburgern Beziehungen gehabt und habe sie als hervorragend an Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit gefunden. Da sind vor allem die Bülows und die Bernstorffs, die wir in unserem Militär- und Zivil-Dienst gehabt haben und die sich wie ein roter Faden durch dieses gesegnete Land zwischen Elbe und Ostsee ziehen."

Großherzog Friedrich Wilhelm

Der Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz war blind. Dieses Schicksal teilte er mit seinem Vetter und Freund, dem König Georg V. von Hannover, nur mit dem Unterschied, daß der Großherzog seine Blindheit in keiner Weise versteckte, während der König hartnäckig den Schein aufrechtzuerhalten suchte, als ob er sehen könne. Georg V. liebte es, Damen, denen er begegnete, Komplimente über ihre Toilette zu machen. „Sie haben ein schönes gelbes Kleid an!" oder „Das rote Kleid steht Ihnen heute besonders gut." Natürlich mußte ihm der ihn begleitende Adjutant zuflüstern, wer die Dame sei, der er begegnete, und wie sie angezogen wäre. Trotz dieser Schwäche war der letzte König von Hannover kein unedler Mann. Aussehen und Auftreten waren königlich, er war hochherzig und freigebig, aber er hatte einen überspannten und mystischen Begriff von seiner Würde und von seinem Beruf. Der Freiherr Ernst von Hammerstein-Loxten, von 1897 bis 1901 preußischer Landwirtschaftsminister, der in seiner Jugend der näheren Umgebung des Königs Georg V. angehörte, hat mir mehr als einmal gesagt, daß trotz großer Verschiedenheit in vielen Dingen Kaiser Wilhelm II. in der eigenartigen, jedenfalls gar nicht friderizianischen Auffassung seiner Herrscherpflicht ihn an seinen früheren Herrn, den König Georg V., gemahne. Beide neigten zur Hybris. Wilhelm II. versicherte seinen Brandenburgern, er werde sie herrlichen Tagen entgegenführen. König Georg erklärte, nicht lange bevor er den Thron verlor, die Welfenherrlichkeit werde dauern bis an das Ende aller Tage.

Von solcher Überspannung war der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz weit entfernt. Er war eine nüchterne Natur mit ausgesprochenem Verständnis für Finanzfragen. Zweimal im Jahre beschied er seinen Berliner Bankier Helfft nach Strelitz und gab ihm seine Instruktionen, die meist zu sehr glücklichen Börsenoperationen führten. Das Bild, das sich der blinde Mann auf Grund der ihm vorgelesenen Zeitungen von der Weltlage machte, war fast immer richtig. Er hat ein sehr großes Vermögen hinterlassen, wozu freilich auch sein Geiz beitrug. Als er seine goldene Hochzeit feierte, schenkte er jedem seiner Untertanen einen Taler. Da sein Land kaum hunderttausend Einwohner zählte, kostete der Spaß dem reichen Landesherrn nur hunderttausend Taler. Nationale Gesinnung im heutigen Sinne des Wortes fehlte dem Großherzog. Er war strenger Legitimist, in allem konservativ gerichtet und im Grunde der Ansicht, daß man sich in Deutschland nach dem zu richten habe, was in London und in St. Petersburg gewünscht werde. Sein einziger Bruder, der Prinz Georg von Strelitz, hatte die russische Großfürstin Katharina Michaelowna geheiratet und war in russische Dienste getreten. Der Großherzog selbst war mit einer englischen Prinzessin, der Tochter des Herzogs von Cambridge, vermählt. Der Vater wie der Bruder der Großherzogin waren englische Feldmarschälle. Von seiner Verwandtschaft mit dem englischen Königshaus war der Großherzog so begeistert, daß alle Strelitzer Hofleute, Kammerherren und Kammerjunker, wenn sie den Frack mit goldenen Knöpfen, den sogenannten Chiffrefrack, anzogen, auf den Knöpfen die Devise des Hosenbandordens „Honny soit qui mal y pense“ tragen mußten. Wenn der Großherzog sagte, dieses oder jenes habe der Zar gewünscht, so war es, als ob der liebe Gott gesprochen hätte. Für Österreich empfand er den Respekt, den wohlerzogene Leute einem bejahrten, sehr würdigen Großonkel entgegenbringen. Preußen mochte er nicht, obschon die Königin Luise, eine der edelsten Frauen aller Zeiten, eine der rührendsten Erscheinungen der deutschen Geschichte, dem Strelitzer Hause entsprossen war und in dem Strelitzer Schloß Hohenzieritz ihre schönen Augen geschlossen hatte.

Großherzogin Augusta

Die Großherzogin Augusta war englisch bis in die Fingerspitzen, übrigens eine groß angelegte Natur, mit Verständnis für Kunst, namentlich für Musik. Sie war die leibliche Tante der Königin Mary von England. Die Mutter des Großherzogs, die damals fast siebzigjährige Witwe des Großherzogs Georg, war eine Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen. Trat sie herein, so lebte die ganz alte Zeit wieder auf. Ihr 1837 mit neunzig Jahren verstorbener Vater hatte noch Friedrich den Großen und Maria Theresia, die Kaiserin Katharina II. und Louis XV gekannt. Ihr Gemahl war der Bruder der Königin Luise von Preußen. Ihre einzige Tochter, die Herzogin Karoline, war die geschiedene Frau des Königs Friedrich VII. von Dänemark, und

ihre Melancholie wurde auf die trüben Erlebnisse ihrer Ehe mit einem Trunkenbold und Sonderling zurückgeführt. Sie war eine feine, stille Dame, in ihrer Art auch eine schöne Seele.

Mit dem Erbgroßherzog, der nur ein Jahr älter war als ich, verband meinen Bruder Adolf und mich herzliche Freundschaft. Er war ein guter, verständiger, frischer Junge, mit dem wir schöne Fußwanderungen unternahmen und gemeinsam Tanzunterricht genossen. Wir tanzten nicht nur Walzer, Polka und Polka-Mazurka, Française und Lancier, sondern auch Menuett. Ich finde noch heute das Menuett graziöser und ästhetischer als Jimmy und Foxtrott.

Das Strelitzer Gymnasium

Im Strelitzer Gymnasium, dem Gymnasium Carolinum, wurden wir, mein Bruder Adolf und ich, in die Untersekunda aufgenommen. Unsere neuen Mitschüler kamen uns mit herzlicher Freundschaft entgegen. Sie sprachen untereinander Plattdeutsch, das mich noch heute anheimelt, wenn ich seine lieben Laute höre. Wir hatten unseren Strelitzer Schulkameraden vieles Neue zu erzählen und ihnen manches zu schildern, was sie nicht kannten. Sie gestanden uns, daß sie noch keinen Berg gesehen, auch noch nie einen Esel erblickt hätten, wenigstens keinen vierbeinigen. Sie waren noch nie mit einer Eisenbahn gefahren. Daß wir im Taunus den Feldberg bestiegen hatten, auf Eseln nach Falkenstein und Königstein geritten und daß wir gar von Frankfurt bis Hamburg mit der Eisenbahn gefahren waren, imponierte sehr, oder vielmehr es imponierte „bannig", wie man sich auf platt ausdrückt. Wir waren die einzigen Adligen in der Klasse und wurden deshalb „die Junker" genannt. Selbstverständlich ohne die anzügliche Nebenbedeutung, mit der die Bezeichnung „Junker" von angeblich liberal Gesinnten einem ganzen Stande angehängt wird, der dem Vaterland seit Generationen tüchtige und hervorragende Männer geschenkt hat, Männer, um nur einige herauszugreifen, wie Bismarck, wie Hindenburg, wie Hardenberg, wie Blücher und Moltke, Seidlitz und Zieten, wie Werder und Göben, wie Heinrich von Kleist und Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, wie Hans von Bülow, Detlev von Liliencron und noch viele andere.

Unserem Klassenlehrer, Professor Ladewig, verdanke ich das Verständnis für Virgil. Gewiß, ich stelle Virgil nicht auf eine Stufe mit dem blinden Sänger, dessen Geburtsort sieben hellenische Städte sein wollten. *Ὅμηρος λέξει καὶ διανοίᾳ πάντας ὑπερβέβληκε* rühmt Aristoteles. Und selbst der Lateiner Quintilian muß zugeben: „Hic omnes sine dubio, et in omni genere eloquentiae procul a se reliquit." Aber auch der Dichter der Aeneis, der Eclogen und der Georgica gehört auf den Gipfel des Parnaß. Er verdient mehr Verständnis, als ihm in Deutschland im allgemeinen entgegengebracht wird. Um solches Verständnis zu erleichtern, hatte Professor Ladewig die Äneide mit sachkundigen Erläuterungen und

Anmerkungen herausgegeben. Der Stolz seines Lebens aber war, unwiderleglich festgestellt zu haben, daß der Schwan von Mantua nicht Virgilius, sondern Vergilius geheißen habe.

Der Rektor des Strelitzer Gymnasiums, der treffliche Professor Schmidt, hat ein hohes Alter erreicht. Er ist erst 1904 gestorben und erlebte noch mit Vergnügen, daß sein ehemaliger Sekundaner Reichskanzler wurde. Er war einer der besten Lehrer, die mir während meiner Schulzeit begegnet sind. Auch an ihn dachte ich, als ich als Reichskanzler bei einem Empfang deutscher Oberlehrer sagte, ich rechne mich zu denen, quibus magistri sui, educatores atque doctores cum grata recordatione in mente versantur*.

Lehrer der französischen Sprache war Professor César Vilatte, der zusammen mit Professor Sachs im Langenscheidtschen Verlag ein bekanntes und treffliches Deutsch-Französisches Lexikon herausgegeben hat. Er dispensierte meinen Bruder und mich sehr bald vom französischen Unterricht, da wir diese Sprache schon so weit beherrschten, wie dies für Nicht-Franzosen möglich sei, und bei den im Gymnasium Carolinum vorgenommenen Sprachübungen höchstens Gefahr liefen, unsere gute Aussprache zu verlieren. Das war nicht schmeichelhaft für unsere biederen Schulkameraden, aber ich kann nicht bestreiten, daß, mit dem breiten mecklenburgischen Akzent vorgetragen, die Sprache von Racine und Madame de Sévigné seltsam klang.

Reise mit dem Vater nach Berlin

Von Strelitz aus kam ich zum erstenmal, im Jahre 1863, mit meinem Vater nach Berlin. Da zwischen Strelitz und Berlin noch keine Eisenbahnverbindung bestand, mußte die Reise mit der Postkutsche zurückgelegt werden. Es war wichtig, sich rechtzeitig einen Eckplatz zu sichern. Der Platz in der Mitte war nicht angenehm, außer wenn man zwischen zwei hübschen Damen saß. Die Fahrt ging sehr langsam und dauerte vom Morgen bis zum Abend. Die erste Station war Fürstenberg. Nicht weit von da lag das Gut eines Herrn von Valdoy, von dem die Sage ging, daß er für die melancholische Prinzessin Karoline von Strelitz, die traurige Erinnerungen an ihre Ehe mit Friedrich VII. von Dänemark nicht überwinden konnte, von den Empfindungen beseelt wäre, mit denen Schillers Ritter von Toggenburg mit bleichem Antlitz auf das Fenster blickte, hinter dem, ruhig und engelsmild, die Angebetete saß. In Oranienburg, wo ein von der Gemahlin des Großen Kurfürsten erbautes Schloß zu bewundern war, wurde ein längerer Aufenthalt genommen. Erst gegen Abend trafen wir in Berlin ein.

Bei Bismarck

Am nächsten Tage spazierte ich mit meinem Vater Unter den Linden und durch die Wilhelmstraße, in der wir beide, mein guter Vater und ich,

---

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe III, 256; Kleine Ausgabe V, 251.



Senator Martin Johann Jenisch (Urgroßvater) und Susanne von Warnstedt, verwitwete von Bülow, geb. Reichsgräfin von Baudissin (Großmutter)

lange und arbeitsreiche Jahre verleben sollten. Damals suchte mein Vater dort seinen Frankfurter Freund Herrn von Bismarck auf, der seit acht Monaten preußischer Ministerpräsident und Minister des Äußern war. Während mein Vater mit dem Ministerpräsidenten in dessen Arbeitszimmer sprach, unterhielt ich mich mit seinen Kindern, die auf dem Korridor herumtobten und auf der Treppe, deren Zugang die beiden Sphinxen bewachen. Als wir nach dem Hôtel de Rome, wo wir abzusteigen pflegten, zurückkehrten, erzählte mein Vater, er habe Bismarck trotz aller gegen ihn gerichteten Angriffe und der zum Teil ganz wüsten Schmähungen der Demokraten in guter und mutiger Stimmung getroffen. „Ich komme durch", hatte Bismarck zu meinem Vater gesagt, „und ich werde mit den Demokraten fertig, vorausgesetzt, daß der König mir treu bleibt. Und das wird er, denn er hat die Gefühle und die Gesinnung eines Edelmannes." Die Wendung: „Er denkt und fühlt wie ein Edelmann", die ich später öfter von ihm hörte, war in den Augen des Fürsten Bismarck das höchste Lob, das er spenden konnte.

Baden-Baden

Um wieder Berge zu sehen, machte mein Vater von Berlin mit mir, der ich ihn freudig begleitete, einen Abstecher nach Regensburg, Augsburg, München und zurück über Baden-Baden. Von Regensburg aus besuchten wir die Walhalla, den von König Ludwig I. von Bayern errichteten „Tempel teutscher Ehren". Ich ahnte nicht, daß ich hier einmal als deutscher Reichskanzler eine Rede halten würde anläßlich der Aufstellung der Marmorbüste meines großen Vorgängers, des zu jener Zeit von den Liberalen bissig befehdeten, von den Demokraten beschimpften Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen. In Baden-Baden erblickte ich zum erstenmal die Königin Augusta von Preußen. Sie stattete abends der mit ihr und uns im selben Hotel wohnenden Herzogin Dorothea von Talleyrand und Dino, einer geborenen Prinzessin von Kurland, einen Besuch ab. Als sie der Herzogin Lebewohl gesagt hatte und die Treppe ihrer im Parterre gelegenen Wohnung hinabstieg, gingen zwei Lakaien mit brennenden Flambeaux vor ihr her. Die Königin Augusta war damals noch eine schöne Frau. Die Herzogin Dorothea hatte in ihrer Jugend das Alter des Fürsten Talleyrand und in ihrem Alter die Jugend des am 18. September 1848 auf der Bornheimer Heide bei Frankfurt vom Pöbel ermordeten Fürsten Lichnowsky versüßt.

Doberan und Heiligendamm

Den Hochsommer 1863 verlebten wir in dem Seebad Heiligendamm bei Doberan. Auch hier ging es nicht mehr so patriarchalisch zu wie früher, wo dort noch eine öffentliche Spielbank bestand und der biedere Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, der Gatte der Prinzessin Alexandrine von Preußen, einer Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. und Schwester unseres alten Kaisers Wilhelm, mit Vorliebe selbst die Bank

hielt, an heißen Tagen in Hemdsärmeln. Aber noch immer nahm der Hof an der Table d'hôte teil, bei der es gemütlich zuging, ohne Zwang noch besondere Förmlichkeiten. Doberan hatte eine interessante Vergangenheit, über die mich mein Vater belehrte, der über ausgebreitete historische Kenntnisse verfügte und in seiner Herzensgüte uns Kindern gegenüber sehr mitteilsam war. Er erzählte uns, daß Doberan schon im zwölften Jahrhundert von dem Wendenfürsten Pribislaw II. als Zisterzienserkloster gegründet wurde. Doberan war sehr reich gewesen, denn es besaß Reliquien, die ihm ein großes Ansehen verliehen und es zum Ziel von Wallfahrten aus Dänemark, Schweden und noch ferneren Ländern machten. In der Reformationszeit säkularisiert, wurde Doberan im Jahre 1793, dem Jahr der Terreur in Frankreich, der Epouvantable année de lauriers et de sang grande ombre couronnée, das erste deutsche Seebad. Mein Vater führte mich in die Doberaner Kirche, ein gotisches Gebäude in Kreuzform, auf dessen Mitte sich eine mäßige Turmspitze erhebt. In der Kirche zeigte er mir die Bülowen-Kapelle, die 1372 von dem Schweriner Bischof Friedrich II., der dem Hause Bülow entstammte, „zu seiner Lieben Gedächtnis" gestiftet und von dem Mönch Eckhart Bülow mit einer Dotation ausgestattet worden war. Über der Tür bewunderte ich die bildliche Darstellung eines Wendenhäuptlings, der ein Ungetüm mit seiner Streitaxt und den Worten bedroht:

Stah up — hör
van de Dör!

Augenscheinlich das Konterfei eines energischen Missionars, der keinen Spaß verstand, wenn es sich um die Bekehrung renitenter wendischer Heiden handelte. Innerhalb der Kapelle stand unter dem Bild eines Ritters Bülow die Inschrift:

Wieck, Düvel, wieck, wieck wiet van my,
Ik scheer my nig een Hoahr om dy.
Ik bün ein Meckelbörgsch Edelmann,
Wat geit dy, Düvel, mien Suupen an?
Ik suup mit mienen Herrn Jesu Christ,
Wenn Du, Düvel, ewig dösten müßt,
Und drink mit öm söst Kolleschahl,
Wenn Du sitzt in der Höllenqual,
Drum rahd ik: wieck, loop, rönn und gah!
Sünst, by dem Düvel, ick tau schlah.

Das Selbstgefühl, das dieser meckelbörgsche Edelmann in seiner Grabschrift sogar dem Teufel gegenüber an den Tag legt, die Entschiedenheit, mit der er sich das Recht zu saufen wahrt, sind junkerlich im guten Sinne

des Wortes. Ich bemerke hierzu, daß ich im zweiten Vers aus ästhetischen Gründen für einen sehr viel derberen Ausdruck das Wort „Hoahr“ (Haar) gesetzt habe.

Im Januar 1864 zeigte es sich, daß mein Vater die Wahrheit gesagt hatte, als er dem König Friedrich VII. die unausbleiblichen Folgen der eider- *Düppel*
dänischen Politik prophezeite. Im Februar wurde das Danewerk von den Dänen geräumt. Am 18. April 1864 erstürmten die Preußen die Düppler Schanzen. Das war der erste kräftige Flügelschlag des preußischen Adlers seit einem halben Jahrhundert. In Mecklenburg, das tapferen Anteil an den Freiheitskriegen genommen hatte, war die Begeisterung allgemein.

Der Erbgroßherzog teilte meinen Enthusiasmus. Er vertraute mir an, daß sein Vater dem Kriege der deutschen Großmächte gegen Dänemark kühl gegenüberstünde, seine Mutter, wie die Upper ten thousand in ihrer englischen Heimat, mit den Dänen sympathisiere. In der Untersekunda des Gymnasiums aber gingen die Wogen der Begeisterung sehr hoch, aus voller Kehle wurde gesungen:

Ob Meer auch und alpige Halden
Vielmarkig zerteilen die Flur,
Ihr Banner viel Fürsten entfalten:
Ein Deutschland an Herzen ist's nur!
Wohin sich der Sinn uns auch wende,
Millionen, sie schlingen die Hände
Zum großen Bund, dem ein'gen Vaterland.

In dem Hochgefühl, das mich erfüllte, als die Preußen in stürmischem Anlauf und mit stürmischem Mut die schwarz-weiße Fahne auf alle zehn Düppler Schanzen aufgepflanzt, als sie zwei Monate später mit kühnem Handstreich den Übergang nach der Insel Alsen bewerkstelligt, die Dänen überall geschlagen und sie nach Fünen vertrieben hatten, sagte ich zu meinem Vater: „Jetzt sind wir ein großes Volk! Wir sind größer, als es die Engländer und Franzosen sind.“ Mein Vater erwiderte mir ernst: „So weit sind wir noch lange nicht. Uns fehlt das Nationalgefühl, der Nationalstolz der Franzosen und Engländer. Wir streiten uns auch viel zu oft untereinander.“ In diesem Zusammenhang hörte ich zum erstenmal das grausame Wort von Goethe, daß die Deutschen im einzelnen tüchtig, als Ganzes aber miserabel wären.

Wie in Frankfurt, so unternahm auch in Strelitz mein Vater oft Spaziergänge mit mir, namentlich von Neu-Strelitz nach Alt-Strelitz ging er *Alt-Strelitz*
gern. Der Weg führte über eine kleine Anhöhe, wo bisweilen ein schärferer Wind wehte. Als ich mich einmal über diesen Wind beklagte, erwiderte mein Vater: „Gewöhne dich beizeiten daran, daß auf Höhen ein kalter und

scharfer Wind zu wehen pflegt. Das gilt von den Höhen des Lebens wie von dieser kleinen Anhöhe." Mein Vater sagte mir auch einmal: „Wer Alt-Strelitz in Ordnung halten kann, wird auch mit Neu-Strelitz fertig werden. Und wer das Zeug für das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz hat, der mag auch ein größeres Land regieren. Es sind dieselben Eigenschaften, die hier und dort verlangt werden. Es ist im Grunde einerlei, ob du mit hölzernen, mit silbernen oder mit goldenen Figuren Schach spielst."

Alt-Strelitz war noch kleiner als Neu-Strelitz, es hatte kaum zweitausend Einwohner. Amts- und Stadtrichter in Alt-Strelitz war der Vater meines Schulfreundes Wohlfahrt, der am selben Tage geboren war wie ich. Wir sind durch unser ganzes Leben Freunde geblieben. Ewald Wohlfahrt war, nachdem er ein gutes Referendar- und ein noch besseres Assessor-Examen abgelegt hatte, Bürgermeister von Alt-Strelitz geworden. Als er sich in dieser Stellung bewährt hatte, rückte er zum Bürgermeister von Neu-Strelitz auf. Als er auch diese Stufe der Leiter erklommen hatte, schrieb er mir, nun bliebe ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig. Die Vorsehung meinte es aber so gut mit ihm, daß er nach mehrjähriger Tätigkeit als Bürgermeister von Neu-Strelitz großherzoglicher Hofrat wurde. Da ließ er sich in einer schönen Uniform photographieren und schickte mir sein Bild. Ich hielt ihn damals für einen der wenigen wirklich zufriedenen Menschen, die mir begegnet sind.

Aber ich hatte ohne den Weltkrieg und ohne den Zusammenbruch des alten, glücklichen Deutschland gerechnet, die auch in diesen stillen Wirkungskreis eingriffen. Mein Freund Wohlfahrt litt nicht nur als treuer Patriot, der er war, unter dem Unglück des Vaterlandes, sondern er mußte mit ansehen, wie vieles, was er in seinem kleinen Kreise mit Verständnis und Liebe gehegt und gepflegt hatte, durch den Umsturz zerstört wurde. Er schrieb mir darüber im Frühjahr 1923: „Wenn Du vor Jahren einmal wieder nach Strelitz gekommen wärst, würdest Du Dich in der alten Residenzstadt, in welcher Zucht, Ordnung und Sauberkeit herrschten, wohlgefühlt haben. Jetzt aber würdest Du Dich wundern über die traurigen Zustände, welche hier seit 1919 bestehen. Ich bedauere, mein Leben hier beschließen und täglich sehen zu müssen, wie das, was ich mit Mühe und Sorgfalt aufgebaut habe, nunmehr in kurzer Zeit niedergerissen und zerstört wird. Diejenigen, welche ehemals begierig nach einem Blicke, einer Anrede Serenissimi haschten, sind jetzt die eifrigsten Anhänger der Republik und haben schnell vergessen, was wir unserem Fürstenhause schulden an Dank für das, was sie einst getan, und an Mitgefühl für das, was sie jetzt leiden müssen. Es ist wahrlich kein Vergnügen für mich, den ehemaligen Consul loci, das alles sehen und fühlen zu müssen, und nicht nur einmal, sondern täglich."

Eine große Freude war für uns in Strelitz das Reiten. Wir wurden, mein Bruder Adolf und ich, auf die Hengste des Landgestüts gesetzt und tummelten sie in der großherzoglichen Reitbahn. Die Hengste waren nicht leicht zu reiten: sie schlugen aus, sie scheuten, sie bockten, sie schrammten, vor allem aber liebten sie zu steigen. Wir hielten uns dann an der Mähne der großen Tiere fest und boten das Bild kleiner Äffchen, die sich an einen Zweig klammern. Wir wurden aber auf diese Weise früh zu firmen Reitern. Wir brachten es so weit, daß wir die Hengste auch ohne Bügel ritten, erst auf Decke, dann auf englischem Sattel. Ohne Bügel zu reiten, befördert wie kein anderes Mittel die Fertigkeit, Sitz und gute Haltung auf dem Rücken des Pferdes zu behaupten und es richtig zu lenken. Ein anderes Vergnügen war das Schlittschuhlaufen, das wir bei der Strenge des mecklenburgischen Winters monatelang treiben konnten. Als ich einmal mit meinem Bruder Alfred über das Eis des Zierker Sees hinflog, brach ich plötzlich ein. An einer Stelle, wo auf dem Grunde des Sees eine warme Quelle sprudelte, hatte die Eisdecke nicht die Stärke gehabt, mich zu tragen. Das Wasser reichte mir bis fast an den Mund, ich stampfte mit den Füßen, um nicht unterzugehen, und rief meinem Bruder zu, sich auf den Bauch zu legen und mir den langen Schal zuzuwerfen, den er um den Hals gewickelt trug. Auf diese Weise zog er mich zu sich hin, bis ich eine Stelle erreicht hatte, wo die Eisdecke wieder fest war und uns beide tragen konnte. Dann setzten wir unseren Eislauf in noch schärferem Tempo fort, erquickten uns am gegenüberliegenden Ufer durch einen heißen und sehr steifen Grog, den man, wenigstens damals, als das Nationalgetränk der Mecklenburger bezeichnen konnte, und kamen ohne Schnupfen davon.

Unsere Eltern ließen uns nach Herzenslust Ausflüge in die Umgebung und auch längere Fußwanderungen unternehmen. Bei einer dieser Wanderungen kamen wir nach der „gauden Stadt Nigen-Bramborg". In einer kleinen Wirtschaft der Stadt Neu-Brandenburg wurde uns Fritz Reuter gezeigt. Er saß, den Kopf in beide Hände gestützt, schwer betrunken vor einem hölzernen Tisch, auf dem viele leere Flaschen standen. Man weiß, daß Reuter während der langen Festungshaft, die er auf Grund der unsinnigen Karlsbader Beschlüsse durchzumachen hatte, dem Trunke verfallen war. *Neu-Brandenburg*

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein!
Die Mitte dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Leben und fand mich nicht aus,
Bei dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist dein Haus

hat Fritz Reuter kurz vor seinem Tode in ein Stammbuch geschrieben. Seine „leiwen Landslüt, die Landslüt von Meckelnborg und Pommern",

werden den großen Dichter des plattdeutschen Volks nicht vergessen, der im Herzen des ganzen deutschen Volks fortleben wird.

Rügen Im Sommer 1864 unternahmen wir mit dem guten Erbgroßherzog Adolf Friedrich und dessen hannöverschem Erzieher, dem Hauptmann von Petersdorf, eine prächtige Fußreise nach Rügen und konnten uns davon überzeugen, daß der Norden unseres Vaterlandes nicht weniger landschaftliche Schönheiten bietet als der uns bisher mehr vertraute Süden. Wir marschierten tapfer fünf bis sechs Stunden täglich. In Stralsund suchten wir die Querstraße auf, wo Ferdinand von Schill, der fromme, der tapfere Held, gefallen war. Über seinem Grabe las ich die treffenden Worte aus Virgil:

Magna voluisse magnum.
Occubuit fato: jacet ingens litore truncus,
Avulsumque caput: tamen haud sine nomine corpus.

Und ins Grab hatte ihm Ernst Moritz Arndt nachgesungen:

Dann sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwingt ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er zornig: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzosen Euch rächen will.

Mein Vater hatte uns, bevor wir die Rügenreise antraten, die Verse eines jetzt längst vergessenen Dichters, des empfindsamen Kosegarten, mit auf den Weg gegeben:

Empfange mich, alter Rügard!
Mich lüstet zu schaun
Mit staunendem Blick
Die Riesengräber und Herthas Hain,
Die Küsten, die Inseln und das donnernde Meer.

Die reizenden Gartenanlagen des Fürsten Putbus, der von dem Wendenfürsten Jaromir abstammen wollte, gefielen uns viel besser als die Stadt Putbus, die das Rügensche Karlsruhe genannt wurde und in der Tat durch ihre langweilige Regelmäßigkeit an die badische Residenz erinnert. Wir freuten uns an dem prächtigen Granitzer Forst. Wir freuten uns auch an den schwarzen, rot gefütterten Röcken der Leute von Mönkgut. Wir hörten von der, nebenbei gesagt, gar nicht so üblen Sitte, daß die Mönkguter Mädchen, wenn sie heiraten wollten, selbst auf die Freierei gingen, die sie „die Jagd“ nannten. „Se stellt na em ut.“ Auf der Stubbenkammer, auf der König Karl XII. von Schweden gestanden hat und auf der ich viele Jahre später mit Wilhelm II. stand, genossen wir einen herrlichen Sonnen-

untergang. Mit Schauern der Ehrfurcht blickten wir auf den Herthasee. Am meisten aber begeisterte uns das nördliche Vorgebirge von Rügen, Arkona, das wir nach einem anstrengenden Marsch durch tiefen Sand erreichten.

Auf Arkonas Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borst.

Spitze deutschen Landes,
Willst sein Bild du sein?
Riss' und Spalten splittern
Deinen festen Stein.

Adler, setz dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Hüter,
Freier Wolkensohn!

Ließ der deutsche Kaiser
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücke,
Ach, das deutsche Reich?

Mit diesen melancholischen Versen hat der Dichter der Griechenlieder, Wilhelm Müller, das deutsche Nordkap besungen.

VI. KAPITEL

Pädagogium in Halle (1865—1867) • Das Leben im „Pädchen" • Professor Dr. Daniel und sein Einfluß • Redeübungen • Mitschüler • Die Halloren • Politik in Halle • Demokratie und Liberalismus • „Professoren" und „Kreisrichter", fast alle Intellektuelle gegen Bismarck • Konfirmation in Halle (18. III. 1866)

Königlich Preußisches Pädagogium

Als wir von unserer Wanderung durch Rügen zurückkehrten, eröffnete uns mein Vater, daß wir zu Ostern nächsten Jahres auf eine andere Schule kommen würden, auf das Pädagogium zu Halle an der Saale. „Ich schicke euch auf eine preußische Schule", fügte er hinzu, „da ihr doch wohl einmal euren Weg in Preußen machen werdet, damit ihr euch rechtzeitig an die preußische Art gewöhnt." In Strelitz hatten wir es schon bis Prima gebracht. Mein Vater ließ uns aber in Halle noch einmal in die Obersekunda eintreten, damit wir nicht zu früh die Universität bezögen. „Die guten Pferde sind die", meinte er, „die in den Zügeln gehen und die man zurückhalten muß, nicht die, wo es der Peitsche bedarf, um sie vorwärts zu treiben."

Das Elternhaus zu verlassen, wurde uns, meinem Bruder Adolf und mir, recht schwer. Im Königlichen Pädagogium, in dessen Internat wir aufgenommen wurden, empfanden wir zunächst ein sehr starkes Heimweh. Unsere Eltern, die dies vorausgesehen haben mochten, ließen unter irgendeinem Vorwand unseren bisherigen Hauslehrer Hopf, der statt unser meine jüngeren Brüder in Obhut genommen hatte, einen Besuch in Halle abstatten. Als er uns frug, wie uns zumute wäre, erwiderten wir mit zusammengebissenen Zähnen: „Oh, ganz ausgezeichnet!" Wir mögen dabei ein ganz kreuzjämmerliches Gesicht geschnitten haben. Aber es zeigte sich bald, daß Bismarck recht hatte, wenn er sagte, die preußische Jacke jucke zunächst, dann aber halte sie wärmer als irgendeine andere, und man könne sie nicht mehr entbehren.

Bald fühlten wir uns wohl im „Pädchen". So wurde von den Schülern das Pädagogium genannt, das einen Teil der großartigen Franckeschen Stiftung bildete. Über dem Haupttor der Stiftung prangte ein zur Sonne steigender Adler. Darunter in großen goldenen Buchstaben ein Bibelspruch aus Jesaias 40, 31: „Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kräfte, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt

werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." Im Geiste dieses Bibelspruchs hatte der 1663 in Lübeck geborene, 1727 in Halle verstorbene August Hermann Francke 1698 seine Stiftung ins Leben gerufen, ein Werk, dem im ganzen Bereich der evangelischen Kirche kein zweites gleichkommt. Als er einmal in der an seiner Wohnung angebrachten Armenbüchse sieben Gulden fand, meinte er hocherfreut: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man was Rechtes stiften!" Er fing damit an, eine Armenschule zu begründen. Weil aber zum Unterricht auch die Erziehung treten müsse, faßte er den Gedanken eines Waisenhauses, zu dem 1698 der Grundstein gelegt wurde und das den Kern bildete, um den sich alles übrige kristallisierte: zwei Gymnasien, das Königliche Pädagogium und die Lateinische Hauptschule, eine Realschule, eine Töchterschule, eine Bürger- und eine Freischule, die große Cansteinsche Bibelanstalt, aus der die Bibel stammt, die ich zu meiner Konfirmation erhielt und die ich noch heute benutze, eine Mission, eine Buchhandlung, Apotheke usw. Das Haus, in dem das Pädchen untergebracht war, stammte aus der Franckeschen Zeit und war ein tüchtiger, unverwüstlicher Fachwerkbau. Vor dem Pädagogium stand das von Rauch modellierte Erzbild des Glaubenshelden Francke. Aus dem Pädagogium waren der fromme Stifter der Brüdergemeinde, Graf Nikolaus Zinzendorf, und der weniger fromme Dichter Gottfried August Bürger, der Oberpräsident von Westfalen Vincke, einer der besten preußischen Beamten aller Zeiten, hochverdient um die Erhebung Preußens nach Jena, der Universitätskanzler Niemeyer, Schüler und später Direktor der Franckeschen Stiftungen, die Dichter Albert Knapp, Houwald und Göcking hervorgegangen.

Direktor Kramer

An der Spitze des Pädagogiums stand der Direktor Kramer. Er war der Schwiegersohn des Schöpfers der vergleichenden Erdkunde, Karl Ritters. Er war ein gewissenhafter und gerechter Lehrer und Leiter, aber es war ihm nicht gegeben, in ein näheres Verhältnis zu seinen Schülern zu treten, ihre Herzen zu erschließen und zu gewinnen. Mein Verhältnis zu ihm blieb kühl vom Tage meiner Aufnahme in das Pädchen bis zu meinem Austritt. Schon das Hüsteln und Räuspern, mit dem Kramer jeden von ihm gesprochenen Satz begleitete, schien Intimität abzuwehren. In der Hand trug er meist ein goldgefaßtes Augenglas, das ihm etwas Distinguiertes, aber auch etwas gab, was Vertraulichkeit entfernte. Wie sein Schatten folgte ihm ein behäbiger Mann im blauen Frack mit blanken Knöpfen, der Schuldiener Küniger, der das schönste Sächsisch sprach, das ich außer aus dem Munde des Königs Friedrich August III. je gehört habe. Unser Ordinarius Dryander war ein waschechter Philologe. Er entstammte einer alten Hallenser Gelehrten-Familie, die ihren ursprünglichen Namen „Eichmann" gräzisiert hatte. Aus ihr ging auch der in allen Lebenslagen

als treu und tapfer bewährte Oberhofprediger Ernst von Dryander hervor. Der Ordinarius Dryander plagte uns redlich mit griechischer Grammatik, mit dem verflixten Aorist, mit dem Optativ und ähnlichen zur Qual eines Gymnasiasten erfundenen Marterwerkzeugen. Seine Akribie verleidete mir oft die Freude an den bei ihm gelesenen alten Schriftstellern. Aber ich bin ihm dankbar, daß er mich nötigte, eine größere Anzahl horazischer Oden auswendig zu lernen. Mein Vater pflegte zu sagen: „Wohl dem Mann, der in seiner Jugend viel auswendig lernte und viel abschrieb." Ich bin der gleichen Ansicht. Was man in der Jugend dem Gedächtnis hat einprägen müssen, das bleibt haften. Es wird ein *Κτῆμα ἐς αεἰ*, um eine herrliche Wendung des Thucydides zu gebrauchen. Was das Abschreiben angeht, so war mein Vater der Meinung, daß das beste und sicherste Mittel, sich einen klaren und damit einen schönen diplomatischen Stil im Deutschen wie im Französischen und Englischen anzueignen, das Kopieren gut geschriebener Berichte sei.

Professor Daniel

Keiner meiner Lehrer hat annähernd einen so großen Einfluß auf meine Entwicklung gehabt wie der Inspector adjunctus am Königlichen Pädagogium zu Halle, Professor Dr. Hermann Adalbert Daniel, der Geograph und Theologe. Er ist wohl der Mann gewesen, der mich neben meinem Vater in meiner Jugend am stärksten beeinflußt hat. Er war körperlich eine merkwürdige Erscheinung. Ein gewaltiger Schmerbauch, verhältnismäßig schwache Beine und kleine Arme gaben ihm etwas Unbeholfenes. Er hatte den schwankenden und schlürfenden Gang einer Ente und wurde von den Schülern, bei denen er sehr beliebt war, mit gutmütigem Scherz der „Watschel" genannt. Der Kopf, von lang herabhängendem weißem Haar umrahmt, war bedeutend. Aus den Augen sprach Güte, Liebe und Verständnis, sprach vor allem ein hochfliegender und echter Idealismus. Daniel hat sich viel mit mir beschäftigt, und sein Bild steht nach fast sechzig Jahren lebendig vor mir. Ich hätte beinahe gesagt: er liegt vor mir. Der alte Professor lag meist auf einem verschlissenen Sofa, und auf seinem Bauch ruhte sein schwarzer Kater, der in Halle jedem bekannte „schwarze Ernst". Ihm zu Ehren hatte Daniel zur Rechtfertigung des oft verleumdeten Katzengeschlechts ein lehrreiches, in Leipzig erschienenes Buch geschrieben. Daniel hat mich mit einer Reihe der herrlichsten Schöpfungen der Alten, die außerhalb des Schulprogramms lagen, vertraut gemacht, immer kursorisch, ohne mich unnötig mit Grammatik zu plagen. Wir lasen die meisten Dramen von Sophokles, den „Prometheus" und die „Perser" von Äschylos, die Apologie und einige Dialoge von Plato. Daniel bestärkte mich in meiner Liebe für Homer und Herodot, ließ sie aber beiseite, da mich mein Vater bereits zu deren Verständnis geführt hatte. Vor allem pflegte er, wie vor ihm schon mein Vater, mein lebhaftes Interesse für Geschichte,

die große Lehrmeisterin, die rückwärts gerichtete Prophetin. Er gab mir nicht nur die Gedichte, sondern auch die Romane von Goethe zu lesen. Er lobte meinen Entschluß, den ersten Teil des „Faust" auswendig zu lernen. Ich hatte diese Absicht ausgeführt, als ich das Pädagogium verließ. Ich könnte noch heute den „Faust" aufsagen und habe vor einigen Jahren die Wette gewonnen, alle diejenigen Verse des „Faust" aus dem Stegreif zu zitieren, in denen ein bestimmtes Wort (ich glaube es war das Wort „springen") gebraucht wird. Vor allem hat Daniel in mir den Patriotismus gefördert, die Flamme, die in ihm selbst brannte, die unbegrenzte Liebe zu deutscher Art, deutscher Sprache, deutscher Dichtkunst und Philosophie, deutschem Land und Volk. Der dritte Teil seines Handbuchs der deutschen Geographie, der sich mit Deutschland beschäftigt, ist für mich das geworden, was der Franzose „un livre de chevet" nennt, d. h. ein Buch, in das man immer wieder von Zeit zu Zeit blickt. Seine Schilderung von deutschem Land, von deutschen Tälern und Höhen, Wäldern und Flüssen, von deutschen Städten in Nord und Süd ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. In dieser Beziehung sehe ich Deutschland mit den Augen meines alten Lehrers an.

Politisch dachte er anders, als ich durch den Gang der Ereignisse und unter dem Einfluß von Bismarck denken sollte. Er war großdeutsch. Österreich war ihm, der aus einem thüringischen Kleinstaat stammte, lieber als Preußen. Das Jahr 1866 schmerzte ihn in tiefster Seele. Selbst nach Sedan und Versailles konnte er das Ausscheiden von Österreich nicht verwinden. Also ein echter Deutscher, der in den Sternen sucht, was vor seinen Füßen liegt. Daniel wurde von seinen Gegnern — und wer hätte nicht Gegner? — als Kryptokatholik verdächtigt. Er soll nicht lange vor seinem am 13. September 1871 in Leipzig erfolgten Tode zur katholischen Kirche übergetreten sein. Ich halte dies Gerücht nicht für begründet. Aber allerdings war Hermann Adalbert Daniel eine irenische Natur. Er hatte Verständnis für die großen und schönen Seiten der katholischen Kirche und hielt es mit dem Spruch: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Auch beim Unterricht in der Klasse beschäftigte sich Daniel gern mit mir. Er ließ eines Tages eine Redeübung abhalten. Die Schüler mußten nacheinander das Katheder besteigen und dort über ein Thema sprechen, das ihnen im Augenblick gegeben wurde. Ich sprach dreist und gottesfürchtig, wie ich mein ganzes Leben immer gesprochen habe, in meinen verschiedenen Examen, wenn ich Vortrag bei meinen Vorgesetzten hatte, später im Ministerkonseil, beim Immediatvortrag, im Reichstag und im Landtag. Als ich vom Katheder herunterkletterte, sagte Daniel lächelnd zu mir: „Sie sind ein gescheites Kerlchen. Sie werden noch von sich reden machen." Dies Lob, statt mich zu erfreuen und mit Stolz zu erfüllen, setzte mich in

eine kindische Verlegenheit. Mit unverständlichem Brummen und einem albernen „Was ich mir dafür koofe", nahm ich meinen Platz in der Klasse wieder ein. Professor Daniel ließ uns auch gelegentlich dichterische Versuche unternehmen. Jeder Schüler sollte ein Verschen auf seinen Nachbar improvisieren. Mein Nebenmann, Friedrich von Oertzen, war ein guter Junge, aber er hatte nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit Adonis, dem schönen Liebling der Aphrodite, dem sie die Wunde nicht stillen konnte, die ihm ein grausamer Eber in den zierlichen Leib geritzt hatte. Auch hatte Oertzen die Gewohnheit, unausgesetzt zu „feixen", wie wir Schüler das Lachen nannten. Ich improvisierte auf ihn den nachstehenden Hexameter:

In der Wiege dich schauend, laut lachten die Grazien alle,
Sahst sie an und lachst unaufhörlich seitdem.

Zu meiner Entschuldigung beeile ich mich, hinzuzufügen, daß dies die einzigen Verse sind, die ich in meinem Leben verbrochen habe. In meiner Jugend war das Versemachen schon aus der Mode gekommen. Mein Vater hat noch manchen nicht üblen Vers gemacht. Mein Großonkel Baudissin pflegte bei Geburtstagen und sonstigen Festivitäten geistreiche Trinksprüche in Versen auszubringen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nahmen Politik und Wirtschaft den Deutschen so sehr in Anspruch, daß er an solchen harmlosen Spielereien kein Gefallen mehr fand.

Hallenser Mitschüler

Im Pädchen hausten drei Schüler zusammen in je einer aus einem Arbeits- und einem Schlafzimmer bestehenden Wohnung: ein Senior und zwei Junioren. Die Senioren gehörten der Sekunda und Prima an, die Junioren den unteren Klassen. Letztere erhielten bisweilen, wenn sie nicht Order parierten, eine tüchtige Maulschelle, im übrigen jedoch war das Verhältnis auf der „Bude", so nannten wir das gemeinsame Appartement, durchaus angenehm. In die Schreibtische und Schränke hatten frühere Bewohner ihre Namen eingeschnitten, darunter war mancher Name historischer preußischer Familien. Von meinen Hallenser Mitschülern wurde Zieten Leibgardehusar, Wurmb Gardedukorps, Wentzel Oberpräsident der Provinz Hannover, Benda und Borch, Seebach und Gundlach wurden, was wir „Stoppelhopser" nannten, d. h. Landwirte. Georg von Klitzing gelangte auf Präsentation des Verbandes des alten und befestigten Grundbesitzes in der Neumark in das Herrenhaus. Er war ein streitbarer Agrarier und meinte während der Kämpfe um den Zolltarif einmal auf einer Tagung des Bundes der Landwirte von mir, ich verstünde von Landwirtschaft nicht mehr, als daß eine Gans zwei Beine habe und daß man einen Bullen nicht melken könne. Das war kein übler Witz, und ich habe sehr darüber gelacht.

Die Brüder Dohna

Eigenartige Menschen waren die Zwillingsbrüder Ludwig und Adalbert Dohna. Bei Graf Ludwig zu Dohna gesellte sich in seinem späteren Leben

zu allen sonstigen Schrullen eine so hochgradige Neurasthenie, daß er in einer Maison de santé endigte. Das letztemal sah ich ihn 1891 in Ostende, wo er mir auseinandersetzte, er könne nur existieren, wenn er morgens ein eiskaltes und abends ein kochendheißes Bad nähme. Adalbert Dohna war ein prächtiges Original, über ihn zirkulierte eine große Anzahl Anekdoten. Bei den 1. Gardedragonern hatte er als Einjähriger einmal bei einer Übung vor dem alten Kaiser die Richtung verloren. Der Kaiser, dem bei militärischen Besichtigungen kein Detail entging, schüttelte den Kopf und frug nach seinem Namen. Wutschnaubend rief der Kommandeur, nachdem der Kaiser sich entfernt hatte, dem Regiment zu: „Es ging im großen und ganzen gut. Nur Sie, Einjähriger Graf Dohna, das kann ich Ihnen sagen, Sie sind dem Kaiser aufgefallen!“ Mit der größten Pomadigkeit erwiderte Dohna: „Angenehm oder unangenehm, Herr Oberst?“ Adalbert Dohna hatte einen unbändigen Stolz auf seinen Namen, und in der Tat gehört die Familie der Burggrafen zu Dohna zu den ältesten und erlauchtesten deutschen Adelsgeschlechtern. Als einmal in Bonn der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin neben Adalbert Dohna Platz nahm, meinte der zu ihm: „Königliche Hoheit, Sie sind aus einer anständigen, aus einer sehr anständigen Familie, aber neben einen Dohna müssen Sie sich doch nicht setzen.“ Er ärgerte später als Regierungsrat in Stettin und in Breslau durch seinen rücksichtslosen Freimut nur allzu oft seine direkten Vorgesetzten, wurde aber von den Oberpräsidenten gehalten, die sich an seiner Ursprünglichkeit ergötzten. Er hatte einmal bei einem Bierjungen vierundachtzig Gläser nacheinander ausgetrunken, achtundvierzig Stunden wie tot dagelegen, sich dann aber wieder erholt. Er war sehr musikalisch und spielte wundervoll Klavier. Von allen, die gleichzeitig mit mir das Pädchen besuchten, lebt nur noch einer: Franz von Veltheim, durch seine Heirat mit der Gräfin Marie von Wylich und Lottum Fürst von Puttbus.

Omnes eodem cogimur omnium
Versatur urna, serius ocius
Sors exitura, et nos in aeternum
Exilium impositura cimbae.

Neben dem großen Garten des Pädchens war ein kleiner Turnplatz mit einem Reck, an dem die Riesenwelle und der Klimmzug geübt, mit einem Barren, an dem, auf die steifen Arme gestützt, die Beine gen Himmel gehoben wurden, mit einem „Pferd“, über das gesprungen wurde. Im Garten war eine Kegelbahn, auf der wir fleißig „schoben“, ohne zu ahnen, daß dieses Wort einmal eine ganz andere Bedeutung gewinnen würde. Ich habe später in Bonn und in Metz wie in St. Petersburg dem edlen Kegelspiel gern gehuldigt.

Auch in Halle ritten wir. In der Universitätsreitbahn unterrichtete uns der Universitätsreitlehrer André, ein alter Offizier, der uns in der Hohen Schule unterwies: im spanischen Tritt, in der Passade und im Piaffieren. Das Pferd, auf dem ich diese Kunststücke ausführte, hieß „Marquis". Eine Äußerung des wackeren alten André ist mir im Gedächtnis geblieben, wie ich jene von mir früher erwähnte Bemerkung unseres Frankfurter Arztes Stiebel über Schopenhauer nie vergaß. Als wir André im März 1866 frugen, was er von dem Chef des Generalstabs, Hellmuth von Moltke, halte, war seine Antwort ein einziges, im echten Brummton eines alten pensionierten Offiziers herausgestoßenes Wort: „Prinzessinnentänzer!" Es war wirklich nicht möglich, den großen Schlachtenlenker, den weisen, stillen Denker Moltke unrichtiger zu charakterisieren, wie es auch nicht möglich war, sich von Arthur Schopenhauer ein falscheres Bild zu machen, als dies sein Frankfurter Zeitgenosse tat. Der Sohn Andrés hat später als Redakteur der Fachzeitschrift „Der Sport" viel für die Entwicklung der Reiterei getan. In Halle ritten wir zusammen im Freien. Ich habe manche Hecke und manchen Graben mit ihm genommen.

Die Halloren

Außer Turnen, Reiten und Kegeln wurde auch Schwimmen in Halle mit Lust betrieben. Wir hatten schon im Main und im Zierker See geschwommen, erhielten aber jetzt methodischen Unterricht durch die wackeren Halloren, von denen die Sage ging, daß sie von den fabelhaften Kelten abstammten. Sie besaßen das Monopol wie der Ausbeutung der Salzquellen, von denen der Gutjahrbrunnen noch benutzt wurde, so auch des Schwimmunterrichts. Sie trugen eine malerische Tracht: kurze Hosen, bunte Strümpfe, eine lange Weste mit kugelartigen silbernen Knöpfen, dazu einen Dreispitz. Eine Abordnung der Halloren fuhr in jedem Jahr am Neujahrstag nach Berlin, um Ihren Majestäten, dem König und der Königin, je eine Wurst und sechs in der Salzquelle gesottene Eier zu überreichen. Solange ich Ministerpräsident war, haben sie auch mich, in Erinnerung an den mir einst erteilten Unterricht, mit solchen Gaben erfreut. Unter ihrer sachverständigen Leitung übte ich mich fleißig im Rückenschwimmen und im Paddeln, im Wassertreten und im Kopfsprung, der aber nicht zum Froschsprung werden durfte, vor allem im Tauchen und Schwimmen unter Wasser. Gern ließen wir uns zum Schluß am Wehr von den kühlen Wellen bespülen.

Ich hätte damals nicht gedacht, daß die freundliche Saale einmal in der Revolution der Schauplatz eines der abscheulichsten Verbrechen werden sollte. Nach dem Novemberumsturz überfiel der Pöbel in Halle den Major von Klüber und warf ihn in die Saale. Der Unglückliche versuchte, sich durch Schwimmen zu retten. Die Menge schleuderte Steine und Eisenstücke nach ihm. Obwohl aus mehreren Kopfwunden blutend, gelang es dem tapferen Mann, das andere Ufer zu erreichen. Da hackten ihm die

Bestien in Menschengestalt die Hände ab, mit denen er versuchte, sich am Lande emporzuarbeiten, und er versank abermals in den Fluten. Der Major von Klüber hatte sich im Weltkrieg hervorragend bewährt. Er trug auf seiner Brust die höchsten Kriegsauszeichnungen, das Eiserne Kreuz erster Klasse und den Orden pour le mérite. Er entstammte einer Gelehrtenfamilie und war ein hochgebildeter Offizier, geliebt von allen, die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren hatten. In Frankreich umgab die Armee auch nach der Niederlage von 1870/71 die Fürsorge, die Achtung, die leidenschaftliche Liebe, ein förmlicher Kultus aller Parteien. In einer seiner berühmtesten Reden hat Léon Gambetta in den ersten Jahren nach dem Frankfurter Frieden die besiegte französische Armee das höchste Gut, den kostbarsten Besitz, die letzte Hoffnung des französischen Volkes genannt. Marschall Mac Mahon galt der öffentlichen Meinung Frankreichs als der „glorieux vaincu". In Deutschland beschimpften weite Kreise den General Ludendorff als den „Kriegsverlängerer". In Deutschland hat die Sozialdemokratie während eines halben Jahrhunderts unausgesetzt und bewußt gegen den „Militarismus" agitiert und damit gegen die Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes, die in erster Linie auf unserer Wehrmacht beruhten. Die Konsequenz solcher selbstmörderischen Taktik zeigte sich wie im letzten Kriegsjahr an der Front so auch im Falle Klüber.

Leo und Ruge

Auf politischem wie auf religiösem Gebiet standen sich in Halle während meiner Schulzeit die Parteien schroffer gegenüber als an den meisten anderen deutschen Universitäten. Der Führer der Konservativen, der Historiker Heinrich Leo, ein scharfer Preuße und strenger Orthodoxer, ein Kreuzzeitungsmann, wie man damals sagte, war in weiten Kreisen bekannt durch seine geflügelten Worte über den Hecht im Karpfenteich, womit er Napoleon III. meinte, über das „skrofulöse Gesindel", was auf die Demokraten und Revolutionäre ging, und vom „frisch-fröhlichen Krieg", der das skrofulöse Gesindel zertreten sollte. Leo hat eine schöne Geschichte der italienischen Staaten geschrieben. Seine Selbstbiographie „Aus meiner Jugendzeit" zeugt von starkem Naturgefühl und ursprünglich eigenem Sinn. In der entgegengesetzten Richtung wie Heinrich Leo hatte sich in Halle Arnold Ruge betätigt, der in seiner Jugend als Lehrer am Pädchen wirkte, später mit Theodor Echtermeyer, gleichfalls Lehrer am Pädagogium, die „Halleschen Jahrbücher" in radikaler Richtung leitete. 1849 nach London geflohen, trat er dort Mazzini, Ledru-Rollin und Karl Marx nahe und betätigte sich in der revolutionären Propaganda, erklärte sich aber im Frühjahr 1866, zum Entsetzen der Demokraten und vor allem der Hallenser Demokratie, für die Politik Bismarcks. Sein Freund Lothar Bucher war schon früher den gleichen Weg gegangen. Eine vermittelnde Richtung vertrat der Professor der Theologie August Tholuck, ein eifriger Vorkämpfer

der positiven Union. Mehr Pietist als orthodox, war er mit Daniel befreundet. Direktor Kramer, der sich zu Heinrich Leo hielt, leitete das Pädagogium im streng konservativen und streng kirchlichen Geiste. Als Zeitungslektüre war uns nur die „Kreuzzeitung" erlaubt. Aber ich glaube, auch wenn uns Schülern die Auswahl freigegeben worden wäre, würden wir uns für das Blatt erklärt haben, das an seiner Spitze das Eiserne Kreuz trug mit der Umschrift: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland." Wir waren alle ganz rechts gesinnt. Ausdrücklich möchte ich betonen, daß auf dem Pädchen zwischen Adligen und Bürgerlichen keinerlei Gegensatz bestand. Wir fühlten uns alle gleich.

Bei einem Ausflug der Prima nach Giebichenstein, dem festen Schloß der fränkischen Kaiser, wo Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Springer gefangensaßen, schrieben wir im Frühjahr 1866 in das Fremdenbuch der dem Giebichenstein gegenüberliegenden Bergschenke Cröllwitz die Verse ein:

Nur Roß, nur Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten stehn.
Nicht Demokraten, Juden und Freischärler,
Denn wer auf die getraut,
Der hat auf Dreck gebaut.

Bismarck und der Liberalismus

Liberale Blätter entdeckten die Freveltat und verlangten mit Pathos und starker Entrüstung die strenge Bestrafung der „Junkerbrut", die sich solcher Tat verwogen habe und mit derartiger Frechheit „das Volk" verhöhne. Auch dem Direktor Kramer ging diese Entgleisung zu weit. Er erteilte der Klasse einen scharfen Verweis unter Hinweis darauf, daß, von allem anderen abgesehen, die Travestierung der Nationalhymne geschmacklos und unstatthaft gewesen sei. Keine Zurechtweisung konnte gerechtfertigter sein. Nicht um nach so langer Zeit meine und meiner Schulkameraden Ungezogenheit zu verteidigen, sondern zur Charakterisierung der damals in konservativen Kreisen herrschenden Mentalität will ich daran erinnern, daß im Schicksalsjahr 1866 in Deutschland die Verkennung und Unterschätzung von Bismarck ebenso allgemein war und ebenso groß wie die Überschätzung der demokratischen „Kammerhelden", um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen. Wer sich heute die Mühe gibt, in voller Unparteilichkeit, ja mit Mitgefühl für den Besiegten und Blamierten die Kammer-Reden von Schulze-Delitzsch und Waldeck, von Hoverbeck und Virchow, von Franz Duncker und Sybel zu lesen, wird erstaunt sein, daß solche Verbindung von Weltfremdheit und Selbstüberschätzung, von Banalität und Pedanterie Eindruck machen konnte. Wie war es möglich, daß ein

derartiges Phrasendreschen, solche Simpeleien wirken konnten, und das gegenüber den Bismarckschen Reden, in denen alles Kraft und Geist, wo alles tief und genial war? Ich glaube, daß zur Zeit unter hunderttausend Deutschen nicht einer mehr weiß, wer Grabow, wer Bockum-Dolffs war, in der Konfliktzeit hochgefeierte „Volksmänner". Freilich ist es ein gewöhnlicher Fehler deutscher Intellektueller, sich neuen Richtungen und Strömungen zunächst mit vorgefaßter Meinung, ungerecht, bisweilen blind zu widersetzen. Hat sich die neue Richtung aber durchgesetzt, so ziehen dieselben Intellektuellen mit Korybantenlärm, in wilder Begeisterung, mit Musik und Tanz vor der Göttin Kybele her. Den Rekord gegenüber Bismarck schlug in dieser Beziehung der Historiker Heinrich Sybel. Er hatte während der Konfliktzeit in der vordersten Reihe der Gegner des Ministerpräsidenten gestanden, den er im Abgeordnetenhaus zügellos angriff. Nachdem Bismarck sich durchgesetzt hatte, schrieb Sybel in sieben Bänden ein Buch über die Gründung des Deutschen Reiches, in dem er dem Ministerpräsidenten ebenso ungestüm huldigte, wie er ihn früher geschmäht hatte. Das Sybelsche Werk ist mittelmäßig. Als es Fürst Bismarck, dem es der Verfasser mit einer pomphaften Ansprache überreicht hatte, durchblätterte, hörte ich ihn sagen: „Wenn ich die Wahl habe, dies öde Buch von A bis Z durchzulesen oder mich von seinem Verfasser noch einmal beschimpfen zu lassen, so ziehe ich das letztere vor." Fürst Bismarck lobte bei diesem Anlaß Macaulay, Carlyle und Motley.

Bei retrospektiver und abgeklärter Betrachtung halte ich es für ein Unglück, daß der deutsche Liberalismus, also in gewisser Hinsicht die deutsche Intelligenz, Bismarck in der Konfliktzeit gar so einfältige Opposition gemacht hat. Das hatte zur Folge, daß der größte deutsche Staatsmann den deutschen Liberalismus und seine Vertreter bis zuletzt innerlich allzu niedrig eingeschätzt hat. Die Blößen, die sich, wie schon 1848/49, so in verstärktem Maße in der ersten Hälfte der sechziger Jahre der Liberalismus gab, führten dahin, daß die Liberalen von einer großen Anzahl Deutscher als hoffnungslos unfähig und unbrauchbar angesehen wurden. Auf der einen Seite verhöhnt von dem geistreichen Ferdinand Lassalle, auf der anderen verachtet von dem gewaltigen Bismarck, verlor der deutsche Liberalismus und mit ihm ein gutes Stück deutscher Bildung, der Professor, der Jurist, zu sehr an Prestige. Der Gerechtigkeit halber muß ich hinzufügen, daß die Liberalen und Demokraten in der Konfliktzeit freilich jämmerlich abschnitten. Ein kleines Beispiel, das mir, als ich schon Minister war, gelegentlich ein alter Parlamentarier erzählte: Infolge von Überarbeitung körperlich angegriffen, machte Bismarck während einer Debatte im Abgeordnetenhause einen abgespannten und müden Eindruck. Einer der Führer der Opposition benutzte dies, um in hämischen Worten der Meinung

Ausdruck zu geben, daß der Ministerpräsident offenbar schon jede Hoffnung auf Sieg aufgegeben habe. Bismarck erwiderte, daß sich der Herr Vorredner irre, er gebe sein Spiel noch lange nicht auf. Bei dem Worte „Spiel" ging eine Welle der Entrüstung durch die Reihen der biederen Kreisrichter und Professoren, die dem Ministerpräsidenten auf den ersten Bänken der Opposition gegenübersaßen. Spiel, Spiel! Welche Frivolität, welcher Zynismus! Die Hände dir zu reichen, schaudert's, o Bismarck, den Reinen. Kann man sich wundern, daß Bismarck solche Spießbürger nicht hoch einschätzte? Ich habe gelegentlich diesen kleinen Vorfall englischen, französischen, italienischen Freunden erzählt, damit sie die Mentalität gewisser und nicht ganz weniger meiner Landsleute besser begriffen. Die Fremden verstanden die Pointe gar nicht. Sie konnten sich nicht denken, daß irgendein Mensch sich über die Wendung aufregen könne: Ich gebe mein Spiel noch nicht verloren. Ist es gar so absonderlich, daß Bismarck so kleinliche, pedantische, formalistische Politiker als Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher ansah?

Liegen in Garnison zu Brieg,
Wissen viel, was Brauch ist im Krieg.

Der Kampf für die Rechte der Krone wurde von Bismarck mit reckenhaftem Mut geführt. Am 27. Januar 1863 schloß er während der Adreßdebatte im Hause der Abgeordneten seine Rede mit den Worten: „Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieser Adresse, welche unserem königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem heutigen Geburtstag des jüngsten mutmaßlichen Thronerben. In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehe ich eine verdoppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Seiner Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden." Die Vorsehung ist weise, wenn sie uns die Zukunft verhüllt. Hätte Bismarck in jenen Tagen des schärfsten Konflikts gewußt, daß der Enkel des Monarchen, für den er so hingebungsvoll und tapfer stritt, daß der am 27. Januar 1863 vier Jahre alt gewordene Prinz Wilhelm, für dessen Zukunft er gleichzeitig seine Person und sein Genie einsetzte, ihn einmal übermütig fortschicken und undankbar schmähen würde wie einen lästig gewordenen Bedienten, so hätte das die Energie auch eines solchen Helden lähmen können.

Einsegnung

Als Schüler des Pädagogiums wurde ich am 18. März 1866 konfirmiert. Pastor Seiler, der den Konfirmationsunterricht leitete, stand auf positiv

christlichem Boden. Er war ein strenggläubiger, gleichzeitig ein warmherziger Geistlicher, der bald zu seinen Konfirmanden in ein vertrauensvolles Verhältnis trat, sich ihre Achtung und Liebe erwarb. Der Gedanke, an den Tisch des Herrn zu treten und den Leib und das Blut Christi zu empfangen, entweder zum Heil oder zur Verdammnis, beherrschte mich ganz in der Zeit vor meiner Einsegnung. Mit voller Überzeugung und Inbrunst wiederholte ich das altväterliche Gebet, das so viele meiner Vorfahren, von väterlicher wie von mütterlicher Seite, vor mir gebetet hatten: „Dein heiliger Leib, o Herr Jesu Christe, mein Herr und Gott, gedeihe mir zum ewigen Leben und dein teures Blut zur Vergebung aller meiner Sünden. Laß mir dein heiliges Sakrament nicht zum Gerichte, sondern zur Seligkeit und wahren Freude gereichen und mache mich armen Sünder würdig, daß ich in deiner letzten Zukunft, am Tage des letzten Gerichts, zur Rechten der ewigen Herrlichkeit fröhlich stehen möge. Amen." Ich habe, eingedenk der Mahnung des großen Apostels (I. Kor. 11, 27—29), so oft ich zum heiligen Abendmahl ging, dies Gebet wiederholt und werde es, so Gott will, in meiner Sterbestunde beten dürfen. Am Tage vor unserer Konfirmation mußten wir bei Pastor Seiler beichten. Er entließ mich mit ernsten Mahnungen, da, wie er sagte, in mir neben frommen und guten auch gefährliche und böse Anlagen und Triebe schlummerten. Mehr noch als andere müsse ich mich vor Versuchungen hüten, am Gebet festhalten, vor allem Selbstzucht üben. Als Konfirmationsspruch gab er mir den ersten Vers des ersten Psalms: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, wo die Spötter sitzen."

Mit meinem Vater hatte ich am Tage nach meiner Konfirmation, während der Rückfahrt über Berlin nach Neustrelitz, eine peinliche Auseinandersetzung. Er fand mich in meinem religiösen Empfinden zu exaltiert. Meine Mutter hatte mehr Verständnis für meine Stimmung, wagte aber nicht, dem Vater entgegenzutreten. Ich selbst widersprach um so gereizter. Ich sagte schließlich meinem Vater, ich hätte die Empfindung, daß man mir nach einem Sonnenbade einen Eimer eiskalten Wassers über den Leib gösse.

Mein weiser Vater ließ die Diskussion fallen. Erst in Neustrelitz kam er auf das Thema zurück. Er lobte meine Empfänglichkeit für Gottes Wort und Sakrament, aber er fügte hinzu, daß es nicht auf momentane psychische Erregung ankomme, sondern auf einen stetigen frommen Lebenswandel. Er gedachte des Hegelschen Wortes von der Pendelschwingung: ein allzu stürmischer Pendelschlag in der einen, wenn auch noch so guten Richtung berge in sich die Gefahr einer ebenso heftigen Pendelschwingung in der entgegengesetzten Richtung. Also auch hier weder Lauheit, Seichtheit,

Nüchternheit noch Überschwang und Erregung, sondern ruhige Stetigkeit, die goldene Mittelstraße, die er mit der Erfahrung des schon Fünfzigjährigen dem noch nicht Siebzehnjährigen empfahl. Mein Lehrer Daniel schenkte mir zur Konfirmation die „Lyra Messianica", eine Sammlung altkirchlicher Hymnen. Als Leitspruch für mein Leben schrieb er hinein: „So seht nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen." (Epheser 5, 15.)

VII. KAPITEL

Der Krieg von 1866 • Würdigung der Politik Bismarcks • Bismarck und Edwin Manteuffel • Die damaligen Vertreter Preußens im Ausland

Die Spannung, mit der ganz Deutschland im Jahre 1866 die Entwicklung der Ereignisse verfolgte, war ungeheuer und schlug ihre Wogen bis in das stille Halle. Die großen Zusammenhänge, die weitschauenden Pläne Bismarcks ahnte damals freilich noch niemand. Man fühlte, daß eine eiserne Hand führte, aber man hatte keine klare Vorstellung von den eigentlichen Zielen des leitenden Staatsmannes. Wenn ich jetzt, nach fast sechs Dezennien, die Eindrücke und Erinnerungen meiner Jugend niederschreibe, tritt die Lage, wie sie im Jahre 1866 gegeben war, klar vor mein geistiges Auge. Es ist mir ein Bedürfnis, in schmerzlichem Erinnern an die Katastrophe, die im Jahre 1914 die Unfähigkeit der leitenden Männer über das deutsche Volk heraufbeschwor, die Genialität zu beleuchten, mit der Bismarck im Jahre 1866 alle Karten in seine Hand zu bekommen, das Schicksal der Nation zu führen, alle Hindernisse zu meistern wußte.

Bismarcks Erlaß vom 14. März 1866

Am 14. März — wenige Tage vor meiner Konfirmation — richtete der preußische Ministerpräsident an die Vertreter Preußens bei den deutschen Regierungen jenen monumentalen Erlaß, der eine der gewaltigsten Kundgebungen ist, die aus seiner Feder geflossen sind. Es hieß in diesem Schriftstück: „Schon durch die geographische Lage wird das Interesse Preußens und Deutschlands identisch — dies gilt zu unsern wie zu Deutschlands Gunsten. Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gerade wegen unserer geographischen Lage gefährdeter als die der meisten anderen europäischen Staaten; das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv beteiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen und dazu mit Preußen zusammenwirken. Wenn der Deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Krisen, die aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick auftauchen können, entgegengehen soll, so ist nur

zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksal Polens nicht schützen werde." Es folgten die spannungsvollsten Tage und Wochen in der ruhmvollen Laufbahn des größten deutschen Staatsmannes: Am 9. April stellte Preußen beim Frankfurter Bundestag den Antrag auf Reform der Bundesverfassung unter Mitwirkung eines aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehenden Parlaments.

Attentat auf Bismarck

Am 7. Mai gab auf den von einem Vortrag beim König zurückkehrenden Ministerpräsidenten in der Mitte der Berliner Linden, schräg gegenüber der Russischen Botschaft, ein kleiner, schwarzhaariger, kaum zwanzigjähriger Mensch rasch hintereinander zwei Revolverschüsse ab. Der Attentäter hieß Ferdinand Cohn. Er war der Stiefsohn des in London im Exil lebenden Schriftstellers Karl Blind, der wegen Teilnahme an den Freischarenzügen von Struve und Hecker ins Ausland geflohen war, also ein waschechter Demokrat. Als er zum drittenmal zielte, sprang Bismarck auf ihn los. Der Attentäter schoß trotzdem wieder. Von Graf Bismarck gleichzeitig an der Brust und am rechten Faustgelenk gepackt, gelang es ihm, den Revolver in die linke Hand zu nehmen und noch zwei Schüsse auf den Ministerpräsidenten abzufeuern. Bismarck übergab den Verbrecher einigen Soldaten des gerade am Schauplatz des Attentats vorbeimarschierenden 1. Bataillons des 2. Garde-Regiments zu Fuß. Der Paletot des Ministerpräsidenten war vom Pulver der Schüsse versengt, von fünf Kugeln durchlöchert. Bismarck begab sich zu Fuß nach seiner Wohnung. Er hat das Mißlingen dieses Mordversuchs immer nicht nur als eine besondere Gnade Gottes angesehen, der sein Leben wunderbar beschützt habe, sondern darin auch ein Zeichen erblickt im Sinne des Bibelwortes: „Fürchte dich nicht, denn Ich bin bei dir, weiche nicht, denn Ich bin dein Gott." Das hinderte ihn nicht, den Polizeipräsidenten von Bernuth, der sich eine Stunde nach dem Mordversuch verlegen bei ihm meldete, vorwurfsvoll zu fragen, wie es möglich sei, daß Unter den Linden, am hellen Tage, gerade um die Zeit, wo er immer aus dem Palais des Königs zurückzukehren pflege, fünfmal hintereinander auf ihn geschossen werden konnte, ohne daß sich ein Polizist blicken lasse. Sehr zerknirscht erwiderte Herr von Bernuth: „Ich habe meinen Posten nur ungern angenommen, ich habe mich lange gegen dessen Übernahme gesträubt." Der Ministerpräsident donnerte ihn an: „Lange nicht lange genug!" Was Bismarck dem Polizeipräsidenten am meisten übelnahm, war, daß Cohn die Möglichkeit gelassen wurde, im Gefängnis Selbstmord zu begehen. Bismarck hätte es richtiger gefunden, wenn der Meuchelmörder öffentlich, auf dem Schafott, an Leib und Leben gestraft worden wäre, ihm selbst zur gerechten Strafe, anderen zum abscheulichen Exempel. Bismarck hat viele Jahre nach dem Attentat vom 7. Mai 1866 im Reichstag darauf hingewiesen, daß die Grabstätte des Attentäters Cohn von demokratisch

gerichteten Frauen mit Rosen und Vergißmeinnicht bekränzt worden sei. Vielleicht befand sich unter diesen Damen die eine oder die andere, die nach dem Attentat auf Walter Rathenau weniger milde über Mordversuche urteilte.

Adressen der Städte

Während die Hauptstadt der Schauplatz so dramatischer Szenen war, verfolgten wir Schüler des Pädchens mit unbeschreiblicher Spannung den Gang der Ereignisse. Wir waren empört, daß Magistrat und Stadtverordnete einer ganzen Anzahl preußischer Städte Adressen an den König richteten, in denen sie einen gründlichen Wechsel des Systems wie der Personen der Regierung und die Entlassung des Ministerpräsidenten verlangten und vor allem sich gegen den Krieg wandten. Die Stettiner jammerten, daß Preußen, von den Sympathien aller Deutschen verlassen, vom Ausland mit Schadenfreude betrachtet, mißmutig und zwieträchtig dastehe und nimmermehr zu einem Erfolge gelangen werde. Stürmisch verlangten die Einwohner der Krönungsstadt Königsberg, daß die drohende Gefahr eines Bürgerkrieges durch die Berufung neuer Männer gebannt würde. Die Handelskammern bliesen in dasselbe Horn. Namentlich in Köln war die Erregung sehr groß. Der dortige leitende Volksmann hieß Claßen-Kappelmann. Er war vorübergehend sehr populär. Wir lachten aber im Pädchen, als ein vom Rhein zurückkehrender Gast erzählte, die Kölner Jungen hätten ihren Humor noch nicht verloren und sängen auf den Volkshelden Claßen-Kappelmann das Liedchen:

Der Mann, der uns noch retten kann,
Das ist der Claßen-Kappelmann.
Ich han ihn gestern noch in der Flora gesehn,
Da war er so besoffen, daß er nicht konnte stehn.

Auf den Rat des Ministerpräsidenten würdigte der König die Friedensadressen keiner Antwort. Anders, als die Breslauer Gemeindevertretung eine Adresse an ihn richtete, in der sie zwar die Beendigung des Verfassungskampfes forderte und auf die in weiten Kreisen herrschende Verstimmung hinwies, aber gleichzeitig erklärte, Breslau, die Hauptstadt derjenigen Provinz, die zuerst und zunächst dem Kriege mit seinen Wechselfällen ausgesetzt sei, werde an Opferwilligkeit wie im Jahre 1813 so auch jetzt keiner anderen preußischen Stadt nachstehen. Könnte der Friede erhalten werden, so würden ihn Schlesien und Breslau freudigen Herzens begrüßen. „Sollten aber die Gegner Preußens und Deutschlands, wie es im Jahre 1850 geschehen, wieder eine Minderung der Machtstellung Preußens, wieder eine Demütigung Preußens erstreben, so wird Schlesien lieber alle Lasten und Leiden des Krieges auf sich nehmen, als die Lösung der historischen Aufgabe Preußens: die Einigung Deutschlands, wieder um

Jahrzehnte hinausrücken zu lassen." Die von Bismarck entworfene Antwort des Königs begann: „Die Worte, welche Magistrat und Stadtverordnete der Stadt Breslau an Mich gerichtet haben, habe Ich gern vernommen. Ich erkenne in ihnen den Ausfluß desselben Geistes, welcher im Jahre 1813 die Väter der heutigen Bewohner Breslaus beseelte." Am Schluß des königlichen Erlasses wurde angedeutet, daß die vom König gewünschte Verständigung zwischen seiner Regierung und dem Landtag durch die bevorstehenden Neuwahlen erleichtert werden möge. Im Geiste dieser Antwort an Breslau war auch der von Bismarck dem König vorgelegte „Aufruf an mein Volk" gehalten, der das Pädchen in helle Begeisterung versetzte: „Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! Aber in Meinem Volk lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit Preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen für ihre höchste Aufgabe halten! Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern."

Aufruf des Königs

Dieser Aufruf war datiert vom 18. Juni, dem Tage von Waterloo. Vier Tage vorher hatte der Bundestag mit neun Stimmen (Österreich, Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, beide Hessen, Nassau, die 16. Kurie, nämlich Lichtenstein, Reuß usw.) gegen sechs Stimmen (Thüringen, Mecklenburg, die Hansestädte, Oldenburg, Schwarzburg) den österreichischen Antrag auf Mobilisierung des Bundesheeres gegen Preußen angenommen. Daraufhin erklärte der preußische Gesandte, Karl Friedrich von Savigny, ein Jugendfreund Bismarcks, später sein Gegner und erster Vorsitzender der Zentrumsfraktion, in scharfen Worten, Preußen sehe den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich an und werde ihn als erloschen betrachten und behandeln: „Indes will Seine Majestät der König, mein Allergnädigster Herr, mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund auferbaut gewesen, als zerstört betrachten. Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der über die vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für die letzteren den angemessenen Ausdruck zu finden."

Die Stimmung, in der sich der große preußische Minister in diesen Junitagen befand, während der Wende der deutschen Geschichte und der

Bismarck an Edwin Manteuffel

deutschen Geschicke, spricht deutlich aus einem Brief, den er am 9. Juni an den damaligen General, späteren Feldmarschall von Manteuffel richtete und den ich folgen lasse, weil er meines Wissens noch nicht veröffentlicht worden ist: „Verehrteste Exzellenz! Bekannt mit Ihrer, noch bei Gelegenheit der letzten vertraulichen Österreichisch-Gablenzischen Friedensunterhandlung ausgesprochenen Überzeugung, daß wir aus allen politischen, soldatischen, finanziellen Gründen den Krieg schnell aufnehmen müssen, wo er sich bietet, war ich darauf gefaßt, daß schon mein die Instruktion ankündigendes Telegramm No. 51 Sie zum Handeln im obigen Sinne veranlassen würde, und sah wichtigen Nachrichten im Laufe des gestrigen Tages entgegen. Die Meldung von dem freundschaftlichen Tone der beiden Musiker bei den militärischen Chassés-croisés geben keine Harmonie mit der Stimmung, die hier die Nachricht vom ersten Kanonenschuß erwartete. Sie sagen, die Besitznahme würde als Gewalttat die Gemüter verwirren, ich antworte Ihnen mit Deveroux: ‚Freund, jetzt ist's Zeit, zu lärmen!' Und wenn wir es nicht tun, so verrücken Sie nicht nur mir, aus militärischer Courtoisie für Gablenz, das europäische Konzept, sondern Sie werden in der Armee außer dem Württemberger niemand mehr finden, der Verständnis für Ihr Verfahren behält. Jede drei Tage kosten uns zwei Millionen, die wir auf lange nicht haben, denn wir leben nicht wie Österreich auf Kosten unserer Gläubiger; jede drei Tage bringen Österreich fünftausend Mann Bundestruppen mehr zugute, der Wind steht uns in allen europäischen Richtungen günstig, man erwartet, daß wir handeln, findet es heut natürlich, in acht Tagen vielleicht nicht mehr. Ich hatte gehofft, Sie würden in Betracht aller dieser Momente dort sogar etwas ‚Yorck' spielen, aber Sie haben jetzt den präzisen königlichen Befehl, zu handeln, und wenn Sie ihn nicht ausführen so schleunig, wie unsere Gesamtpolitik es verlangt, so tun Sie Preußen meines Erachtens schweren Schaden. Fallen wir wieder auf den Sumpf der Halbhuberei und des Kondominats zurück, so wird es uns schwer werden, einen so günstigen Kriegsfall wie den jetzigen rechtzeitig wiederzufinden. Wäre damit die Möglichkeit ehrlichen Friedens gegeben, so wollte ich mich herzlich freuen. Dazu aber ist jede Hoffnung geschwunden; die Wiener ziehn uns an der Nase herum, bis sie und ihre Bundesgenossen fertig sind, um dann loszuschlagen oder um uns wieder als Händelsucher erscheinen zu lassen, wenn der jetzige in London, Paris und Petersburg vorhandene Eindruck ihres Vertragsbruchs geschwunden sein wird. Einige Äußerungen von Gablenz' Bruder lassen mich fast besorgen, daß man die herausfordernde Ständeberufung vor Montag zurücknehmen werde, und dann fehlt uns ein ins Auge springender Beweis unserer Berechtigung zur Aktion. Entweder der Gasteiner Vertrag ist gebrochen oder nicht; ist er es nicht, so dürften wir auch nicht einrücken,

ist er es, so dürfen wir auch weiter gehen. Letzteres glaubt jetzt jedermann im In- und Auslande, auch in Wien; warten wir, so gewinnt die österreichische Lüge wieder Oberwasser. Ich erhalte eben glaubwürdige Nachricht aus Süddeutschland, daß Österreich mit Rüsten im eigenen Land nicht fertig ist und deshalb der Befehl von Wien ergangen, daß Gablenz uns noch mit Freundlichkeiten hinhalten soll. Ich werde bei Seiner Majestät darauf antragen, daß wir, unabhängig von der bei Ankunft dieser Instruktion gewiß schon von Ihnen vollzogenen Besitznahme Holsteins, von Gablenz die Räumung fordern, sobald der Landtag am Montag zusammentritt; beschließt der Landtag Proklamation Augustenburgs, so ist es Ihre Aufgabe, dieses zu hindern, auch mit Gewalt, sonst wahren Sie des Königs Rechte nicht; ich hoffe aber, Ihnen, wenn Sie es wünschen, bis Montag abend noch den positiven Befehl zu schaffen, für diesen Fall sofort die Räumung Holsteins von den Österreichern zu erzwingen. Ich muß schließen. Verzeihn Sie den sonstigen Stil des Briefes, aber Ihr Telegramm hat mir heut früh die Nerven gelähmt, und jetzt reagieren sie. In großer Eile, aber in alter Freundschaft der Ihrige, gez. v. Bismarck."

Die Nachschrift des Briefes, von Bismarck selbst geschrieben, lautet:

„Ich that's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben;
Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht ich für mein Haupt und für mein Leben.
(Er geht ab, die andern folgen.)"

Charakteristisch für Bismarck ist die psychologische Geschicklichkeit, mit der er in diesem Moment größter Spannung und Erregung, in solcher Sturmflut der Ereignisse den General Manteuffel zu nehmen weiß. Die Lieblingslektüre des Generals Edwin von Manteuffel war Schillers „Wallenstein". Er glaubte, in sich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Friedländer zu fühlen. Darum wird ihm gegenüber zweimal Wallenstein zitiert. Der in dem Brief genannte „Württemberger" ist der damalige Kommandierende General des Gardekorps, Prinz August von Württemberg, der zwar ein durchaus loyaler preußischer Offizier war, aber als süddeutscher Prinz den Krieg zwischen Preußen und seiner engeren Heimat nicht gerade mit Vergnügen sah. Spricht aus diesem Schreiben die volle Entschlossenheit und die ganze Energie des leitenden Staatsmannes, so muß andererseits immer wieder betont werden, mit welcher Umsicht, Vorsicht und Geschicklichkeit er gleichzeitig bemüht war, seinem Lande die günstigsten Chancen zu verschaffen, Rückschlägen vorzubeugen, die von ihm nie unterschätzten Imponderabilien in sein Spiel zu bringen. Niemand wußte besser als Bismarck, daß mit Energie allein noch nicht alles gemacht ist. Er war

durchdrungen von der Richtigkeit der horazischen Warnung: Vis consilii expers mole ruit sua, die nicht von der Vernunft geleitete Kraft bricht in sich selbst zusammen. Bismarck ging mit einer Energie vor, wie sie die preußische Politik seit dem großen König nicht mehr betätigt hatte. Aber er war auch bestrebt, sich alle Vorteile zu sichern, vermeidbaren Gefahren auszuweichen, ungünstige Zwischenfälle nach Möglichkeit zu verhindern, die öffentliche Meinung der Welt für sich zu gewinnen.

Als Frankreich, England und Rußland eine Konferenz vorschlugen, um den Ausbruch des Krieges in Deutschland zu verhindern, wurden die Pläne und Absichten des preußischen Ministerpräsidenten durch diese Intervention natürlich auf das empfindlichste durchkreuzt. Nichtsdestoweniger nahm er die Einladung zur Teilnahme an Friedensberatungen in Paris mit Empressement an. In einem Rundschreiben an die königlichen Vertreter in Paris, London und St. Petersburg erklärte er, Seine Majestät der König von Preußen schließe sich den Gefühlen der drei Höfe von Paris, London und St. Petersburg an. „Sehr gern" nehme er den Vorschlag der drei Mächte an. Die preußischen Bevollmächtigten in Paris würden sich mit den Vertretern der drei Mächte in Verbindung setzen, um mit ihnen die verschiedenen Fragen zu besprechen, die in diesem Augenblick den Frieden Europas bedrohten.

Mit Schaudern und mit Schmerz denkt der Patriot daran, wie verschieden im Unglückssommer 1914 das Verhalten der damaligen Reichsleitung war. Bismarck wollte 1866 den Krieg, wie ein gewissenhafter Arzt unter Umständen einen chirurgischen Eingriff für nötig hält. Aber seine Taktik war so umsichtig, so vorsichtig, vor allem so geschickt, daß er sich keine Blößen gab. Im Sommer 1914 wollte die deutsche Regierung gewiß nicht den Krieg, ebensowenig das deutsche Volk. Aber Bethmann und seine Mitarbeiter operierten so ungeschickt, daß sie uns mit der Schuld am Kriege zu belasten schienen. Anders Bismarck 1866. Trotz des Drängens der militärischen Instanzen, obwohl der große Moltke erklärte, der Sieg hänge vom schleunigsten Losschlagen ab, bestand Bismarck darauf, die Einladung zu den Friedenskonferenzen in Paris nicht abzulehnen. Von der Bedeutung der Armee für Preußen und Deutschland war niemand mehr durchdrungen als Bismarck. Er hat sich vom ersten bis zum letzten Tage seiner Amtsführung als preußischer Offizier gefühlt. Er hat das treffende und schöne Wort gesprochen, daß ohne die Armee das Deutsche Reich weder zu errichten gewesen wäre, noch aufrechtzuerhalten sei. Trotzdem hielt er immer an dem Primat der Politik fest, d. h. daran, daß letzten Endes politische und nicht militärische Erwägungen zu entscheiden hätten. Wer politisch richtig operiert, dem kommen fast immer, das trat auch hier hervor, Fehler seiner Gegenspieler zugute.

Österreich lehnte das Konferenzprojekt ab. Als der preußische Ministerpräsident diese Nachricht erhielt, war gerade der französische Botschafter Benedetti bei ihm. Als Bismarck die Wiener Depesche gelesen hatte, brach er in den Ruf aus: „Vive le roi!“ Ohne Übertreibung läßt sich sagen, daß Bismarck in den entscheidenden Tagen von 1866 keinen einzigen falschen Schachzug machte.

Die Fehler der damaligen französischen Politik sind vor allem darauf zurückzuführen, daß Napoleon III. Österreich überschätzte, Preußen unterschätzte. Er wollte den deutschen Dualismus, die deutsche Zerrissenheit und Uneinigkeit aufrechterhalten, Deutschland möglichst schwächen und zu diesem Zweck einen restlosen Sieg sowohl der Österreicher wie der Preußen verhindern. Ein österreichischer Sieg erschien ihm aber an und für sich als der wahrscheinlichere Fall. Das zu glauben, fällt uns heute schwer. Aber damals dachte die Welt anders. Sie ist eben meist oberflächlich, oft gedankenlos, nicht selten einfältig. Österreich zehrte 1866 noch von der Erinnerung an seine Zähigkeit in den Napoleonischen Kriegen, an seinen glänzenden Sieg bei Novara. Die Preußen hatten bei Düppel und Alsen Tapferkeit bewiesen, aber schließlich nur dem kleinen, weit schwächeren Dänemark gegenüber und dieses im Bunde mit einer anderen Großmacht niedergeworfen. Sowohl bei Bronzell wie in dem Neuenburger Streit hatte sich Preußen unsicher und fast ängstlich benommen.

Die österreichische Monarchie zählte damals fünfunddreißig Millionen. Sie nahm an Bevölkerungszahl die dritte Stelle unter den Reichen Europas ein. Preußen hatte kaum neunzehn Millionen Bewohner. Auf österreichischer Seite standen vier deutsche Königreiche: Bayern und Württemberg, Sachsen und Hannover, ferner Baden, beide Hessen, Nassau, zusammen fast vierzehn Millionen. Preußen folgten nur, und noch dazu mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, die Hansestädte, die Thüringer Fürstentümer und Mecklenburg, zusammen etwa anderthalb Millionen. Österreich und seine deutschen Bundesgenossen repräsentierten fast fünfzig, Preußen mit seinen Parteigängern kaum zwanzig Millionen. Damit die Waage sich nicht zu sehr auf österreichische Seite neige, encouragierte Napoleon III. Italien, auf die Seite Preußens zu treten.

Thiers gegen Napoleon III.

Adolphe Thiers, derjenige französische Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, in dem sich vielleicht mehr als in jedem anderen die großen und die gefährlichen Eigenschaften des französischen Volkes verkörperten, sah schärfer als der gleichzeitig phantastische und sentimentale Napoleon III. Die Rede, die er am 3. Mai 1866 im französischen Corps législatif hielt, ist eine der bedeutendsten politischen Reden, die je gehalten wurden. Nicht mit Unrecht haben französische Historiker gesagt, daß aus dieser Rede die

Seele Frankreichs sprach. Jedenfalls sprach aus ihr die Politik von Heinrich II., Heinrich IV., Richelieu, Louis XIV, die Politik des Konvents und von Napoleon I., die Politik von Poincaré, Clemenceau und des Maréchal Foch, die Auffassung der Mehrheit aller Franzosen, die Politik, welche die Macht, die Wohlfahrt und die Größe Frankreichs auf die Schwäche und Zersplitterung Deutschlands aufbaut. Natürlich fehlte es in der Rede von Thiers nicht an der Behauptung, daß Preußen die Unabhängigkeit der Deutschen bedrohe, die schon von den Bourbonenkönigen in Schutz genommene „deutsche Libertät", daß es ein neues germanisches Reich begründen wolle, das für Europa bedrohlich, für Frankreich unerträglich sein würde. Frankreich müsse deshalb Italien verhindern, gegen Österreich vorzugehen. Das müsse Italien, für das Frankreich fünfzigtausend Soldaten und sechshundert Millionen geopfert habe, einfach und deutlich verboten werden. Preußen müsse gezwungen werden, den Degen wieder einzustecken. Der Rede Thiers' folgte ein Beifallssturm der ganzen Kammer, der Opposition wie der Majorität.

Die Fortsetzung der Debatte wurde nur dadurch verhindert, daß der Ministerpräsident Eugène Rouher ein anscheinend gefälschtes Telegramm vorlas, wonach Italien sich offiziell verpflichtet habe, Österreich nicht anzugreifen. Napoleon III. beeilte sich, wenige Tage nach der Rede von Thiers in einer öffentlichen Ansprache zu erklären, daß er mit der Mehrheit des französischen Volkes die Verträge von 1815 verabscheue, die Thiers zur einzigen Grundlage der französischen Politik machen wolle. Aus dieser Äußerung sprach nicht nur der Ärger über Thiers, den der Kaiser als seinen persönlichen Feind betrachtete. Auch nicht allein Weltfremdheit und Phantasterei. Napoleon III. hoffte, daß bei einem Kriege zwischen den beiden deutschen Großmächten Preußen nach seiner voraussichtlichen Niederlage die französische Hilfe mit der Abtretung des linken Rheinufers erkaufen würde, auf das damals wie heute die französischen Absichten gerichtet waren.

Österreichs Zusage

Die österreichische Politik war so ungeschickt, wie sie 1859 gewesen war und 1914 wieder sein sollte. Um den Kaiser Napoleon III. bei guter Laune zu erhalten, hatte das Wiener Kabinett ihm versprochen, daß es Italien, wie auch der Krieg ablaufen möge, Venetien abtreten würde, das nach dem Französisch-Österreichischen Kriege von 1859 bei Österreich geblieben war.

Wie war es möglich, daß unter solchen Umständen die habsburgische Monarchie, wenn sie schon mit Preußen den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland aufnehmen wollte, nicht alle ihre Kräfte gegen den deutschen Nebenbuhler konzentrierte, statt ein gutes und starkes österreichisches Heer mit dem Erzherzog Albrecht, in Oberitalien auf den

alten Campi Raudii, wo so manches Mal Germanen und Romanen miteinander gerungen hatten, wo ein Jahrhundert vor Christi Geburt die Cimbern besiegt wurden, für eine verlorene Sache fechten zu lassen? Diese Frage habe ich fast dreißig Jahre später an einen österreichischen Minister des Äußern, den Grafen Kálnoky, gerichtet. Ich war damals junger Gesandter in Bukarest. Wenn ich auf der Reise von Bukarest nach Berlin durch Wien kam, wurde ich von dem k. und k. Minister des Äußern fast immer mit einer Einladung zum Diner beehrt. Graf Gustav Kálnoky, der mir wohlwollte, pflegte bei solchen Anlässen mit mir unter vier Augen politische Vorgänge der Gegenwart und der Vergangenheit freimütig zu besprechen. Als ich ihn frug, warum Österreich 1866 von vornherein auf Venetien verzichtete, aber nichtsdestoweniger einen großen und tüchtigen Teil seiner Kräfte statt in Böhmen in Oberitalien eingesetzt habe, erwiderte mir der Minister: „Man spricht in Spanien von cosas de España, d. h. von Dingen, die nur der Spanier versteht. So gibt es auch cosas de Austria, d. h. Vorgänge, die sich nur ein geborener Österreicher erklären kann. Unser Minister des Äußern von 1866, der verständige Graf Alexander Mensdorff, wollte, wie dies die einfache Vernunft gebot, die Front nur gegen Preußen nehmen. Er hatte auch Kaiser Franz Josef für diese Auffassung gewonnen. Als Graf Moritz Esterházy, Minister ohne Portefeuille, aber durch seine Beziehungen bei Hofe und mit der Geistlichkeit der Einflußreichste im Konseil, hiervon hörte, begab er sich in die Hofburg und erklärte dem Kaiser, Ehre und Religion geböten, gegen die Italiener zu fechten: nicht etwa, um Venetien zu behaupten oder gar die Lombardei wiederzugewinnen, denn der italienische Traum sei für Österreich endgültig ausgeträumt, sondern um nach einem Siege Österreichs über die Italiener dem Papste die ihm 1860 widerrechtlich entrissenen Gebiete des Kirchenstaats zurückzugeben und ihm jedenfalls das Patrimonium Petri zu sichern. So ging das Verhängnis seinen Gang."

Graf Moritz Esterházy

Der von Kálnoky erwähnte Moritz Esterházy, den man, weil er hinter den Kulissen zu agieren und zu intrigieren liebte, in Wien den „heimlichen Moritz" nannte, wurde viele Jahre später nach widerlichen Verfehlungen für geistesgestört erklärt und nach Pirna in eine Maison de santé gebracht, wo er starb. Seine fromme Frau ging, um für die Sünden ihres Gatten Sühne zu leisten, in das Kloster der unbeschuhten Karmeliterinnen zu Maierling. Der Enkel des Ministers von 1866 war jener Graf Esterházy, dem der letzte österreichische Kaiser, der Kaiser Karl, nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1916 an Stelle des in langen Kämpfen bewährten Grafen Tisza die Leitung des Regnum Apostolicum anvertraute. Er hat in dieser Stellung durch Leichtsinn und Unerfahrenheit erheblich zum endgültigen Untergang der habsburgischen Monarchie beigetragen.

Bismarck verhandelt

Bismarck zeigte sich 1866 auch darin als Meister der Staatskunst, daß er sich bis zuletzt alle Wege offenhielt. Bis kurz vor Beginn der Feindseligkeiten verhandelte er mit dem Bruder des besten österreichischen Generals, dem Freiherrn Ludwig von Gablenz, einem geborenen Sachsen, über die Möglichkeit einer für Preußen annehmbaren Verständigung mit Österreich. Bayern schlug er eine Rekonstruktion von Deutschland auf der Basis vor, daß nördlich des Mains Preußen, südlich Bayern die Führung übernehmen sollte. Er hat auch bis zuletzt gegenüber Hannover nicht alle Brücken abgebrochen. Dem Erben der hessischen Krone, dem Landgrafen Friedrich Wilhelm, sagte er persönlich bei einem Besuch, den ihm dieser im Frühjahr 1866 abstattete, er möge dafür sorgen, daß sein Familienchef, der Kurfürst Friedrich Wilhelm, sich auf die preußische Seite stelle. Als der Landgraf erwiderte, dazu sei es zu spät, die endgültige Entscheidung in Kassel, die für Österreich ausfallen werde, solle schon am nächsten Vormittage getroffen werden, meinte Bismarck: „Nehmen Sie sich einen Extrazug nach Kassel, dann können Sie noch Ihre Krone retten." Als der für seinen Geiz berühmte Landgraf auf die Spesen eines Sonderzuges hinwies, antwortete Bismarck: „Greifen Sie in die Tasche und wenden Sie tausend Taler an einen Sonderzug. Es wird sich lohnen, sonst geht es Hessen an den Kragen." Hochmütig erwiderte der Landgraf: „Sie vergessen, daß sechshunderttausend Österreicher zwischen mir und Ihnen stehn."

Freiherr von Werther

Die Meisterschaft, mit der Fürst Bismarck im Schicksalsjahr 1866 die preußische Politik leitete, tritt noch deutlicher hervor, wenn wir uns daran erinnern, wie wenig sich der leitende Minister auf die damaligen preußischen Vertreter im Ausland verlassen konnte. Gesandter in Wien war der Freiherr Karl von Werther. Er war durch und durch österreichisch gesinnt. Seine Frau, eine geborene Gräfin Oriola, war es womöglich noch mehr als er. Als nach dem Ausbruch des Krieges die österreichische Regierung Herrn von Werther seine Pässe zugestellt hatte und er seinen bisherigen Wirkungskreis verlassen mußte, umarmte die Baronin Werther an der österreichisch-preußischen Grenze den dicken Zollaufseher, der, seine Mütze mit der schwarzgelben Kokarde auf dem Kopf, das Gepäck abfertigte, unter Tränen mit den Worten: „In Ihnen will ich noch einmal mein liebes Österreich umarmen, von dem ich mich mit blutendem Herzen trenne." Sie war eine Schwester der Palastdame Luise Oriola, die ganz anders dachte. Eine treue Preußin, hielt sie zeit ihres Lebens am Hofe Bismarck die Stange, was ihr die stille Ungnade der Königin Augusta zuzog, was aber nicht nur Bismarck selbst, sondern auch unser alter König Wilhelm I. ihr hoch anrechneten. Bismarck hatte übrigens nach seinem Lieblingsspruch, „qu'en politique il faut faire flèche de tout bois", die outriert austrophile Gesinnung des Barons Werther in sein Spiel eingestellt. Als ihm bei Ausbruch des Krieges

die Frage vorgelegt wurde, was geschehen solle, wenn die preußische Armee geschlagen werden sollte, antwortete er: „Dann muß der König Werther zu meinem Nachfolger machen.“

Graf Heinrich Redern

Gesandter in Petersburg war Graf Heinrich Redern, ein Diplomat der alten Schule in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er würde als Repräsentant dieser Schule auf jeder Bühne einen Bombenerfolg gehabt haben. Als Attaché war er zweimal im diplomatischen Examen durchgefallen. Das war noch in den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms IV. Als Sohn eines königlichen Hofmarschalls wurde er oft zum Tee der Königin befohlen. Das war auch am Tage seines Mißerfolges der Fall. Die Königin, die wußte, daß er im Examen gestanden hatte, frug, wie die Sache abgelaufen wäre. Sehr verlegen schwieg der arme Graf Heinrich Redern. Der witzige Friedrich Wilhelm IV. antwortete schlagfertig: „Unser lieber Graf hat auf alle Fragen so klug geantwortet, daß die Examinatoren einstimmig gerufen haben: Da capo, da capo!“ Von Hause aus österreichisch gesinnt, wurde Heinrich Redern in dieser Richtung noch von seiner Gattin bestärkt, die eine geborene Österreicherin, eine Prinzessin Odescalchi, war. Als sich im Frühjahr 1866 die Situation immer mehr zuspitzte, erwiderte in Petersburg der Gesandte Graf Heinrich Redern auf alle Fragen nach der Auffassung in Berlin: „Niemals läßt mein König auf die Weißröcke schießen.“ Einige Tage nachdem in Preußen die Mobilmachung angeordnet worden war, ließ sich bei dem Gesandten Redern der damalige Leutnant im 8. Husaren-Regiment, spätere Botschafter in Madrid, Ferdinand Stumm melden. Als Graf Redern ihn frug, was er in Petersburg wolle, erwiderte Stumm, er habe in der Krim, wohin er eine Vergnügungsreise unternommen habe, erfahren, daß in Deutschland der Krieg bevorstehe, und eile, sich bei seinem Regiment in Paderborn zu melden. Sehr ungnädig entließ ihn der Gesandte, begab sich in die Kanzlei und erklärte den dort versammelten Sekretären: „Ein Mann, der Stumm heißt, behauptet, wir bekämen Krieg! Unglaublich!“

Das Unglaubliche wurde Ereignis. Redern schüttelte über die Sprengung des Bundestags, über das Einrücken der preußischen Armee in Dresden, in Kassel und Hannover bedenklich den Kopf. Als aber in St. Petersburg die Nachricht eintraf, daß die Österreicher die Italiener, die Bundesgenossen der Preußen, bei Custozza geschlagen hätten, betrat der preußische Gesandte am Abend dieses Tages den Salon der Fürstin Kotschubey, der russischen Oberhofmeisterin, in gehobener Stimmung mit den Worten: „Enfin une bonne nouvelle! Les Autrichiens ont remporté une belle victoire!“ Auch hier machte Bismarck „flèche de tout bois“. Seine Politik in Petersburg machte er mit dem damaligen preußischen Militärattaché, dem späteren Botschafter Lothar von Schweinitz; der würdige Heinrich

Redern diente als Paravent. Er hat später als Obergewandkämmerer am königlichen Hofe noch ersprießliche Dienste geleistet.

In London war Preußen im Jahre 1866 durch den Botschafter Graf Albrecht Bernstorff vertreten. Sowohl Paris wie London waren damals bereits Botschaften. Graf Bernstorff war sechs Jahre älter als Bismarck. Er war schon 1845 Gesandter in München, 1848 unter schwierigen Verhältnissen in Wien, von 1850 bis 1861 in London gewesen. Von 1861 bis 1862 war er, unmittelbar vor Bismarck, Minister des Auswärtigen, um dann wieder die Londoner Mission zu übernehmen. Er mag nicht immer mit seinem Nachfolger einverstanden gewesen sein, er mag hier und da als der Ältere und, wie er glaubte, Erfahrenere über ihn den Kopf geschüttelt haben. Aber er tat seine Pflicht als preußischer Vertreter und hatte in London eine sehr gute Stellung. Den 1866 wichtigsten Posten, den Pariser Posten, bekleidete Botschafter Graf Robert Goltz. Bismarck hatte mit ihm in den fünfziger Jahren freundliche Beziehungen unterhalten, sich aber dann mit ihm, wie mit manchen anderen, überworfen. Er sah seitdem in Goltz einen persönlichen Gegner, und das traf wohl auch zu. Bismarck erzählte gern, daß Goltz im Jahre 1866 sein Urteil über seinen Chef in die Worte zusammengefaßt habe: „Nun macht dieser Kerl, dieser Bismarck, meine Politik, aber er macht sie falsch!“ Das alles hinderte Goltz nicht, ein sehr geschickter Diplomat, im Gegensatz zu Werther und Redern, ein klarer und scharfer Preuße zu sein. Bismarck selbst hat einmal die Diplomatie definiert als „Arbeit in Menschenfleisch“. Die Aufgabe des Diplomaten bestünde oft darin, den anderen dahin zu bringen, das zu tun, was für diesen vielleicht von zweifelhaftem Nutzen, für den Diplomaten aber von Vorteil sei. Alle diejenigen, die im Schicksalsjahr 1866 unter Goltz an der Preußischen Botschaft in Paris arbeiteten, Eberhard Solms und Joseph Radowitz, Alexander Lynar und der damalige Major, spätere Generalfeldmarschall Walter Loë, haben mir gesagt, daß es in erster Linie das Verdienst des Grafen Goltz war, wenn Frankreich im Jahre 1866 so lange neutral blieb, wie wir seine Neutralität brauchten. Goltz habe seinen großen Einfluß sowohl auf Kaiser Napoleon III. wie auf die Kaiserin Eugénie und den Prinzen Jérôme Napoléon, seine zahlreichen Beziehungen in allen Kreisen der Gesellschaft wie in der Presse tatkräftig und gewandt benützt, um Frankreich von einer Intervention vor Sadowa abzuhalten. Er hat sich um Preußen wohl verdient gemacht. Von einer unheilbaren Krankheit befallen, mußte Goltz, nicht lange nach dem Nikolsburger Frieden, seinen Abschied nehmen und ist nach qualvollen Leiden vor 1870 gestorben.

Graf Albrecht Bernstorff

Graf Robert Goltz

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß Fürst Bismarck seine Politik von 1862 bis 1871 nach einem von vornherein in allen Einzelheiten entworfenen und dann konsequent verfolgten Programm geführt hätte. Er hat sich nach

den Umständen gerichtet, sie benutzt mit dem größten Scharfsinn, sie mit dem Blick des Genius ausgenutzt. Er hatte 1862, als er zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, noch kaum die Absicht, das Deutsche Reich in der Form, in der es später zustande kam, oder auch nur einen Norddeutschen Bund in der Form von 1866 zu errichten. Er sagte noch im Jahre 1865 zu Robert Keudell, der ihn um einen Posten im Ausland bat, da er der Arbeitslast im Auswärtigen Amt gesundheitlich nicht mehr gewachsen sei: „Halten Sie noch ein bis zwei Jahre in Berlin aus, dann sollen Sie einen propren Gesandten beim Frankfurter Bundestag abgeben."

VIII. KAPITEL

Die Schlacht von Königgrätz • General von Steinmetz • Der Vater wird mecklenburg-schwerinscher Gesandter in Berlin • Die Cholera in Halle • Fußwanderung durch den Harz (Herbst 1866) • Besuch bei Onkel Baudissin in Dresden • Abiturienten-Examen (Herbst 1867) • Puppel • Dulce est desipere in loco

Preußen und Hannover

Unmittelbar nach der Sprengung des alten Deutschen Bundes richtete der preußische Ministerpräsident an Sachsen, Hannover und Kurhessen fast gleichlautende Sommationen, in denen unter Hinweis auf die geographische Lage der drei Bundesstaaten die Zurückführung der Truppen des betreffenden Bundesstaates auf den Friedensstand vom 1. März und die Zustimmung zur Berufung des Deutschen Parlaments gefordert wurde. Noch am 23. Mai hatte Graf Bismarck an den preußischen Gesandten in Hannover, den Prinzen Ysenburg, eine Depesche gerichtet, in der er betonte, die preußische Regierung dränge in Hannover nicht auf den Abschluß eines Vertrages mit Preußen. Die hannoversche Regierung möge selbst entscheiden, was sie für das Zuträglichste für ihre Interessen halte. Die preußische Regierung wünsche nur zu wissen, welcher Art ihre Beziehungen zu Hannover seien und in Zukunft sein würden. Als die preußischen Sommationen in Dresden, Hannover und Kassel abgelehnt worden waren, rückte der preußische General Herwarth von Bittenfeld in Sachsen ein, die Generäle von Manteuffel und Vogel von Falkenstein überschritten die hannoversche Grenze, General von Beyer besetzte Kassel. Nach dem Eintreffen der Nachricht, daß Sachsen, Hannover und Hessen sich endgültig gegen Preußen wendeten, trat der Ministerpräsident Graf Bismarck in den Salon seiner Frau und sagte zu dem dort mit anderen Gästen weilenden Geheimrat von Keudell, der ihn oft durch sein Klavierspiel zerstreute und erfreute, mit gehobener Stimme: „Keudell, setzen Sie sich an das Klavier und spielen Sie uns den Hohenfriedberger Marsch."

Schlachten

Am 29. Juni kapitulierte nach tapferer Gegenwehr die hannoversche Armee bei Langensalza. Der preußische „Staatsanzeiger" bemerkte zu diesem Ereignis: „Das Schicksal der hannoverschen Truppen, deren ruhmreiche Vergangenheit eng verwoben ist mit den schönsten Kriegstaten unseres eigenen Heeres, muß jedes Soldatenherz mit aufrichtiger Teilnahme

erfüllen. Die hohe Selbstverleugnung, mit der die hannoversche Armee, treu dem geleisteten Eide, ihr hartes Los getragen, muß ihr die Achtung der preußischen Armee sichern.“ In rascher Folge trafen Siegesnachrichten über die Gefechte von Podol, Hühnerwasser, die Schlachten von Münchengrätz und Gitschin ein. Der preußische General Bonin wurde von dem Österreicher Gablenz bei Trautenau geschlagen. Aber die preußische Garde siegte bei Soor und Königinhof, und der General von Steinmetz schlug in drei aufeinanderfolgenden Tagen, am 27., 28. und 29. Juni, bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel drei österreichische Korps aufs Haupt. Steinmetz war ein alter Haudegen, siebzig Jahre alt. Er hatte schon die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht. Jetzt nannte man ihn den „Löwen von Skalitz“. Er hat später, im Deutsch-Französischen Kriege von 1870, versagt, nicht strategisch, aber durch Eigensinn und Trotz. Er war ein schwieriger Charakter und mußte, nachdem er als Oberbefehlshaber der 1. Armee bei Spichern, Colombey-Nouilly und Gravelotte die Weisungen von Moltke nicht immer präzis ausgeführt hatte, Mitte September 1870 abberufen werden. Aber seine Leistungen im Böhmischen Feldzug sichern ihm einen dauernden Platz in der Geschichte der preußischen Armee. Steinmetz war in jeder Beziehung ein prächtiges Original. Nach der Beendigung der Sechsundsechziger Kampagne heiratete er mit einundsiebzig Jahren ein siebzehnjähriges Fräulein von Krosigk. Die Ehe dauerte elf Jahre und ging ganz gut. Den Honigmond hatte der Löwe von Skalitz auf besondere Einladung seines Kriegsherrn in der Burg Hohenzollern verlebt. Man konnte es der Witwe aber schließlich nicht verargen, daß sie zwei Jahre nach dem Tode des Feldmarschalls Steinmetz den Grafen Karl Brühl heiratete, der fünf Jahre jünger war als sie selbst. Als sie nach fünfundzwanzigjähriger glücklicher Ehe mit ihm starb, suchte der Witwer sich seinerseits eine Komteß Schweinitz aus, die einundzwanzig Jahre jünger war als er. So war das Gleichgewicht wiederhergestellt.

Groß war in Halle der Jubel über die preußischen Siege. Volkssänger zogen vor das Pädchen und sangen zur Drehorgel:

Der Benedek, der Benedek, der hat es bös im Sinn,
Er wollt' mit seinen Kroaten nach Berlin.
Der Prinz Friedrich Karl, der hat es ihm gezeigt,
Daß ihm in Berlin kein Frühstück wird gereicht.

Die Studenten sangen in den Straßen:

Schön schwarz ist der Adler und weiß ist der Schwan,
Drum ist auch schwarz-weiß die preußische Fahn'.
Und schwarz ist der Teufel und gelb ist der Neid,
Drum ist auch schwarz-gelb des Östreichers Kleid.

Mit Rücksicht auf die patriotische Gesinnung, die aus diesen Versen sprach, stießen wir uns nicht an ihrem unleugbaren Mangel an Objektivität und Logik. Auch wirklich schöne Kriegslieder gebar die kreißende Zeit. In meinem Gedächtnis blieben nur Anfang und Schluß eines Liedes haften, das unser Herr Direktor Kramer im Frühjahr 1866 der Prima vorlas.

Vorwärts! Vorwärts alle Mann!
Wie die Väter einst getan!
Zogen wider alle Welt
Unterm Alten Fritz ins Feld,
Schlugen alle Welt zuschanden,
Sind vom Grabe auferstanden,
Wolln nun sehn der Enkel Preis.
Vorwärts! Vorwärts Schwarz und Weiß!

lauteten die Anfangsverse. Und der Schluß war:

Vorwärts! ruft Borussia,
Die schon hundert Schlachten sah,
Die in Frieden und in Krieg
Sich bekränzt mit manchem Sieg.
Von der Memel bis zum Rhein
Stehn viel Kreuz' und Leichenstein',
Aber all' voll Ruhm und Preis:
Vorwärts! Vorwärts Schwarz und Weiß!

Aber noch immer schien der Krieg nicht entschieden, wurde noch mancher Zweifel an seinem endlichen Ausgang laut, erklärten süddeutsche und österreichische Blätter, die Preußen seien in eine Mausefalle gegangen, aus der sie nicht wieder herausfinden würden. Die Wiener Presse spottete noch über die „affenähnliche" Geschwindigkeit der Preußen, die schließlich doch an der bewährten Tüchtigkeit des kaiserlichen Heeres scheitern würde.

Da schmettert die Fanfare,
Sadowas Tag bricht an.
Wer ist, im weißen Haare,
Der Held dem Heer voran?
Hell blitzt sein Schwert,
Stark ist sein Arm.
Des Königs Arm, der beste,
Fährt in der Feinde Reihn.
Er heiße Wilhelm der Feste,
Weil fest sein Königsarm.

Der Sieg bei Königgrätz wirkte wie ein Donnerschlag in der Welt, in Europa und vor allem in Deutschland. „Crolla il mondo!“ rief der päpstliche Staatssekretär Giacomo Antonelli, als er die Nachricht erhielt. Die Überraschung, die selbst für diesen gewiegten und schlauen Staatsmann die Wendung von Sadowa bedeutete, entschuldigt bis zu einem gewissen Grade den Mangel an Voraussicht, den Napoleon gezeigt hatte. Der Eindruck von Königgrätz war vielleicht noch stärker als vier Jahre später die Wirkung von Sedan. Gewiß, Sedan war dramatischer, großartiger, aber der Sieg von Sadowa war noch unerwarteter. Am Sonntag, der auf den Tag von Sadowa folgte, betrat Pastor Seiler, der mich vier Monate früher konfirmiert hatte, die Kanzel mit den Worten:

„Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
Der uns auf Fittichen des preußischen Adlers sicher geführet.“

Ich vernahm das Rauschen dieses Fittichs zum erstenmal in voller Stärke, aber für mein ganzes Leben!

Strelitz antipreußisch

Anders als in Preußen war die Stimmung in Mecklenburg, wo ich die Sommerferien verbrachte. Seiner ganzen Weltauffassung entsprechend, hatte mein Vater, bei aller Freundschaft für Bismarck, die Sprengung des alten Bundes durch den preußischen Ministerpräsidenten schmerzlich beklagt. Aber er war ein zu klarer politischer Kopf, er besaß einen zu sicheren Blick für Realitäten, um sich in den Illusionen zu wiegen, die der mecklenburgische Adel und vor allem der blinde Großherzog hegten. Die Situation lag in Strelitz anders als in Schwerin. Der Großherzog Friedrich Franz II. von Schwerin, ein Neffe des Königs Wilhelm von Preußen, stand nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen auf preußischer Seite. Dagegen teilte sein Minister Oertzen alle Vorurteile der Mecklenburger Feudalen gegen den mächtigen norddeutschen Staat, der ihnen, trotz Bismarck, zu liberal, zu modern und zu militärisch war. Der Strelitzer Großherzog Friedrich Wilhelm sprach nur von den „greulichen“ Preußen. Mein Vater hinderte ihn aber, diesen seinen Empfindungen so weit die Zügel schießen zu lassen, daß er dabei Krone und Land verlor. Mein Vater dachte nie in engen Formeln, er hatte Sinn für die lebendigen Zusammenhänge der Welt und besaß die Fähigkeit, die Kräfte gegeneinander abzuwägen. Mit anderen Worten: er war ein Staatsmann. Die antipreußische Stimmung in Strelitz war so stark, daß sogar eine Hofdame von preußischer Herkunft, die Baronin Marie von Bülow-Wendhausen, eine geborene Gräfin Wartensleben, von ihr ergriffen wurde. Täglich erklärte sie bei Tisch den bei ihr versammelten Freunden, das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz müsse dem revolutionär gewordenen Preußen den Krieg erklären. Bis schließlich ihr uralter Kammerdiener, der hinter ihrem Stuhle stand, mit breitester

mecklenburgischer Aussprache sagte: „Aber Frau Baronin, bedenken wir doch die geoogrooafische Lage."

Von dieser verständigen Auffassung ging mein Vater aus, als er dem Großherzog klarmachte, daß er sich auf die preußische Seite stellen müsse. Er hat dadurch Strelitz gerettet, aber sich, wie Fürsten manchmal sind, nicht die Dankbarkeit des blinden Großherzogs erworben. Das Verhältnis zwischen beiden wurde allmählich unerquicklich. Mein Vater nahm den ihm von dem Großherzog von Schwerin angetragenen Posten des mecklenburgischen Gesandten in Berlin mit um so besserem Gewissen an, als ihn Bismarck wissen ließ, er würde ihm dort als Vertreter von Mecklenburg besonders erwünscht sein. Als solcher hat, wie ich vorgreifend schon hier erwähnen will, mein Vater vier Jahre später Strelitz noch einmal gerettet, beim Beginn des Deutsch-Französischen Krieges. Der blinde Großherzog hatte meinen Vater nach dessen Versetzung von Strelitz durch einen Hannoveraner ersetzt, einen Baron von Hammerstein, einen ausgesprochenen Welfen, der andere Welfen nach sich zog. Im Juli 1870 wurde das Treiben dieser Herren so verdächtig, daß einen Augenblick der Einmarsch preußischer Truppen in Strelitz und damit wohl die Einverleibung von Strelitz in Preußen drohte. Mein Vater suchte den Bundeskanzler auf, der ihn trotz der ungeheuren Geschäftslast, die in diesen Tagen auf ihm ruhte, mit alter Freundschaft empfing und ihm sagte: „In der großen Seestadt Strelitz scheinen seit Ihrem Fortgang üble Dinge passiert zu sein. Wir könnten eigentlich aus dem Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz einen preußischen Kreis machen. Wir wollen aber noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen: einmal wegen der Königin Luise und dann Ihretwegen, alter Freund! Aber sorgen Sie dafür, daß der Saustall reingefegt wird." Mein Vater schlug vor, den Erbgroßherzog, der die Vorurteile seiner Eltern gegen Preußen in keiner Weise teile, Seiner Majestät dem König von Preußen zu jeder beliebigen militärischen Verwendung zur Verfügung zu stellen, worauf der Bundeskanzler gern einging. Der Erbgroßherzog hat denn auch den Deutsch-Französischen Krieg im Hauptquartier des alten Kaisers mitgemacht und ist nach seiner 1904 erfolgten Thronbesteigung ein durchaus reichstreuer Bundesfürst gewesen.

Cholera in Halle

Nach Halle war, wie nach manchen anderen deutschen Städten, aus Böhmen die Cholera eingeschleppt worden. Sie forderte auch hier zahlreiche Opfer. Wenn wir mit dem jungen André spazierenritten, begegneten wir nicht selten Bekannten, von denen wir am nächsten Tage hörten, sie seien der Cholera erlegen. Durch alle Straßen zogen Leichenzüge. Die Franckeschen Stiftungen wurden von der Seuche verschont. Das wurde einerseits darauf zurückgeführt, daß sie auf einer Anhöhe lagen und so den Ausdünstungen und üblen Gerüchen der Stadt entzogen waren. Vor allem

aber schuldeten wir der Vorsehung Dank, die über das Werk des frommen August Hermann Francke die schützende Hand gehalten hatte. Das Wahrzeichen der Stiftung, der zur Sonne steigende Adler mit dem tröstenden und aufrichtenden Spruch des größten Propheten des Alten Bundes (Jesaias 40, 31), hatte sich wieder einmal bewährt.

Einen dauernden Eindruck machten mir die österreichischen Gefangenen, die in der Moritzburg untergebracht waren. Die Moritzburg, im Norden der Stadt gelegen, war eine alte Feste, die einst die Residenz der Erzbischöfe von Magdeburg gewesen war, später, im Dreißigjährigen Krieg, durch Brand zerstört und seitdem zu militärischen Zwecken benutzt wurde. Die in der Moritzburg eingesperrten Ungarn, Kroaten, Italiener, Tschechen und Slowaken begrüßten alle Vorübergehenden mit: „Eljen!" „Zivio!" „Evviva!" usw., um ein paar Groschen zu erbetteln, wofür sie sich wiederum durch Hochrufe auf Preußen und Schimpfen auf Österreich in allen Sprachen erkenntlich erwiesen. Die Brüchigkeit der habsburgischen Monarchie wurde mir zum erstenmal klar.

Bismarck beendet den Konflikt

Königgrätz (Dem König gerät's! — wie man in Preußen im Sommer 1866 sagte) war wohl der größte und glücklichste Tag im Leben des Fürsten Bismarck. Dieser Sieg war der Lohn unermeßlicher Mühen, schwerer Gefahren, eines heroischen Mutes. Königgrätz enthüllte auch für das blödeste Auge das Genie des Staatsmanns, der den Verfassungskonflikt zugunsten der Krone beendigt hatte. Der „Kladderadatsch" vom 12. August 1866 brachte ein Bild, das einen Käfig darstellt, an dem eine Tafel hängt. Sie trägt die Inschrift: „Conflictus internus, vier Jahre alt." Das Raubtier im Käfig steckt mit seiner Tatze einen Zettel heraus, auf dem steht: „Indemnität." Vor dem Käfig Graf Bismarck. Er hält dem Tier einen riesigen Lorbeerkranz entgegen, auf dessen Blättern steht: „Königgrätz, Gitschin, Skalitz, Nachod, Aschaffenburg." Das Bild des „Kladderadatsch" trug die einfache Überschrift: „Bilder ohne viele Worte."

Gleichzeitig mit dem inneren Verfassungskonflikt hatte Bismarck den hundertjährigen preußisch-österreichischen Streit um die Vorherrschaft in Deutschland zugunsten des Hauses Hohenzollern siegreich durchgefochten, und in der Ferne winkte die Einigung des deutschen Volkes durch die Hohenzollern und die Kaiserkrone auf dem Haupte eines Hohenzollern. Aber auch hier war es gut, daß die Gottheit die Zukunft selbst dem schärfsten Auge nicht ganz enthüllt. Wer dem Ministerpräsidenten Graf Bismarck am Abend des 3. Juli 1866 vorausgesagt hätte, daß der Enkel und Nachfolger des alten Königs Wilhelm I. von Preußen, der dank der genialen Politik seines Ministers Otto von Bismarck im Kampfe um die Hegemonie in Deutschland Sieger geblieben war, daß Wilhelm II. an den bei Königgrätz besiegten Kaiser Franz Josef von Österreich sechsundzwanzig Jahre

später ein für Bismarck kränkendes, ihn schmähendes und demütigendes Handschreiben richten würde, das dem großen alten Mann die Gemächer der Hofburg verschloß, der hätte dem wahren Sieger von Sadowa die Siegesfreude wohl stark vergällt.

Reise in den Harz

Im Herbst 1866 frug mich Professor Daniel, ob ich schon einmal im Harz gewesen sei. Als ich dies verneinte, meinte er, das müsse ich schnell nachholen, namentlich möge ich den Brocken besteigen. „Schon weil Goethe einen Faust geschrieben hat, muß jeder Deutsche auf den Brocken." Ich fuhr also nach dem Harz, begleitet von meinem Bruder Adolf. Wir sind auf den schönen Straßen, die den Harz durchschneiden, wacker marschiert. Ich habe nicht die Absicht, nach Goethe und nach Heine eine Harzreise zu beschreiben. Ich will auch nicht die ganze Ode des Grafen Friedrich Leopold Stolberg zitieren, die wir auswendig lernen mußten und in der er das „werte Cheruskerland" begrüßt, dem Mutter Natur aus der vergeudeten Urne männlichen Schmuck verlieh. Ich will nur feststellen, daß uns jungen Leuten, die wir den lieblichen Taunus, den Odenwald und den Schwarzwald für die schönsten Gebirge der Welt hielten, auch der Harz einen mächtigen Eindruck machte. Selbst an historischem Interesse stand er nicht hinter Süddeutschland zurück. Die Sachsen- und Franken-Kaiser stiegen vor uns auf, als wir die Warten an den Abhängen des Harzes sahen, als wir in Quedlinburg das Grab des ersten Heinrich, als wir in Goslar, der alten Kaiserstadt, und in Harzburg der mittelalterlichen Geschichte unseres Volkes gedachten. Und der Brocken konnte es wohl mit dem Feldberg und selbst mit dem Altkönig aufnehmen. Während wir uns dem Gipfel näherten, wurde natürlich Faust zitiert:

Seh die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberrücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsenmassen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Angesichts der Gegend von Schierke und Elend, in die Goethe seine Walpurgisnacht verlegt, dachten wir lachend daran, daß ein französischer Übersetzer des „Faust" das kürzlich übersetzt hatte mit: „Le paysage respire la friponnerie et la misère." Wir hatten Glück und genossen oben eine herrliche Aussicht. Das Erzgebirge konnten wir freilich nicht erblicken, das uns ein Leipziger unterwegs in Aussicht gestellt hatte, noch weniger die Nord- und die Ostsee, die ein Berliner gesehen haben wollte. Aber vor uns lag Magdeburg, der Thüringer Wald und die Elbe. Außer der Besteigung des Brockens hatte uns unser Lehrer die Besichtigung der Roßtrappe ans Herz gelegt. Er hielt den Blick, den man, aus dem Walde heraustretend,

vom Tanzplatz auf die Granitfelsen, auf die schäumende und tosende Bode, den blauen Brocken und die lachende Ebene hat, für einen der schönsten Ausblicke in unserem Vaterland. Das Rauschen der Bode klang ihm wie das Rauschen der Flügelräder der Cherubim, das der Prophet Hesekiel vernahm, wie ein Getümmel des Herrn und ein Getöne des Allmächtigen.

Dresden

Im Frühjahr 1867 folgten wir einer Einladung des lieben Onkels Wolf Baudissin nach Dresden. Franz Liszt pflegte zu sagen, es komme für jeden Menschen darauf an, seinen Rahmen zu finden: „Il faut que chacun trouve son cadre." Im Sommer fand Wolf Baudissin seinen „cadre" unter den Eichen und Buchen von Rantzau, im Winter in Dresden. Das damalige Dresden war noch das Dresden, das Herder als das deutsche Florenz gerühmt, das der Wiener Publizist Franz Schuselka wegen der Bildung und der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner „die feine Salonstadt" genannt hatte. Mein Onkel paßte durchaus in dieses Milieu. Ich traf bei ihm seine Nichte Klothilde, die mit dem Freiherrn Bodo von Stockhausen vermählt war, der nacheinander hannoverscher Gesandter in Paris und in Wien, dann Oberhofmeister der Königin Marie von Hannover gewesen war. Sie war eine schöne und geistvolle Frau, die mein Vater für die originellste und bedeutendste unter seinen Kusinen zu erklären pflegte. Sie hat ein Tagebuch publiziert, teils in deutscher, teils in französischer Sprache, das manche feine Bemerkung und Beobachtung enthält. Ich zitiere daraus nur: „Ein Franzose sagte mir einstens: Lorsqu'on voyage en Orient, il n'y a qu'un moyen de se défaire de la vermine, il faut être sale au point de la dégoûter. Diese längst vergessenen Worte fielen mir plötzlich ein, als ich mich vergebens abquälte, einen Besuch zu unterhalten und ihn ins Sprechen zu bringen. Es mag eben auch nur ein Mittel geben, um langweilige Menschen zu entfernen, das ist, noch viel langweiliger zu sein als sie." Marie von Ebner-Eschenbach hat tiefere Aphorismen geschrieben. Aber mit Mechtilde Lichnowsky, der Verfasserin einiger „ungereimter" Dramen, nimmt meine Tante es auf.

Elisabeth Stockhausen

Am zweiten Tag meines Besuches bei meinem Onkel Baudissin trat ein ungewöhnlich schönes Mädchen in den Salon meines Oheims. Ich starrte sie an wie die armen Hirten des Tals das Mädchen aus der Fremde. Ich brauche mich dessen auch nach so vielen Jahren und Jahrzehnten nicht zu schämen, denn es war die Großnichte meines Onkels, meine Kusine Elisabeth Stockhausen, die nachmalige Baronin Herzogenberg, von der in der Gedenkrede, die er ihr 1892 nach ihrem Tode hielt, der strenge Rechtslehrer Adolph Wach sagte: „Ich sehe sie in ihrem lichten Goldhaar, mit dem heiteren, unendlich lieblichen und göttlich begeisterten Ausdruck, der hohen Anmut der Bewegung, ein Abbild ihres vollendet schönen Inneren: wohl ähnlich, wie die großen Meister eine Heilige der Kunst oder die jungfräulichen Engel bildeten, die auf uns herniederlächeln. Ihr Wesen war eine

reine Harmonie, der Wohllaut reichster Töne, der Zusammenklang edelster Seelenkräfte. Das Schöne, diese sinnliche Offenbarung des Göttlichen, war ihr eigen. Was sie war, lebte, sprach und sann, trug diesen Stempel höchsten Seelenadels. So war sie aus Gottes Hand hervorgegangen: eine geborene, nicht eine gelernte Jüngerin der Kunst. Zur Priesterin ist sie herangereift." Als ich, damals siebzehnjährig, Elisabeth Stockhausen zum erstenmal sah, stand ich so sehr unter ihrem Eindruck, daß ich wochenlang von ihr träumte, wovon sie natürlich nie etwas merkte noch ahnte. Sie hat ein Jahr später den tüchtigen Musiker Heinrich Freiherrn von Herzogenberg geheiratet, unter den Treuen des Meisters Johannes Brahms den Getreuesten. Max Kalbeck hat den für den größeren Meister von Bayreuth ungerechten, aber im übrigen von edler Gesinnung getragenen Briefwechsel von Heinrich und Elisabeth Herzogenberg mit Johannes Brahms veröffentlicht. Elisabeth Herzogenberg starb am 7. Juni 1892 nach monatelanger Leidenszeit in San Remo. Dort ist sie am Gestade des blauen Mittelmeers unter Lorbeer, Palmen und Zypressen auf einsamem Friedhof begraben worden. Adolf Hildebrandt schmückte ihre Grabstätte mit einem Reliefbild aus Marmor, das eine vor der Orgel sitzende Frauengestalt sehen läßt. Das der Santa Cecilia Donatellos nachgebildete Antlitz, das die Züge von Elisabeth Herzogenberg trägt, lauscht dem Klang des Instruments.

Abiturium

Im Herbst 1867 legte ich mein Abiturienten-Examen ab. Ich halte die Maturitätsprüfung für die schwierigste aller Prüfungen. Das Assessor-Examen ist mir Gott sei Dank erspart worden. Die Aufnahmeprüfungen in Frankfurt, Neustrelitz und Halle, später das Referendar-Examen und die große diplomatische Prüfung erscheinen mir neben dem Abiturienten-Examen wie Spielereien. Wir wurden in Halle im Beisein eines aus Magdeburg eingetroffenen Schulrats durch den Direktor Kramer und den Inspector adjunctus Daniel, die Professoren Dryander und Voigt auf Herz und Nieren geprüft. Die uns zur Übersetzung ins Lateinische und Griechische diktierten Extemporalien und besonders der deutsche Aufsatz mußten unter Klausur fertiggestellt werden. Nach der Morgenandacht sollte um neun Uhr mit dem deutschen Aufsatz begonnen werden. Groß war die Spannung. Ich sah manche ängstliche und bleiche Gesichter um mich. Ich selbst war in bester Stimmung. Da näherte sich mir der längste und älteste der Examinanden. Er hieß Puppel. Er war schon zweimal im Examen durchgefallen. Wenn er wieder durchfiel, durfte er sich nicht zum viertenmal melden. Damit war ihm die Verwaltungslaufbahn verschlossen, für die ihn sein Vater bestimmt hatte. Er sagte leise zu mir: „Der deutsche Aufsatz ist meine schwache Seite. Wenn er mir wieder mißlingt, falle ich zum drittenmal durch, und mein Vater schlägt mich tot. Hilf mir, ich bitte dich! Dir fließt es leicht aus der Feder. Du kannst in der uns gegebenen Frist

ganz gut zwei Aufsätze machen, einen für dich und einen für mich. Rette mich!" Ich war gerührt. Ich sagte ihm, er möge sich neben mich setzen.

Das uns für den Aufsatz gegebene Thema war nicht ganz leicht zu beantworten. Puppel erbleichte und sah mich hilflos an, als es uns verkündet wurde. Wir sollten gründlich und erschöpfend, dabei doch knapp und präzis, die Ähnlichkeit und die Unterschiede zwischen der Ilias und dem Nibelungenliede klarlegen. So rasch wie möglich, mit der affenartigen Geschwindigkeit, die 1866 die Wiener Presse den Preußen vorgeworfen hatte, entwarf ich einen Aufsatz für meinen Kameraden Puppel. Dann wandte ich mich mit ruhigem Gewissen der eigenen Arbeit zu. Dem auf dem Katheder sitzenden Lehrer, der uns während der Klausurarbeit zu überwachen hatte, war der Gedankenaustausch zwischen mir und Puppel leider nicht entgangen. Er stieß auf Puppel herab wie der Falke auf die Taube. Er riß ihm mein Konzept aus der Hand, hielt es triumphierend in die Höhe und schrie: „Das wird sofort höherenorts gemeldet!" Dann verschwand er. Der Schrecken der Klasse war groß, noch größer ihre Spannung, wie es enden würde. Nach einer guten Stunde traten die Lehrer in das Zimmer: an der Spitze der Schulrat, dann Direktor Kramer, der Inspector adjunctus Daniel, vier andere Professoren, alle secundum ordinem. Der Schulrat begann mit strenger Stimme: Ein unerhörter Vorfall habe sich ereignet. Zwei Schüler hätten versucht, ihre Lehrer zu täuschen. Gott sei Dank sei der Frevel rechtzeitig aufgedeckt worden. Der Schüler Puppel werde von der Prüfung ausgeschlossen und gleichzeitig relegiert. Den Schüler Bülow hätte eigentlich die gleiche Strafe treffen müssen. Nur im Hinblick darauf, daß er nach der Versicherung des Direktors und des Inspektors ein gutartiger Jüngling sei, der aus Mitleid seinem Nachbarn habe helfen wollen, und auch mit Rücksicht auf seine nach der Versicherung seiner Lehrer nicht gewöhnliche Begabung solle es bei ihm sein Bewenden mit einer zwölfstündigen Karzerstrafe und einem Vermerk im Maturitätszeugnis haben. Nachdem auch der Direktor Kramer seinem tiefen Bedauern über den Vorfall bewegten Ausdruck gegeben hatte, entfernten sich die Herren Lehrer wieder in derselben Reihenfolge, in der sie gekommen waren. Mein lieber Daniel sagte mir im Vorbeigehen, indem er mir die Hand auf die Schulter legte: „Halten Sie den Kopf oben! Sie sind eine elastische Natur und werden im Leben noch über ganz andere Schwierigkeiten wegkommen. Schreiben Sie jetzt einen recht guten deutschen Aufsatz. Aber künftig beherzigen Sie besser den Spruch, den ich Ihnen zu Ihrer Konfirmation in die ‚Lyra Messianica' geschrieben habe: ‚So sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.'" (Epheser 5, 15.) Als auch Daniel, den anderen folgend, das Prüfungszimmer verlassen hatte, kam Puppel auf mich zu. „Das ist eine Gemeinheit", sprach er zu mir, „daß ich relegiert

werde und du nicht, denn du bist ebenso schuldig wie ich.“ O Puppel, ich weiß nichts von deinen späteren Lebensschicksalen. Ich vermute, daß du trotz dem anfänglichen Widerstreben deines Herrn Vaters die militärische Laufbahn eingeschlagen haben wirst. Vielleicht bist du den Heldentod gestorben. Hast du den Krieg überstanden, wirst du, wie ich fürchte, an der Majorsecke gescheitert sein. Ich glaube nicht, daß du es bis zum General gebracht haben wirst. Was aus dir geworden sein mag, ich habe in meinem auch späteren Leben oft an dich zurückgedacht. Wenn Fraktionen, die mich ihrer Treue versichert hatten, solange sie etwas von mir wollten, mich, wenn sie saturiert waren, im Stiche ließen, wenn Politiker, die nicht höher als auf mich schworen, von mir abschwenkten, sobald Eigennutz oder Feigheit dazu rieten, wenn Untergebene, die vor mir gekrochen waren, mich bei der ersten ihnen günstig erscheinenden Gelegenheit verrieten, o Puppel, dann habe ich an dich gedacht. Du warst nicht eine Einzelerscheinung, lieber Puppel, du warst ein Typus.

Als wir mit Ausnahme des unglücklichen Puppel unsere Plätze im Prüfungszimmer wieder eingenommen hatten, wurde uns ein neues Thema für den deutschen Aufsatz gegeben. Es lautete: „Unsere mittelalterlichen Volksepen, ein großes und herrliches Lied von Treue.“ Ich gedachte der Mahnung, die mir ein Jahrzehnt früher mein Vater auf der Landstraße erteilt hatte, die von Frankfurt nach Mainz führt: „Keep up your nerves, Sir!“ Ich hatte meine Arbeit früher als die anderen fertiggestellt, die, ein seltener Fall, die Zensur I erhielt.

„Unsere mittelalterlichen Volksepen“

Der Inspector adjunctus des Pädagogiums zu Halle, Studienrat Faltin, hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir als dem ältesten ehemaligen Zögling des Pädagogiums zu meinem 75. Geburtstag eine Abschrift meines damaligen Aufsatzes zu übersenden. Man wird es mir hoffentlich nicht als Eitelkeit auslegen, daß ich, als ich mein damaliges Opus wieder vor Augen hatte, es gar nicht so übel fand. Freilich ersah ich daraus, wie recht Goethe hat, zu sagen: daß keine Zeit die einmal geprägten, sich lebend entwickelnden Formen zerstückele. Man hat meiner Konversation, man hat den vielen Reden, die ich in meinem späteren Leben gehalten habe, insbesondere den Reden, die ich aus dem Stegreif hielt, nicht selten einen zu reichlichen Zusatz von Zitaten vorgeworfen. Schon mein Examenaufsatz vom 24. Juli 1867 beginnt mit einem Zitat von Barthold Niebuhr (die Deutschen seien die Griechen der Neuzeit) und schließt mit einem Worte von Schiller, das freilich nahelag: Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn. Am nächsten Tage mußte ich meine Karzerstrafe abbüßen. Da Bücher verboten waren, verbrachte ich meine Zeit damit, den „Faust“ aufzusagen, den ich, dem Rat meines verehrten Lehrers Daniel folgend, als Primaner nach und nach meinem Gedächtnis eingeprägt hatte.

Ein Brief des Vaters

Ich gebe als Epilog den Brief wieder, den ich von meinem Vater erhielt, nachdem meine Entgleisung im Abiturientenexamen zu seiner Kenntnis gelangt war. Aus seinem Schreiben spricht nicht nur seine Herzensgüte, sondern auch seine Weisheit, die, gegründet auf Erfahrung, Menschenkenntnis und Charakter, ihn einem Bismarck nach dessen eigenem Ausspruch zum wertvollsten seiner Mitarbeiter machte: „Dienstag, 30. Juli 67. Lieber Bernhard, wir hatten schon recht lange nach einem Briefe von Euch ausgesehen, wußten freilich, daß Ihr des Examens wegen nicht zum Einhalten des regelmäßigen Tages kamet, waren aber doch recht gespannt auf Nachrichten. Wir warteten von einem Tage zum andern mit Schreiben. Gestern empfingen wir denn zugleich Professor Daniels und Deinen Brief, ersterer war über Neu-Strelitz gegangen, und sahen daraus, wie es Dir in dieser schweren Woche ergangen ist. Professor Daniel, dem ich heute dankend erwidere, schreibt mir sehr hübsch über Deine große Unbesonnenheit. Es ist mir denn freilich eine große Beruhigung, lieber Sohn, daß deren strengste Folgen von Dir haben abgewendet werden können, und ich will Dir um so weniger nachträgliche Vorwürfe machen, als Du Dir schon selbst gesagt haben wirst, was zu sagen ist, und ausschließlich die Rücksicht der Lehrer auf Dein bisheriges gutes, und ich sage es gern, Dein musterhaftes Betragen Dich vor einer Strafe bewahrt hat, welche Dir schon durch Verlust des halben Jahres auf lange hin fühlbar sein würde, Du also selbst gut gemacht hast, was nicht gut war. Die Karzerstrafe, während ich so gern auch in diesem Quartal Nummer 1 für Betragen gehabt hätte, ist freilich unwillkommen, aber darüber wollen wir denn nicht murren. Nur eines, mein lieber guter Bernhard möchte ich Dir bei dieser Gelegenheit in recht ernste Erwägung rufen. Was Du getan, ist, abgesehen davon, daß es ziemlich überflüssig ist, einem Schwachmatikus dieser Art überhaupt zu helfen, in den Augen von Schülern nicht weiter unrecht und moralisch zumeist ein Zeichen Deiner Gutmütigkeit. Es ist aber doch ein Unrecht und unmoralisch, denn die Prüfung ist ein Stempel, den der Staat erteilt als Bürgschaft und Beweis guter Schulbildung und mit dem Auszeichnungen und Vorteile verbunden sind. Wer nun einem Unwürdigen durchhilft, täuscht oder hilft täuschen und nimmt also an einer Unwahrheit teil, die keine guten Folgen haben kann. Urteile und handle also in allen Dingen des Lebens nicht nach dem Schein und gutmütig-unbesonnenem Gehenlassen, sondern nach der Tat und nach der wahren Wahrhaftigkeit. Du wirst Dich besser dabei stehen und Dein gutes Gewissen bewahren. Und weißt Du denn, ob Puppel, wenn Du ihm das unglückliche Blatt nicht zugesteckt hättest, nicht vielleicht proprio Marte das Examen bestanden hätte, während er nun abgewiesen ist? Doch genug hiervon, lieber Bernhard. Ich wollte nicht mehreres sagen, als was Dich in Zukunft vor ähnlichen Unbesonnenheiten

bewahren kann. Es tut mir im übrigen herzlich leid, daß Du diese anstrengenden Tage, in denen Du die wohlverdienten Früchte redlichen Fleißes einernten solltest, durch diese Episode Dir verdorben und so große Sorge durchzumachen gehabt hast. Ich hoffe aus Deinem verständigen Briefe schließen zu können, daß Du Dich nun wieder beruhigt hast und dem mündlichen Examen mit gutem Mut entgegengehst, um so mehr, als Du ja einen großen Beweis des Wohlwollens Deiner Lehrer gehabt hast. Ich hoffe noch, daß Du durch ein recht gutes Examen die Note im Abgangszeugnis etwas wirst mildern können. Mama sagt Dir die herzlichsten Grüße. Die Sache ist ihr natürlich auch recht leid gewesen, und Du weißt, welche Abneigung ihre wahrhafte und pflichttreue Seele von jeher gegen die Durchsteckereien u.s.w. der Scholaren gehabt hat. Es tut ihr aber auch so leid, daß Du, der ihr auf der Schule soviel Freude gemacht hat, diese unangenehmen Tage durchzumachen hattest, und sie hofft sehr, daß Du Dich nun ausruhst und stärkst. Noch eins, mein lieber Sohn. Ni fallor hast Du stets eine gewisse Neigung zu dümmerlichen und leichtsinnigen Mitschülern gehabt, die Dich mit Renommisterei oder dergleichen anzogen. Ich weiß nicht, ob der Examinand mit dem dummen Namen zu dieser Kategorie gehörte. Aber ich möchte Dich jetzt, wo Du selbständig ins Leben trittst, doch recht dringend bitten, Dich an die tüchtigen, ordentlichen und in ihrem Umgang Dir förderlichen Juvenes zu halten statt an die schwachen Brüder. In alter Liebe B. B. Die gute Frau von Engel in Strelitz ist, vierundneunzig Jahre alt, gestorben. Sie hatte die große Französische Revolution, die Epopöe von Napoleon, Maria Theresia, Katharina II. und Königin Luise erlebt."

Abschied von Halle

Ich trennte mich von Halle nicht ohne Wehmut. Gewiß, manches erleichterte mir den Abschied. Es war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens, als ich meine Logarithmentafel verbrannte, mit deren Hilfe ich so oft schwere Multiplikationen und Divisionen auf dem Wege einfacher Additionen und Subtraktionen gelöst hatte. So sehr mir der praktische Vorteil dieses Systems einleuchtete, so blieb es mir innerlich geistig fremd, da ich keinen Zahlensinn besitze. Ich bin während meiner Ministertätigkeit an der Vorbereitung und Vorlage einer langen Reihe von Milliardenbudgets beteiligt gewesen und habe mich immer sorgsam auf ihre Vertretung im Parlament vorbereitet. Zu eigenem Denken hat mich aber immer nur die politische Seite der Finanzvorlagen angeregt, während ich das rein Zahlenmäßige, Technische, die vorteilhafte Gruppierung der Aktiven und Passiven und die sonstigen Bilanzkünste meinen ausgezeichneten Fachmitarbeitern überließ. Zu Jean-Jacques Rousseau sagte, wie er selbst erzählt, eine liebenswürdige Venezianerin: „O Giacomo, lasciate le donne e studiate la matematica!" Ich empfand eine gewisse Neigung, es umgekehrt zu machen.

Ich hatte bei der Trennung vom Pädchen die Empfindung, die mich erfüllte, wenn ich, aus der Elbe kommend, hinter Cuxhaven bei der roten Tonne das offene Meer vor mir erblickte. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Aber ich war doch bewegt, als die Abiturienten sangen: „So leb denn wohl, du stilles Haus, wir ziehn betrübt von dir hinaus." Halle war keine schöne Stadt. Die Magdeburger und Leipziger, vor allem die feinen Dresdner, witzelten, daß man Halle eher röche als sähe. Das zielte auf die mit Salinendampf und Braunkohlendunst erfüllte Atmosphäre der Stadt, deren abschüssige Straßen mit ihrem schlechten Pflaster und sprichwörtlich gewordenen Schmutz damals sehr verrufen waren. Aber nicht umsonst hatte mir Daniel mit Thucydides gepredigt, daß der Mensch das Land habe und nicht das Land den Menschen. An die Menschen in Halle, vor allem an meinen lieben Professor Daniel, hatte ich mich mit ganzem Herzen angeschlossen. Auch die Umgebung der Stadt bot manchen Reiz. Und in weiter Ferne winkten die Burgen, die stolz und kühn an der Saale hellem Strande stehn und wohin ich oft gewandert war: die zwei Türme von Saaleck und hoch auf steiler Wand die Rudelsburg, das freundliche Kösen, Merseburg mit seinen stolzen Erinnerungen an Kaiser Otto den Großen, Naumburg, vor das die Hussiten zogen, die ganze Gegend war mir ans Herz gewachsen.

Cröllwitz und Giebichenstein

Ich bin viel auf der Saale gefahren. Unsere Eltern hatten uns Empfehlungen an eine Reihe angesehener Familien in Halle verschafft, bei denen wir freundliche Aufnahme fanden. Eine distinguierte Dame aus diesen Kreisen schloß mich in ihr Herz. Im Gegensatz zu meinem Bruder Adolf, der eine spröde Natur war, ließ ich mir ihre Freundlichkeit wohlgefallen. An mehr als einem schönen Sommertag durfte ich sie nach Cröllwitz oder Giebichenstein, zur Raben- oder zur Nachtigallen-Insel führen. Sie war eine üppige Blondine, zwischen dreißig und vierzig Jahren. Sie zu rudern, war nicht ganz leicht. Auch hier galt das Wort des Hesiod, daß steil der Weg sei, der zum Gipfel hinaufführe. Sie hatte ein gutes, ja ein zärtliches Herz und kargte nicht mit dem Lohn der Minne, wenn wir nach der Wasserfahrt im freundlichen Schatten der die Saale umsäumenden Gebüsche oder im kühlen Zimmer eines ländlichen Wirtshauses der Ruhe pflegten. Als ich mich nach glücklich bestandenem Abiturienten-Examen bei ihr und ihrem Gatten verabschiedete, überreichte er mir ein Buch: Quinti Horatii Flacci Opera ad exemplar Londinense a Johanne Pine, Berolini, 1745, Sumtibus Ambrosii Haude, Bibliop. Reg. et Acad. Scient. privil. Dabei sagte er zu mir: „Mein junger Freund, meine liebe Frau hat mir Gutes über Sie gesagt. Sie scheinen ein wißbegieriger, ein fleißiger, ein tüchtiger Jüngling zu sein. Aber vergessen Sie über so lobenswerte Eigenschaften nicht, daß in des Lebens Lenz auch die Lebensfreude zu ihrem Recht kommen muß." Er

zitierte nicht ohne Feierlichkeit den Vers, den Horaz an seinen Freund Virgilius richtet:

„Misce stultitiam consiliis brevem:
Dulce est desipere in loco."

Seine Gattin konnte manches, aber Latein war ihr fremd. Sie bat, ihr die horazischen Verse in unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Mit immer gleichem Pathos deklamierte ihr Gatte:

„Meng in weiseren Ernst wenige Torheit ein.
Süß ist's, schwärmen am rechten Ort."

Sie lächelte. Es war jenes „Sourire féminin", das in einer seiner reizendsten Komödien Alfred de Musset behandelt. In dem Lustspiel „Il ne faut jurer de rien" macht der junge Valentin van Buck seinem alten Onkel klar, was dieses weibliche Lächeln, „le sourire féminin", in sich bergen kann. Ich habe in späteren Jahren das Stück öfter in Paris gesehen, in der Comédie-Française. Thiron gab den Onkel van Buck, Delaunay den Neffen Valentin, Mlle. Brohan die Baronin de Mantes und die hübsche Mlle. Reichenberg deren Tochter Cécile. Wenn ich die Betrachtungen des Neffen van Buck über das Sourire féminin vernahm, dachte ich an die freundliche Saale, an meine Freundin, die sich gern von mir rudern ließ, und an ihren gelehrten Gatten, der mir mit überlegener Miene die Lehre des Epikur in der Fassung predigte, die ihr Quintus Horatius Flaccus gegeben hat. Sein Horaz steht in meiner Bibliothek, sauber in Schweinsleder gebunden.

IX. KAPITEL

Universität Lausanne (1867) • Vevey • Donna è mobile • Universität Leipzig • Professor Wilhelm Roscher • Lektüre: Bedeutung des Romans für Weltläufigkeit und Menschenkenntnis • Fußreise durch die Schweiz (1868) • Übersiedlung an die Universität Berlin Professor Rudolf Gneist • Tod des Schwesterchens Bertha • Kur in Bad Oeynhausen (Juni 1870) • Die politische Lage, die Emser Depesche

Bei meinen Eltern in Flottbek eingetroffen, wo diese damals im Sommer das kleine, sogenannte Herrenhaus am Jenischpark bewohnten, trug ich meinem Vater die Bitte vor, meine Universitäts-Studien in Bonn beginnen zu dürfen. Ich hatte große Lust, entweder in Bonn bei den Borussen oder in Göttingen bei den Sachsen oder in Heidelberg bei den Saxoborussen einzuspringen. Am liebsten wäre ich nach Bonn gezogen,

zu des Rheins gestreckten Hügeln,
hochgesegneten Gebieten.

Mein Vater ging auf meine Bitte nicht ein. Er war selbst nicht Korpsstudent gewesen und hatte für das Korpsleben wenig Verständnis. „Du wirst dir mit Biertrinken den Magen aufschwemmen und für lange verderben, dir das Gesicht durch einige Schmisse entstellen und im übrigen nichts lernen.“ Gewiß eine einseitige Auffassung. Aus dem Korps ist nicht nur der größte deutsche Staatsmann, der Fürst Bismarck, es sind aus ihm noch viele andere tüchtige deutsche Männer, Rudolf Bennigsen und Botho Eulenburg, Karl Peters und Ernst Bassermann hervorgegangen. Allerdings ist mancher im Korps für sein Leben versimpelt. Im großen und ganzen war im alten Deutschland die Armee eine bessere Vorschule für den hohen Verwaltungsbeamten und für die Diplomaten als das Korps.

Wintersemester in Lausanne

Es wurde beschlossen, daß ich den ersten Winter meiner Universitätszeit in Lausanne verbringen sollte. Begleitet von meinem Bruder Adolf trat ich die Reise an. In Frankfurt nahmen wir einen kurzen Aufenthalt, um in Homburg unser Glück zu versuchen, wo damals noch die Spielbank des Herrn Blanc in Betrieb war, der mit dem Geld, das er in Homburg und später in Monaco machte, fürstliche Schwiegersöhne finden sollte und Alliancen, die an Königsthrone heranreichten. Wir gewannen ein paar

hundert Gulden, was unsere Stimmung hob. Die Strecke von Luzern über den Brünig bis Brienz legten wir zu Fuß zurück. In Bern fütterten wir die Bären und marschierten dann wieder zu Fuß von dem alten Wachtturm in Romont bis Vevey. Vom Signal de Chexbres genoß ich zum erstenmal die Aussicht auf den Genfer See, zu dem ich oft zurückkehren, nach dem ich mich noch öfter sehnen sollte.

Pension

Wir wurden in Lausanne im Hause des Professors Gay untergebracht, der an der Universität französische Literatur las. Er war, wie die meisten Waadtländer, ein frischer und fröhlicher Mann, der das Leben von der heiteren Seite nahm. Man sagt, daß der gute Waadtländer Wein die Menschen lustig stimme. Madame Gay, die aus Aigle im Rhônegebiet stammte, sorgte treulich für uns. Vom Gayschen Haus erblickte man den See. Einen noch umfassenderen Rundblick hatten wir von der Terrasse des alten Münsters, der im Jahre 1000 erbauten, wohl schönsten gotischen Kathedrale der Schweiz. Unser Lieblingsspaziergang war nach dem Montbenon, einer Promenade, die den Stolz aller Bewohner der Stadt bildete und hoffentlich noch bildet.

Von den Vorlesungen besuchte ich nur diejenigen meines Hausvaters, alle übrigen schwänzte ich. In der Rue du Bourg entdeckte ich einen mir sehr sympathischen Laden, in dem die in Lausanne zahlreich vertretenen Engländer sich mit gutem englischem Tabak und kurzen Holzpfeifen versahen. In Halle und schon in Strelitz hatte ich Zigarren geraucht. Jetzt kam ich dahinter, daß guter englischer Tabak aus einer kurzen Holzpfeife noch besser schmeckt. Ich habe vierzig Jahre lang die Freuden des Rauchens aus einer Holzpfeife genossen, dann aber dieses Laster von heut auf morgen aufgegeben, als mich mein Freund und Arzt Renvers davon überzeugte, daß Hals und Magen sich ohne Rauchen besser befänden. Auf die Frage, die so viele Philosophen beschäftigt hat, ob der Mensch glücklicher sei, wenn er viele oder wenn er keine Bedürfnisse habe, will ich hier nicht eingehen.

Der Genfer See

An der Universität Lausanne florierten zwei Verbindungen: die Belletriens, die sich vorzugsweise aus der französischen Schweiz, und die Zofinger, die sich aus der ganzen Eidgenossenschaft rekrutierten. Wir hielten uns von beiden Verbindungen fern, knüpften aber mit einer Reihe junger Schweizer, insbesondere mit Waadtländern und Genfern, freundschaftliche Beziehungen an, von denen mich einige durch mein ganzes Leben begleitet haben. Ich unternahm von Lausanne aus auch im Winter, zum Teil im Schnee, kleinere Bergbesteigungen in allen Richtungen. Die Ufer des Sees kannten wir bald genau. Ich bin zu Fuß in Morges, in dem von Weinbergen umgebenen Rolle, in Nyon mit seinem altertümlichen Schloß und in Coppet gewesen. In Coppet gedachte ich meines Großonkels Wolf

Baudissin, der sich in seiner Jugend mit der Tochter von Madame de Staël verlobt hatte, die später den Herzog von Broglie heiratete. Die Verlobung mit meinem Onkel wurde aufgelöst, weil beide Teile die Empfindung hatten, nicht für einander zu passen. Noch lieber marschierten wir von Lausanne in der Richtung nach Pully, Lutry, Cully, nach St. Saphorin, dessen Glocken so schön und hell klingen.

Vevey

Fast jede Woche besuchte ich Vevey, wo meine Tante, die Witwe meines Großonkels, des Senators Martin Jenisch, im Hôtel des Trois-Couronnes den Winter zu verleben pflegte. Sie hat denn auch viele Jahre später der Stadt Vevey ein großes Legat hinterlassen, mit dessen Hilfe das Musée Jenisch gegründet wurde. Es enthält wertvolle Gemälde, eine gute Bibliothek und interessante naturhistorische Sammlungen. Ich finde aber, meine gute Tante hätte besser getan, entweder ihren Geburtsort, Lübeck, oder die Heimatstadt ihres Mannes, Hamburg, zu bedenken. Im Hôtel des Trois-Couronnes war eine elegante, internationale Gesellschaft versammelt, darunter viele schöne Frauen. Für die schönste galt, und mit Recht, eine Spanierin, Frau von X., bei deren Anblick man unwillkürlich an das Gedicht dachte, das Alfred de Musset seiner andalusischen Freundin widmete:

Vrai Dieu! Lorsque son œil pétille
Sous la frange de ses reseaux,
Rien que pour toucher sa mantille,
De par tous les saints de Castille,
On se ferait rompre les os.

Ihr Gatte weilte in Paris. Als von ihr begünstigt galt ein junger Grieche mit großen, schwarzen, melancholischen Augen. Im Hôtel des Trois-Couronnes wurde fast jeden Abend getanzt. Als ich mich wieder einmal dort eingefunden hatte, bemerkte ich, daß der brünette Grieche sich viel mit einer blonden Engländerin beschäftigte. Ich sah auch, daß die schöne Spanierin diesen Flirt mit zornigen Blicken verfolgte. Da ich Frau von X. wenig kannte, ihr auch nicht den Hof machte, ließ mich der Vorgang gleichgültig. Ich war daher erstaunt, als sie auf mich zukam und mich aufforderte, einen Walzer mit ihr zu tanzen. Nachdem wir uns ein paarmal um den großen Saal gedreht hatten, setzte sie sich mit mir auf eine der Bänke und frug nach dem Gang meiner Studien, nach meiner Lektüre. Sie examinierte mich lebhaft und nicht ohne Geist. Als ich J. J. Rousseau für einen meiner Lieblingsschriftsteller und die „Nouvelle Héloïse“ mit Feuer für ein herrliches Buch erklärte, meinte sie lächelnd: „Le bosquet de Julie n'est pas loin d'ici.“ Sie frug, ob ich bei ihr eine Tasse Tee trinken wolle, ihr Wagen halte vor der Tür, und ihre Villa sei nicht weit entfernt. Es ist klar, daß in diesem Augenblick der Versucher an mich herantrat in der

Gestalt einer schönen Frau. Ich hätte standhaft bleiben sollen wie einst in ähnlicher Lage der heilige Antonius und wie, sehr viel früher, der keusche Joseph. Aber nicht jeder ist zum Heiligen ausersehen. Es ist schwer, ein Heiliger zu werden, sonst würde es ja viel mehr Heilige geben.

Frau von X. war sehr schön, die Versuchung war sehr groß. Ich akzeptierte die liebenswürdige Einladung, ich akzeptierte sie sogar sehr gern. Frau von X. nahm meinen Arm und ging auf die Tür zu. Der Hellene, der uns seit einiger Zeit mit offenbarer Erregung beobachtete, näherte sich uns. Ich hörte ihn flüstern: „De grâce! Accordez-moi un instant, écoutez moi! Je ne vous ai pas trahie. Il s'agit d'une distraction, d'une plaisanterie." Sie antwortete nicht. Als wir vor der Hoteltür standen, forderte sie mich auf, zuerst in den Wagen einzusteigen. Der Grieche stand neben ihr. Er flüsterte: „Je vous supplie, ayez pitié de moi! Je vous jure: Si vous ne me pardonnez pas, je me tuerai." Sie hatte inzwischen neben mir Platz genommen. Sie ließ die Fensterscheibe des Wagens herab, und jedes Wort akzentuierend erwiderte sie: „Vous êtes bien trop lâche pour vous tuer. Cocher! Chez moi, et ventre à terre!"

Als ich am nächsten Vormittag zu Fuß von der Villa nach Vevey zurückkehrte, sah ich schon von weitem eine Anzahl Menschen auf dem Kai vor dem Hôtel des Trois-Couronnes, die lebhaft gestikulierend mit Fernrohren und Operngläsern auf den See blickten. Als ich näher kam, hörte ich, daß ein Boot ohne Insassen und ohne Ruder auf den Wellen treibe. Am Abend vorher habe der junge Grieche in später Stunde ein Boot gemietet und sei allein auf den See hinausgefahren. Er sei nicht zurückgekehrt. Eine Stunde später verbreitete sich die Nachricht, daß die Leiche des Armen bei St. Saphorin ans Ufer getrieben worden sei. Er hatte den Tod des Leander gefunden, aber unglücklicher als dieser, denn seine Hero weinte nicht um ihn.

Während das traurige Ereignis nach allen Seiten erörtert wurde, näherte sich meine schöne Freundin. Ich ging ihr entgegen, um sie schonend auf den Trauerfall vorzubereiten. Sie verlor nicht eine Minute ihre Haltung, die Ruhe einer Marmorstatue, eine Ruhe, welche die Schönheit ihrer junonischen Gestalt noch mehr hervortreten ließ. „Je lui ai toujours dit qu'il n'avait pas le pied marin", meinte sie gleichmütig. Das tragische Ereignis schien auf alle einen stärkeren Eindruck zu machen als auf die schöne Frau, die mich während der Nacht beherbergt hatte. Von verschiedenen Seiten wurde angeregt, am Abend die übliche Sauterie ausfallen zu lassen. Sie widersetzte sich diesem Vorschlag. Sie meinte: „Cela me semble bien exagéré. Après tout, nous ne sommes ni apparentés avec ce jeune étourdi, ni autrement liés avec lui. Dansons comme toujours!" Sie nahm abends am Tanze teil mit dem Gleichmut, mit dem sie in der spanischen Arena

zugesehen haben mag, wie der kurz vorher von ihr applaudierte Torero von einem Stier aufgespießt wurde. Auch dieses betrübliche Erlebnis wurde mir zur Lehre. Ich verstand besser als vorher die Goethesche Mahnung:

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen.
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen — oder sie verdauen.

Einige Wochen später trennte ich mich von Lausanne. Es wurde mir nicht leicht, den schönen See zu verlassen, auf dessen freundliche Dörfer, dunkle Wälder, grüne Weiden und malerische Sennhütten ich einen wehmütigen Abschiedsblick warf. Gewaltig türmten sich vor meinem Blick die Walliser und Savoyischen Berge, deren Majestät sich in den stillen, klaren Gewässern des Bleu Léman abspiegelte. Welch ein Kontrast zwischen der Reinheit des Sees, der Schönheit seiner Ufer, der Harmonie der ganzen Landschaft und dem ruhelosen, friedlosen, bösen Treiben der Menschen, die so wenig erkennen, was zu ihrem wahren und ewigen Heile dient.

Universität Leipzig

Von Lausanne zog ich, da mein Vater meinen Wunsch, meine Studien in Bonn fortzusetzen, wiederum abgelehnt hatte, auf die Universität Leipzig. Bis Basel fuhr ich zusammen mit Frau von X. Wir stiegen in Basel in dem Hotel „Zu den drei Königen" ab, aus dessen Fenstern man einen schönen Blick auf den raschströmenden Rhein hat. Von dort fuhr Frau von X. nach Paris, wo ihr Gatte sie erwartete. Wir haben uns nie wiedergesehen. Sie hat, wie ich hörte, bewundert und gefeiert als schöne Frau und glänzende Weltdame, ein hohes Alter erreicht. Ihre Töchter haben gute Partien gemacht.

Professor Roscher

Ich fuhr von Basel nach Leipzig, das der Studiosus Frosch in Auerbachs Keller ein Klein-Paris nennt. Auch hier, wie in Lausanne, habe ich nur eine einzige Vorlesung besucht, die des Professors Wilhelm Roscher, des angesehenen Vertreters der historischen Methode in der Nationalökonomie. Er war ein feiner Geist, und dem entsprach sein Äußeres. Wenn er, sorgfältig gekleidet, den Zylinder in der Hand, in den Hörsaal eintrat, den Hut auf einen Stuhl niederlegte, den eleganten Spazierstock in die Ecke stellte, die Manschetten vorzog und seinen Vortrag begann, verbreitete sich im ganzen Auditorium eine Atmosphäre der Wohlanständigkeit. Ich freue mich noch heute, daß ich Roscher gehört habe und aufmerksam und mit Nachdenken seinen Vorträgen gefolgt bin. Ich bin später unter dem Einfluß von Adolf Wagner und Gustav Schmoller über ihn hinausgegangen. Aber der von ihm gelegten Grundlage verdanke ich es, daß ich hierbei Maß hielt, mich vor Übertreibungen, vor Einseitigkeit, vor Phantastereien und Verstiegenheiten hütete. Sein „System der Volkswirtschaft" habe ich, den

Bleistift in der Hand, mehr als einmal gelesen. Insbesondere der erste Band ist mir in succum et sanguinem übergegangen, ich habe ihn mit eigenen Anmerkungen versehen und ganze Stücke exzerpiert. Auch die „Nationalökonomie des Handels- und Gewerbefleißes“ habe ich mit Interesse und Vorteil gelesen. Sie ist mehr als nur ein „Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende“, wie mit heute selten gewordener Bescheidenheit der Autor auf dem Titelblatt ankündigt. Jeder, der im öffentlichen Leben steht, kann viel aus ihr lernen. Ich fand bei Roscher schon als junger Mensch das Rüstzeug, mit dem ich viel später, ohne ungerecht zu sein gegen die sozialdemokratischen Bestrebungen, das in ihnen bekämpfte, was mit dem Wohl des Ganzen, mit den richtig verstandenen Staatsinteressen, mit dem Bestehen eines starken und glücklichen Reichs unvereinbar war. Ich lernte von Roscher, daß es ebensowenig ein für alle Zeiten und alle Völker gültiges Wirtschaftsideal wie ein für alle und jeden passendes Kleidermaß gibt. Er lehrte mich, daß wie im Weltgebäude die scheinbar entgegengesetzten Bestrebungen der Zentrifugalkraft und der Zentripetalkraft die Harmonie der Sphären bewirken, so im wirtschaftlichen Leben des Menschen Eigennutz und Gewissen den Gemeinsinn bilden. Er schärfte früh meinen Blick dafür, daß der Sozialismus und der Kommunismus keine unerhörten, nur der neuesten Zeit eigentümlichen Erscheinungen sind, wie die blinden Gegner und die blinden Anhänger glauben, sondern eine Krankheit, die sich fast regelmäßig bei hochkultivierten Völkern in einer gewissen Lebensperiode einstellt. Er wies aus der Geschichte nach, daß sich in sozialistischen Gedankengängen seit jeher die edelsten Geister und die niedrigsten Seelen begegnet seien. Ich fand es also nicht allzu verwunderlich, daß in dem wirtschaftlich rasch, vielleicht allzu rasch emporgekommenen, in dem über alles Erwarten wohlhabend, reich, hier und da allzu üppig gewordenen Deutschland viele tüchtige und ehrenwerte Arbeiter der roten Fahne folgten und daß ihnen diese Fahne von (wenigstens zum Teil) überzeugten, von einer edlen Idee erfüllten Führern vorangetragen wurde.

Individualistisch und zentralistisch

Schon in jungen Jahren stand ich auf dem Standpunkt, den ich als Reichskanzler und Ministerpräsident in der ersten Rede, die ich am 9. Januar 1901 im Preußischen Abgeordnetenhause gehalten habe, in die Worte zusammenfaßte: „Nach meiner politischen Gesamtauffassung betrachte ich es als die vornehmste Aufgabe der Regierung, in dem Kampfe der wirtschaftlichen Interessen die vorhandenen Gegensätze nach Möglichkeit zu vereinen, zwischen den verschiedenen Interessen einen möglichst gerechten Ausgleich herbeizuführen und diejenigen zu stützen, die sich aus eigner Kraft nicht helfen können*.“ Auch für die öffentlichen Angelegen-

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, 176; Kleine Ausgabe I, 234.

heiten gilt das Wort des Heraklit, daß alles fließe. Wie Ebbe und Flut, so folgen sich im staatlichen Leben die Epochen. Das wurde mir klar, als ich, dreizehn Jahre nachdem ich in Leipzig den Vorträgen von Wilhelm Roscher gefolgt war, als Sekretär unserer Botschaft in Paris an einem schönen Sommertag im Walde von Saint-Germain den Aufsatz las, den Gustav Schmoller im Oktober 1880 in Straßburg geschrieben und in dem von mir während Jahren mit Interesse und mit Nutzen gelesenen „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" veröffentlicht hatte. Die ewigen Pole, um die sich das staatliche, soziale und wirtschaftliche Leben dreht, der Gegensatz, um den es sich bei innerpolitischen Kämpfen handelt, sind weniger liberal und konservativ als individualistisch und zentralistisch. Der Aufstieg des preußischen Staates von 1640, dem Jahr der Thronbesteigung des Großen Kurfürsten, bis 1806, dem schwarzen Jahr von Jena, vollzog sich im Zeichen der Staatsauffassung, die mit einer bei aller Einseitigkeit doch in ihrer Art großartigen Rücksichtslosigkeit gegenüber individuellen Rechten und individueller Freiheit das Ganze über den Teil setzte. Die Regeneration Preußens von 1808 bis 1871 erfolgte im individualistischen Sinne unter Umsichgreifen und Vordringen liberaler Gedanken und Anschauungen. Jede dieser beiden großen Epochen hinterließ wohltätige Niederschläge: die zentralistische Epoche die Einheit der preußischen Monarchie, eine straffe Verwaltung, eine musterhafte Organisation des Heeres und des Beamtentums; die individualistische den Schutz individueller Rechte, persönliche Freiheit und freie Bewegung, Verfassung und Selbstverwaltung. Bismarck hat mit genialer Unbefangenheit bald in dem einen, bald in dem anderen Sinne regiert und so das große, starke Reich geschaffen und ausgebaut, das vor dem Weltkrieg bestand, das altpreußisch-konservative Tatkraft und Zucht mit deutschem weitherzigem und liberalem Geiste verband und das seinesgleichen in der Welt nicht hatte.

Die Verbindungen

Auch in Leipzig hielten wir uns, mein Bruder Adolf und ich, dem Wunsch unseres Vaters entsprechend, dem Verbindungswesen fern. Für das eleganteste Korps galten die „Meißner". Bald nach unserem Eintreffen erschienen zwei Abgesandte bei uns, um mich und meinen Bruder zu „keilen", wie der studentische Ausdruck lautet, d. h. für den Eintritt in dies Korps zu gewinnen. Wir blieben aber dem unserem Vater gegebenen Versprechen treu und lehnten die Aufforderung ab. Ein junger Schweizer, den wir in Lausanne kennengelernt hatten und der wie wir seine Studien an der Pleiße fortsetzte, forderte uns auf, einem Kneipabend der Verbindung beizuwohnen, der er sich angeschlossen hatte. Der übermäßige Biergenuß an jenem Abend widerte uns an, die Kneipwitze sagten uns nichts, der banausische Ton mißfiel uns, wir sind nicht wiedergekommen. Ich zog es vor, meine freie Zeit zum Turnen, Fechten und zu langen Spaziergängen

zu verwenden und am Abend das bei Roscher Niedergeschriebene zu überdenken.

Meinem alten Triebe folgend, las ich viel, nicht nur historische und nationalökonomische Werke, sondern auch Romane, namentlich französische Romane. Wer ins Leben eintritt, lernt, wie ich glaube, für Menschenbehandlung, für das praktische Leben mehr aus Romanen, wird durch sie weltkundiger und weltläufiger als durch das Studium der gelehrtesten Kompendien. Vor allem Balzac und Stendhal, Flaubert und Guy de Maupassant, Turgenjew und Leo Tolstoi, auch die Romane von Disraëli, Thackeray und Bulwer sind in dieser Richtung zu empfehlen. Die Romane von Gustav Freytag und Berthold Auerbach, Gutzkow und Spielhagen, von der Marlitt und der Wilhelmine Hillern gewähren liebenswürdige Einblicke in die Psyche des deutschen Philisters. Aber sie sind nicht gemacht, als Kompaß bei der bisweilen stürmischen Fahrt auf dem Strom der großen Welt zu dienen. Theodor Fontane und Marie von Ebner-Eschenbach eignen sich hierzu mehr. Der Mangel an Psychologie, der vielen Deutschen eigen ist und in der deutschen Politik oft zutage trat, ist auch darauf zurückzuführen, daß der deutsche Durchschnittsintellektuelle in der eigenen Sprache zu wenig psychologische Romane zur Verfügung hat und deshalb zu viel gelehrte Schmöker liest.

Gräfin Sofie Hatzfeldt

In dem Leipziger Restaurant, wo ich zu Mittag aß, wurde mir die Gräfin Sofie Hatzfeldt gezeigt. Man sah ihr nicht an, daß sie in ihrer Jugend viele Anbeter gehabt hatte. Man sah ihr noch weniger an, daß von ihren Söhnen der ältere, Alfred, Fürst und erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses, der jüngere, Paul, Botschafter und Ritter des Ordens vom Schwarzen Adler werden würde. Es fiel auch schwer, zu glauben, daß die streng katholische, hochmoralische Gräfin Melanie Nesselrode-Ehreshofen, die Gemahlin des Grafen Maximilian von Nesselrode-Ehreshofen, des Oberhofmeisters Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta, die Tochter der Gräfin Sofie Hatzfeldt war, die in exzentrischer Toilette, eine große Zigarre im Munde, mit rotgefärbten Haaren durch die Leipziger Straßen und Wirtshäuser zog am Arme eines weit jüngeren Sozialisten, der, wenn ich mich nicht irre, Mendel hieß und den genialeren Ferdinand Lassalle bei ihr als Liebhaber ersetzt hatte. Und doch war sie eine bedeutende Frau. Ihr Neffe, der Generalfeldmarschall Walter Loë, erzählte mir gelegentlich: „Als Bismarck sich mit Lassalle in Verbindung gesetzt hatte, erhielt meine Tante, die Gräfin Sofie Hatzfeldt, die damals mit Lassalle noch intim stand, aus der Umgebung von Karl Marx einen Brief, in dem der Befürchtung Ausdruck gegeben wurde, daß Ferdinand sich von Bismarck ‚verführen' lassen würde. Nachdem sie mit Lassalle gesprochen hatte, erwiderte die Gräfin Hatzfeldt den Londoner Exilierten, sie möchten sich beruhigen.

Bismarck sei ein sehr bedeutender Mann, den übrigen Konservativen und Reaktionären unendlich überlegen, aber die Demokratie, den Fabrikarbeiter kenne er nicht. Über die Konsequenzen des allgemeinen Wahlrechts mache er sich Illusionen. Bismarck glaube, es werde ihm gelingen, das allgemeine Wahlrecht in Deutschland nach seinem Willen zu lenken, wie dies bisher Napoleon III. in Frankreich geglückt wäre. Das sei ein Irrtum. Das allgemeine Stimmrecht werde in Deutschland früher oder später zur Herrschaft der Demokratie, zur Republik und zum Sozialismus führen. Die Antwort der Gräfin Sofie Hatzfeldt auf die Besorgnisse der Leute um Marx schloß: Lassalle hielte Fühlung mit Bismarck, um ihn in der Absicht zu bestärken, für die Wahlen zum künftigen deutschen Parlament das gleiche Wahlrecht zu gewähren. Aber im letzten Ende werde dabei nicht Bismarck, sondern Lassalle der Gewinner sein."

Im Hochsommer 1868 empfand ich wie der Schüler im „Faust":

> Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
> Man sieht nichts Grünes, keinen Baum.

Reise in die Schweiz

Ich sehnte mich zurück nach den Schweizer Bergen und trat schon vor Beginn der Universitätsferien eine Schweizer Reise an. Auch hier liegt mir die Absicht fern, Goethes Spuren zu folgen. Ich möchte nur mit wenigen Strichen skizzieren, wie im Jahre 1868, zwischen Sadowa und Sedan, die Schweizer Reise eines deutschen Jünglings vor sich ging. Ich marschierte mit dem Rucksack, in dem das Allernotwendigste untergebracht war. Auf den Rucksack war ein zusammengerollter Lodenmantel geschnallt. Da ich nicht die Absicht hatte, das Matterhorn oder den Montblanc zu besteigen, machte ich mich nicht durch einen Bergstock lächerlich, auf den der Selisberg und der Ütliberg eingebrannt werden, sondern mir genügte ein fester Spazierstock. Einen kleinen Koffer schickte ich voraus, um alle acht bis zehn Tage den Rucksack neu zu füllen. Ich marschierte meist allein, eine Gewohnheit, an der ich auch später bei Fußreisen festgehalten habe. Das verhinderte nicht, daß ich mich mit Landleuten, Hirten, Fischern, Jägern und anderen im Personenverzeichnis des „Wilhelm Tell" aufgeführten biederen Schwyzern unterhielt.

Ich hatte mir vorgenommen, mich auf Schweizer Gebiet nur der „carozza di San Francesco" zu bedienen, d. h. nur meiner Füße, also nie mit der Eisenbahn oder der Postkutsche zu fahren. Von Luzern, dem Ausgangspunkt meiner Fußreise, bestieg ich zunächst den Pilatus, am nächsten Tag den Rigi und erlebte, vom Wetter begünstigt, herrliche Sonnenaufgänge. Von Flüelen nach Andermatt schlug ich den Weg ein, den der wackere Wilhelm Tell dem Herzog von Schwaben, dem unglücklichen Johann Parricida, empfiehlt. Ich sah die Brücke, welche stäubet, das

schwarze Felsentor und das heitere Tal von Andermatt. Von Göschenen wandte ich mich zum Rhonegletscher und zur Furka, dann zum Berner Oberland, wo ich die große und die kleine Scheidegg, die Wengernalp, den Niesen, das Faulhorn bestieg. Ich gelangte über Grindelwald und Lauterbrunnen, Kandersteg und Leuk nach dem Rhonetal. Hier wurde mir das Marschieren sauer. Es war sehr heiß, die Straße war staubig, die Stechmücken quälten. Ich blieb aber meinem Vorsatz treu, in der Schweiz nicht zu fahren. Ich wurde entschädigt, als ich, nachdem ich in Visp die Simplonstraße verlassen hatte, auf einem schattigen Weg, dicht an der brausenden, grauweißen Visp, das Brunneghorn, das Weißhorn, das Rothorn, endlich das gewaltige Matterhorn vor mir, in Zermatt anlangte. Die Riffelalp und der Gornergrat erschienen mir als die schönsten Punkte der Schweiz. Von hier aus unternahm ich noch einige Bergpartien, die sich ohne größere Schwierigkeiten bewältigen ließen. Dann ging es zurück nach Visp. Ich trat voller Erwartung den Marsch über den Simplon an, die Straße nach dem Süden, nach Italien. Die ganze Landschaft steht mir so deutlich vor Augen, als hätte ich gestern den Simplonpaß überschritten. Der Lauibach und die Schlucht von Gondo wurden passiert, Paglino und Iselle zogen vorüber, Domodossola wurde erreicht. Zum erstenmal in meinem Leben war ich in Italien.

Über den Simplonpaß

In seinem Requiem auf den Fürsten Karl Josef Ligne läßt Goethe an die Bahre dieses geistvollen Grandseigneurs, den er den frohesten Mann des Jahrhunderts nennt, auch Italia treten und zu ihm sprechen:

Auch mich hast du besucht;
Du mußt's bedenken!
Was ich vergeude,
Niemand kann es schenken.

Das Wehn der Himmelslüfte,
Dem Paradiese gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte,
Das ist mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beschließt;
Das ist der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Ich ahnte nicht, wie viele Winter ich in dem Bel paëse zubringen würde. Ich ahnte noch weniger, daß ich dort in meiner geliebten Frau das Glück meines Lebens finden würde.

Lago Maggiore und Comersee

Am Langen See angelangt, dem Lacus Verbanus der Römer, den wir Deutschen hartnäckig mit dem italienischen Namen Lago Maggiore bezeichnen, suchte ich die Borromäischen Inseln auf, die Jean Paul in seinem damals noch gelesenen Roman „Titan" den geschmückten Thron des Frühlings genannt hat. Obgleich Italien nicht in meinem Programm stand, trieb es mich, auch den Lacus Larius kennenzulernen, den Comersee, an dessen Ufern ich im weiteren Verlauf meines Lebens noch oft weilen sollte, in Bellagio und in Cadenabbia, in Tremezzo und in Torno. Gegenüber dieser zauberhaften Landschaft, wo ich zum erstenmal Wein und Feigen, Oliven und Kastanien in üppigster Fülle erblickte, verstand ich es, daß unsere Altvordern, wenn sie diesen Garten vor sich sahen, nicht wieder zurück wollten in das damals noch rauhere Heimatland. Politisch mußte ich nach wie vor diesen Zug nach dem Süden bedauern, der dem deutschen Genius zwar starke geistige und ideelle Impulse brachte, an dem aber die Kaiserherrlichkeit des Mittelalters verblutete.

Mailand

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir auch das nicht allzu weit entfernte Mailand anzusehen und den von einem deutschen Baumeister, Heinrich Arler aus Gmünd in Schwaben, begonnenen Dom. Als ich abends den Mariae nascenti geweihten Wunderbau aus weißem Marmor mit seinen zahllosen Spitzen, Statuen und Fialen erblickte, vom Mondlicht übergossen, und die vergoldete Madonna auf dem Hauptturm, begriff ich, was italienische Kunst unter italienischem Himmel bedeuten kann. Den Rückweg von den oberitalienischen Seen nahm ich über den Splügen. Von Chiavenna bis zur Paßhöhe, die zwischen Italien und der Schweiz die Grenze bildet, fuhr ich mit der Diligence. Ich saß auf dem Bock, neben dem Postillon, der mir mit italienischer Lebhaftigkeit seine politischen Ansichten entwickelte. Das italienische Volk hat seit Jahrhunderten sowohl unter den Franzosen als auch unter den Deutschen gelitten und je nachdem bald die einen, bald die anderen vorgezogen, sie auch gelegentlich gegeneinander ausgespielt. Die Überhebung, mit der die Franzosen nach dem Französisch-Österreichischen Krieg von 1859 den Italienern die ihnen geleisteten Dienste immer wieder vorhielten, mußte diese verstimmen. Es zeigten sich damals die ersten Anzeichen der großen Stimmungsänderung, die später Italien veranlaßte, sich im Interesse seiner Unabhängigkeit und seiner Sicherheit seine Politik nicht länger nach Paris, sondern nach Berlin zu orientieren. Mein Freund, der Postillon, klagte über die „prepotenza" und „cattiveria" der Franzosen.

Die Strecke von der Paßhöhe des Splügen bis Chur legte ich wieder auf Schusters Rappen zurück. In Chur endigte meine Reise. Im Sankt-Lucius-Dom erblickte ich den Grabstein des 1639 ermordeten Jürg Jenatsch. Den herrlichen Roman von Konrad Ferdinand Meyer, dessen Held der Grau-

bündener Feldoberst und Freiheitsheld ist, sollte ich erst viel später kennenlernen, im Januar 1896 in Meran. Den Dom von Chur habe ich noch später wieder besucht, 1917, unter Führung des deutschfreundlichen prächtigen Bischofs Georg Schmidt von Grüneck, in dessen altertümlichem Palais ich mit meiner Frau einen schönen Tag verlebte.

Nach Berlin

In Leipzig wollte es mir nach meiner Rückkehr erst recht nicht gefallen. Das von seinen Bewohnern sehr gerühmte Rosental vermochte mir nicht die Gorge du Chauderon und die Rochers de Naye zu ersetzen. Um so mehr bewunderte ich den Genius unseres großen und lieben Schiller, der in Gohlis, dem netten, aber bescheidenen Dörfchen am Ende des Rosentals, das Lied an die Freude gedichtet hat, diesen herrlichen Ausdruck eines Idealismus, einer Liebe zur Menschheit, wie sie nur der Deutsche kennt. Anfang 1869 siedelte ich nach Berlin über, wozu auch ein hartnäckiges Halsleiden beitrug, das meine Eltern wünschen ließ, mich in ihrer Nähe zu haben. Es handelte sich um Mandelanschwellungen, die mit Höllenstein behandelt wurden. Meine Eltern bewohnten den ersten Stock im Arnimschen Palais am Pariser Platz, wo sich jetzt die Akademie der bildenden Künste befindet.

Tod der Schwester Bertha

Dort war es, daß zum zweitenmal der Tod mir nahetrat und Schmerz und Jammer in mein Elternhaus einzogen. Der Tod meiner einzigen, zwölfjährigen Schwester Bertha riß eine tiefere Lücke und schlug eine schmerzlichere Wunde als fünfzehn Jahre früher der Heimgang meines kaum zweijährigen Brüderchens Waldemar. Sie war ein auffallend schönes und auffallend begabtes Kind, mit großen blauen Augen und herrlichem blondem Haar, ein echt deutsches Kind. Sie erlag in wenigen Tagen der Diphtheritis, gegen die damals noch kein Serum entdeckt war. Sie war tapfer bis zum letzten Augenblick. Mein Vater betete mit ihr das Vaterunser und den 23. Psalm (Der Herr ist mein Hirte). Ihre letzten Worte waren ein Vers aus dem alten Herrnhuter Lied:

Muß ich auch gleich vor andern
Im finstern Tale wandern,
Dein Stab, Herr, und dein Stecken
Benimmt mir allen Schrecken.

Dann schloß sie die Augen am 25. Januar 1870. Sie wurde auf dem Zwölfapostel-Kirchhof in Berlin beigesetzt, wo auch meine Eltern und zwei meiner Brüder, die Generäle Adolf und Karl Ulrich, ruhen.

Schöne Blume, holde, reine,
Christus wollte selbst dein warten,
Drum hat er dich eingepflanzet
In des Paradieses Garten.

Mein Vater litt noch schwerer unter dieser Prüfung als meine Mutter. Bei dieser überwog der felsenfeste Glaube, daß ihr Kind es im Himmel besser habe als auf dieser armen Erde. Jedes Hadern mit der Vorsehung erschien ihr als Sünde. „Herr, dein Wille geschehe!“ Sie hielt sich aber seitdem jeder größeren Geselligkeit fern. Mein Vater hat diesen Schmerz niemals überwunden. Ich bin überzeugt, daß er während der neun Jahre, die zwischen dem Tode meiner Schwester und seinem eigenen Tode lagen, jeden Tag an sie gedacht, sich jeden Tag nach ihr gesehnt hat, auch während seiner sechsjährigen Tätigkeit an der Spitze des Auswärtigen Amtes, neben Bismarck. Ich bin überzeugt, daß er, als er starb, sein liebes Töchterchen vor sich sah, wie sie ihm entgegenkommt, den kleinen Waldemar an der Hand.

Gneist

Wie ich in Lausanne nur Professor Gay, in Leipzig nur Wilhelm Roscher gehört hatte, so befolgte ich auch in Berlin den Rat des Mephistopheles: „Am besten ist's, wenn ihr nur einen hört.“ Aber der eine, den ich hörte, Professor Gneist, war nicht der Mann, der verlangt hätte, daß seine Schüler auf jedes Wort des Meisters schwören sollten. Dazu war Rudolf Gneist zu vielseitig, zu beweglich, vielleicht auch zu skeptisch. Er hatte während der Konfliktzeit dem Ministerium Bismarck die schärfste Opposition gemacht; später wurde Gneist dem großen Mann eine eifrige und brauchbare parlamentarische Stütze und entwickelte sich immer mehr zu einem begeisterten Verteidiger der staatlichen Hoheitsrechte, zu einem strengen Monarchisten und Unitarier. Es war vor allem seine scharfsinnige Dialektik, die mich anzog.

Der Berliner „Kladderadatsch“ meinte einmal während meiner Ministerzeit: Für die Verteidigung des Satzes, daß zwei mal zwei fünf mache, wisse jeder bessere Jesuit einen Beweis, Miquel zwei und Bülow drei Beweise zu liefern. Ich möchte meinen, daß wie die oratorische Begabung, der Schwung des Redners, so auch die dialektische Gewandtheit, die Eristik, dem Menschen angeboren ist. Als ich nach meinem Rücktritt in dem handschriftlichen Nachlaß von Arthur Schopenhauer die mir bis dahin unbekannte köstliche Abhandlung über Eristik las, hatte ich die Empfindung, welcher der „Bourgeois Gentilhomme“ bei Molière Ausdruck gibt. Dem setzt sein Lehrer der Philosophie den Unterschied zwischen Prosa und Versen auseinander. Der Bourgeois Gentilhomme frägt: „Et comme l'on parle, qu'est-ce que c'est donc que cela?“ Der Philosoph antwortet: „De la prose.“ Der Bourgeois Gentilhomme, M. Jourdain, frägt weiter: „Quoi! Quand je dis: Nicole, apportez-moi mes pantoufles, et donnez mon bonnet de nuit, c'est de la prose?“ Der Lehrer wiederholt: „Oui, Monsieur.“ Darauf der biedere M. Jourdain: „Par ma foi, il y a plus de quarante ans que je dis de la prose sans que j'en susse rien.“ Was Schopenhauer über die Kunstgriffe der

Erweiterung und Verallgemeinerung der gegnerischen Behauptung, die versteckte Petitio principii, das Ausfragen des Gegners, das Urgieren der schwachen Punkte in seinen Ausführungen, über das Argumentum ex concessis, die Mutatio controversiae, die Retorsio argumenti, das Argumentum ab utili, das Argumentum ad auditores, das Argumentum ad verecundiam, das Argumentum ad personam empfiehlt, das alles hatte ich schon längst aus eigenem Antrieb gelegentlich in der Debatte angewandt. Ich war also, um mit Jourdain zu sprechen, ein Eristiker, ohne es zu wissen. Ich habe aber auch den von dem Frankfurter Philosophen zustimmend zitierten Ausspruch von Voltaire nicht vergessen: „La paix vaut encore mieux que la vérité." Der deutsche Politiker, der zu Doktrinarismus, zu parteipolitischer Verbissenheit, zu Selbstsucht und Selbstüberschätzung neigt, kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß der innere Friede des Landes, die Verträglichkeit unter den Bewohnern desselben Hauses, die Versöhnlichkeit unter den Kindern derselben Mutter in erster Linie angestrebt werden muß. Für diejenigen meiner lieben Landsleute, die trotz Bismarck und Goethe die Politik noch immer als einen Zweig der Moralphilosophie betrachten, bemerke ich endlich, daß ohne eine gewisse Dosis Dialektik kein Redner in der parlamentarischen Debatte überzeugend wirkt.

Oeynhausen

Im Frühjahr 1870 schien sich mein Halsleiden zu verschlimmern, obgleich ich im Sommer 1869 dagegen eine Kur in dem oberbayrischen Bade Kreuth gebraucht hatte. Die Berliner Ärzte rieten zu einer neuen Kur in dem westfälischen Bad Oeynhausen, wo ich bei Dr. Cohn Wohnung nahm, einem tüchtigen und liebenswürdigen Arzt, an den mich der große Diagnostiker und Pathologe Ludwig Traube empfohlen hatte. Als ich mich vor meiner Abreise von Berlin, Ende Juni 1870, von meinem Vater verabschiedete, fand ich ihn in sehr melancholischer Stimmung. Zu dem Verlust seiner einzigen, so zärtlich geliebten Tochter kam, daß sich bei seinem vierten Sohn, Christian, ohne erkennbaren Anlaß ein Augenleiden eingestellt hatte, das meinen Vater mit ernster Sorge erfüllte. Der damals kaum fünfzehnjährige Knabe mußte sich nicht nur schmerzlichen Einspritzungen unterziehen, sondern viele Monate in einem dunklen Zimmer verbringen, wodurch seine Studien empfindlich gestört wurden. Die neueste Ophthalmologie hat übrigens diese Methode vollständig aufgegeben. Der vortreffliche Hauslehrer meines Bruders Christian, der sich später als Konsul in Nisch bewährte, der dort allzufrüh verstorbene Dr. Emil Oberg, brachte es dank der geistigen Energie seines Zöglings und dessen gutem Gedächtnis fertig, ihn durch mündliche Vorträge bis zur Stufe der Sekunda zu bringen. Christian hat später die Ritterakademie in Brandenburg a. H. besucht, dort ein gutes Abiturienten-Examen abgelegt und ist ein tüchtiger Offizier bei den 2. Garde-Dragonern geworden, dem tapferen Regiment, bei dem schon

sein Bruder Adolf gestanden hatte. Aber im Sommer 1870 erschien sein Fall fast hoffnungslos. Um das Maß der auf meinem Vater lastenden Sorgen vollzumachen, hatte sich mein jüngster Bruder, Fritz, eine schlimme Verletzung des Rückgrats zugezogen. Der zarte Kleine ging einer langen Liegekur entgegen.

Die politische Lage, insbesondere die auswärtige Lage betrachtete mein Vater mit Ruhe. Er erzählte mir, der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Herr von Thile, habe dem österreichisch-ungarischen Geschäftsträger, Baron Münch, unserm alten Frankfurter Bekannten, den ich sieben Jahre später in Athen wiedertreffen sollte, gesagt, daß in der politischen Welt „tiefe Ruhe" herrsche und daß sich infolgedessen die auswärtigen Vertreter fast alle aus Berlin entfernt hätten. Auch er, der Unterstaatssekretär, gedenke bald seine gewohnte Kur in Marienbad anzutreten. In der französischen Presse stand zu lesen, daß der französische Ministerpräsident Ollivier im Corps législatif geäußert habe, zu keiner Zeit sei die Aufrechterhaltung des Friedens gesicherter gewesen. Wohin man auch blicke, nirgends könne man eine Frage entdecken, die Gefahr in sich berge. Überall hätten die Kabinette begriffen, daß die Achtung vor den Verträgen sich jedermann aufdränge, vor allem die Achtung vor den beiden Verträgen, auf denen der europäische Friede ruhe: vor dem Pariser Vertrag von 1856, der für den Orient, und vor dem Prager Vertrag, der für Deutschland den Frieden sichere.

Erklärungen Olliviers

Die Herren, mit denen ich in Oeynhausen an der Table d'hôte zusammen speiste, die damals noch nicht durch Einzeltische ersetzt worden war und die mich in ihrer altväterischen Feierlichkeit, wenigstens in der Rückerinnerung, ebenso sympathisch anmutet wie die Française und der Walzer im Ballsaal und die goldenen Tabatièren der älteren Herren, waren darüber einig, daß dem Frieden keine Gefahr drohe. König Wilhelm sei gewissenhaft und hochbejahrt. Kaiser Napoleon laboriere an Nierensteinen. „Lui", so wurde Napoleon III. unter Anspielung auf seinen Namen „Louis" scherzhaft genannt, wolle von nun an streng konstitutionell regieren, zu welchem Zweck er sich einen aufgeklärten und tugendhaften Ministerpräsidenten, den liberalen Parlamentarier Emile Ollivier, ausgesucht habe. Weder der eine noch der andere der beiden Souveräne würde es auf einen Krieg ankommen lassen. Darin stimmten der frühere preußische Gesandte in Dresden, Herr von der Schulenburg, der baumlange Major von den 4. Kürassieren, Herr von Rosenberg, der Ulanenrittmeister von Willich und ein liebenswürdiger Kölner Patrizier, Herr von Grote, überein. „Unsere Generation sieht keinen Krieg mehr", diese Ansicht, der ich schon in Berlin begegnet war, herrschte auch in unserem kleinen Kreise in Bad Oeynhausen. So sprachen sich auch die wenigen Fremden aus, die sich dort aufhielten:

Die „Emser Depesche"

Wortlaut des aus Ems an Bismarck telegraphierten Textes.
Konzept von der Hand des Vortragenden Rats Heinrich Abeken

(zu Seite 128)

An d. Bundeskzl. Grf. Bismarck Exc. Berlin No. 27
No. 61 erd. 3h 10' Nachm. Station Ems. (Eilig!)

Ems, d. 13. Juli 1870

Telegramm in Ziffern. Sofort

S. M. der König schreibt mir:

„Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur zurückkämen! Ich wieß ihn, zuletzt etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe, noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei."

S. Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da S. Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchst derselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumuthung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag, beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen: daß S. Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. S. Majestät stellt Ew. Exc. anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitgetheilt werden sollte?

gez. A[beken] 13. 7. 70

Wortlaut der von Bismarck in Gegenwart von Roon und Moltke zur Weitergabe und Veröffentlichung redigierten Depesche. Konzept von der Hand des Geheimen Hofrats Roland

Berlin, 13. Juli 1870

Telegramm en clair. Erste Expedition. Cito

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königl. spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an S. Maj. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphire, daß S. Maj. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. S. Maj. der König hat es darauf abgelehnt, den franz. Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. Maj. dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe.

N[amen] S[einer] E[xzellenz]

z[ur] St[ation] 13. 7. 11 Uhr 18 Abd.

Paraphe [Otto v.] B[ülow]

A. 2301

Ems d 13 Feb 1870.

An
S Excellenz
Graf Bismarck
pp
Berlin

No 27.

Telegramm a
Bohrt.
Graf Eulenburg
[illegible]
Graf Lehndorff
[illegible] a Graf
N Benedetti
[illegible]
[illegible]
[illegible]

A. 2301

211

Ems d. 13 Juli 1870.

An
d. Eurdkgl
Gst Bismarck
Hgr
Berlin
Nr 27.

S. M. d. König schreibt mir [illegible]!

Telegramm in Zeitern

Sofort.

~~Gst Eulenburg [illegible] Ankunft d. Gras Eulenburg schrieb mir S. M. [illegible]~~ A. Lenei

„Benedetti fing mich auf der Promenade ab um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur zurückkämen! Ich weiß ihn, zuletzt etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen engagements nicht nehmen dürfe auch können. – Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte und da er über

Paris

Nr 61.

eod. 3h 10' Nachm. 3.
Mitteil. Ems.
(Eilig!)

B. o 32

Paris u Madrid sprechen
Einverständniß darüber aus, es wolle
nächste, daß mein Hofzeremoniell
wiederum andere Basis [illegible]

Se Majestät soll geäußert
in Sachen N höchst bekümmert
~~worüber die Haltung von der Entschließung~~
~~Entschließung~~ Da S. Majestät dem Grafen
Benedetti gesagt, es sei Ihnen
sehr lieb gewesen, daß Allerhöchst-
derselbe, auf N Gesuch Urlaub
und nunmehr Gelegenheit, Ihrer
Königl Majestät den Grafen Benedetti
persönlich zu Audienz
vorgestellt zu haben, [illegible]
[illegible] Se Majestät
sogar zu sagen, es [illegible] gehe
wünsche die Entschließung der Majestät
wesentlich, den Benedetti auch Paris
selbst gesehen [illegible] diese Entschließung müsse
[illegible] zu sagen sehr [illegible]
[illegible]
[illegible]
[

Berlin, 13 Juli 1870. ~~Für Wolff Telegraphen-Büreau~~ A. 2301. Cito

Erste Exped. Telegr. ~~[illegible]~~ en clair

212

An

1 Gf v. Eichmann Dresden
2 Frh. v. Werthern München No. 10
3 Gf Radolinski Stuttgart No. 17
4 Gf Flemming Carlsruhe No. 9
5 Preuß. Gesandtsch. Darmstadt No. 8
6 Gf v. Magnus Hamburg No. 1
7 Gf v. Brck. Weimar No. 1
~~8 Prinz Ysenburg Oldenburg~~ No. 1.

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich Französischen Regierung von der Königl. Spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der Französische Botschafter in Ems an S. Maj. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß S. Maj. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Maj. der König hat es darauf abgelehnt, den Franz. Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe.

Theilen Sie dies dort ~~[illegible]~~ mit. (Zusatz ad 6:) Nach Schwerin, Strelitz, Bremen, Lübeck ergeht direkte Mittheilung.
N. D. E.

Zusatz ad 7: ~~Theilen Sie dies in~~ sowie in Gotha und Meiningen mit.

Zusatz ad 1 – ~~Theilen Sie~~ sowie in Altenburg und Dessau.

1–7 z. St. 3/7 11 Uhr 15 Abr.

No. 1216.

B 0 32

ein italienischer Diplomat, Graf P., der sich in einem vorgerückten Stadium der Rückenmarkschwindsucht zu befinden schien, und seine hübsche und kokette Gattin, ebenso wie ein brillanter Franzose, Graf O., der das italienische Ehepaar aus Paris nach Oeynhausen begleitet hatte und der reizenden Gräfin zu Füßen lag. Auch zwei Engländer glaubten nicht an Krieg, die nach einer Rheinreise das Bedürfnis empfanden, den Teutoburger Wald und die Porta Westphalica, die berühmte Berglücke am Nordende des Wesergebirges, kennenzulernen, und die sich aus diesem Anlaß bis nach Oeynhausen verirrt hatten, das sie „a charming place" fanden.

Die spanische Thron-Kandidatur

Die Nachricht, daß der älteste Sohn des biederen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern zum König von Spanien gewählt werden sollte, ließ uns alle vollkommen gleichgültig. Prinz Karl von Hohenzollern saß seit vier Jahren auf dem rumänischen Thron, ohne daß deshalb die Welt untergegangen wäre. Er stand sogar gut mit Kaiser Napoleon III., mit dem er ziemlich nahe verwandt war. Warum sollte der ältere Bruder, Leopold, nicht, von den Spaniern gewählt, nach Madrid ziehen? Die aufgeregte Sprache der französischen Presse wurde nicht ernst genommen, nicht einmal vom Grafen O. Die schroffe Erklärung des französischen Ministers des Äußern, des Herzogs von Grammont, vom 6. Juli mißfiel. Rosenberg und Willich, der Kürassier und der Ulan, fanden die Franzosen „reichlich unverschämt". Herr von der Schulenburg aber meinte mit der abgeklärten Ruhe eines alten Gesandten, die europäische Diplomatie würde mit bewährter Umsicht jeder ernstlichen Feuersgefahr vorbeugen. Schon Metternich habe gesagt, es sei die vornehmste Aufgabe des Diplomaten, mit dem Löscheimer herbeizueilen, wo ein Brand drohe. Der Bundeskanzler habe während der Luxemburger Differenz, die ernster gewesen sei als der künstliche Lärm wegen der spanischen Thronkandidatur, deutlich gezeigt, daß er keinen Krieg wolle. Es werde ihm auch jetzt gelingen, den Frieden zu erhalten. Daß Graf Bismarck ruhig in Varzin bleibe, sei ein gutes Zeichen. So verstrich die Woche zwischen dem 4. und dem 12. Juli unter allerlei Kannegießerei über den fast kindischen, jedenfalls bedeutungslosen Lärm der Pariser Journalisten. Was ich später hörte, läßt mich glauben, daß es in ganz Deutschland nicht viel anders aussah als in dem idyllischen Bade an der Werra.

Am 12. Juli war ich mit dem Major von Rosenberg zur Bahnstation gegangen, um zu hören, was es Neues gebe. Der Berliner Schnellzug war gerade eingelaufen und hatte fünf Minuten Aufenthalt. Aus dem Wagenfenster reichte uns ein Reisender auf den Bahnsteig, auf dem wir standen, ein Extrablatt. Es brachte das Telegramm, das der Bundeskanzler Graf Bismarck zur Information und Orientierung an die Missionen des Norddeutschen Bundes gerichtet hatte.

Das Zirkulartelegramm lautete:

„12. Juli. Telegramm aus Ems.
Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich Französischen Regierung von der Königlich Spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Bismarcks Schachzug

Die sogenannte Emser Depesche ist vielleicht der genialste diplomatische Schachzug in der politischen Laufbahn des größten deutschen Staatsmannes. „Man spürt ein Rauschen überm Haupt und ein Wehen an der Wange hin, so oft seine Gestalt den Gedanken vorübergeht", schrieb über Bismarck am 24. Januar 1887 der Professor Alfred Dove, kein Bismarck-Schwärmer, an den Dichter Gustav Freytag, einen Bismarck-Gegner. Mit einem Schlage korrigierte Bismarck die Blöße, die sich in edelster Absicht, aber in zu weit getriebener Courtoisie der alte König in Ems gegenüber dem französischen Botschafter Benedetti gegeben hatte. Bismarck hob die Streitfrage der spanischen Thronkandidatur hoch empor über diplomatisches Gezänk, zeigte der Nation, daß es um die deutsche Ehre ginge, die von dem alten Preußenkönig gewahrt worden sei, und entfachte damit den Sturm der Begeisterung, der von Memel bis Konstanz durch ganz Deutschland ging. Diese Begeisterung fand ihren mächtigen Ausdruck in der „Wacht am Rhein", die, im November 1840 gedichtet, seitdem fast vergessen, nach dreißig Jahren ihre Auferstehung feierte. Unauflöslich verknüpft mit der Erinnerung an das glorreiche Jahr 1870 ist die „Wacht am Rhein" für alle Zeiten eingeschreint in das Herz des deutschen Volkes.

Bismarck hat den Krieg mit Frankreich nicht herbeigeführt, ihn nicht einmal gewollt. Wenn das französische Volk die deutsche Einigung akzeptiert, wenn es die Gleichberechtigung Deutschlands anerkannt hätte, würde Bismarck nicht daran gedacht haben, einen Krieg zu beginnen, um das Deutschland im siebzehnten Jahrhundert geraubte Elsaß wiederzugewinnen. Als aber klar zutage trat, daß die Franzosen die Gleichberechtigung Deutschlands nicht ertragen konnten, daß sie, die ihre eigene Einigung und damit die ungeheuren Vorteile der Einheit schon vor Jahrhunderten erreicht hatten, uns unsere Einigung nicht gönnten und die deutsche „Libertät", d. h. die Zerrissenheit Deutschlands, perpetuieren

wollten, wußte Bismarck die nicht durch unsere Schuld, sondern durch den Hochmut und die Herrschsucht der Franzosen notwendig gewordene Auseinandersetzung in einer Weise herbeizuführen, welche die Einmischung der anderen Mächte nicht herausforderte, sondern ihr vorbeugte, welche die Imponderabilien, die schwerer wiegen als die materiellen Faktoren, unserer Sache sicherte und damit der Armee die Bahn zum Siege freigab. „C'est la diplomatie de Bismarck qui a fait du vrai les victoires allemandes de 1866 et de 1870“, schrieb 1914, einige Wochen nach dem Ausbruch des Weltkrieges Viktor Bérard in der „Revue des Deux Mondes“. Letzten Endes war es in Wahrheit die Diplomatie des Fürsten Bismarck, welche die Siege von 1866 und von 1870 ermöglicht hat.

Am 15. Juli brachte der französische Ministerpräsident Ollivier in der Französischen Kammer einen Dringlichkeitsantrag ein auf Bewilligung eines Kredites von fünfzig Millionen. Seine Rede schloß mit den Worten: „Es ruht auf uns eine schwere Verantwortung, aber wir nehmen sie leichten Herzens auf uns. Jawohl, leichten Herzens, nämlich vertrauend auf die Gerechtigkeit unserer Sache und überzeugt, daß dieser Krieg uns aufgezwungen wird.“ Dieses Wort vom leichten Herzen, vom „cœur léger“, hat, wie von französischen Geschichtschreibern und französischen Staatsmännern immer wieder hervorgehoben wurde, Frankreich mehr geschadet als eine verlorene Schlacht. Im Verlauf dieser meiner Denkwürdigkeiten obliegt mir die schmerzliche Aufgabe, mich mit der deutschen Politik vom Hochsommer 1914 zu beschäftigen, die an Einsichtslosigkeit und Ungeschicklichkeit der französischen Politik vom Hochsommer 1870 nichts nachgab. Am 4. August 1914, genau vierundvierzig Jahre nach der Entgleisung des französischen Conseilpräsidenten Ollivier, erklärte im Deutschen Reichstag der deutsche Kanzler Bethmann, daß er mit der von ihm als dem einzig verantwortlichen Beamten im Reich zugelassenen Verletzung der belgischen Neutralität zwar ein Unrecht begangen habe, daß aber Not kein Gebot kenne. Am Abend des Tages, an dem er solches von der Tribüne gesagt hatte, bezeichnete derselbe Bethmann im Zwiegespräch mit dem englischen Botschafter einen von uns wie von allen anderen europäischen Mächten unterzeichneten Vertrag als einen Fetzen Papier, „a scrap of paper“, „un chiffon de papier“. Man wird lange darüber streiten, welche Entgleisung die schlimmere war, die des französischen Ministerpräsidenten oder die des deutschen Reichskanzlers. Sicher ist, daß beide, Emile Ollivier und Theobald Bethmann, ihren Ländern unermeßlichen Schaden zugefügt haben.

X. KAPITEL

Französische Kriegserklärung • Entschluß, als Kriegsfreiwilliger in die Armee einzutreten • Meldung beim Königshusaren-Regiment in Bonn • „Lehmop!“ • Rheinfahrt nach Köln • Der Eindruck der ersten siegreichen Schlachten in der Heimat

Meldung als Kriegsfreiwilliger

Sobald die Möglichkeit eines Krieges in greifbare Nähe trat, stand bei mir der Entschluß fest, nicht zurückzubleiben, wenn der Sturm losbrechen, wenn unser Volk aufstehen sollte. Ich schrieb in diesem Sinne aus Bad Oeynhausen an meinen Vater. Er antwortete mir in einem bewegten Brief, er verstünde mein jugendliches Empfinden. Ich möge aber meinerseits meine Pflichten gegen meine Eltern nicht vergessen. Ich litte an einer Halsaffektion, die ein großer Arzt, Professor Traube, für nicht unbedenklich erkläre und wegen deren er mich zu einer ernsten Kur, die ich soeben angetreten hätte, nach Bad Oeynhausen geschickt habe. Meine Eltern stünden noch unter dem Eindruck des Todes ihrer einzigen Tochter, die an einem Halsleiden gestorben sei, sie schwebten in großer Sorge wegen des Augenleidens meines Bruders Christian und der Rückgratverletzung meines jüngsten Bruders. Ich hätte nicht das Recht, die Sorgen meiner Eltern durch eine neue Sorge zu vermehren. Daß mein Bruder Adolf, der im Herbst bei den 2. Garde-Dragonern als Avantageur eingetreten und soeben Offizier geworden sei, ins Feld rücke, sei selbstverständliche Pflicht. Ich aber hätte die ebenso heilige Pflicht, meine persönlichen Wünsche der Rücksicht auf meine schwer geprüften Eltern unterzuordnen. Ich war gerührt durch das Schreiben meines Vaters, aus dem seine ganze Liebe zu Frau und Kindern sprach; aber ich antwortete sogleich, daß ich an meinem Entschluß festhalten müsse. Ich würde für immer unglücklich werden, wenn ich in diesem Kriege zu Hause bleiben sollte. Ich schloß mit dem Körnerschen Verse: „Pfui über dich Buben hinter dem Ofen, unter den Schranzen und unter den Zofen!“ Der Schluß meines Briefes mag zu pathetisch gewesen sein, aber Begründung und Tendenz waren gut.

Nachdem ich gegenüber meinem Vater den Rubikon überschritten hatte, handelte es sich darum, wo ich mich als Kriegsfreiwilliger melden sollte. Ich schwankte zwischen Bonn und Münster. Zu Münster riet der lange Rosenberg, dessen Regiment dort in Garnison stand, nach Bonn zog mich

meine alte Sehnsucht nach dem Rhein. Ich entschied mich nach kurzem Besinnen für Bonn. Dann ging ich zu meinem Wirt und Arzt, Dr. Cohn. Er sagte mir: „Sie sind kräftig und wohlgebaut, elastisch und zäh, an und für sich jeder Anstrengung gewachsen, aber Ihr Halsleiden!“ Als ich ihm erwiderte, daß ich das Risiko tragen wolle, meinte er: „Wenn Sie beim Militär eintreten, werden Sie zunächst der Ersatzschwadron überwiesen und bei ihr Garnisondienst tun. Ich nehme an, daß Sie schon in Bonn bald eine akute Halsentzündung bekommen werden. Ziemlich sicher ist, daß Sie, wenn Sie mit den anderen Kriegsfreiwilligen dem Regiment nachrücken, im Felde von einer solchen befallen werden. Wollen Sie es wirklich darauf ankommen lassen?! Nun, dann los! Sie haben in diesem Falle für immer das Bewußtsein, Ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllt zu haben. Andererseits würde Sie bis an Ihr Lebensende der Gedanke quälen, diesen großen Krieg nicht mitgemacht zu haben.“ Ich bewahre diesem gütigen Arzt, der nicht nur mein Halsleiden, sondern auch meinen Seelenzustand in Betracht zog, ein dankbares Andenken.

Stimmungen in Oeynhausen

Seitdem alle Zeichen darauf hindeuteten, daß unser Herrgott die Absicht habe, den Kriegsmantel blutigrot aus den Wolken herauszuhängen, hatte sich das Aussehen von Bad Oeynhausen erheblich verändert. Die wackeren Offiziere an unserer Table d'hôte strichen den Schnurrbart und sahen erwartungsvoll und freudig dem Kriege entgegen. „Wenn der König läßt reiten, so freut sich jedermann“, hatte es schon 1866 geheißen. Die große Mehrheit der Badegäste dachte ebenso. Auch in der Bevölkerung von Oeynhausen herrschte ein patriotischer Geist. Eine Ausnahme machte nur eine kleine Gesellschaft welfisch gesinnter Hannoveraner, die sich, seit die Möglichkeit eines deutsch-französischen Krieges näherrückte, von der Table d'hôte abgesondert hatten, an einem besonderen Tische aßen, aufgeregte Blicke und Worte untereinander austauschten und gelegentlich mit den Gläsern in einer Weise anstießen, die, wie der alles beobachtende Gesandte von der Schulenburg meinte, nicht auf loyale Gesinnung schließen ließe. Der Lauteste unter diesen Welfen war ein Herr Albert Beckmann, den ich neun Jahre später unter wesentlich anderen Umständen wiedersehen sollte. Im Juli 1870 war Beckmann noch ein welfischer Agent, der sein Unwesen nicht nur in Deutschland trieb, sondern auch in Paris, wo er sogar eine Zeitlang als Redaktionssekretär einer großen französischen Zeitung fungierte. Beckmann ließ sich ebenso wie sein Gesinnungsgenosse, der damalige hannoversche Regierungsrat Oskar Meding, der später unter dem Pseudonym Gregor Samarow viel gelesene Zeitromane schrieb, bald nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von dem polizeilichen Vertrauensmann des Bundeskanzlers, dem Geheimrat Stieber, gewinnen und wurde nach dem Friedensschluß der Kaiserlichen Botschaft in Paris

für besondere Aufträge zugeteilt, wo ich ihm sechs Jahre lang täglich begegnete.

Gespräch in der Eisenbahn

Ich verließ Oeynhausen, versehen mit zwei Rezepten des guten Dr. Cohn für den Fall einer akuten Halsentzündung. Ich darf schon hier sagen, daß ich während des ganzen Krieges keinen Gebrauch von diesen Rezepten zu machen brauchte. Das verdanke ich in erster Linie der Gnade Gottes. Ich möchte darin aber auch einen Beweis dafür erblicken, daß Luft und Bewegung die besten aller Medikamente sind. An der Bahn begegnete ich dem Grafen O., der über Köln nach Paris zurückkehren wollte. Er forderte mich auf, mit ihm zusammen zu fahren. Graf O. war der typische Franzose aus der Zeit des Second Empire: lebhaft, mitteilsam, voll Selbstgefühl, ein Fanfaron, naiv davon überzeugt, daß la belle France nicht nur von allen Völkern des Erdballs bewundert und angebetet werde, sondern daß ihr auch von Rechts und Gottes wegen die „prépondérance légitime" in der Welt gebühre. „Reine du monde, ô France, ô ma patrie!" hatte ein echt französischer Dichter, Béranger, schon vier Jahre nach Waterloo gesungen. Aber der Franzose der alten Zeit war bei allen seinen Schwächen und Fehlern nicht ohne Bonhomie. Er hatte sogar Augenblicke, wo er großmütiger Handlungen und ritterlicher Gesinnung fähig war. Nachdem die Franzosen mit Hilfe von England, Rußland, Italien, Rumänien, Serbien und Portugal und schließlich auch von Amerika, also mit ungeheurer militärischer Übermacht, den Deutschen, der überdies politisch jämmerlich, ohne Energie, ohne Geschick geführt wurde, nach dessen vierjährigem heroischem Widerstand nicht militärisch besiegt, sondern durch plumpes Kraftaufgebot überwältigt hatten, kam nach 1918 unverhüllt die echte gallische Natur zum Vorschein, die der geistreichste Franzose, Voltaire, als eine Mischung vom Affen und vom Tiger bezeichnet hat. Graf O. gehörte der älteren Generation an, der Generation vor Poincaré und Clemenceau, vor den Generälen Degoutte, de Metz und Mangin, die sich bemühten, dem General Mélac nachzueifern, der unter Ludwig XIV. die Pfalz verwüstete und nach dem lange Zeit der Pfälzer Bauer einen bösen Hund zu nennen pflegte. Graf O. frug mich, sobald sich der Zug in Bewegung setzte, weshalb ich nach Köln fahre. Als ich ihm erwiderte, daß ich mich als Kriegsfreiwilliger melden wolle, meinte er gutmütig: „Mais, mon jeune ami, vous êtes f . . . u! Vous et votre armée et votre pauvre pays. Vous voulez résister à l'armée française? Mais c'est insensé! Nous avons rossé les Autrichiens à Magenta et à Solferino. Nous avons rossé les Russes en Crimée. Nous aurions rossé les Anglais s'ils avaient osé se mesurer avec nous. L'armée française est invincible, tout le monde le sait." Er zog darauf seine Visitenkarte heraus, auf die er mit freundlichem und gutmütigem Ausdruck einige Worte schrieb. Er sei überzeugt, meinte

er, daß ich mich brav schlagen würde. Er sei aber ebenso fest davon überzeugt, daß ich bald gefangengenommen werden würde, wahrscheinlich verwundet, nach tapferer Gegenwehr. Für diesen Fall gebe er mir seine Visitenkarte, auf der er mich seinen Freunden empfehle, deren er viele in der französischen Armee zähle. Sie würden mich gut behandeln. „Ils seront charmants pour vous!" Obwohl Legitimist, hatte er eine hohe Meinung von Napoleon III. Der sei der stärkste politische Kopf, „la plus forte tête politique", den die Welt seit Talleyrand gesehen habe. „Ah, c'est un rude lapin! Il roulerait le diable lui-même." Dabei sei Napoleon III. von einer jeder Eventualität gewachsenen, unheimlichen Energie, wie er dies am 2. Dezember 1851 bewiesen habe. „Il a du poil au c . . , je vous l'affirme!" Er erzählte mir mit gutem Humor, daß er die Kaiserin Eugénie vor ihrer Vermählung wohl gekannt habe. Er habe sie zu Rennen begleitet, auch mit ihr und ihrer spanischen Mutter mehr als einmal im Café Anglais soupiert. „Quand nous montions le petit escalier tournant, et qu'elle marchait devant moi, je lui pinçais les mollets qu'elle a, du reste, fort beaux." Auf jeder größeren Station frug Graf O. den Bahnvorstand, ob es wirklich Krieg gebe. Er erhielt von den stramm dastehenden Beamten nie eine Antwort, was ihm gefiel. „Ils ont de la tenue et de la discipline, il faut le dire. Mais ça ne leur servira à rien. Pauvres gens!"

Im Kölner Bahnhof

Endlich lief der Zug in die Kölner Bahnhofshalle ein, und wir begaben uns, mein Pariser Freund und ich, in den Wartesaal, der gedrängt voll von Menschen war. Zeitungsverkäufer boten Extrablätter aus, jeder wollte den Inhalt wissen. Man rief: „Vorlesen, vorlesen!" Ein ungewöhnlich großer Mann, anscheinend ein Offizier in Zivil, stieg auf einen Tisch, entfaltete ein Zeitungsblatt und las mit lauter Stimme: „Der französische Geschäftsträger in Berlin hat dem Bundeskanzler die französische Kriegserklärung überreicht." Lautlose Stille. Dann hob der Vorleser beide Arme in die Höhe und rief mit donnernder Stimme: „Seine Majestät der König, unser lieber alter König Wilhelm hoch! Und immerdar hoch im Leben wie im Sterben!" Alles stimmte in den Ruf ein. Die Frauen weinten. Viele Männer hatten Tränen des Enthusiasmus in den Augen. In einer Ecke des Saales stand eine Anzahl Musikanten, offenbar eine Kapelle, die von einer Kirchweih in der Umgebung Kölns kam, wo sie zu fröhlichem Tanz aufgespielt hatte. Mit der gleichen Stentorstimme rief der große Herr auf dem Tisch den Musikanten zu: „Kapellmeister, die Nationalhymne!" Und die Nationalhymne wurde von allen Anwesenden gesungen, wie ich sie noch nie hatte singen hören. Als das „Heil dir im Siegerkranz" verklungen war, sah ich mich nach meinem französischen Freunde um. Er war verschwunden. Ich bin ihm später in Paris wieder begegnet. Er schien aber keinen Wert darauf zu legen, auf unsere gemeinsame Reise von Oeynhausen nach Köln

In Bonn

zurückzukommen. Ich selbst fuhr von Köln nach Bonn, wo ich im Gasthof zum Stern abstieg. Bis spät nach Mitternacht hörte ich die Studenten auf dem Marktplatz die „Wacht am Rhein" singen. In gehobener Stimmung, berauscht von den Eindrücken dieses Tages, schlief ich ein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hingen mir nicht mehr so viele Geigen am Himmel. Ich kannte keinen Menschen in Bonn. Wie, wo, wann, bei wem sollte ich mich melden? Würde man mich fragen, ob ich die Einwilligung meines Vaters hätte? Die Geldsumme, die ich nach Oeynhausen mitgenommen hatte, war ziemlich verbraucht. Wie sollte ich ohne meinen Vater das zur ersten Equipierung notwendige Geld bekommen? Würden die Militärärzte mein Halsleiden entdecken? Das alles lag im Dunkeln. Da fiel mir ein, daß in Bonn beim Husaren-Regiment ein Fähnrich stand, dessen Bekanntschaft ich zwei Jahre früher in Lausanne gemacht hatte. Ich hatte ihn damals nicht viel gesehen, aber eine gute Erinnerung an sein feines, stilles, kluges Wesen behalten. Er hieß Bodo von dem Knesebeck und war ein Sohn des letzten hannoverschen Gesandten in Wien. Er war auch das Patenkind des Freiherrn Bodo von Stockhausen, des Gatten meiner Tante Klothilde Baudissin, des Vaters der von mir, leider nur aus weiter Ferne und in meinen Träumen, angebeteten Elisabeth Herzogenberg. Ich hatte gelegentlich gehört, daß Bodo Knesebeck bei dem Königshusaren-Regiment in Bonn stünde. Ich beschloß, ihn aufzusuchen. Er empfing mich in seiner Fähnrichswohnung mit der Ruhe und Freundlichkeit, die ihm auch später eigen blieben, als er am kaiserlichen Hof als Vize-Oberzeremonienmeister und Introducteur du Corps diplomatique fungierte und gleichzeitig der Kaiserin Auguste Viktoria als Kabinettsrat wertvolle Dienste leistete. Der Regimentskommandeur, Oberst Freiherr von Loë, meinte Knesebeck, sei jetzt derartig in Anspruch genommen, daß er mich schwerlich empfangen würde. Ich möge mein Glück bei dem Major von Schreckenstein versuchen, der mit der Führung der Ersatz-Eskadron beauftragt sei.

Bodo von dem Knesebeck

Ich machte mich sogleich auf den Weg. Max Freiherr von Schreckenstein wurde in der Armee wegen seiner rotblonden Haare der rote Schreckenstein genannt, dagegen führte sein schwarzlockiger Bruder, der spätere Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, den Beinamen der schwarze Schreckenstein. Max Schreckenstein war ein Offizier, der auf eine glänzende Karriere zurückblickte. Sohn eines Generals der Kavallerie, Kommandierenden Generals des 7. Armeekorps und verdienten Kriegsministers und einer Gräfin von Hatzfeldt-Trachenberg, war er jung zu manchem interessanten Kommando gekommen. Er hatte schon 1849 in Schleswig gefochten, war zwei Jahre später, bald nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, dem General von Hirschfeld bei dessen Mission

nach Paris zugeteilt worden, wurde 1854 auf ein Jahr zur Preußischen Gesandtschaft nach Frankfurt a. M. kommandiert und hatte den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, den nachmaligen Kaiser Friedrich, auf seiner Brautfahrt nach England begleitet. Er hatte mit der spanischen Armee in Marokko gefochten, kurz, sich in der Welt umgesehen. Seit einem Jahr, mit dem Charakter als Major, Eskadronschef im Königshusaren-Regiment, hatte er das große Pech gehabt, einige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich sich bei einem Sturz mit dem Pferd einen schweren Schenkelbruch zuzuziehen, weshalb ihm die Führung der Ersatz-Eskadron übertragen worden war.

Der rote Schreckenstein stand in dem Ruf, er habe viel Glück bei Frauen gehabt. Jedenfalls sah er mit kaum achtunddreißig Jahren aus wie ein alter Roué. Doch sprach aus seinen Augen Geist und Energie. Er empfing mich auf dem Sofa liegend, offenbar und erklärlicherweise in allerschlechtester Laune. Über seinem Sofa hing eine große Kopie der „Danaë" von Correggio, die erwartungsvoll dem Goldregen des Jupiter entgegensieht. Der strenge Kunsthistoriker Wilhelm Lübke findet in seinem „Grundriß der Kunstgeschichte", daß das Original, das in Rom in der Galleria Borghese hängt, nicht weit von der Villa Malta, in Ausdruck und Stellung einen Zug von Gemeinheit zeige. Der Kopie in Bonn war dieser Zug jedenfalls eigen. Der Major forderte mich nicht zum Sitzen auf, sondern begnügte sich damit, mir, der ich vor ihm stand, in wenig freundlichem Tone zu sagen, es meldeten sich jetzt so viele Freiwillige, daß er weder Zeit noch Lust habe, die einzelnen Fälle zu prüfen, ich möge nur bald wieder nach Hause fahren. Mit mehr Lebhaftigkeit, als meinem Alter und meiner bescheidenen Stellung im Leben zukam, erwiderte ich, ich sei nicht nach Bonn gefahren, noch dazu gegen den Willen meines Vaters, um mich derartig abfertigen zu lassen. Einen Augenblick fuhr Schreckenstein auf, dann aber sah er mich freundlich an, reichte mir die wohlgepflegte Hand, an deren Fingern einige schöne Ringe blinkten, und meinte lächelnd: „Sie gefallen mir, nichts für ungut! Können Sie reiten?" Ich entgegnete, jetzt natürlich in korrekter Haltung und in bescheidenem Ton, ich glaubte diese Frage bejahen zu dürfen. „Na", meinte der Herr Major, „dann werde ich unsern alten Wachtmeister anweisen, Ihnen auf den Zahn zu fühlen. Melden Sie sich in zwei Stunden bei dem Wachtmeister Wunderlich in der Sterntorkaserne." Zwei Stunden später stand ich auf dem Kasernenhof, nachdem ich mir rasch beim nächsten Schneider Stege an meinen Hosen hatte anbringen lassen. Ich ritt dem Wachtmeister den Schwadronsgaul, der schon bereit stand, im Schritt, im Trab und im Galopp vor, changierte im Galopp, kurz, zeigte meine Reitkünste. Ich erbot mich auch, jede Barriere zu springen. Wunderlich schien zufrieden. Er fragte mich, wo

In der Sterntorkaserne

ich in Bonn abgestiegen wäre. Der Herr Major würde mir Bescheid sagen lassen.

Im Laufe des Abends erfuhr ich durch eine Ordonnanz, daß ich mich am nächsten Morgen wieder in der Sterntorkaserne einzufinden hätte. Ich sollte vom Regimentsarzt Mayweg untersucht, dann eventuell eingekleidet werden. Dr. Mayweg, augenscheinlich ein bequemer Herr, hatte die Freundlichkeit, nur meinen Brustkorb zu beklopfen und Arme und Beine zu befühlen und, nachdem er alles in bestem Zustand gefunden hatte, mir gar nicht in den Hals zu sehen, obwohl ich heiser sprach. Dann wurde ich auf die Kammer geführt und eingekleidet. Das war einer der wirklich schönen Augenblicke meines Lebens. Als ich in die stramm sitzenden Hosen mit Lederbesatz gefahren war, in die prächtigen Husarenstiefel mit gelber Borte, als ich den blauen Attila mit gelben Schnüren angelegt, die Pelzmütze mit der Kokarde aufgesetzt, die Schuppenkette heruntergenommen und als ich gar den breiten Husarensäbel umgeschnallt hatte, kam ich mir wie ein König vor. Was kostet die Welt? Stolz und vergnügt bezog ich die kleine Wohnung, die ich in der Meckenheimer Landstraße mietete.

Am nächsten Tage um fünf Uhr begann der Stalldienst. Ich hatte einen Schwadronsgaul zu putzen. Ich hatte schon viele Pferde geritten, aber noch nie ein Pferd geputzt. Das sieht leichter aus, als es ist. Mein Gaul war kitzelig. Man lief Gefahr, von ihm einen Schlag vor das Schienbein zu erhalten oder einen wuchtigen Tritt auf die große Zehe, und sollte ihn doch gut putzen. Der Striegel, mit dem der Kavallerist putzt, wird auf dem Damm ausgeklopft, um damit die sogenannten Striche zu erzielen. Je mehr Striche, desto besser. Keine Beschäftigung konnte nützlicher für mich sein als das Striegeln. Ich schrieb am Tage nach meiner Einkleidung an meinen Vater: „Gestern morgen sind wir eingekleidet worden. Ich habe mich schon zwei Stunden damit beschäftigt, im Drillich Pferde zu putzen. Ich fühle mich wie ein Fisch im Wasser, obwohl ich den ganzen Tag im Freien bin, auch abends im Garten bis um elf Uhr sitze.“ Ich bin überzeugt, daß einige Wochen Striegeln für jeden jungen Menschen gut ist, insbesondere für den leider nur zu oft verstiegenen deutschen Intellektuellen, bei dem der alte gute Römerspruch „Mens sana in corpore sano“ bisweilen umzuwandeln wäre in „In corpore non sano, mens haud sana“. Auch der Stallwacht erinnere ich mich gern, des Wieherns der Pferde, ihres gelegentlichen Ausschlagens und Krippensteigens, wo dann Ruhe zu stiften war.

Auch der Tüchtige kommt im Leben, und namentlich in seiner Jugend, in den Anfangsstadien schwer voran, wenn ihm nicht ab und zu wohlwollend unter die Arme gegriffen wird. Wie ich mich dankbar der Geheimen Räte im Auswärtigen Amte erinnere, die mich im Winter 1873/74 mit der Technik und dem Handwerkszeug des diplomatischen Dienstes vertraut

machten, so weiß ich auch, wieviel ich dem braven Wachtmeister der Bonner Ersatzschwadron schulde, der den jungen Rekruten mit väterlichem Wohlwollen überwachte, leitete und anlernte. Der Wachtmeister Wunderlich war ein Prachtexemplar unseres alten prächtigen Unteroffizierstandes. Wenn er mit gewichstem Schnurrbart und strengem Blick, nie in bummeliger Haltung, immer stramm, niemals familiär oder jokos, stets gravitätisch, eine dicke Brieftasche in der Hand, vor mir stand, so empfand ich einen Respekt, wie ihn mir in meiner dienstlichen Laufbahn kein anderer Vorgesetzter eingeflößt hat, der einzige Bismarck ausgenommen. Ich habe nie „Wallensteins Lager" gelesen oder auf der Bühne gesehen, ohne bei der von Schiller genial gezeichneten Figur des Wachtmeisters an den alten Wunderlich im Sommer 1870 zu denken.

Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.
Es treibt sich der Bürgersmann träg und dumm
Wie des Färbers Gaul nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden.

Wachtmeister Wunderlich sprach nicht in schönen Versen wie Schiller, aber er dachte ähnlich. Er mochte fühlen, wie hohe Achtung mich vor ihm erfüllte, denn er zeigte mir bald ein unverkennbares Wohlwollen. Das bewies er mir, als er mir nach achttägigem Stalldienst riet, mir ein eigenes Pferd anzuschaffen. Ich ritte nicht übel. Auf einem eigenen Pferde werde das noch mehr hervortreten. Ich hätte, wie er hoffe, mein Zivil endgültig an den Nagel gehängt, ich müsse Husar werden, Königshusar: Avantageur, Portepeefähnrich, Leutnant, dann stünde ich auf der Leiter zur höchsten Macht. Solcher Aufstieg würde mir durch ein eigenes Pferd erheblich erleichtert werden. In Deutz, in der Kaserne der 8. Kürassiere, sei, wie er höre, bei dem Herrn Rittmeister von Marées ein Pferd zu haben.

Am nächsten Tage machte ich mich nach Köln auf den Weg. Natürlich fuhr ich mit dem Dampfschiff, denn am schönen Rhein eine Eisenbahn zu benutzen, erschien mir prosaisch. Es war ein sehr heißer Augusttag. Ich war um vier Uhr morgens aufgestanden. Ich hatte lange Pferde gestriegelt, dann Stechschritt geübt, dann Säbel gefochten und mich zum Schluß an einem allzu lang ausgedehnten Frühschoppen im Hotel Royal mit Kameraden beteiligt. An Bord des Rheindampfers schlief ich bald auf einem Stuhle ein.

Wie lange ich geschlafen habe, kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß, als ich aufwachte, zwei schöne Augen auf mich gerichtet waren. Diese Augen gehörten einem anmutigen Mädchen, das dezent und mit Geschmack gekleidet war. Die Figur war voll und dabei graziös, das ganze Persönchen *Episode*

zum Anbeißen. Mit dem Ausdruck innigen Mitleids blickte sie auf mich. „Sie armes Kind", seufzte sie, „müssen Sie wirklich schon in den Krieg?" Erläuternd muß ich hierzu bemerken, daß ich, obwohl ich drei Monate vorher einundzwanzig Jahre alt geworden war, noch so jung aussah, daß man mich meist auf achtzehn, bisweilen auf siebzehn Jahre schätzte. Ich hörte das aber nicht gern. Der nie zufriedene Mensch möchte in seiner Jugend älter, in seinem Alter jünger erscheinen. So erwiderte ich in pikiertem Ton, noch halb verschlafen: „Ich bin kein Kind. Ich bin ein Mann und ein Husar, und ich will in den Krieg!" Inzwischen war ich ganz wach geworden. Und da die junge Dame wirklich sehr nett aussah, führte ich das Gespräch mit ihr, die mein Ärger ungemein zu belustigen schien, in freundlicherem Tone fort.

Wir suchten uns auf dem schwach besetzten Schiff eine Bank, wo wir ungestört plaudern konnten. Ich sagte ihr, woher ich käm' der Fahrt und wie mein Nam' und Art. Sie erzählte mir, daß sie eine Jüngerin der Thalia sei, eine Schauspielerin. Sie war an süddeutschen Bühnen als Naive aufgetreten, nicht ohne Erfolg. Nun fuhr sie über Köln nach Berlin, wohin sie ein Engagement angenommen hatte. Sie sollte am nächsten Abend dort eintreffen und am darauffolgenden zum erstenmal auftreten.

Sie schwätzte anmutig und unschuldig wie eine junge Schwalbe, die auf dem Dachfirst zwitschert. Sie vertraute mir noch mehr an. Das schöne Kind hatte trotz seiner Jugend schon einen Roman hinter sich, einen schmerzlichen Roman. Sie war während eines Jahres die Freundin eines Prinzen gewesen, der sich von ihr hatte trennen müssen, als sein gestrenger Vater ihn zu einer standesgemäßen Heirat mit einer häßlichen, aber ebenbürtigen Prinzessin zwang. Die Wunde, die diese Untreue dem Herzen der armen Naiven geschlagen hatte, war noch nicht vernarbt. Ich beeilte mich, ihr auseinanderzusetzen, daß eine unglückliche Liebe homöopathisch behandelt werden müsse, nach den Grundsätzen des Herrn Professor Hahnemann, dessen Denkmal ich vor nicht langer Zeit auf dem Theaterplatz in Leipzig bewundert hätte: „Similia Similibus!" Nur eine neue Liebe könne Heilung bringen. Lateinisch verstand sie nicht, aber den Sinn meiner Ausführungen schien sie zu begreifen.

Als der Tag sank, trafen wir in Köln ein. In einem kleinen Restaurant aßen wir zu Abend, im Freien, mit dem Blick auf den Rhein. Wie sie sich das frugale Abendessen schmecken ließ, ein Kotelett mit Bratkartoffeln, wie sie aus einem grünen Glase billigen Josefshöfer nippte, das war nun zum Entzücken gar. Nach dem Abendbrot promenierten wir Arm in Arm am Rhein und auf dem Platz vor dem „ewigen Dom", während der Mond am Himmel emporstieg und der liebe Gott nach und nach seine Sterne anzündete. Wir kehrten dann in ein Hotel ein, dessen ich mich aus meiner

Kindheit erinnerte, weil ich mit meinen Eltern auf der Reise nach Blankenberghe dort abgestiegen war. An der Tür empfingen uns der Oberkellner und ein Stubenmädchen, die uns offenbar für ein jungverheiratetes Ehepaar hielten. Der Oberkellner, dem ich mit Aplomb erklärte, unser großes Gepäck werde am nächsten Tage eintreffen, führte uns in ein geräumiges Schlafzimmer, in dem ein großes Himmelbett stand. Das Stubenmädchen flüsterte meiner errötenden Begleiterin zu: „Gnädige Frau werden sich hier sehr wohl fühlen. Hier haben schon viele Neuvermählte ihre Hochzeitsnacht gefeiert.“ Stubenmädchen und Kellner zogen sich diskret zurück, wir standen uns allein gegenüber.

Meine Reisegefährtin erschien mir noch liebenswürdiger als am Vormittag auf dem Rheindampfer. Ich hatte sofort bemerkt, daß sie kleine und hübsche Füßchen und lange, feine Hände hatte. Sie hatte auch blaue, ausdrucksvolle Augen und ein reizendes Stumpfnäschen. Ihr Haar war kastanienbraun, „auburn hair“, wie die Engländer es nennen. Das Lächeln, das um ihren Mund spielte, der Blick ihrer Augen ließen mich hoffen, daß ich ihr nicht ganz unsympathisch wäre. Faust sagt zu Gretchen: „Ach, kann ich nie ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen und Brust an Brust und Seel' an Seele drängen?“ Das arme Gretchen erwidert: „Ach, wenn ich nur alleine schliefe! Ich ließ' dir gern heut nacht den Riegel offen. Doch meine Mutter . . .“ Zwischen mir und meiner kleinen Freundin stand keine störende Mutter.

Der Morgen, wo es Abschied nehmen hieß, war sehr traurig. Nach einer letzten, stürmischen und nach einer allerletzten, noch stürmischeren Umarmung brachte ich meine kleine Gefährtin auf die Bahn. Aus dem Eckfenster des Abteils, in dem sie Platz nahm, rief sie mir zu: „Vergiß mich nicht, ich werde dich nie, nie vergessen!“ Das Publikum lachte. Wie roh sind doch die Menschen, wie verständnislos für hohe und wahrhaft edle Empfindungen, dachten wir beide. Sie ließ sich aber nicht irre machen, warf mir unbekümmert um das „profanum vulgus“ ein Kußhändchen nach dem andern zu und flüsterte, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte, schelmisch: „Du bist wirklich kein Kind, wie ich auf dem Dampfschiff zu dir sagte. Du bist ein Mann, ein reizender Mann und . . .“ Ihre letzten Worte aus dem abfahrenden Zug erreichten mich nicht mehr. Bald entschwand ihr liebes Köpfchen, dem meine sehnsüchtigen Blicke folgten.

Lange, sehr lange habe ich nichts von meiner kleinen Kölner Freundin gehört. Erst nach siebenunddreißig Jahren, longum spatium aevi, nach den glücklichen Reichstagswahlen von 1907, erhielt ich ein Lebenszeichen von ihr. Sie müsse mir gratulieren, schrieb sie in einem hübsch tournierten Briefchen, und wolle mir gleichzeitig sagen, mit welchem Anteil sie meinen

Aufstieg verfolgt habe. Sie hatte, wie sie weiter erzählte, einige Jahre nach unserer Kölner Begegnung dem Theater Valet gesagt, um einen älteren Mann, einen trefflichen Mann zu heiraten, einen angesehenen und wohlhabenden Bankier. Ihr Mann trage sie auf Händen, sie habe es gut bei ihm. Nicht ohne Humor fügte sie hinzu, daß ihr Gatte ein unentwegter Anhänger des Kanzlers Bülow sei. Schon vor der Reichstagsauflösung habe er für dessen Politik geschwärmt. Jetzt habe er sich aus Freude über den großen Wahlsieg „seines" Reichskanzlers auf der Ressource einen kleinen Schwips geholt. So können, wenn günstige Sterne walten und nicht allzuviele Dummheiten gemacht werden, sich schließlich auch anscheinende Dissonanzen in Harmonie auflösen, die nach Leibniz Zweck und Sinn des Weltprozesses ist.

In Deutz

Während die liebe Kleine der Hauptstadt Preußens zurollte, suchte ich den Rittmeister von Marées in Deutz auf. Er ließ mir sogleich eine schöne, hellbraune, gängige Stute mit Stern und weißen Fesseln vorführen, die er mir zu einem annehmbaren Preise überließ, nachdem ich sie auf dem Zirkel ausprobiert und auch eine Barriere mit ihr gesprungen hatte. Die brave Stute hat mich von Metz bis Amiens und Rouen, sie hat mich auf schwierigen Ordonnanzritten und gefährlichen Patrouillen, sie hat mich in den Schlachten von Amiens, an der Hallue, bei Bapaume, Tertry-Porcilly, Saint-Quentin getragen. Ich taufte sie „Grete". Meine Kölner Freundin hieß Margarete, wie zwei Heilige, zwei Statthalterinnen der Niederlande, drei oder vier Königinnen, ungezählte Fürstinnen, Gräfinnen und Freifrauen. Ich nannte sie im Tête-à-tête Gretchen, womit sie sich einverstanden erklärte, zumal ich mich darauf berufen konnte, daß Faust sein Gretchen mit dem Ausruf begrüßt habe, in den ich einstimme: „Beim Himmel, dieses Kind ist schön!"

Der Rittmeister von Marées rückte im Spätherbst seinem Regiment um dieselbe Zeit nach, wo ich zu dem meinigen stieß. Er sollte nicht aus dem Kriege zurückkehren. Er fiel nicht weit von mir, bei Bapaume, wo die 8. Kürassiere gleichzeitig mit den 7. Husaren eingesetzt wurden. Der Rittmeister von Marées war ein Verwandter des berühmten Malers Hans von Marées, von dem ich im Aquarium in Neapel die schönen Fresken gesehen habe.

Auf dem Bonner Exerzierplatz

Von Deutz ritt ich die Grete noch am selben Nachmittag in flotter Gangart nach Bonn und am nächsten Vormittag im Zug. Das Exerzieren auf dem „Sand", so hieß der eine kleine halbe Stunde von der Kaserne entfernte Exerzierplatz, gefiel mir noch besser als der Stalldienst. Ich ritt im ersten Zug, der Portepeefähnrich von dem Knesebeck war mein Zugführer. Er hat mich später bisweilen scherzend daran erinnert, daß ich damals vor ihm strammstehen mußte. Ich lernte Richtung halten und Fühlung nehmen,

ich lernte, den Gaul fest zwischen die Beine zu nehmen und lose am Zügel. Trab, Galopp und Marsch-Marsch, alles wurde geübt. Man sang:

Die Unteroffiziere an die Flügel,
Fester Sitz und lose Zügel!
Die Offiziere vor die Schwadron,
Seht, jetzt geht's im Trabe schon!

Zum Schluß ging es durch den Sprunggarten, über Mauer, Block und Graben. Wenn ein Einjähriger herunterfiel, mußte er eine Bowle zahlen. Alles rief: „Eine Bowle fällig!“ Auf dem Rückmarsch begrüßten uns die patriotischen Bonner Bürger mit: „Lehmop!“, dem alten Schlachtruf der Königshusaren, auf die ganz Bonn stolz war. Woher stammte der Ruf „Lehmop!“, der schon 1866 als Kriegsruf der „Blauen Bonner“ in der Elbarmee berühmt geworden war? Wenn in Friedenszeiten das Königshusaren-Regiment mit lautem Sang und frohem Mut nach dem „Sand“ ritt, kam die Schwadron an zahlreichen Ziegeleien vorbei, die der Stadt Bonn ihr Baumaterial lieferten. Die Arbeiter pflegten ihren Gehilfen unten in der Grube „Lehm op!“ zuzurufen, wenn diese neuen Lehm heraufbefördern sollten. Die Husaren hatten den sonoren Ruf aufgenommen und stimmten ein kräftiges „Lehmop!“ an, sobald sie an den Ziegeleien vorüberritten. Aus dem Marsch zum Exerzierplatz wurde anno Sechsundsechzig ein Ritt gegen den Feind und aus dem lustigen Morgenruf ein Feldgeschrei. 1870 wurde das Regiment zuerst von seinen speziellen Waffenbrüdern, seiner „Couleur“, den 8. Jägern, mit „Lehmop!“ begrüßt, dann von allen Regimentern des rheinischen Armeekorps, und nach dem Kriege kannte die ganze Armee den Ruf.

Regimentsgeschichte

Das Königshusaren-Regiment (1. Rheinisches Nr. 7), eines der schönsten Regimenter unserer alten herrlichen Armee, war 1813 von dem Grafen Karl Lazarus Henckel als „Schlesisches National-Husaren-Regiment“ errichtet worden. Graf Henckel, freier Standesherr auf Beuthen und Besitzer des Neudecker Fideikommisses, hatte sich schon in der Rheinkampagne, 1792, den Orden pour le mérite, im Befreiungskrieg das Eiserne Kreuz I. Klasse erworben. Bei Saalfeld, 1806, war er an der Seite des Prinzen Louis Ferdinand schwer verwundet worden. Er ist erst 1864, zweiundneunzig Jahre alt, gestorben. Er war der Vater des durch seinen immensen Reichtum, seine Freundschaft mit Bismarck und mit Waldersee wie durch seine großen industriellen und finanziellen Unternehmungen bekannten Fürsten Guido von Henckel-Donnersmarck, der, sechsundachtzig Jahre alt, 1916 während des Weltkrieges starb. Aus dem Schlesischen National-Husaren-Regiment, das in der Schlacht von Dresden, bei Brienne und Montmirail, bei Château-Thierry und Laon und in der Schlacht von Paris siegreich gefochten hatte,

war nach dem Krieg das 7. (Westpreußische) Husaren-Regiment geworden, das in allerlei kleinen Nestern der Provinz Posen, in Inowrazlaw, Slupce und Rogasen, in Garnison lag, wo, wie die West- und Süddeutschen meinen, sich Fuchs und Wolf Gute Nacht wünschen. 1852 wurde das Regiment aus der Provinz Posen nach der Rheinprovinz, nach Bonn verlegt. Der Neujahrstag 1857 war der schönste Tag in der Geschichte des Regiments. Am 1. Januar 1857 wurde der damalige Prinz von Preußen, der nachmalige König und Kaiser Wilhelm I., zum Chef des 7. Husaren-Regiments ernannt. Einunddreißig Jahre lang hat er den kornblumenblauen Attila getragen. Kornblumenblau war seine Lieblingsfarbe. Er hat in dieser langen Zeit jeden Offizier des Regiments persönlich gekannt. Als er zu alt geworden war, um noch die engen Husarenhosen und Husarenstiefel tragen zu können, ließ er, wenn er Bonn passierte und das Offizierkorps auf dem Bahnsteig aufgestellt war, seinem Regiment zu Ehren sich den Husarensäbel an Stelle des gewohnten Infanteriedegens umschnallen. Die stolze Vergangenheit unseres Regiments war jedem Husaren bekannt. Alle brannten darauf, dieser Vergangenheit und dem erhabenen und ehrwürdigen Chef Ehre zu machen.

Weißenburg und Wörth

Während ich und meine Kameraden von der Ersatz-Schwadron Pferde striegelten und auf dem „Sand" exerzierten, fielen auf Elsässer Erde die ersten Hammerschläge des deutschen Kriegsgottes. Am 4. August wurden die Franzosen bei Weißenburg, am 6. August bei Spichern und Wörth geschlagen. Der Jubel im Rheinland war unbeschreiblich. Wenn ich aus der traurigen Gegenwart an jene Augusttage des glorreichen Jahres 1870 zurückdenke, habe ich die Empfindung, als ob sich an einem trüben und grauen Novembertage plötzlich eine Frühlingslandschaft vor mir auftäte. Und dieser Jubel, nicht nur in der preußischen Rheinprovinz, sondern in ganz Deutschland, war berechtigt. Es war das erstemal seit Jahrhunderten, daß Deutschland geschlossen und einig dem welschen Erbfeind entgegentrat. Noch im Befreiungskrieg hatten Württemberger und Bayern, Sachsen und Badenser mit den Franzosen gegen ihre eigenen Landsleute gefochten. Als 1813 bei Dennewitz, unter dem General Friedrich Wilhelm Bülow, Pommern und Märker dem Feinde den Marsch auf Berlin wehrten, mußten sie mit Bajonett und Kolben nicht nur gegen Franzosen kämpfen, sondern auch gegen Schwaben und Alemannen, die der korsische Despot gezwungen hatte, ihm Heeresfolge zu leisten.

Jetzt rief im Wochenkalender des „Kladderadatsch" Rudolf Löwenstein den Süddeutschen zu:

Wenn einst gepflückt wir haben
Ein Hühnchen mal im Streit,
Ihr Bayern und ihr Schwaben,
Das war in böser Zeit.



Luise Victorine von Bülow geb. Rücker
Die Mutter des Fürsten Bülow

Zu schönrem Streit jetzt stähle
Die Brust sich mutentbrannt —
Ein Herz und eine Seele
Sind wir fürs Vaterland!

All Haß und Hühnchenpflücken
Sei ewig abgetan!
Denkt nicht mehr an die Kücken,
Denkt nur an Galliens Hahn!
Den faßt mir an die Kehle
Und dreht sie um gewandt! —
Ein Herz und eine Seele
Sind wir fürs Vaterland!

Gewaltiger noch tönte das am 25. Juli 1870 von Heinrich von Treitschke gedichtete Lied vom Schwarzen Adler, eines der schönsten Lieder, die je von einer deutschen Lippe flossen.

Die auf den Schlachtfeldern von Weißenburg und von Wörth mit Blut besiegelte Gemeinschaft von Nord und Süd, von Ost und West verkörperte sich in dem Sieger der Schlacht, in dem preußischen Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich. Wie kaum ein anderer besaß er die Eigenschaften, die dem Deutschen seit Jahrhunderten am Manne so teuer sind: die Reinheit der Seele und die Festigkeit des Herzens, edlen Stolz und rührende Bescheidenheit, Strenge gegen sich selbst und Güte für andere, völlige Furchtlosigkeit und zartestes Empfinden. Verwundete, die aus dem Elsaß eintrafen, um in Godesberg und Brühl in den Lazaretten untergebracht zu werden, erzählten von dem Sturm auf den Geißberg bei Weißenburg, ein von hohen und festen Mauern umgebenes Gehöft, in das sich die Franzosen eingenistet und das sie durch Anbringen von Schießscharten in ein natürliches Fort verwandelt hatten. Auf ungeschütztem Wege, der sich über eine Viertelmeile hinzog, stieg das Königsgrenadier-Regiment (2. Westpreußisches Nr. 7) trotz verheerendem Infanterie- und Artilleriefeuer mit vollkommener Ruhe und in bester Ordnung den Berg hinauf. Voran das Füsilierbataillon, an seiner Spitze, hoch zu Pferd, der Major von Kaisenberg, ein großer, ungewöhnlich gut aussehender Offizier, der kurz vor dem Beginn des Krieges seine schöne Braut, die Gräfin Karoline Strachwitz, heimgeführt hatte. Massenhaft stürzten die Grenadiere. Tödlich getroffen fielen drei Hauptleute. Es fällt, von einer Kugel getroffen, der brave Fahnenträger, Sergeant Heinrich, die Fahne fällt zur Erde. Major von Kaisenberg springt vom Pferde, ergreift die Fahne und führt mit mächtigem Zuruf das Bataillon an dem Gehöft vorbei, im Eilschritt hinauf zur Höhe. Die Fahne wird von Kugeln durchlöchert, die Fahnenstange zersplittert. Kaisenberg

ergreift die beiden Enden der Fahne und hält sie hoch in die Höhe. Eine Kugel wirft ihn zu Boden. Er rafft sich noch einmal auf und schreitet blutüberströmt dem Bataillon weiter voran, bis ihm eine letzte Kugel das Knie zerschmettert. Aber seine braven Königsgrenadiere stürmen weiter, gewinnen die Höhe und kommen dem Feinde in den Rücken. Auf der ganzen Schlachtfront arbeiten sich die Truppen mit zähem Heldenmut vorwärts. Die Schlacht ist gewonnen und damit der erste Sieg in diesem Krieg. An das Sterbelager des Majors von Kaisenberg trat der Kronprinz, umarmte und küßte ihn.

Wörth war der erste große Sieg in diesem Kriege, den Schlesier und Thüringer, Hessen und Westfalen, Bayern und Preußen, Württemberger und Posener gemeinsam erfochten. Sie haben damit der deutschen Einheit und dem Deutschen Reich endgültig die Bahn gebrochen. Als der Kronprinz am Abend der Schlacht an die einzelnen Regimenter heranritt und seinen Dank und sein Lob aussprach, rief ihm ein wackerer bayrischer Soldat zu: „Wann wia Eana Sechsundsechzig an da Spitz'n g'habt hätt'n, da war'n wia mit dena Malefizpreiß'n schon firti worn!" Wahrheit und ein tiefer Sinn lag in dieser naiven Äußerung des tapferen Bayern. Erst nachdem Preußen die deutschen Stämme unter seiner Führung geeinigt und sie mit friderizianischem, mit militärischem Geist erfüllt hatte, waren aus den Besiegten von Langensalza, Kissingen und Tauberbischofsheim die Sieger von Weißenburg und Wörth geworden.

General Blumenthal

Als militärischer Berater stand dem Kronprinzen bei der Führung der 3. Armee eine geniale strategische Kraft, der General Leonhard von Blumenthal, zur Seite. Ihm gegenüber hatte der Kronprinz im Kriege von 1866 bewiesen, daß seine Großherzigkeit auf der Höhe seiner Tapferkeit stand. Der General von Blumenthal hatte kurz vor dem Ende des Preußisch-Österreichischen Krieges in einem Brief an seine Frau, eine Engländerin, dieser sein Herz ausgeschüttet, wie das ja zuweilen und nicht nur in hohen Stellungen mancher Ehemann tut. Blumenthal hatte in diesem Brief den Prinzen Friedrich Karl scharf kritisiert und hinzugefügt: Mit einem so eigenwilligen und störrischen Prinzen habe dessen Generalstabschef, der General Gustav von Stiehle, es nicht leicht, da hätte er, Blumenthal, es besser. Der Kronprinz sähe ein, daß er selbst von Strategie nicht viel verstehe, und lasse sich willig von seinem Stabschef führen. Die Österreicher hatten die Feldpost, der diese Epistel zur Beförderung übergeben worden war, aufgefangen und sich das boshafte Vergnügen gemacht, den Brief des Generals von Blumenthal zu veröffentlichen. Blumenthal meldete sich, sobald er von der Veröffentlichung erfuhr, beim Kronprinzen, um sein Abschiedsgesuch einzureichen. Ohne ein Wort des Vorwurfs oder Tadels umarmte ihn der ritterliche Herr mit den Worten: „Ich habe den Brief,

nachdem ich ihn gelesen habe, sofort und für immer vergessen. Ich erinnere mich nur noch der Dienste, die Sie der Armee, dem Vaterlande und mir in diesem Kriege geleistet haben." Seinen Dank stattete Blumenthal dem edlen Herrn 1870 ab, bei Weißenburg und Wörth und im ganzen übrigen Verlaufe des Krieges. Eine der ersten Handlungen des Kaisers Friedrich, als er 1888 todkrank den Thron bestieg, war, daß er Blumenthal zum Generalfeldmarschall ernannte.

Spichern

An demselben 6. August, an dem die Franzosen bei Wörth geschlagen wurden, erstürmten die Deutschen die steile Höhe von Spichern. Hier fiel auf halber Höhe, an der Spitze der 27. Infanteriebrigade der General Bruno von François, ein Granatschuß riß ihm den Unterleib auf. Sein Adjutant frug den Sterbenden, ob er nicht entsetzlich leide. Der General warf einen Blick auf die Kolonnen, die mit wehenden Fahnen, mit Musik, mit Hurra und Helme schwenkend den Berg heraufstürmten. „Ich leide gar nicht", erwiderte der sterbende General seinem Adjutanten, „denn ich sehe, daß das Gefecht vorwärtsgeht." Auch der Name des Generals von François lebt, wie der des Majors von Kaisenberg, für alle Zeiten fort in der deutschen Geschichte.

Die Herzen der jungen Kriegsfreiwilligen in Bonn klopften höher, wenn sie von solchem Heldentum hörten. Mit unserer Begeisterung wuchs begreiflicherweise unsere Ungeduld, an die Front zu kommen. Wir waren alle kreuzunglücklich, daß wir noch nicht im Feuer gewesen waren. Es wurde uns aber auf unsere wiederholten Bitten und Reklamationen der uns sehr betrübende Bescheid, daß Husaren drei Monate in der Kaserne ausgebildet werden müßten, bevor sie im Felde zu brauchen wären.

Und nun kamen die schwersten Schlachten dieses Krieges, die drei Schlachten vor Metz, Schlachten, von denen man singen und sagen wird, solange zwischen Maas und Memel, Etsch und Belt Deutsche wohnen. Ergreifender, packender hat sie keiner geschildert als Ernst Dohm im „Kladderadatsch".

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang.
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht — —

Adolf v. Bülow †

Meinen guten, schon schwergeprüften Eltern brachte die Schlacht von Mars-la-Tour neue Sorgen. Zwei Tage nach der Schlacht, in der die Gardedragoner attackiert hatten, traf in Berlin die amtliche Nachricht ein, daß mein Bruder Adolf, der als Leutnant bei den 2. Gardedragonern stand, gefallen wäre. Die damals neben uns wohnende Fürstin Marie Radziwill, eine Französin, hat mir später oft erzählt, sie werde nie den Ausdruck

tiefsten Schmerzes, aber auch edler Gefaßtheit vergessen, mit dem ihr mein Vater, als sie sich auf dem Pariser Platz trafen, gesagt habe: „Toutefois, non pas comme je veux mais comme Dieu veut.“ Ein gütiges Telegramm des Bundeskanzlers Bismarck an meinen Vater brachte ihm achtundvierzig Stunden später die Nachricht, daß sein Sohn lebe. Mein Bruder war mit dem ersten Zug seiner Schwadron vorausgeritten. An einer schmalen Brücke angelangt, ließ er in heftigem Feuer zu dreien abbrechen und ritt mit seinem Burschen, einem braven Polen namens Czeslak, und dem ältesten Sergeanten über die Brücke. Beide fielen. Mein Bruder kam mit einer leichten Verwundung davon. Bald nachher erging an beide Gardedragoner-Regimenter der Befehl, gegen französische Infanterie vorzugehen, um unserer Infanterie Luft zu machen.

Die 3. Garde-Kavalleriebrigade führte der Generalmajor Graf Wilhelm Brandenburg, ein vorbildlicher Gardegeneral. Er war ein Sohn des Ministerpräsidenten Brandenburg, dem Olmütz das stolze Preußenherz brach und dessen Denkmal auf dem Leipziger Platz in Berlin steht, gegenüber dem Denkmal von Wrangel. Der Ministerpräsident war ein Kind der Liebe: die schöne Gräfin Sophie Dönhoff hatte ihn dem König Friedrich Wilhelm II. geboren. Als ein atemlos heranjagender Generalstäbler dem Generalmajor Graf Wilhelm Brandenburg auf dem Schlachtfeld von Mars-la-Tour zurief, er möge sofort auf schwierigstem Terrain mit seiner Brigade die französische Infanterie attackieren, machte ihn dieser mit der ihm eigenen vornehmen Ruhe darauf aufmerksam, daß das so viel bedeute, wie die Regimenter opfern. Der aufgeregte Major mit den breiten roten Streifen ließ sich zu der Antwort hinreißen: „Dann macht sich die Gardekavallerie doch endlich bezahlt!“ Ohne mit der Wimper zu zucken entgegnete der Generalmajor Graf Brandenburg, nachdem er seine tadellos weißen Handschuhe zugeknöpft und dann den Säbel gezogen hatte: „Ah! Das ist etwas anderes. Brigade, Gewehr auf! Brigade Trab, Galopp, marsch-marsch!“ Und vorwärts ging es über Hecken und Gräben in mörderischem Infanteriefeuer.

Bei dieser Attacke, die den gewünschten taktischen Erfolg hatte, unserer Infanterie Luft zu machen, fielen die beiden Regimentskommandeure, Oberst von Auerswald und Oberst Graf Finckenstein, der Major von Kleist, der schöne Bruder der schönen Herzogin von Pleß, die Rittmeister Prinz Heinrich XVII. Reuß, ein Bruder des damaligen Botschafters in Petersburg, späteren Botschafters in Konstantinopel und Wien, Graf Wesdehlen, Graf Westarp, von Hindenburg, die Leutnants von Tresckow, Graf Schwerin, Graf Solms-Sonnenwalde, Graf Hohenthal. Als König Wilhelm einige Tage später die Regimenter wiedersah, liefen dem gütigen Herrn die Tränen über die Wangen. Er wiederholte nur immer: „So viele brave Dragoner und

brave Offiziere, und eure beiden lieben Kommandeure.“ In derselben Stunde, wo die Gardedragoner attackierten, ritten

die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,

die 7. Kürassiere und die 16. Ulanen zwei französische Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien nieder. Ferdinand Freiligrath, der aus wüster Verirrung im närrischen Jahr 1848, dem Jahr der mißglückten Anläufe und der fehlgeschlagenen Projekte, erst im Exil, in London, 1870 die Rückkehr zur nationalen Idee fand, hat in einem wundervollen Gedicht die Trompete von Vionville unsterblich gemacht, den Augenblick, wo der Kommandeur der 7. Kürassiere, Graf Schmettow, zum Sammeln blasen ließ.

XI. KAPITEL

Bismarcks Politik 1870 • Österreich-Ungarn, Italien, England, Rußland • Haltung Bayerns im Juli 1870 • Widerstände in der Bayrischen Abgeordneten-Kammer, die patriotische Haltung der Ersten Kammer • Geschlossene Einheit der Nation • Rundschreiben Bismarcks an die preußischen Missionen • Neutralität Österreich-Ungarns • Holsteins Mission nach Florenz

Moltkes Strategie

Der Heldenmut der Armee stand leuchtend vor aller Augen. Auch die meisterhafte strategische Oberleitung durch den General Hellmuth von Moltke wurde sofort und allgemein gewürdigt. In dem Generalstabswerk über den Deutsch-Französischen Krieg findet sich der nachstehende prägnante Satz: „Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten. Aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen." Aus diesen Worten spricht der Geist des großen Moltke, der uns 1866 und 1870 zum Siege führte. Das Unglück seines bedauernswerten Neffen war, daß er am Buchstaben des, überdies von ihm nicht konsequent durchgeführten und nicht einmal ganz begriffenen Planes des toten Grafen Schlieffen klebte. Von der Strategie gilt wie von der Politik, wie eigentlich überall, das Wort des Apostels Paulus, daß der Buchstabe tötet und daß nur der Geist lebendig macht.

Die geheime Koalition

Die geniale Politik, durch die Bismarck 1870 der Armee die Arme frei machte, kam ganz den Deutschen erst Jahrzehnte später zum Bewußtsein, als wir trotz der unvergleichlichen Leistungen des schönsten Heeres, das je ins Feld rückte, trotz aller Hingebung und allem Opfermut des Volks infolge der unzulänglichen Führung durch Bethmann Hollweg wie durch die Nachfolger, die Wilhelm II. diesem Reichsverderber gab, den Weltkrieg verloren. Im Juli 1870 war Frankreich sowohl mit Österreich wie mit Italien durch Abmachungen gebunden, die präziser und bindender waren als die Verabredungen, die England vor dem Ausbruch des Weltkriegs mit Frankreich und Rußland getroffen hatte. Die seit Sadowa in Paris wie in Wien angestrebte französisch-österreichisch-italienische Koalition war durch den Besuch eingeleitet worden, den Kaiser Napoleon III. im August 1867 dem Kaiser Franz Josef in Salzburg abstattete. Der österreichische Minister-

präsident Graf Beust, der ungarische Ministerpräsident Graf Andrássy und der österreichisch-ungarische Botschafter in Paris Fürst Richard Metternich waren von Kaiser Franz Josef zu dieser Begegnung befohlen worden. Kaiser Franz Josef erwiderte den Salzburger Besuch in Paris, wo ihm zu Ehren ein glänzendes Bankett mit herzlichen Trinksprüchen der beiden Kaiser im Pariser Stadthause, dem Hôtel de Ville, stattfand, das in vergangenen Jahrhunderten so viel Pracht und Macht gesehen hatte und das kaum vier Jahre später in Flammen aufgehen sollte. Zwischen König Wilhelm und Kaiser Franz Josef hatte seit dem Preußisch-Österreichischen Kriege nur eine einzige persönliche Begegnung stattgefunden, am 22. Oktober 1867, auf der kleinen badischen Station Oos, die Kaiser Franz Josef auf der Reise von Wien nach Paris passierte und wohin König Wilhelm von Baden-Baden, seinem gewohnten Herbstaufenthalt, gekommen war. Die Entrevue dauerte nur zehn Minuten, sie verlief verlegen und frostig. Die eigentlichen Allianzverhandlungen zwischen Paris, Wien und Florenz begannen 1868. Kaiser Napoleon III. erhielt, wie Prinz Napoleon zehn Jahre später enthüllte, in persönlichen Schreiben des Kaisers von Österreich und des Königs von Italien die Zusicherung, daß im Fall eines Konfliktes zwischen Frankreich und dem von Preußen geführten Norddeutschen Bund Österreich-Ungarn und Italien „in wenigen Tagen“ und „ohne weiteres“ an die Seite von Frankreich treten würden. Als österreichisch-ungarischer Unterhändler bei diesen Allianzverhandlungen war neben dem Fürsten Richard Metternich der Graf Karl Vitzthum tätig, ein sächsischer Diplomat, den Beust, nachdem er selbst österreichischer Minister des Äußern geworden war, in österreichische Dienste gezogen hatte und der die Pläne seines Meisters mit Eifer, nicht ohne Geschick, jedenfalls mit völligem Mangel an deutscher Gesinnung, vertrat und förderte. Zwischen den Generalstäben von Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien war vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges viel verhandelt und verabredet worden.

Der Besuch des Erzherzogs Albrecht in Paris

Im März 1870 erschien der Führer der Kriegspartei in Österreich, zugleich der beste österreichische Heerführer, der Sohn des Siegers von Aspern und selbst der Sieger von Custozza, Erzherzog Albrecht, in Paris und stellte im Auftrag des Kaisers Franz Josef für den Fall eines deutsch-französischen Krieges dem Kaiser Napoleon die Waffenhilfe der habsburgischen Monarchie in bestimmte Aussicht. Bald darauf wurde ein französischer General, soweit ich mich erinnere der General Lebœuf, von Paris nach Wien geschickt, um den Besuch des Erzherzogs Albrecht zu erwidern. Die rachsüchtige Wut gegen die seit jeher an der schönen blauen Donau unbeliebten „Preißen“, der brennende Wunsch, die verlorene Vormachtstellung in Deutschland wiederzugewinnen, hatte in Wien sogar die Abneigung gegen

das „revolutionäre“ Italien, ja die in sechs Jahrhunderten oft bewährte Treue für den Heiligen Stuhl in den Hintergrund gedrängt. Die Tochter des Erzherzogs Albrecht, die junge Erzherzogin Mathilde, sollte den Kronprinzen Humbert von Italien heiraten, und sie würde ihn geheiratet haben, wenn das arme Mädchen nicht auf den unglücklichen Einfall geraten wäre, im Ballkleid eine Zigarette zu rauchen, mit dieser ihre duftige Abendtoilette in Brand gesetzt hätte und unter entsetzlichen Schmerzen gestorben wäre. Es lag auf der Hand, daß die italienische Kooperation nur zu erreichen war, wenn Italien der Besitz von Rom zugesichert wurde. Hierzu konnte sich Napoleon III. nicht entschließen, vor allem nicht aus Rücksicht auf seine bigotte Gattin, die ausrief: „Plutôt les Prussiens à Paris que les Italiens à Rome!“ Dazu kamen Gründe innerer französischer Politik, die Scheu vor den Klerikalen im eigenen Lande, vor dem Bischof von Orléans, dem streitbaren Monseigneur Dupanloup, und vor dem Redakteur des ultramontanen „Univers“, dem noch streitbareren Louis Veuillot. Schon im Herbst 1867 wurde die Römische Frage wieder akut. An der Spitze eines kleinen Heeres von Freiwilligen rückte Garibaldi in den Kirchenstaat ein. Die Bevölkerung erklärte sich überall für den Anschluß an Italien, riß die päpstlichen Embleme herunter und pflanzte statt ihrer die grün-weiß-rote italienische Trikolore auf. Am 3. November kam es bei Mentana zum Gefecht zwischen den Rothemden und den französischen Truppen, die Kaiser Napoleon dem Papst zu Hilfe gesandt hatte. Die Freiwilligen Garibaldis wurden von den Franzosen, die mit dem neuen französischen Gewehr, dem viel gerühmten Chassepot, ausgerüstet waren, leicht besiegt, zusammengehauen oder als Gefangene nach Rom abgeführt.

Rouher über Rom

Am 5. Dezember fand in Paris im Gesetzgebenden Körper die entscheidende Debatte über die Römische Frage statt. Der Staatsminister Rouher, der mächtigste Minister des Second Empire, der Vice-Empereur, wie er ironisch genannt wurde, antwortete auf die Frage, ob Frankreich den Italienern erlauben werde, sich der Ewigen Stadt zu bemächtigen, mit einem dreifachen „Nein, nein, niemals!“ Im offiziellen Sitzungsbericht wurde diese kategorische Erklärung wie folgt wiedergegeben: „Wir erklären im Namen der französischen Regierung: Italien wird sich Roms nicht bemächtigen! (Stürmischer Beifall.) Nein! Niemals! (Sehr viele Stimmen: ‚Niemals, niemals!‘) Niemals wird Frankreich diese Gewalttat gegen seine Ehre und gegen den Katholizismus ertragen!“ (Nochmaliger, nicht endenwollender Beifall der Kammer.) Bei der nun folgenden Abstimmung hatten nur siebzehn Abgeordnete gegen die Regierung und deren Standpunkt in der Römischen Frage gestimmt, zweihundertsiebenunddreißig für sie, unter diesen auch Thiers, im übrigen kein Freund des Kabinetts Rouher wie des Zweiten Kaiserreichs, aber ein unentwegter Gegner des italienischen

Risorgimento, der italienischen Nationalbewegung, die zur Errichtung eines einigen und selbständigen Italien mit der Hauptstadt Rom führte. An demselben Tage, wo Rouher sein „Jamais!" in die Welt gerufen hatte, erklärte mit kühler Ruhe in Florenz der Ministerpräsident Menabrea in der Italienischen Kammer: „Rom ist für Italien ebenso wichtig wie Paris für Frankreich." Ich habe Graf Luigi Federigo Menabrea sechzehn Jahre später in Paris kennengelernt, wo er inzwischen italienischer Botschafter geworden war. Er war ein gläubiger und eifriger Katholik. „Les Italiens ont le génie de la juxtaposition", meint Anatole France.

Der Sieger von Mentana, General Failly, hatte seinen Bericht über die Niederlage der Rothemden mit der französischen Militärs eigenen Ruhmredigkeit geschlossen: „Les chassepots ont fait merveille." In Italien wurde diese Fanfaronnade bitter empfunden. Die Römische Frage stand also trennend zwischen den beiden großen romanischen Völkern. Immerhin waren die Beziehungen zwischen den Kabinetten von Paris und Florenz nach wie vor intim. König Viktor Emanuel hatte die französische Waffenhilfe von 1859 nicht vergessen, sein Minister des Äußern, Visconti-Venosta, war ein ausgesprochener Franzosenfreund und ist das innerlich auch in der Dreibundzeit geblieben. Namentlich in Norditalien, vor allem in der Lombardei, waren die Sympathien für Frankreich noch lebendig und recht verbreitet. Alles in allem läßt sich sagen, daß, als sich im Juli 1870 die Kriegswolken zusammenzogen, die offiziellen italienischen Kreise französisch orientiert waren. Andererseits sind die Italiener seit jeher gewöhnt gewesen, auswärtige Politik nicht mit dem Gefühl, sondern mit dem Kopf zu machen. Es war auch im Sommer 1870 zu erwarten, daß sie sich an die mit Frankreich getroffenen Abmachungen nur so lange gebunden fühlen würden, wie sich diese Verpflichtungen mit dem italienischen Staatsinteresse deckten. Der „sacro egoismo" wurde 1870 in Italien nicht so offenherzig proklamiert wie 1915, aber er war auch damals die im letzten Ende entscheidende Richtschnur der italienischen Politik, die mit kühler Berechnung alle Chancen erwog und abwog und wohl wußte, daß nicht nur auf militärischem Gebiet, sondern auch für die Politik das Wort des großen Moltke gilt: „Erst wägen, dann wagen." Nicht umgekehrt.

Beusts Ziel

In Wien lagen die Dinge anders als in Florenz. Der Kaiser, die Erzherzöge, der bedeutendste von ihnen, Erzherzog Albrecht, an der Spitze, der im alten Österreich so einflußreiche Hochadel konnten den Augenblick kaum erwarten, Rache für 1866 zu nehmen. Nur zu diesem Zweck war wenige Monate nach dem Abschluß des Prager Friedens der giftigste Gegner, den Preußen in der Welt besaß, der sächsische Ministerpräsident Beust, als österreichischer Minister des Äußern nach Wien gezogen worden, der seinem Ziele, den Status quo ante 1866 in Deutschland wiederherzu-

stellen, jede andere Rücksicht der österreichischen Politik opferte. Nur deshalb wurden den Magyaren Hals über Kopf alle Forderungen bewilligt, die sie seit langem vergeblich erhoben hatten. Aus dem alten österreichischen Gesamtstaat des Kaisers Ferdinand und der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Wenzel Kaunitz und des Fürsten Klemens Metternich wurde die österreichisch-ungarische Monarchie, ein schwerfälliges und ungefüges Gebilde, dessen beide Hälften, Zisleithanien und Transleithanien, sich oft gegenseitig lähmten und die bisweilen offen und laut miteinander haderten. Immerhin war 1870 die habsburgische Monarchie, war „Altösterreich an Ehren und an Siegen reich" noch eine Großmacht, war die auf den Schlachtfeldern der Lombardei mit Blut besiegelte französisch-italienische Freundschaft noch lange nicht erstorben.

Preußen und Italien

Während also Frankreich berechtigt war, im Kriegsfall bei den leitenden österreichischen Kreisen auf bereitwilligen und sofortigen Anschluß, in Italien mindestens auf eine für Frankreich sehr wohlwollende Neutralität, vielleicht sogar auf spätere Kooperation zu rechnen, stand der von Preußen begründete Norddeutsche Bund allein, ohne jede außerdeutsche Allianz. Mit Italien hatte Preußen im April 1866 nur eine auf drei Monate befristete Übereinkunft für den Fall geschlossen, daß Österreich mit Preußen über die Reform der deutschen Bundesverfassung, mit Italien wegen der Österreich unterworfenen italienischen Gebiete in Krieg geraten sollte. Bei diesem Anlaß hatte König Wilhelm dem italienischen Unterhändler, dem General Govone, ausdrücklich erklärt, er wisse, daß nichts die Bande lösen könne, die Italien mit Frankreich vereinigten. Der Ausgang des Krieges von 1866 hatte nicht zu einer dauernden Festigung der Beziehungen zwischen den Waffengefährten von 1866, sondern eher zu einer Entfremdung geführt. Sie fand schon 1866 ihren Ausdruck in gereizten Auseinandersetzungen über die vom preußischen Gesandten in Florenz, Graf Guido Usedom, am 17. Juni 1866 an den damaligen italienischen Ministerpräsidenten, den General Alfonso Lamarmora, gerichtete Note, die zwei Jahre später, als sie bekannt wurde, von Bismarck schroff desavouiert wurde. In dieser Note hatte der preußische Vertreter den italienischen Ministerpräsidenten ermahnt, die Offensive gegen Österreich bis auf das Äußerste, d. h. bis unter die Mauern von Wien, zu treiben, die österreichische Macht müsse „ins Herz" getroffen werden, das Kriegssystem, welches Preußen für den bevorstehenden Krieg vorschlage, sei das eines gründlichen Krieges (guerre à fond). Die Desavouierung des Usedomschen Exzitatoriums durch die Berliner leitende Stelle hatte die durch dieses Schriftstück in Wien neuerdings hervorgerufene Erbitterung nicht besänftigt, in Italien Mißfallen und Mißtrauen hervorgerufen.

Zwischen uns und England bestand 1870 keinerlei Reibungsfläche. Die

englische Suprematie in Industrie, Handel und Schiffahrt war unbestritten, an den Bau von Kriegsschiffen dachte bei uns kein Mensch. Die Königin von England war, was sie bis an ihr Lebensende geblieben ist, dem Deutschtum und den Deutschen wohlgesinnt, dagegen zogen ihren ältesten Sohn, den damals noch nicht dreißigjährigen Prinzen von Wales, den nachmaligen König Eduard VII., Neigung und Herz weit mehr nach Paris als nach Berlin. Seine in England durch Takt und Anmut rasch populär gewordene Gemahlin Alexandra war als dänische Prinzessin seit Düppel und Alsen ausgesprochen preußenfeindlich. Alles in allem erschien Deutschland den meisten Engländern politisch als Quantité négligeable, als ein Staat, der nur den Gelehrten interessierte, auf den aber der englische Politiker mit Gleichgültigkeit, hier und da mit Spott, bisweilen mit verletzendem Hochmut blickte. Mit Frankreich hatte England im Laufe der Jahrhunderte wiederholt in langen und schweren Kriegen um die Weltherrschaft gerungen, dann wieder hatte zwischen beiden Ländern ein freundschaftliches Verhältnis bestanden, das schon in den Tagen des Bürgerkönigs Louis Philippe, noch mehr während des Second Empire als „Entente cordiale" bezeichnet worden war, und im Krimkriege hatten Engländer und Franzosen Schulter an Schulter gefochten. Es war anzunehmen, daß die Haltung der englischen Regierung gegenüber einem deutsch-französischen Kriege von dem militärischen Gang der Ereignisse, aber auch von der diplomatischen Geschicklichkeit der Belligerenten abhängen würde. Wenn die höfischen Beziehungen, die Berlin und London verbanden, schon wegen der nahen Verwandtschaft intimer waren als die des Hauses Hannover-Koburg zu der Familie Bonaparte, so war das diplomatische Verhältnis zwischen dem Quai d'Orsay und Downing Street fester fundiert als zwischen Downing Street und der Wilhelmstraße.

Englands Politik

Der Angelpunkt seiner Politik war für Bismarck seit seinem Amtsantritt das Verhältnis zu Rußland. Nicht aus Gründen persönlicher Sympathie oder Antipathie. Ich will damit nicht bestreiten, daß das alte, autokratisch regierte zaristische Rußland Bismarck im Grunde kongenialer war als das parlamentarische England. Es ging ihm in dieser Beziehung umgekehrt wie den meisten deutschen Intellektuellen. Entscheidend war für Bismarck nur die Erwägung, daß die Auseinandersetzung mit Österreich über die Vorherrschaft in Deutschland und die daraus hervorgehende Einigung Deutschlands gegenüber einem eventuellen französischen Widerspruch nicht durchzuführen waren ohne wohlwollende Rückendeckung durch Rußland. Die Konvention, die Bismarck am 18. Februar 1863, wenige Monate nach seiner Ernennung, mit der russischen Regierung über ein gemeinsames Handeln gegenüber der polnischen Insurrektion abgeschlossen hatte, wurde für ihn das Sprungbrett für alle seine weiteren Erfolge. Es ist für

Bismarck und Rußland

alle Zeiten lehrreich, festzustellen, daß kein politischer Entschluß, keine diplomatische Demarche des größten deutschen Staatsmannes bei der deutschen öffentlichen Meinung stärkeren Anstoß erregt hat, keiner seiner diplomatischen Schachzüge von allen freisinnig und fortschrittlich Gesinnten in Deutschland bitterer kritisiert worden ist als die Konvention, die der Ausgangspunkt für die Siegesstraße wurde, die über Sadowa und Sedan nach Paris führte. Nur zwei Stimmen: In der Debatte, die im Februar 1863 im Preußischen Abgeordnetenhause über die von einem Polen, dem Abgeordneten Kantak, eingebrachte Interpellation stattfand, erklärte der liberale Abgeordnete von Sybel, später von allen deutschen Historikern wohl der eifrigste Panegyriker der Bismarckschen Politik: „Wir haben, meine Herren, den dringendsten Grund zum Protest gegen eine Politik, welche uns aus freien Stücken mit der Mitschuld an einer kolossalen, von ganz Europa mit sittlicher Empörung betrachteten Menschenjagd belastet, welche eine in den polnischen Wäldern glimmende Insurrektion ohne Not zur europäischen Frage umschafft, und, da das einmal geschehen, dann nach der Natur der Verhältnisse die Wucht dieser europäischen Frage zum größeren Teil von den Schultern Rußlands hinweg und auf unsere eigenen Schultern hinüberwälzt, eine Politik, welche alle diese maßlosen Opfer ohne die Spur einer Aussicht auf eine anderweitige Entschädigung bringt.“ Und der Abgeordnete Simson, der 1871 als Präsident des Reichstages der Verkündigung des deutschen Kaisertums in Versailles beiwohnen sollte, fällte am 28. Februar 1863 nachstehendes Urteil über den damaligen Ministerpräsidenten von Bismarck: „Ich verlange nicht, meine Herren, denn das Verlangen wäre ein übermäßiges, daß eine Regierung allezeit den kühnen Flug des Genies einzuhalten imstande sei. Mehr gerechtfertigt wäre schon die mildere Forderung, daß sie den ruhigen, sicheren Gang des Talents und der Erfahrung zu gehen verstünde. Aber in jedem Fall wird die Bewunderung dafür, daß jemand nicht fällt, die Bewunderung, die man jedem Seiltänzer würde zuwenden müssen, eine Bewunderung sein, nach der nicht jedermanns Gaumen und Appetit stände.“ Ich gestatte mir hierzu die bescheidene Zwischenbemerkung, daß auch ich, namentlich während der letzten Jahre meiner Amtsführung, als diplomatischer Seiltänzer von manchen Kritikern angegriffen wurde, die später des Vertrauens und des Lobes voll waren für den sicheren und soliden Gang der auswärtigen Politik des ehrenwerten und zuverlässigen Kanzlers von Bethmann Hollweg. Selten oder nie ist ein Minister heftiger angegriffen, ärger geschmäht worden als Bismarck nach dem Abschluß der eben erwähnten preußisch-russischen Konvention. Bismarck ließ sich aber nicht irremachen und seine fromme Frau auch nicht, die sich in jenen für sie und ihren Mann schweren Tagen mit dem alten Herrnhuterliede tröstete:

Hier durch Spott und Hohn,
Dort die Ehrenkron!
Hier im Hoffen und Vertrauen,
Dort im Haben und im Schauen.
Denn die Ehrenkron
Folgt auf Spott und Hohn.

Während Herr von Bismarck-Schönhausen gegenüber dem polnischen Aufstand eine entschlossen russenfreundliche und polenfeindliche Haltung einnahm, die ihm das persönliche Vertrauen des Kaisers Alexander II. eintrug, und Preußen gerade bei den Altrussen starke Sympathien gewann, trat das Wiener Kabinett an der Seite der Westmächte für die Polen ein. Österreich erntete dafür Anerkennung und Lob von seiten einsichtsloser deutscher Kannegießer. Aber das St. Petersburger Kabinett hat dem Nachbarn, den es 1849 rettete, diesen neuen Affront nicht vergessen, wie sich das schon 1866 zeigte und 1870 wieder zeigen sollte. Die österreichische Stellung gegenüber dem polnischen Aufstand war nicht nur auf den Druck der Westmächte zurückzuführen, sondern noch mehr auf die Sympathien, die der in Wien sehr einflußreiche Klerikalismus für die katholischen Polen in ihrem Kampf gegen den schismatischen Russen empfand. Andererseits entsprach die polenfeindliche Haltung der preußischen Politik durchaus den Grundanschauungen des Ministers von Bismarck. In dieser Beziehung ist sich Bismarck vom ersten bis zum letzten Tage seiner politischen Laufbahn treu geblieben. Er hat im Polonismus stets den gefährlichsten Feind des preußischen Staats und des Deutschtums erblickt und danach gehandelt.

Die Polen-Debatten

Jene Debatten, die im Februar und März des Jahres 1863 im Preußischen Abgeordnetenhause über die Polnische Frage stattfanden, erreichten ihren Höhepunkt in der Schlußrede, die am 31. März 1863 der Professor von Sybel als Referent hielt. Er verglich Preußen mit einem einst stolzen Kriegsschiff, dessen scharfer Kiel mit Brausen die Wellen der Jahrhunderte durchschnitten habe, dessen Seiten, oft vom Sturmwind gepeitscht, mit dem eisernen Panzer preußischer Volkskraft gefestigt seien und das jetzt, mit töricht überhöhten Masten und des besten Teiles seines Eisens und seiner Dampfkraft beraubt, mit Herrn von Roon im Maschinenraum und Herrn von Bismarck am Steuerruder, in den gärenden Ozean der europäischen Händel sich hinauswagen solle. Nach diesem schwülstigen Proömium hieß es über die Polnische Frage: „Sähe ich mir gegenüber am Ministertisch einen Mann, der bereits Zeugnis gegeben hätte von weitblickender Einsicht und einem Herzen für die Gerechtigkeit, so würde ich weiter fragen, ob seine Konvention auch an die Verträge von 1815 erinnere, an das dort verbriefte Recht der Polen, unter ihrer eigenen, selbständigen Verfassung zu leben, an das dort verbriefte Recht Preußens und Europas, daß in Warschau

nicht der Zar von Rußland, sondern der König von Polen herrsche. (Bravo in der polnischen Fraktion.) Welcher Anlaß war bei der so plötzlich auftauchenden polnischen Verwicklung für unsere Regierung, für eine positive, fruchtbare, schöpferische Politik eröffnet! Wenn unser Ministerium diese polnische Sache selbst in die Hand nahm, mit dem redlichen Willen, endlich diesen Stachel aus der Ferse Europas herauszuziehen, endlich diese alte europäische Wunde schließen zu helfen, welche Stellung hätte es dann in Europa und im eigenen Lande eingenommen!" Das war der Geist, in dem ein halbes Jahrhundert später Theobald Bethmann und Gottlieb Jagow unter dem Beifall politischer Ideologen wie Hans Delbrück und Friedrich Naumann Polen wiederherstellten und damit den größten Fehler begingen, den nach und neben dem Ultimatum an Serbien deutsche Politiker je begangen haben.

Durch die bereits erwähnte geniale Emser Depesche hatte Bismarck im Innern den Furor teutonicus entfesselt und eine einheitliche deutsche Kampffront hergestellt. Nach außen verließ er sich darauf, daß der an seiner empfindlichsten Stelle, in der Polnischen Frage, von der Wiener Regierung froissierte Zar es den Österreichern nicht gestatten würde, dem gegen den alten Beschützer der Polen, die Franzosen, kämpfenden Preußen in den Rücken zu fallen. Das hoffte Bismarck um so mehr, als der Kaiser Alexander II. während des Besuchs, den er im Juni 1867 der Pariser Weltausstellung abstattete, auf französischem Boden von polnischer Seite roh beleidigt und lebensgefährlich bedroht worden war. Als der Zar am 4. Juni das Palais de Justice, eine der Sehenswürdigkeiten von Paris, besichtigte, trat ihm dort ein bärtiger junger Mann in den Weg mit dem Ruf: „Vive la Pologne, Monsieur!" Dieser gesinnungstüchtige Rüpel, wie Heines Atta Troll ein Sohn der Pyrenäen, war der in dem malerischen Städtchen Saint-Jean-de-Luz geborene, damals noch nicht vierzigjährige Advokat Charles Floquet. Er ist einundzwanzig Jahre später französischer Ministerpräsident geworden, aber allerdings erst, nachdem er, der zur Unzeit Männerstolz vor Königsthronen markierte, vor dem Botschafter des Zaren in Paris de- und wehmütig Abbitte geleistet hatte. Ermutigt durch Floquet, schoß vierzig Stunden später, am 6. Juni 1867, bei Gelegenheit der großen Revue im Bois de Boulogne der Pole Berezowsky auf Alexander II. Paris und Frankreich waren dem Russenkaiser gründlich verleidet worden.

Preußen und Bayern

Im Juli 1870 zeigte sich, wie weise Bismarck gehandelt hatte, als er vier Jahre früher seinen alten König nicht ohne Mühe bewogen hatte, auf alle Gebietserweiterungen in Süddeutschland zu verzichten und statt dessen mit den süddeutschen Staaten für den Fall eines Krieges Schutz- und Trutzbündnisse abzuschließen. Sie haben die Feuerprobe bestanden. Zweifelhaft erschien die Sache anfangs nur in Bayern. Die Entscheidung gab der junge

König Ludwig II., der mit demselben hochherzigen Idealismus, mit dem er nicht lange vorher dem größten deutschen Komponisten, Richard Wagner, die rettende Hand gereicht hatte, jetzt den Casus fœderis anerkannte, unbekümmert um das Toben der ultramontanen und demokratischen Blätter, die sich auf das heftigste gegen einen Krieg an der Seite Preußens wandten. Die Bevölkerung von München brachte dem edlen Fürsten für seinen patriotischen Entschluß stürmische Huldigungen dar. Gleichzeitig fanden in Nürnberg großartige Demonstrationen in nationalem Sinne statt. Einen harten Kampf gab es noch in der Zweiten Bayrischen Kammer, deren Mehrheit aus verbissenen klerikalen Partikularisten bestand, die sich (lucus a non lucendo!) „Patrioten" nannten. Fürst Chlodwig Hohenlohe, als Botschafter in Paris mein Chef, als Reichskanzler mein Amtsvorgänger, hat mir mehr als einmal anschaulich den Verlauf der entscheidenden Sitzung in der Zweiten Bayrischen Kammer geschildert, der er in der Loge der Reichsräte beigewohnt hatte. Der Sonderausschuß der Zweiten Kammer hatte sich mit sieben gegen zwei Stimmen für die Ablehnung der Regierungsvorschläge (Bewilligung eines außerordentlichen Kredites von 5,6 Millionen Gulden für die Mobilmachung des bayrischen Heeres) entschieden und mit sechs gegen drei Stimmen für bewaffnete Neutralität. Dieser Beschluß wurde von dem Abgeordneten Jörg vertreten, dem Führer der *Jörg* „Patrioten" und Herausgeber der „Historisch-Politischen Blätter".

Jörg verstieg sich schon im Eingang seiner Rede zu der Behauptung, der Streit zwischen Preußen und Frankreich liege außerhalb des Gebietes deutscher Integrität und Ehre. Die ganze gegenwärtige Verwicklung sei aus preußischer Hauspolitik hervorgegangen. Auf der ersten Bank der Liberalen saß der damals kaum vierunddreißigjährige Reichsfreiherr von Stauffenberg. Er entstammte einem Geschlecht, das vormals zu der reichsunmittelbaren Ritterschaft in Franken und Schwaben gehört und schon bei den Herzögen von Alemannien das Erbschenkamt bekleidet hatte. Er war aber ein Edelmann nicht nur der Abstammung nach, sondern auch in der Gesinnung. Als der Jörg so sprach, da erhob sich der Reichsfreiherr von Stauffenberg, spuckte aus und drohte dem vaterlandslosen Gesellen mit der Faust, indem er ihm das Wort „Bube" zurief. Unbekümmert fuhr der im Ehrenpunkt augenscheinlich nicht besonders empfindliche Jörg fort, Preußen könne im Falle einer französischen Invasion, auch wenn es wolle, Bayern gar keinen Schutz gewähren. Es wolle aber auch Bayern gar nicht schützen. Mancher glaube sogar, daß Preußen Bayern absichtlich wehrlos machen wolle, um es dann in Ruhe zu verspeisen. Dagegen habe der Herr Herzog von Gramont feierlich erklärt, das edle Frankreich wolle keinen Fußbreit deutschen Bodens erwerben, und insbesondere sei es bereit, Bayern den Besitz der Pfalz zu garantieren. Als Jörg mit erhobener Stimme

der Ansicht Ausdruck gab, Bayern werde im Falle eines Sieges der Preußen von diesen übel behandelt werden, von Frankreich aber niemals, denn das würde ja gegen das eigene Interesse der Franzosen verstoßen, da erhob sich der Freiherr von Stauffenberg noch einmal mit zornger öteten Wangen. Er ergriff einen in seiner Nähe stehenden Stuhl, und mit gewaltigem Wurf schleuderte er ihn nach Jörg. Das auf den dichtgedrängten Galerien versammelte Publikum brach in stürmischen Beifall aus. Jörg, dessen Courage offenbar nicht auf der Höhe seiner niederträchtigen Gesinnung stand, verlor den Faden seiner Rede und schloß mit der mehr gestammelten als gesprochenen Erklärung, er sei ein Mann, der sich Zeit seines Lebens mit Politik und mit der Beobachtung öffentlicher Dinge beschäftigt habe, deshalb habe sein Urteil Wert und Bedeutung. Der Krieg von 1870 sei nur die Folge von 1866 und gehe Bayern gar nichts an. Voll Würde, fest und ruhig antwortete der Ministerpräsident, Graf Bray, dem „Patrioten" Jörg: „Der Fall des Vertrages liegt vor, wir müssen Stellung zu Deutschland nehmen." Stürmischer Beifall der Liberalen und der Tribünen erscholl nach diesen Worten. Der Ministerpräsident schloß: „Ich habe nicht bis jetzt gelebt, um heute meine Anschauungen, meine Unterschrift zu verleugnen."

Nach ihm richtete, wie er selbst hervorhob, nicht als Politiker, nicht als Jurist, nur als Soldat, als ein echter Bayer, als ein Alt-Bayer, aber auch als ein Deutscher, der wackere Kriegsminister, Freiherr von Prankh, in markiger Rede im Namen der Regierung einen letzten Appell an die Kammer: „Halten wir zu Deutschland, sonst sind wir entehrt, sind wir verloren!" Umsonst versuchten die „Patrioten" Dr. Ruhland und Dr. Westermayer, Prälat und Pfarrer von Sankt Peter in München, in seiner kirchlichen Stellung mehr Hetzer als Priester, ihrem Parteiführer Jörg zu helfen. Der erstere protestierte dagegen, daß man bayrische Landeskinder in einen blutigen Kampf jage, gegen einen Feind, der die Bayern persönlich nie beleidigt habe. Herr Dr. Westermayer meinte scheinheilig, es gebe einen Standpunkt der Moral, wo die Sorge für den eigenen Herd und Hof vorangehe der Hilfeleistung für den bedrohten Nachbarn. Bei diesem Satz wurde Westermayer von einem Sturm der Entrüstung und einem „Pfui" der Linken und der Galerie unterbrochen. Als er andeutete, die bayrische Pfalz habe ein dringendes Interesse daran, daß Bayern bei einem deutsch-französischen Kriege neutral bleibe, protestierten die anwesenden Pfälzer Abgeordneten und riefen, die Pfalz kenne die ihr drohende Gefahr, aber sie wolle mit den deutschen Brüdern gehen. Als die Galerie den (im wahrsten Sinne) patriotischen Pfälzern zujubelte, drohte der Kammerpräsident Weiß, auch ein „Patriot", die Galerie räumen zu lassen, wagte aber schließlich nicht, seine Absicht auszuführen.

In flammenden Worten appellierten die Liberalen Fischer, Völk, Edel, Marquardsen, Barth unter Hinweis auf die im Sitzungssaal vernehmbaren vaterländischen Zurufe der vor dem Sitzungsgebäude versammelten Volksmenge an deutsche Vaterlandsliebe und deutsche Ehre. Der Präsident Weiß unternahm einen letzten schwachen Versuch, die Debatte zu vertagen, „da die Beratung unter einer auf die Kammer geübten Pression vor sich gehe", ließ aber nach kurzem Zaudern schließlich doch abstimmen. Der Ausschuß-Antrag Jörg wurde mit neunundachtzig gegen achtundfünfzig Stimmen abgelehnt, der Regierungsantrag mit hundertundeiner gegen siebenundvierzig Stimmen angenommen. Als die Abgeordneten aus dem Ständehause traten, wurden sie ebenso wie die anwesenden Reichsräte und Minister mit Jubel und Zurufen begrüßt. Jörg und seine näheren Freunde wagten sich, wie Hohenlohe beobachten konnte, zunächst gar nicht auf die Straße, sondern zogen es vor, sich erst nach Hause zu schleichen, als die Erregung in der Stadt sich gelegt hatte. Die Erste Bayrische Kammer, die einstimmig und ohne Debatte den von der Regierung geforderten Kredit bewilligte, gab damit ein schönes Beispiel vaterländischer Gesinnung und politischer Einsicht, das in Deutschland wie im Auslande einen großen Eindruck machte.

Sepp

Ich möchte noch erwähnen, daß ein altes Mitglied der Ultramontanen Bayrischen Partei, der Historiker Johann Nepomuk Sepp, sich 1870 von seinen bisherigen Genossen trennte und in Wort und Schrift für die nationale Sache eintrat. Der wackere Mann, der mich während meiner Kanzlerzeit wiederholt durch originelle und gutgemeinte Zuschriften erfreute, ist 1909, fast dreiundneunzig Jahre alt, gestorben. Kurz vor seinem Tode übersandte er mir sein Buch über eine von ihm unternommene Palästinareise, dem er als Motto die nachdenkliche Sentenz gegeben hatte: „Der Baum der Erkenntnis ist nicht der Baum des Lebens." Vor allem will ich mit patriotischer Genugtuung feststellen, daß dank der genialen Verfassung, die Bismarck dem deutschen Volke gab, dank auch der weisen Schonung, mit der er die berechtigte Eigenart aller Bundesstaaten und insbesondere die des zweitgrößten Bundesstaates zu behandeln wußte, Bayern in allen seinen Teilen, Altbayern wie Franken und die Pfalz, die Bayrische Volkspartei wie die Liberalen, während des Weltkrieges und insbesondere während der schweren Jahre nach dem Weltkriege in unentwegter Treue zum Vaterland gestanden hat.

Württemberg

Die Erbsünde und der Erbfluch des Deutschen: der Partikularismus, hatte sich 1870 in Bayern klerikal vermummt, in Württemberg hielt er sich eine demokratische Maske vor. Der Führer der partikularistisch-schwäbischen Demokratie, Herr Karl Mayer, der Vorgänger und geistige Vater der zänkischen und rabulistischen Zwillingsbrüder Haußmann und des biederen, aber politisch unzulänglichen Vizekanzlers Friedrich Payer,

stellte in der entscheidenden Sitzung der Zweiten Württembergischen Kammer, am 21. Juli 1870, elegische Betrachtungen darüber an, daß Deutschland in Österreich der linke Arm zur Verteidigung fehle. Nachdem aber die Bayrische Kammer umgefallen sei, bleibe nur übrig, unter den preußischen Oberbefehl zu treten und sich am Kriege zu beteiligen. Große politische Diskussionen seien nicht mehr möglich, und es bleibe nichts mehr zu wünschen als der Sieg der deutschen Waffen. Die Kammer erklärte sich einstimmig für den Eintritt in den Krieg, wie das dem patriotischen Empfinden des schwäbischen Volksstammes entsprach, der einst des Reiches Sturmfahne getragen hatte.

Baden

Kein deutscher Staat war durch einen deutsch-französischen Krieg unmittelbarer bedroht als das Großherzogtum Baden. Überdies hatte der Duc de Gramont dem badischen Gesandten in Paris durch seinen Kabinettschef, den Baron de Ring, sagen lassen, wenn Baden gegen Frankreich ginge, würde es verwüstet werden wie die Pfalz unter Louis XIV, selbst die Frauen würden nicht geschont werden. „Même les femmes ne seront pas épargnées", so sprach zu dem badischen Gesandten am Tuilerienhofe der Baron de Ring, ein Elsässer, dem ich sechs Jahre später als Erstem Sekretär der Französischen Botschaft in Wien begegnet bin. 1870 konnten die Franzosen ihre Drohungen nicht ausführen. Als sie aber fünfzig Jahre später uns mit Hilfe beider Hemisphären überwältigt hatten, mußten deutsche Frauen erfahren, welcher Schandtaten die schwarze französische Soldateska fähig war. Die Drohungen des Barons de Ring und des Duc de Gramont prallten wirkungslos ab an der nationalen Gesinnung der wackeren Alemannen am Rhein und ihres edlen Großherzogs Friedrich.

Hessen

Die Hessen des Großherzogtums standen an Patriotismus den Badenern nicht nach, aber ihr Großherzog Ludwig III. erinnerte an die traurigen Fürstengestalten der Rheinbundzeit. Er hatte dem französischen Gesandten in Darmstadt, dem Grafen d'Astorg, nach 1866 gesagt: „Wenn Kaiser Napoleon mich von den Preußen erlöst, so trete ich ihm freudig Mainz ab." Ein französisches Sprichwort lautet: „Tel maître, tel valet." Der Minister des Großherzogs Ludwig III., der Freiherr von Dalwigk zu Lichtenfels, war eines solchen Herrn würdig. Als die französische Kriegserklärung an den Norddeutschen Bund erfolgt war, dem Hessen mit seinem Gebiet nördlich des Mains angehörte, verbot Dalwigk patriotische Demonstrationen in Darmstadt mit der Begründung, man dürfe die Franzosen nicht reizen, die Rothosen könnten ja in einigen Tagen in Darmstadt stehen und ihre Rosse in der Darm tränken. Als Gott unserer gerechten Sache den Sieg geschenkt hatte, schwenkte Dalwigk um und unterbreitete dem früher von ihm gehaßten Bismarck Denkschriften, in denen eine gründliche und radikale Unifizierung Deutschlands gefordert wurde.

Insbesondere dürfe Bayern keine Sonderstellung noch irgendwelche Bevorzugung eingeräumt werden. Da aber ungefähr um dieselbe Zeit von deutschen Truppen auf einem Landsitz des französischen Ministers Rouher versteckte geheime Briefschaften gefunden wurden, aus denen hervorging, daß der darmstädtische Ministerpräsident bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges in landesverräterischem Verkehr mit dem Tuilerienhofe gestanden hatte, so glaubte Bismarck nicht an eine ehrliche Bekehrung des Freiherrn von Dalwigk und bestand auf dessen Rücktritt.

Dalwigk ist 1880, vergessen und verachtet, in Darmstadt gestorben. Er starb nur wenige Monate nach Heinrich von Gagern, der, nachdem auf seinen Antrag am 28. März 1849 die Deutsche Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche die Übertragung der erblichen Kaiserwürde an den König von Preußen beschlossen hatte, sich 1864 von Dalwigk verleiten ließ, den hessisch-darmstädtischen Gesandtenposten in Wien zu übernehmen und dort auch nach 1866 im Preußen feindlichen großdeutschen Sinne zu wirken.

In Wien

Zum erstenmal im Verlauf seiner langen, wechselvollen, oft tragischen Geschichte stand das deutsche Volk seinem alten Feinde, dem Franzosen, einig gegenüber: einig die Fürsten, einig die Stämme vom Meer bis zu den Alpen. Nun galt es, zu verhindern, daß Österreich und Italien, in Ausführung der von ihnen eingegangenen Verpflichtungen, Frankreich zu Hilfe kamen, bevor dessen Widerstand in der Hauptsache gebrochen war. In Wien stand die Entscheidung auf des Messers Schneide. Unser dortiger Vertreter, der General von Schweinitz, hat mir später oft erzählt, daß er sich im Sommer 1870 in Wien wie in Feindesland fühlte. Der Hof, die Gesellschaft, die Generalität trugen ihre franzosenfreundliche Gesinnung offen zur Schau. Beust hatte der Französischen Botschaft im K. und K. Ministerium des Äußern einige Zimmer eingeräumt, damit sie dort ihre Freunde, Agenten und Spione empfangen und selbst von ihm mit den direktesten Nachrichten versehen werden konnte. Der französische Botschafter verbrachte ganze Tage am Ballplatz, seine Sekretäre, insbesondere der mit einer Dame des österreichischen Hochadels, der Gräfin Therese Kinsky, verheiratete Baron Otto Bourgoing, dominierten im Kasino und im Jockeyklub. Im Volksgarten, wo sich die Wiener vornehme Welt im Sommer abends zu treffen pflegte, begegneten die „Preißen" nur feindlichen Blicken. Täglich hörte die deutsche Vertretung von deutschfeindlichen Äußerungen der Erzherzöge, der einflußreichsten Generäle, wie John, Kuhn, Clam-Gallas, der österreichischen Diplomaten, des Kaisers selbst. Die erbittertsten Preußenfeinde saßen im Ministerium des Äußern, meist Konvertiten wie der Nassauer Max von Gagern und der Kurhesse Meysenbug, ein Bruder von Malwida, die den aus einer strengkatholischen Familie

stammenden Darmstädter Biegeleben an antipreußischem Fanatismus noch übertrafen.

Die Haltung Sachsens

Der von den Franzosen vorgeschlagene, von ihren Freunden in Wien angenommene Plan ging dahin, daß die Österreicher in Sachsen und Schlesien einrücken sollten. In Sachsen hoffte Beust, auf Grund seiner dortigen alten Beziehungen, auf Entgegenkommen und Unterstützung, irrte sich aber darin vollständig. Sowohl der weise und loyale König Johann wie sein als Feldherr und als Staatsmann gleich hervorragender Sohn, der damalige Kronprinz, spätere König Albert, wie der besonnene und loyale Minister des Äußern, Freiherr von Friesen, standen in unerschütterlicher Treue zu den 1866 mit Preußen abgeschlossenen Verträgen und zum deutschen Vaterlande. Als ein von den Franzosen bezahltes Leipziger Blatt, ich glaube, es hieß „Sächsische Zeitung", auch nach der Drohrede des Herzogs von Gramont und dem Benedettischen Erpressungsversuch in Ems in seiner Propaganda für Frankreich fortfuhr, zogen Studenten vor die Redaktion, zerstörten die Druckerei und verprügelten die bezahlten Schufte, die das Blatt redigierten. Das wirkte in ganz Sachsen herzerfrischend. Zu einem Abfall der Sachsen kam es ebensowenig wie zu einem österreichischen Einfall in Schlesien.

Der zwischen Paris und Wien erörterte Plan, daß die Italiener durch Tirol nach Bayern vorstoßen, die Süddeutschen am Zusammengehen mit den Norddeutschen verhindern und dann den vorrückenden Franzosen am Oberrhein die Hand bieten sollten, scheiterte an der Strategie von Moltke und an der Politik von Bismarck. Als General von Schweinitz die für uns recht üble Situation in Wien pflichtgemäß und der Wahrheit entsprechend in seinen Berichten schilderte, erhielt er von Bismarck einen monumentalen Brief, in dem es etwa hieß, der preußische Vertreter in Wien möge aufhören, Seiner Majestät dem König das Herz schwerzumachen, wo auf Allerhöchstdemselben ohnehin viele andere und schwere Sorgen lasteten. Er möge lieber Beust und Konsorten mit der Drohung einschüchtern, daß, wenn die habsburgische Monarchie dem für sein Leben fechtenden deutschen Volk in den Rücken fallen sollte, er, Bismarck, zu seiner Verteidigung jedes Mittel in Anwendung bringen würde. Flectere si nequeo superos Acheronta movebo. Schweinitz möge Verbindung mit der deutsch-österreichischen Jugend suchen, damit sie ein militärisches Vorgehen Österreichs an der Seite des französischen Erbfeindes gegen die Deutschen im Notfall durch Putsche und Komplotte verhindere. Vor allem suchte und fand Bismarck Verbindung mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Andrássy, dem er durch einen Vertrauensmann sagen ließ, wenn Deutschland mit Österreichs Hilfe durch die Franzosen besiegt werde, stehe Ungarn vor dem Dilemma, sich entweder wieder in den habsburgischen Gesamtstaat einzufügen, um,

wie in der Schwarzenberg-Bachschen Zeit, von Wien aus regiert zu werden, oder sich ganz von Österreich zu trennen und dann im slawisch-rumänischen Meer unterzugehen. Der magyarische Stamm stünde und fiele mit dem neuen Deutschland.

Eine Zirkulardepesche Beusts

Die einschüchternde Taktik blieb nicht ohne Wirkung. Am 20. Juli richtete Graf Beust ein ostensibles Rundschreiben an die k. und k. Missionen, in dem es hieß: „Wenn es uns nicht gelungen ist, Europa und uns selbst die schweren Erschütterungen zu ersparen, welche die unvermeidlichen Rückwirkungen des Zusammenstoßes zweier mächtiger Nationen sind, so wünschen wir mindestens die Heftigkeit derselben zu mäßigen. Zur Erreichung dessen muß die k. und k. Regierung bei den jetzigen Konjunkturen eine passive Haltung und die ihr dadurch vorgezeichnete Neutralität bewahren. Diese Haltung schließt jedoch die Pflicht nicht aus, für die Sicherheit der Monarchie zu wachen und ihre Interessen zu beschützen, indem man sich in die Lage setzt, jede mögliche Gefahr abzuhalten." An demselben Tage telegraphierte Graf Beust vertraulich an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Paris: „Sie wollen dem Kaiser Napoleon und seinen Ministern wiederholen, daß wir getreu den Verpflichtungen, wie sie in den zu Ende vorigen Jahres zwischen den beiden Souveränen ausgetauschten Schreiben festgestellt sind, die Sache Frankreichs als die unsere betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge seiner Waffen mitwirken werden." Als solche „Grenzen des Möglichen" wird dann in der strengvertraulichen Depesche die für Österreich gebotene Rücksicht auf Rußland bezeichnet. „Wir glauben, daß Rußland auf seiner Verbindung mit Preußen verharrt, derart, daß unter gewissen Eventualitäten die Einmischung russischer Armeen nicht als wahrscheinlich, sondern als gewiß anzusehen ist. Man möge sich darüber in Paris nicht täuschen: Die russische Neutralität hängt von der unseren ab." Es folgt dann ein Passus, aus dem die Angst des österreichisch-ungarischen Reichskanzlers vor seinen deutschen Landsleuten in Zisleithanien wie sein Mißtrauen gegenüber den Magyaren in Transleithanien hervorleuchtet: „Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere zehn Millionen Deutschen im gegenwärtigen Krieg nicht ein Duell zwischen Frankreich und Preußen, sondern den Anfang eines nationalen Kampfes erblicken. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Ungarn sich sehr zurückhaltend erweisen werden, wenn es gilt, ihr Blut und ihr Geld für die Wiedergewinnung unserer Stellung in Deutschland zu opfern. Unter diesen Umständen ist das Wort Neutralität, welches wir nicht ohne Bedauern aussprechen, eine gebieterische Notwendigkeit für uns. Aber diese Neutralität ist nur ein Mittel, nämlich das Mittel, uns dem wirklichen Ziel unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem vorzeitigen Angriff Preußens oder Rußlands

auszusetzen.“ Die Depesche schließt mit der Aufforderung an den Fürsten Richard Metternich, dem Kaiser Napoleon noch einmal und sehr energisch zuzusetzen, damit er die französischen Truppen endlich und schleunigst aus Rom zurückziehe. „Mit einem solchen Akt unzweifelhaft liberaler Politik würde Frankreich seinen Feinden eine Waffe entreißen und einen Damm gegen jenes Überfluten des Teutonismus aufwerfen, welchen Preußen, eine vor allem protestantische Macht, in Deutschland aufzunehmen gewußt hat und welchen wir wegen seiner ansteckenden Kraft doppelt zu fürchten haben.“ Beust war Deutscher und Protestant. Der Schluß seiner konfidentiellen Depesche, die vier Jahre später im „Temps“ veröffentlicht wurde, seine Warnung vor dem Überfluten des Teutonismus und seine Denunziation Preußens als einer vor allem protestantischen Macht zeigen den Grafen Friedrich Ferdinand von Beust in seiner ganzen Jämmerlichkeit als zwiefachen Renegaten.

Legationsrat von Holstein

Nach Italien sandte Bismarck nach Ausbruch des Krieges einen seiner nächsten Vertrauten, den damaligen Legationsrat von Holstein, dessen Verschwörernatur für eine solche Mission sehr geeignet war. Holstein hat mir später nicht ohne Genugtuung erzählt, es sei ihm gelungen, sich mit Mazzini in Verbindung zu setzen, der sich im August 1870 inkognito und verkleidet in Florenz aufgehalten und ihm eine Unterredung gewährt habe, spät am Abend, unter dem Bogen einer Arno-Brücke. Er, Holstein, habe Mazzini unter Hinweis auf Mentana wie auf die programmatische Rede, die Rouher am 5. Dezember 1867 in der Französischen Deputiertenkammer gehalten hatte, auseinandergesetzt, daß ein siegreiches Frankreich niemals den Italienern die Krönung ihrer Einheit durch die Besitzergreifung von Rom erlauben werde. Mazzini verstand und versprach, er werde Mittel und Wege finden, um den Minister des Auswärtigen von „Unvorsichtigkeiten“ abzuhalten. Herrn Emilio Visconti-Venosta einzuschüchtern, dürfte Mazzini um so leichter gewesen sein, als jener in seiner Jugend, bevor er Minister und Marchese wurde, radikalen Anschauungen gehuldigt hatte und sogar Privatsekretär des großen Agitators Giuseppe Mazzini gewesen war.

XII. KAPITEL

Die Schlacht von Sedan • Napoleon III. sendet Prinz Jérôme nach Italien • Der Widerstand Frankreichs unter Gambetta • Vergleich mit dem deutschen Zusammenbruch 1918 Belgien: Bismarcks Veröffentlichung in der „Times" über französische Anerbietungen an ihn auf Kosten Belgiens • Wirkung der Publikation auf die öffentliche Meinung in Europa, besonders in England • Bethmann Hollweg vierundvierzig Jahre später • Berlin im Oktober 1870 • Erste Begegnung mit Holstein • Die Familie Bismarck • Zurück nach Bonn

Der Toast Wilhelms I.

Dank der Tatkraft und der nichts versäumenden, alles berechnenden Voraussicht des leitenden Staatsmannes konnte der Schlachtenlenker Moltke seine kühnen Pläne ausführen. Der schönste Sieg der deutschen Geschichte, der Sieg von Sedan, wurde König Wilhelm und dem deutschen Volke beschieden:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Mit Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan,
Ehre sei Gott in der Höhe!

So sang Emanuel Geibel, der Sohn der alten Hansestadt Lübeck, der in trüber und stumpfer Zeit, oft nicht verstanden, bisweilen verhöhnt und geschmäht, das heilige Vestafeuer deutscher Vaterlandsliebe gehegt und genährt hatte. Am Abend von Sedan brachte unser alter König Wilhelm den kürzesten und inhaltsreichsten, den bescheidensten und stolzesten Trinkspruch aus, den ich kenne und der tragisch absticht gegen die Fanfarentöne, in denen sich der Enkel des alten Herrn auch bei unbeträchtlichen Anlässen gefiel. Sich zu Bismarck, Moltke und Roon wendend, hob er das Glas mit den Worten: „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geführt, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik

Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns trinken auf das Wohl der drei von mir Genannten, auf das Wohl der Armee und jedes einzelnen, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat." Als das Abendessen zu Ende war, äußerte der alte Herr mit dem ihm eigenen gutmütigen Humor zu dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern: „Du bist eigentlich der Macher von das Ganze, wie die Berliner sagen, ohne dich hätten wir Sedan nicht erlebt."

Bismarck und der Erbprinz

Als spät am Abend die Teilnehmer an dem Essen in der Dunkelheit ihre Quartiere aufsuchten, von einer einzigen Laterne schwach beleuchtet, einer hinter dem andern im Gänsemarsch, entwickelte Bismarck unter Bezugnahme auf diese scherzhafte Äußerung des Königs den anderen Herren, wie töricht der Kaiser Napoleon, die Kaiserin Eugénie, Gramont und Ollivier gewesen seien, aus der Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern eine ernste Streitfrage zu machen und deshalb den Krieg zu entzünden. Er fügte hinzu: „Wäre der Erbprinz Leopold wirklich nach Madrid gegangen, so würde er, wie andere ins Ausland gezogene deutsche Prinzen, dort nicht deutsche, sondern nur spanische Politik gemacht haben, womöglich gegen uns." Plötzlich hörte der Bundeskanzler eine protestierende Stimme. Es war der Erbprinz Leopold, der nicht ohne Gereiztheit erklärte, er würde auch im Ausland nie vergessen haben, daß er ein Deutscher, ein Hohenzoller und preußischer Offizier sei. Bismarck bat um Entschuldigung: er habe in der Dunkelheit nicht gewußt, daß er die Ehre habe, in der Nähe Seiner Königlichen Hoheit zu gehen, an dessen Patriotismus er nicht zweifle. So erzählte mir viele Jahre später der Bruder des Erbprinzen Leopold, der König Carol von Rumänien. Und doch hat im letzten Ende auch hier Bismarck rechtbehalten. Im Weltkrieg hat der zweite Sohn eben dieses Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, der König Ferdinand von Rumänien, durch Anschluß an die Entente sein deutsches Vaterland preisgegeben, der Uniform des 1. Garderegiments, die er getragen hatte, Unehre gemacht und sich selbst von allen Deutschen für immer losgesagt. Aber wer hätte am 2. September 1870 die Situation vom August 1916 vorausgesehen? Wer hätte im September 1870, nach einem Siege, der in seinem Ausmaß an die Peripetie der Tragödien des Äschylos gemahnte und alle Völker der Erde mit dem ehrfürchtigen Staunen erfüllte, das ein Naturereignis hervorruft, der immer die Phantasie beschäftigen wird, den Verrat von 1916 geahnt?

Der Eindruck des Siegs

Als ich 1884, damals Erster Sekretär der Botschaft in Paris, in Tunis weilte, erzählte mir unser dortiger Konsul, der Afrikareisende Nachtigal, er habe im Winter 1870/71 auf einer Forschungsreise in Bornu geweilt, einem mohammedanischen Negerreich im mittleren Sudan, von jeder Verbindung mit Europa völlig abgeschnitten. Da hätten Eingeborene ihm

erzählt, in Europa habe, nach Berichten arabischer Händler, ein großer Krieg zwischen schwarzhaarigen Franzosen und einem blondhaarigen Volke stattgefunden. Der Sultan der Blondhaarigen habe den Sultan der Schwarzhaarigen besiegt und ihn als Gefangenen auf einen hohen Berg geschleppt. Dort habe der Teufel den besiegten Sultan beim Schopf gepackt und sei mit ihm durch die Luft davongeflogen. So malte sich die Schlacht von Sedan in der Phantasie der Neger von Bornu. Und noch dreißig Jahre nach Sedan sagte mir einmal ein treuer Patriot, Ernst Bassermann: „Wer Sedan mit Bewußtsein erlebt hat, der kann nie ganz unglücklich werden." Wenn Sedan so weit im Raume und in der Zukunft wirkte, wie groß war sein momentaner Eindruck! Der Legationsrat Baron Allesina von Schweitzer, von 1864 bis 1871 badischer Ministerresident in Florenz, später der Deutschen Botschaft in Rom zugeteilt, wo wir 1874/75 Kollegen waren, erzählte mir, er sei am Tage nach Sedan ohne Absicht unangemeldet bei dem italienischen Minister des Äußern, Visconti-Venosta, eingetreten. Der Kanzleidiener hatte Schweitzer irrtümlich statt in das Wartezimmer des Ministers in sein Arbeitskabinett geführt. Dort saßen sich Visconti-Venosta und der französische Botschafter Baron de Malaret gegenüber. Der erstere sah konsterniert aus, der letztere schluchzte.

Jérôme und Viktor Emanuel

Nach den Niederlagen von Wörth und Spichern hatte Kaiser Napoleon seinen Vetter, den Prinzen Jérôme, im Scherz Plon-Plon genannt, nach Florenz geschickt, um dessen Schwiegervater, den König Viktor Emanuel II., an die dem französischen Kaiser gegebenen Versprechungen und die ihm gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu mahnen. Der König hielt seinen Eidam mehrere Tage hin. Als dieser immer dringender wurde, ließ er ihn bitten, abends zu ihm in seine Theaterloge zu kommen. Nach dem ersten Akt werde er ihm endgültigen Bescheid sagen. Der Prinz erschien pünktlich im Theater. Der erste, der zweite und der dritte Akt gingen vorüber, ohne daß sich der König blicken ließ. Endlich vertraute ein Kammerherr dem Prinzen an, daß der König bereits um acht Uhr abends nach Aosta abgereist sei, wo er Steinböcke schießen wolle. Als Prinz Jérôme wütend antwortete, er werde seinem Herrn Schwiegervater nachreisen, entgegnete der Kämmerer achselzuckend, der König empfange, wenn er im Hochgebirge jage, niemals Besuch. Als König Viktor Emanuel II., der ein großer Souverän war, tapfer und schlau, die Nachricht von Sedan erhielt, meinte er: „Pauvre Empereur! Mais fichtre! Je l'ai échappé belle."

Wie schwer wird es dem Menschen, sein Ich auszuschalten. „Le moi est haïssable", hat uns ein großer französischer Denker, Blaise Pascal, gepredigt. Aber wie wenige Menschen handeln danach! Wie wenige sind imstande, ihr egoistisches Wünschen und Wollen, die Regungen ihrer Selbstsucht völlig zu unterdrücken und nur an das große Ganze zu denken.

Gewiß stimmte ich aus vollem Herzen in den Jubel über Sedan ein, der mich in Bonn umbrauste. Aber der Gedanke, daß ich nun voraussichtlich nicht mehr an den Feind kommen würde, beeinträchtigte sehr meine patriotische Freude. Ich schrieb an meinen Vater und bat ihn inständig, sich bei dem Kommando der Ersatz-Schwadron dafür zu verwenden, daß ich auf eigene Kosten und ausnahmsweise sogleich dem Feldregiment nachgeschickt würde. Mein Vater schlug mir meine Bitte rundweg ab, was mich sehr betrübte. Der stolze Patriotismus der Franzosen sorgte dafür, daß ich noch Schlachtfelder kennenlernen sollte.

Gambetta

Nichts ist für die Erziehung der Deutschen zu nationalem Selbstgefühl und realpolitischer Einsicht nachteiliger als die bei uns von Philistern aller Bildungsgrade und in allen Stellungen oft gehörte spießbürgerliche Kritik des von den Franzosen unter der Führung von Gambetta auch nach Sedan geleisteten verzweifelten Widerstandes. In einer berühmten Stelle seiner unsterblichen Rede vom Kranze rief Demosthenes nach Chäronea seinen Landsleuten zu: „Nein, Athener, ihr seid nicht fehlgegangen, als ihr für das Heil und die Freiheit der Hellenen allen Gefahren trotztet. Ich schwöre es bei unsern Ahnen, die bei Marathon fochten, bei denen, die Platää in Schlachtordnung sah, bei den Tapferen, die vor Salamis auf dem Meere kämpften. Allen diesen Helden gewährte Athen die gleiche Ehre, gewährte es gleichmäßig die Ehre des staatlichen Begräbnisses. Und so war es recht. Denn die Pflicht braver Bürger hatten alle erfüllt, das Los des einzelnen aber regelten die Götter." An diese herrlichen Worte des größten griechischen Redners erinnerte in einem nach dem Tode von Gambetta in einem Pariser Blatt veröffentlichten Artikel Xavier Charmes, der begabteste von drei bedeutenden Brüdern. Der tapfere Widerstand, so schrieb Xavier Charmes im Januar 1883, den, von Léon Gambetta geführt, Frankreich nach Sedan geleistet habe, gebe den Franzosen das Recht, sich an Austerlitz und Jena, an Sebastopol und Magenta zu erinnern und nicht an der Zukunft zu verzweifeln.

Es war ein Akt der Pietät und der Gerechtigkeit, daß nach dem 1918 von Frankreich erfochtenen Sieg das Herz von Gambetta, der Frankreich mit sich gerissen und die „guerre à outrance" proklamiert hatte, im feierlichen Zuge nach dem Panthéon übergeführt wurde. Und mit Schmerz und Scham sagt sich der Deutsche, wie anders bei uns nach dem Umsturz von 1918 die Stimmung weiter, von pazifistischen Schwätzern und utopistischen Narren verführter Teile unseres Volkes war. Gewiß: Geschicktere Staatslenker, als es Bethmann Hollweg und Jagow, Michaelis und Kühlmann waren, hätten schon 1915, dann 1916, 1917, selbst noch 1918 eine Gelegenheit gesucht und wohl auch finden können, zu einem anständigen Frieden zu kommen. Aber für die Armee, die bis zuletzt focht,

Offiziere und Mannschaften, vom letzten Trommler bis zu Hindenburg, Mackensen, Eichhorn, Ludendorff, Below, Woyrsch, Mudra, Marwitz, Scholz, Litzmann, Krafft von Dellmensingen, bis zum Kronprinzen Ruprecht und dem Prinzen Leopold von Bayern, bis zum Kronprinzen von Preußen und seinen tapferen Brüdern, für Scheer und Spee, Weddigen und Dohna-Schlodien, für alle Männer im Schützengraben und in den U-Booten, für sie ist kein Lob rühmlich, kein Ehrenkranz schön und reich genug. Aber während in Rom, Paris und London das Volk vom Staatsoberhaupt bis zum Bauern und Arbeiter zum Denkmal des Miles Ignotus pilgert, dort Kränze niederlegt und Gebete verrichtet, erinnert in Deutschland noch kein Nationalmonument an die Millionen deutscher Helden des Weltkrieges. Und wo die Pietät der Regimentsverbände solche in bescheidener Form errichtete, suchten deutsche Kommunisten ruchlos bei uns auch die schlichteste Erinnerungsfeier zu stören.

Die Großmächte

Als Gramont am 6. Juli 1870 mit seinem Trompetenstoß im Corps législatif die Welt aufscheuchte, stand uns England kühl gegenüber, während Österreich und Italien mit Frankreich weitgehende diplomatische und militärische Abmachungen gegen uns getroffen hatten. Wie kam es, daß uns doch keine Großmacht in den Arm fiel? Das war das Verdienst der Bismarckschen Politik, der genialen Geschicklichkeit, mit der er sofort beim Beginn des Krieges die öffentliche Meinung auf unsere Seite und die Imponderabilien, jene Imponderabilien, die, wie ich wieder und wieder betonen möchte, der Politiker nicht hoch genug einschätzen kann, mit psychologischer Meisterschaft in unser Spiel gebracht hatte. Nachdem die Emser Depesche nicht nur alle Deutschen, bis auf einige unbelehrbare Querköpfe unter bayrischen, schwäbischen und Frankfurter Partikularisten, sondern auch weite Kreise des Auslandes davon überzeugt hatte, daß Frankreich mit gallischer, traditioneller Überhebung uns provoziert hatte, nachdem Bismarck klug so operiert hatte, daß die Kriegserklärung von französischer Seite ausging, wir also die Angegriffenen, nicht die Angreifer waren, verstand es der große Staatsmann, den französischen Kaiser vor aller Welt völkerrechtswidriger Absichten und Anschläge gegen die Selbständigkeit und Neutralität von Belgien zu überführen.

In der alten Zeit sprach man in Deutschland von dem „Musterländle" Baden. Das war für liberale Weltanschauung insofern zutreffend, als Baden fast gleichzeitig mit Bayern, aber dreißig Jahre vor Preußen, ein konstitutioneller Staat geworden war, daß sich dort frühzeitig parlamentarisches Leben entwickelt hatte mit Kammerdebatten, Kammerreden und Kammergrößen, daß in Baden infolge historischer Entwicklung der kleine Grundbesitz überwog, daß es dort keine Junker und keinen Militarismus im preußischen Sinne gab. Die Verwaltung war eine moderne, Bürgertum und

Gesellschaft waren wesentlich gleiche Begriffe, das Bürgertum gab den Ton an, wie sozial so auch in der Verwaltung und in der Regierung. Selbst der Hof hatte bei vornehmen Allüren doch etwas Bürgerliches, was Großherzog Friedrich I. und sein Sohn, der Großherzog Friedrich II., auch nach außen gern hervortreten ließen. Es war bezeichnend für die badische Dynastie, daß die Prinzen ihres Hauses, wenn sie in Heidelberg studierten, nicht bei den Saxo-Borussen einsprangen, wo die Fine fleur des preußischen Adels den Ton angab, auch nicht bei den Westfalen und Vandalen, die der holsteinische und der mecklenburgische Adel, hier und da auch distinguierte Hanseaten aufsuchten, sondern bei den Schwaben, auf deren Kneipe der bürgerliche Badenser sein „Altheidelberg, du feine" sang.

Das Königreich Belgien

Wie Baden für den aufgeklärten Deutschen der Musterstaat war, so galt hierfür in der Welt seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das Königreich Belgien. Die belgische Verfassung schien die richtige Mitte zwischen Freiheit und Ordnung zu halten. Mit ihr hatte sich das junge Königreich zu großer wirtschaftlicher Blüte entfaltet. Sie hatte ein aus zwei verschiedenen Stämmen, aus den romanischen Wallonen und den germanischen Flamen, bestehendes Volk unter der Devise „L'union fait la force!" geeinigt. Im Zeichen der Freiheit hatte Belgien Probleme gelöst, die anderen Ländern ernste Schwierigkeiten und gefährliche Konflikte bereiteten. In Löwen bestand eine strengkatholische Universität, die unter der Obhut und Leitung des Episkopats allen Anforderungen der römisch-katholischen Kirche besser entsprach als irgendeine andere Hochschule der Welt, selbst Rom und Innsbruck nicht ausgenommen. Aber ganz in der Nähe von Löwen, in der Hauptstadt Brüssel, war eine freie Universität gegründet worden, auf der sich Rationalismus, Materialismus und Atheismus mit einer Ungebundenheit breitmachten, die kaum in einem anderen Lande erreicht wurde und die doch in dem Volke, von dem man hatte sagen können, es gehöre zum Grundcharakter des Belgiers, daß er katholisch sei, niemand störte.

Ich entsinne mich eines Gespräches, das ich in den ersten Jahren meiner Kanzlerzeit mit meinem lieben Freunde, dem Zentrumsabgeordneten Franz Arenberg, und dessen Parteigenossen, dem Baron Hertling, führte. Wir hatten à trois gegessen. Nach dem Essen besprachen wir den alten Plan einer deutschen katholischen Universität, mit der übrigens Hertling nicht viel im Sinne hatte. Er frug den Prinzen Arenberg, dessen Eltern in Belgien lebten, wie es dort stünde. Arenberg erzählte, daß in Brüssel eine akatholische, im Grunde antikatholische, und in Löwen eine orthodox-katholische Universität floriere. Ich schlug Hertling vor, aus Ingolstadt ein bayrisches Löwen zu machen und dafür die bestehende Münchner Universität im „voraussetzungslosen" Sinne auszubauen.

Ausschnitt aus den „Times“ vom 25. Juli 1870
mit der Veröffentlichung des Vertragsentwurfs Benedettis
über ein Bündnis zwischen Frankreich und Preußen

(zu Seite 173)

Die deutsche Übersetzung des rot angestrichenen Artikels befindet sich auf dem Deckblatt zu dem faksimilierten Vertragsentwurf (gegenüber Seite 176)

see their homes again. But the greater suffering is not of those that die, but of these that survive.

At the end of the great war of our youth, Germany was only less exhausted than France. In neither were there left men sufficient for the proper cultivation of the soil, and there remained, as there still remain, considerable tracts of land waiting a better supply of labour and capital. Nor is there any reason to expect that the motives of this war will be less powerful than those of the last. The chiefs are two men long past their middle age, fed on hope, trained in politics, and past all pleasures and pursuits but the abiding thirst for *prestige* and renown. They will fight as men whose time is short, and who would not willingly have a rival to stand on their graves. Who can tell the end of such a war, or say which of these mighty Powers will accept the humiliation which both, in turn, have inflicted upon another foe? It remains to beseen whether we can even keep out of the war. Even if we do we shall still share its losses. Free trade and the natural consequences of peace have bound all the nations together in one vast partnership of common enterprise, gain and loss. If others suffer, we shall; if others fall behind, they will pull us back. If others become weak, we shall have to bear them up, and find that, for better or for worse, the world is now all one.

COURT CIRCULAR.

OSBORNE, JULY 23.

The Queen, accompanied by Princess Beatrice, drove out yesterday afternoon, and Her Majesty walked in the grounds this morning with Princess Louise.

Prince Arthur and Princess Beatrice also went out.

JULY 24.

The Queen and Princess Louise, attended by Lady Waterpark, drove out yesterday afternoon.

Her Majesty and their Royal Highnesses Princess Louise, Prince Arthur, and Princess Beatrice attended Divine service at Osborne to-day. The Rev. George Prothero officiated.

The Hon. Florence Seymour has succeeded the Hon. Mary Lascelles as Maid of Honour in Waiting.

Prince and Princess Christian, attended by Lady Susan Melville and Captain the Hon. Charles Eliot, left Frogmore on Friday for Malvern.

Despatches were received on Saturday at the Colonial Office from the Governors of Gibraltar, Malta, and the West African Settlements. Despatches were sent to the Governor-General of Canada, and to the Governors of British Columbia, the West African Settlements, and Malta.

THE HON. F. CHARTERIS.—The statement that the lamentable accident to this gentleman on Friday morning had already terminated fatally was inaccurate, although the report was received and, at Wimbledon at least, acted upon universally. He still lives, but during the last 24 hours has lost all consciousness. Surgeon-Major Wyatt, of the Coldstream Guards, continues in close attendance on the unfortunate young gentleman. Not the remotest hope is entertained of his recovery, but it is possible that he may linger for some time. The Queen and all the members of the Royal family sent several times during yesterday and the previous day, and the utmost sympathy has been shown by the leading members of the aristocracy remaining in town.

A Cabinet Council was held on Saturday in Downing-street. The Ministers present were the Right Hon. W. E. Gladstone, the Lord Chancellor, Earl de Grey and Ripon, Viscount Halifax, the Right Hon. H. A. Bruce, Earl Granville, the Earl of Kimberley, the Right Hon. E. Cardwell, the Duke of Argyll, the Chancellor of the Exchequer, the Right Hon. Hugh Childers, the Right Hon. G. J. Goschen, the Marquis of Hartington, the Right Hon. C. Fortescue, and the Right Hon. W. E. Forster.

LORD CHARLES PAULET.—We have to announce the death of Lord Charles Paulet, brother of the Adjutant-General at head-quarters, Lord William Paulet, and also the Marquis of Winchester, Major-General Lord Frederick

PROPOSED TREATY BETWEEN FRANCE AND PRUSSIA.

We have been favoured with the following

"PROJET DE TRAITÉ.

"Sa Majesté le Roi de Prusse et Sa Majesté l'Empereur des Français, jugeant utile de resserrer les liens d'amitié qui les unissent et de consolider les rapports de bon voisinage heureusement existant entre les deux pays, convaincus d'autre part qué pour atteindre ce résultat, propre d'ailleurs à assurer le maintien de la paix générale, il leur importe de s'entendre sur des questions qui intéressent leurs relations futures, ont résolu de conclure un traité à cet effet, et nommé en conséquence pour leurs plénipotentiaires, savoir:—

"S. M., &c.

"S. M., &c.

"Lesquels, après avoir échangé leurs pleins pouvoirs trouvés en bonne et due forme, sont convenus des articles suivants:—

"'Art. I.—Sa Majesté l'Empereur des Français admet et reconnait les acquisitions que la Prusse a faites à la suite de la dernière guerre qu'elle a soutenue contre l'Autriche et contre ses alliés.

"'Art. II.—Sa Majesté le Roi de Prusse promet de faciliter à la France l'acquisition du Luxembourg; à cet effet la dite Majesté entrera en négociations avec Sa Majesté le Roi des Pays Bas pour le déterminer à faire, à l'Empereur des Français, la cession de ses droits souverains sur ce Duché, moyennant telle compensation qui sera jugée suffisante ou autrement. De son côté l'Empereur des Français s'engage à assumer les charges pécuniaires que cette transaction pent comporter.

"'Art. III.—Sa Majesté l'Empereur des Français ne s'opposera pas à une union fédérale de la Confédération du Nord avec les Etats du Midi de l'Allemagne, à l'exception de l'Autriche, laquelle union pourra être basée sur un Parlement commun, tout en respectant, dans une juste mesure, la souveraineté des dits Etats.

"'Art. IV.—De son côté, Sa Majesté le Roi de Prusse, au cas où Sa Majesté l'Empereur des Français serait amené par les circonstances à faire entrer ses troupes en Belgique ou à la conquérir, accordera le secours de ses armes à la France, et il la soutiendra avec toutes ses forces de terre et de mer, envers et contre toute Puissance qui, dans cette éventualité, lui déclarerait la guerre.

"'Art. V.—Pour assurer l'entière exécution des dispositions qui précédent, Sa Majesté le Roi de Prusse, et Sa Majesté l'Empereur des Français contractent, par le présent traité, une alliance offensive et défensive qu'ils s'engagent solennellement à maintenir. Leurs Majestés s'obligent, en outre et notamment, à l'observer dans tous les cas où leurs Etats respectifs, dont elles se garantissent mutuellement l'intégrité, seraient menacés d'une agression, se tenant pour liées, en pareille conjoncture, de prendre sans retard, et de ne décliner sous aucun prétexte, les arrangements militaires qui seraient commandés par leur intérêt commun conformément aux clauses et prévisions ci-dessus énoncées.'"

AID TO THE SICK AND WOUNDED.

TO THE EDITOR OF THE TIMES.

Sir,—I am glad to be able to inform you that his Royal Highness the Prince of Wales has consented to be President of the National Committee, the objects of which I endeavoured to explain in the letter you were good enough to publish in *The Times* of the 22d inst. I take it for granted that some, possibly many, persons will wish to show their sympathy towards the sick and wounded, of

FRA

(FROM A FRENCH

The Emperor's Proclama which appeared this mo *Officiel*, does not and cou light. It is just the kind o be expected from him und and yet it is difficult t emotion, and it will go far among us who, up to t realized the importance which France is enteri Prussia had vented itself become such a constant h all classes to speak of some with our upstart rival as a provocation of our Governi after all, and the impulse ble among the majority, t been officially declared the fact scarcely came home were the destinies of lightly. When M. de representatives of the memorable sitting of the going to war, one might h tone and attitude that he for a grant of a few thous some artistic work, or mal With one hand in his pock of emotion disturbing his docile servant of the rupture of the peace of Eur apprehension of its impo less deed applauded by the Press. It afforded national feeling, and lif of at first. Most French ing Prussia in imaginati years, and giving her the deserved; the imagination, strong, and the reality for tangible, that the transition was scarcely felt. Moreover, pear to English readers, thou for military supremacy was desired, war with united Ge tions—was never contempla of Frenchmen.

There was an all but unive even the Government appea we should find allies in So those provinces which Prussi A trace of this belief will be f of the Emperor's proclamat desire of France to respect pendence of the German pe know now that these are em respect, as in another of w sently, his proclamation is ment of national feelings an

It is almost incredible, a ject like the state of public which it was so essential to such universal ignorance here. Now and then, indeed affinities, scientific or religio for example—has warned th German quarrels for furnishi the hour of need. But the nished has been quite pow pleasing delusion that an in hailed as liberators. In vai

Hertling lachte und schüttelte den Kopf. „Das gäbe ja Mord und Totschlag“, meinte er. Alle Liberalen würden die katholische Universität Ingolstadt als den Anfang einer bayrischen Sonnenfinsternis, als den Triumph des Obskurantismus hinstellen. „Und eine freie Universität in München? Ich möchte die Interpellationen hören, welche die Herren Orterer, Schädler, Speck und Heim, und wie meine bayrischen Zentrumsfreunde sonst noch heißen, in der Prannerstraße in München an eine Regierung richten würden, die sich so etwas herausnähme! Ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen!“ Prinz Franz Arenberg zuckte die Achseln: „Ihr wißt eben alle nicht, was wirkliche Freiheit, was Toleranz ist. Vieles ist in Belgien lange nicht so gut wie bei uns in Deutschland. Aber man läßt in Belgien jeden nach seiner Fasson selig werden, besser als in dem Lande, dessen König dieses Wort geprägt hat. Und darum ist das kleine Belgien auch heute noch, was schon Talleyrand von ihm gerühmt hat: l'enfant chéri de l'Europe!“

Napoleon III. und die belgische Neutralität

Das war und blieb Belgien. Die Großmächte hatten ihm ewige Neutralität zugesichert. Am 20. Januar 1831 hatte die Londoner Konferenz der Großmächte bestimmt, daß Belgien ein für sich bestehender, unabhängiger Staat sein solle. Am 21. Mai 1833 war zwischen England, Frankreich und Holland ein Vertrag zustande gekommen, dem sich die anderen Staaten anschlossen und durch den Belgien auf alle Zeiten für neutral erklärt wurde. Seitdem hatte Belgien in allen Streitigkeiten anderer Länder, in allen politischen Stürmen, von denen Europa heimgesucht worden war, gewissenhafte, strengste Neutralität beobachtet. Die Unabhängigkeit und Neutralität von Belgien war eine der wenigen fundamentalen Prinzipien, über welche die ganze Welt einig war. Alle Völkerrechtslehrer hatten sie proklamiert und kommentiert. Alle Diplomaten wußten seit ihrem Examen darüber Bescheid. Die Unverletzbarkeit der belgischen Neutralität war zur Communis opinio aller politisch Gebildeten geworden. Es erregte deshalb ungeheures Aufsehen und wirkte gleich einem plötzlichen Blitzstrahl, als die „Times“ am 25. Juli 1870, wenige Tage nach der französischen Kriegserklärung an Preußen, den Inhalt eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses veröffentlichte, das Frankreich während der Luxemburger Angelegenheit Preußen angetragen hatte und seitdem abermals heimlich antragen ließ. Frankreich erklärte sich in diesem Traktat mit dem Beitritt der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund einverstanden, wogegen Preußen ihm die Erwerbung Luxemburgs gestatten und eventuell ihm zur Eroberung Belgiens gegen jedwede Macht beistehen müsse. Wie die „Times“ hinzufügte, hatte Preußen beide Male ein solches Anerbieten einfach abgelehnt. Gleichzeitig publizierte die „Times“ einen Vertragsentwurf, den der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, im Auftrag des

Kaisers Napoleon und der französischen Regierung befürwortend dem Grafen Bismarck unterbreitet hatte. Dessen Artikel 3 und 4 lauteten: „Artikel 3. Seine Majestät der Kaiser der Franzosen wird sich einer föderativen Vereinigung des Nordbundes mit den Staaten Süddeutschlands, Österreich ausgenommen, nicht widersetzen, welche Vereinigung auf ein gemeinsames Parlament basiert werden kann, wobei aber in völligem Maße die Souveränität besagter Staaten geachtet bleibt. Artikel 4. Seinerseits wird Seine Majestät der König von Preußen in dem Falle, daß Seine Majestät der Kaiser der Franzosen durch die Umstände bewogen werden sollte, seine Truppen in Belgien einrücken zu lassen oder es zu erobern, Frankreich die Beihilfe seiner Waffen gewähren und ihm mit allen seinen Land- und See-Streitkräften gegen und wider jede Macht beistehen, die ihm in diesem Falle den Krieg erklären sollte."

Bismarcks Rundschreiben

In einem telegraphierten Erlaß an den Botschafter in London und in einem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter des Norddeutschen Bundes vom 28. bzw. 29. Juli 1870 stellte Bismarck weiter fest, daß Frankreich seit vier Jahren durch Anerbietungen auf Kosten Belgiens Preußen in Versuchung geführt habe. Im Interesse des Friedens habe er das Geheimnis über diese Zumutungen bewahrt und sie dilatorisch behandelt. „Seit Sadowa", hieß es weiter in dem Rundschreiben vom 29. Juli in einer für die politische Gesamtauffassung des Grafen Bismarck wie für seine diplomatische Methode sehr charakteristischen, für jeden Diplomaten und jeden Staatsmann belehrenden Ausführung, „hat Frankreich nicht aufgehört, uns auf Kosten Deutschlands und Belgiens in Versuchung zu führen. Die Unmöglichkeit, auf solche Anerbietungen einzugehen, war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigentümlichen Illusionen so lange zu belassen, als das, ohne ihnen auch nur mündliche Zusagen zu machen, möglich sein würde. Ich vermutete, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europas Interesse war, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu rieten, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut niemand die Absichten göttlicher Vorsehung bezüglich der Zukunft. Und ich betrachtete auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Politik und Verfassung Veränderungen eintreten könnten, welche beide große Nachbarvölker über die Notwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten, eine Hoffnung, welcher jeder Aufschub des Bruches zugute kam. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten

Zumutungen und behandelte dieselben dilatorisch, ohne meinerseits jemals auch nur ein Versprechen zu machen."

Mit gutem Grunde hatte Bismarck seine Enthüllungen über die französischen Pläne gegen Belgien in eine große englische Zeitung gebracht. Die Aufrechterhaltung der belgischen Selbständigkeit war für die englischen Staatsmänner ein altes Axiom. Selbst ausgesprochene Pazifisten wie John Bright, Cobden und Gladstone hatten wiederholt erklärt, daß der Fortbestand eines neutralen, unabhängigen und selbständigen Belgien eine Lebensfrage für England sei, daß hierfür England nötigenfalls fechten müsse und tatsächlich gegen Napoleon I. zwölf Jahre lang gefochten habe. „C'est pour Anvers que je suis ici", hatte Napoleon auf Sankt Helena melancholisch geäußert und gemeint, es sei an und für sich verständlich, daß England eine Besitzergreifung Belgiens durch eine andere Macht nicht zulassen wolle. „Anvers dans les mains d'une autre puissance serait un pistolet braqué sur l'Angleterre." Diese melancholische Reflexion des gestürzten Weltenstürmers hätten in Deutschland während des Weltkrieges diejenigen beherzigen sollen, die für die Annexion der flandrischen Küste agitierten, die ohne einen unübersehbar langwierigen und schwierigen Kampf gegen England gar nicht denkbar war.

Das Bismarcksche Rundschreiben vom 29. Juli 1870 enthält auch eine prägnante und durchschlagende Abfertigung der Toren, die nach dem Weltkrieg behaupteten, daß wir in dem halben Jahrhundert zwischen dem Frankfurter Frieden und der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand diesen oder jenen Anlaß hätten benützen sollen, um den doch unvermeidlichen Konflikt mit Rußland, Frankreich und England baldmöglichst auszufechten. Der Eindruck der von Bismarck in die „Times" gebrachten Enthüllungen auf die Engländer war sehr stark und für uns um so nützlicher, als, von den Sympathien namentlich der Upper ten thousand für Paris und la belle France ganz abgesehen, zwischen den beiden Kabinetten, wie ich ausführte, seit einem halben Jahrhundert bisweilen intime, im großen und ganzen trotz gelegentlicher Reibungen freundschaftliche Beziehungen bestanden hatten.

Benedetti ist unvorsichtig

Wie war es Bismarck gelungen, den Benedettischen Vertragsentwurf in die Hand zu bekommen und namentlich ihn in der Hand zu behalten? Graf Vincent Benedetti, seit 1864 französischer Botschafter in Berlin, hatte sich vor seiner Entsendung nach der preußischen Hauptstadt als Sekretär des Pariser Kongresses und als Gesandter in Turin das besondere Wohlwollen des Kaisers Napoleon erworben. Er war seit seiner Turiner Zeit auch bei dem Prinzen Napoléon gut angeschrieben und gehörte zu den Intimen der Prinzessin Mathilde Bonaparte. Er war ein ehrgeiziger und geriebener Korse, der aber bisweilen die oft zitierte goldene Regel vergaß, die der Fürst

der Diplomaten, Talleyrand, seinen Sekretären einzuschärfen liebte: „Surtout pas trop de zèle." Benedetti wußte, wieviel seit Sadowa seinem Souverän an „Kompensationen" für Frankreich lag. Er glaubte, daß solche Entschädigungen von Preußen leichter in Belgien als auf dem deutschen linken Rheinufer zu erreichen sein würden, und sah deshalb in Belgien das geeignetste Objekt für eine Transaktion mit Preußen. Er hatte in Turin gesehen, daß Piemont die Unterstützung Frankreichs bei der Einigung Italiens mit Savoyen und Nizza bezahlt hatte. Warum sollte nicht auch Preußen für die französische Zustimmung zur Einigung Deutschlands einen Tribut entrichten, noch dazu mit nicht-deutschem Land? Als Benedetti in jeder Unterredung mit Bismarck auf Belgien als ein besonders geeignetes Kompensationsobjekt zurückkam, ließ der preußische Minister im natürlichen Ton angeregter Konversation die Bemerkung fallen, es würde ihm das eigene Durchdenken der ganzen Kompensationsfrage und die Erörterung derselben mit seinem alten Herrn wesentlich erleichtern, wenn Benedetti die richtige Formulierung für die ihm vorschwebende Transaktion selbst vorschlüge, zumal niemand eine solche besser finden könnte als der ausgezeichnete Diplomat, der schon als Sekretär des Pariser Kongresses seine Gewandtheit im Redigieren betätigt hätte. Benedetti, beinahe so geschmeichelt wie der Rabe, dem bei Lafontaine der Fuchs Komplimente macht, übersandte unverzüglich dem preußischen Minister den gewünschten Vertragsentwurf. Einige Stunden später schrieb er an Bismarck, die Herren seiner Botschaft hätten ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er ein so vertrauliches Dokument nicht in fremden Händen lassen dürfe, und deshalb erbitte er seine Aufzeichnungen zurück. Bismarck ließ Benedetti seinen Entwurf sofort wieder zugehen; aber er hatte das Schriftstück inzwischen photographieren lassen. Und als er am 25. Juli 1870 das französische Anerbieten in die „Times" brachte, konnte er gleichzeitig das Faksimile des von Benedetti geschriebenen Vertragsentwurfes über Belgien erscheinen lassen.

Bismarck brachte in seinem Rundschreiben vom 29. Juli auch frühere Bündnisvorschläge des Kaisers Napoleon zur allgemeinen Kenntnis, in denen dieser im Mai 1866 Preußen ein Offensiv- und Defensiv-Bündnis auf der Basis vorgeschlagen hatte, daß Preußen „une réforme fédérale dans le sens prussien" und Annexionen in Deutschland, „sept à huit millions d'âmes au choix" erhalten sollte, Frankreich aber „le territoire entre la Moselle et le Rhin, sans Coblence ni Mayence comprenant cinq cent mille âmes de Prusse, la Bavière rive gauche du Rhin, Birkenfeld, Homburg, Darmstadt, deux cent treize mille âmes". Nach der französischen, übrigens mit der Wirklichkeit nicht ganz übereinstimmenden Berechnung fast zwei Millionen Seelen.

Französischer Entwurf eines Schutz- und Trutz-Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen

Konzept von der Hand des französischen Botschafters in Berlin Graf Benedetti

Die nachstehende Übersetzung ist dem Königl. Preuß. Staats-Anzeiger vom 27. Juli 1870 entnommen

(zu Seite 176)

ohne Datum (ca. 23. August 1866)

S. M. der König von Preußen und S. M. der Kaiser der Franzosen halten es für nützlich, die Freundschaftsbande, welche sie verbinden, enger zu knüpfen und die glücklicherweise zwischen den beiden Ländern bestehenden Beziehungen guter Nachbarschaft zu befestigen, andererseits überzeugt, daß um dieses, überdies die Aufrechterhaltung des Weltfriedens zu sichern geeignete Resultat zu erreichen, es ihnen obliegt, sich über Fragen zu verständigen, welche ihre zukünftigen Beziehungen angehen, haben sich entschlossen zu diesem Zweck einen Vertrag abzuschließen und infolgedessen zu ihren Bevollmächtigten ernannt und zwar

S. M. usw.

S. M. usw.

welche, nachdem sie ihre in guter und gebührender Form befundenen Vollmachten ausgetauscht, über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. I. S. M. der Kaiser der Franzosen läßt zu und erkennt an die Erwerbungen, welche Preußen infolge des letzten Krieges, den es gegen Österreich und seine Verbündeten geführt, gemacht hat, ebenso wie die für Aufrichtung eines Bundes in Norddeutschland getroffenen oder noch zu treffenden Einrichtungen, indem er sich zur gleichen Zeit verpflichtet, der Erhaltung dieses Werkes seine Unterstützung zu leihen.

Art. II. S. M. der König von Preußen verspricht Frankreich die Erwerbung von Luxemburg zu erleichtern: zu diesem Zweck wird die genannte Majestät in Verhandlungen mit Sr. M. dem König der Niederlande eintreten, um denselben zu bestimmen, dem Kaiser der Franzosen sein Souveränitätsrecht über dieses Herzogtum abzutreten gegen eine Entschädigung, die für hinreichend erachtet werden wird oder auf andere Weise. Um diese Transaktion

zu erleichten, verpflichtet sich der Kaiser der Franzosen seinerseits beiläufig, die pekuniären Lasten auf sich zu nehmen, die sie mit sich bringen könnte.

Art. III. S. M. der Kaiser der Franzosen wird sich einer föderalen Vereinigung des Nordbundes mit den Staaten Süddeutschland, Österreich ausgenommen, nicht widersetzen, welche Vereinigung auf ein gemeinsames Parlament basiert sein kann, wobei aber in billigem Maße die Souveränität besagter Staaten geachtet bleibt.

Art. IV. Seinerseits wird S. M. der König von Preußen in dem Falle, daß S. M. der Kaiser der Franzosen durch die Umstände bewogen werden sollte, seine Truppen in Belgien einrücken zu lassen oder es zu erobern, Frankreich die Beihilfe seiner Waffen gewähren und ihm mit allen seinen Land- und Seestreitkräften gegen und wider jede Macht beistehen, welche in diesem Falle ihm den Krieg erklären sollte.

Art. V. Um die vollständige Ausführung der bevorstehenden Bestimmungen zu sichern, schließen S. M. der König von Preußen und S. M. der Kaiser der Franzosen durch gegenwärtigen Vertrag eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, welche sie sich feierlich aufrechtzuerhalten verpflichten. Ihre Majestäten machen sich überdies und ausdrücklich anheischig, dieselbe in allen Fällen zu beobachten, wo ihre respektiven Staaten, deren Integrität sie sich gegenseitig verbürgen, von einem Angriff bedroht werden sollten, indem sie sich für gebunden halten, in einem derartigen Falle ohne Zögern und ohne sich unter irgendwelchen Vorwänden zu weigern, die militärischen Vorkehrungen zu treffen, welche durch ihr gemeinschaftliches Interesse im Einklang mit den oben angegebenen Klauseln und Voraussetzungen geboten sind.

Anmerkung des Verlags: Dieser Entwurf existiert in 2 Exemplaren, beide von der Hand Benedettis, auf dem Papier der Französischen Botschaft geschrieben. Ein Exemplar (das hier faksimilierte) erhielt Bismarck von Benedetti am 29. August 1866. Bismarck versprach es dem König vorzulegen. Das Original des Entwurfs befindet sich im politischen Archiv des Auswärtigen Amts in Berlin. Die zweite Niederschrift sandte Benedetti am 23. August an Rouher zur Begutachtung durch Kaiser Napoleon, der auch einige Randbemerkungen hinzufügte. Während des Krieges 1870/71 wurde dieses Dokument zusammen mit anderen Papieren in Rouhers Schloß Cerçay erbeutet und nach Berlin gebracht, inzwischen aber nach Artikel 245 des Versailler Friedens vertrages Frankreich zurückgegeben. Vermutlich war es das Schicksal dieses zweiten Vertragsentwurfes, das Bülow veranlaßt (S. 176) zu berichten, daß Bismarck den Vertragsentwurf an Benedetti auf dessen Vorstellung hin zurückgegeben habe.

A 3036 a

A 3036 a

Zum Grundakt!

S. M. le Roi de Prusse et S. M. l'Empereur des français, jugeant utile de resserrer les liens d'amitié qui les unissent et de consolider les rapports de bon voisinage heureusement existant entre les deux pays, convaincus d'autre part que pour atteindre ce résultat, propre d'ailleurs à assurer le maintien de la paix générale, il leur importe de s'entendre sur des questions qui intéressent leurs relations futures, ont résolu de conclure un traité à cet effet, et nommé en conséquence pour leurs Plenipotentiaires, savoir

S. M. a a

S. M. a a

Les quels, après avoir échangé leurs pleins pouvoirs trouvés en bonne et due forme, sont convenus des articles suivants:

Art. I

S. M. l'Empereur des Français donne et reconnait les acquisitions que la Prusse a faites à la suite de la dernière guerre qu'elle a soutenue contre

l'Autriche et contre les alliés, ainsi que les arrangements pris ou à prendre pour la constitution d'une confédération dans l'Allemagne du Nord, s'engageant en même temps à prêter son appui à la conservation de cette œuvre.

Art. II

S. M. le Roi de Suède promet de faciliter à la France l'acquisition du Luxembourg; à cet effet la dite Majesté entrera en négociations avec S. M. le Roi des Pays-Bas pour le déterminer à faire, à l'Empereur des Français, la cession de ses droits souverains sur ce Duché, moyennant telle compensation qui sera jugée suffisante ou autrement. De son côté l'Empereur des Français s'engage à subvenir aux charges pécuniaires que cette transaction peut comporter.

Pour faciliter cette transaction, l'Empereur des Français de son côté s'engage à subvenir aux charges pécuniaires qu'elle pourrait comporter.

Art. III

S. M. l'Empereur des Français ne s'opposera pas à une union fédérale de la confédération du Nord avec les

Etats du midi de l'Allemagne, à l'exception de l'Autriche, la quelle union pourra être basée sur un Parlement commun, tout en respectant, dans une juste mesure, la souveraineté des dits Etats.

Art. IV.

De son coté S.M. le Roi de Prusse, au cas où S. M. l'Empereur des francais serait amené par les circonstances à faire entrer ses troupes en Belgique ou à la conquérir, accordera le concours de ses armes à la france et Il la soutiendra avec toutes ses forces de terre et de mer, envers et contre toute puissance qui, dans cette eventualité lui declarerait la guerre.

Art V

Pour assurer l'entière exécution des dispositions qui précèdent, S. M. le Roi de Prusse et S. M. l'Empereur des francais contractent, par le present traité, une alliance offensive et defensive qu'Ils s'engagent solennellement à maintenir; — L. L. M. M. s'obligent, en outre et

notamment, à l'observer dans tous les cas où leurs Etats respectifs, dont Elles se garantissent mutuellement l'intégrité, seraient menacés d'une agression, se tenant pour liées, en pareille conjoncture, de prendre sans retard, et de se concerter sans aucun prétexte, les arrangements militaires qui seraient commandés par leur intérêt commun conformément aux clauses et prévisions ci-dessus énoncées.

nment, à l'observer dans tous
où leurs Etats respectifs,
Elles se garantissent
llement l'intégrité, seraient
és d'une agression, se tenant
liées, en pareille conjoncture,
ndre sans retard, et de ne
er sous aucun prétexte, les
gements militaires qui seraient
andés par leur intérêt commun
rmément aux clauses et
sions ci-dessus énoncées.

Wenn die Veröffentlichung des Benedettischen Vertragsentwurfes auf Belgien selbst, auf England und die Welt berechnet war, so konnten aus den französischen Vorschlägen vom Mai 1866 süddeutsche Minister à la Dalwigk und süddeutsche Volksvertreter à la Jörg ersehen, daß sie nicht allein vaterlandsverräterisch, sondern auch sehr töricht gesprochen und gehandelt hatten. Nichts wäre übrigens abwegiger, als Bismarck einen Vorwurf daraus zu machen, daß er Benedetti und dessen Meister Napoleon III. überlistete, statt sich von ihnen überlisten zu lassen. Der Landmann hat das Recht, dem Fuchs, der ihm seine Hühner und seine Gänse erwürgen will, eine Falle zu stellen. Als er in Bismarcks Falle zappelte, verlegte sich der Fuchs Benedetti auf das Lügen. Aber er log ungeschickt. In einem an Gramont gerichteten weinerlichen Rechtfertigungsschreiben erklärte Benedetti: Bei seinen Unterredungen mit dem preußischen Minister des Äußern sei er, um sich ein genaues Bild von den Bismarckschen Kombinationen zu geben, aus Höflichkeit darauf eingegangen, sie sozusagen unter Bismarckschem Diktat aufzuzeichnen.

Damals lachte Europa über Benedetti und Gramont, heute aber lacht der Deutsche nicht, wenn er sich den Unterschied zwischen 1870 und 1914 klarmacht. Im Hochsommer 1870 waren souveräne diplomatische Meisterschaft, Vorsicht, Umsicht, Voraussicht, Entschlossenheit und Geduld, Energie und Gewandtheit auf unserer Seite, während die französischen Diplomaten versagten. Vierundvierzig Jahre später manövrierten unsere Staatslenker und Diplomaten, Bethmann Hollweg und Jagow, Schön und Flotow, Lichnowsky und Wilhelm Stumm, so eminent ungeschickt, daß unsere Gegner Iswolski und Sasonow, Sir Edward Grey und Sir Edward Goschen, Poincaré, Paléologue, Viviani, von denen keiner auch nur entfernt an die Bismarcksche Überlegenheit heranreichte, doch, indem sie aus unseren Fehlern Nutzen zogen, uns in aller Augen ins Unrecht setzten und damit, schon bevor der erste Kanonenschuß gefallen war, vor der öffentlichen Meinung den Krieg gewannen.

Eine Begegnung in Berlin

Mitte Oktober folgte ich einer Einladung meiner Eltern, den Geburtstag meiner lieben Mutter, den 18. Oktober, im Berliner Familienkreise zu verleben. Mein Vater war mit meinem Aussehen zufrieden, und Professor Traube meinte, mein Hals, der Locus minoris resistentiae bei mir, habe die Rekrutenzeit besser überstanden, als er angenommen habe. Unter den Linden begegnete ich Herbert Bismarck, der infolge eines Beinschusses, den er bei Mars-la-Tour erhalten hatte, noch lahmte. Er ging am Arm eines bärtigen Mannes, dessen scharfe, fast stechende Augen mir auffielen und der zwölf bis vierzehn Jahre älter sein mochte als Herbert und ich. Herbert machte uns bekannt: „Hier Bernhard Bülow, ein Sohn des mecklenburgischen Gesandten, eines Mannes, von dem mein Vater viel hält! Hier

Baron Fritz von Holstein, unser treuster Freund!" Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich Holstein begegnete. Ich habe ihn noch oft wiedergesehen. Ich habe ihn als intimen Freund und Berater von Herbert Bismarck gekannt und als Todfeind des Hauses Bismarck. Ich habe fast vierzig Jahre später an seinem Sterbebette gestanden.

Im Hause Bismarck

Am Tage meiner ersten Begegnung mit Holstein war ich bei der Fürstin oder vielmehr damals noch der Gräfin Johanna Bismarck zum Essen eingeladen. Sie und ihre Tochter Marie begrüßten mich in gütiger, herzlicher Weise. Die Frau Bundeskanzler war geradeso natürlich, unbefangen und behaglich wie in der Frankfurter Zeit, ohne eine Spur von Pose. Sie redete mir und ihrem Sohne Herbert beständig zu, dem sehr reichlichen Mahle und dem guten Bordeaux fleißiger zuzusprechen. Essen und Trinken halte Leib und Seele zusammen, heiße es in ihrer pommerschen Heimat, und daß der Bordeaux das natürliche Getränk der Norddeutschen sei, habe „Ottochen" erklärt, der immer recht habe. Er habe auch jetzt recht, wenn er auf härtere Kriegführung dringe. Sie sprach, wie die Frauen der Goten und Franken gesprochen haben mögen, wenn das Kriegshorn geblasen war. Kein Stein dürfe in Frankreich auf dem andern bleiben. „Ottochen" habe nur einen Fehler, er sei viel zu gut. Es sei auch ein Skandal, daß „Auguste", d. h. Ihre Majestät die Königin, für welche die Gräfin Johanna ebensowenig eingenommen war wie ihr großer Gatte, dem Kaiser Napoleon neun Köche nach Wilhelmshöhe geschickt habe, um ihm seine Gefangenschaft zu versüßen. Bei Wasser und Brot hätte man „den alten Ekel" einsperren sollen, der die Schuld daran trage, daß Herbert noch lahm gehe, daß Billchen sein bestes Pferd unter dem Leib erschossen worden sei und daß so viele deutsche Mütter und Witwen in Schwarz gingen. Dazu sang Herbert, von dem vorzüglichen Médoc animiert, mit lauter Stimme sein Lieblingslied, das Scheffelsche Lied von dem Schwabenherzog Krock, der auszog aus Böblingen, um im Gallierland alles zu verrujinieren.

Marie von Bismarck war ein Wesen von großer Herzensreinheit und Herzensgüte. Als Kinder spielten wir zusammen in dem Frankfurter Garten meiner Eltern, wo die Mirabellenbäume standen und von wo aus man auf die städtischen Anlagen blickte. Ohne schön zu sein, hatte Marie Bismarck klare und kluge Augen, reiches dunkles Haar. Sie war damals schlank und hübsch gewachsen. In ihrem Wesen war sie ebenso natürlich wie die Mutter, aber im Gegensatz zu dieser suchte sie den gewaltigen Vater eher zu besänftigen, als seine ohnehin nicht geringe Neigung zu Haß und Zorn noch zu verstärken. Marie Bismarck hat wissentlich niemandem geschadet und manchem im Rahmen ihres bescheidenen Einflusses gütig geholfen. Mir war sie stets eine treue Freundin. Hierzu ein kleiner Zug. Ich entsinne mich eines Abends, an dem ich nach einem Rendezvous mit einer

schönen, eleganten, nur leider an dem Tage etwas zu stark mit White Rose parfümierten Freundin im Bismarckschen Salon erschien. Der Kanzler war noch nicht gekommen. Mutter Johanna klimperte am Klavier. Ich setzte mich zur Tochter. Nach einigen Minuten sagte sie zu mir: „Sie sind ja parfümiert! Um Gottes willen, drücken Sie sich so rasch wie möglich, sonst haben Sie bei Vater verspielt. Harry Arnim wurde ihm unsympathisch, als er mehrfach zu stark parfümiert bei uns eintrat. Als Vater später hinter Harrys Umtriebe kam, sagte er: ‚Das wundert mich gar nicht! Der Kerl stank ja immer nach Parfüm!'" Ich beherzigte den guten Wink und verschwand à la Française, d. h. ohne Abschied zu nehmen. Auch große Männer haben ihre kleinen Marotten: Wallenstein konnte den Hahn nicht krähen hören, Goethe vertrug den Tabak nicht, Schiller wollte faule Äpfel riechen, um sich anzuregen, Napoleon liebte es, sich mehrmals täglich mit Eau de Cologne abzuwaschen, Bismarck konnte Parfüm nicht vertragen. Ich selbst habe mich übrigens nie parfümiert, ohne es aber bei Frauen unangenehm zu empfinden.

Als ich am 30. Oktober, nach Bonn zurückgekehrt, mich in der Sterntorkaserne bei dem Wachtmeister Wunderlich zum Dienst zurückmeldete, sagte er mir: „Gut, daß Sie da sind! Morgen abend gehen zwei Offiziere, zwei Unteroffiziere, dreißig Husaren, darunter sechzehn Freiwillige, nach Metz, wo das Regiment biwakiert. Sie müssen mit, Einjähriger von Bülow! Darüber sind wir alle einig." Meine Freude ob dieser guten Nachricht war unbeschreiblich. Ich hätte den guten alten Wachtmeister um die Taille fassen und mit ihm eine Polka-Mazurka oder einen Rheinländer tanzen mögen, so vergnügt war ich. In meinem ganzen langen Leben habe ich nur noch einmal ein ähnliches Glücksgefühl empfunden: als ich fünfzehn Jahre später auf dem Eise der Newa die Nachricht erhielt, der Heilige Stuhl habe die Ehe der Gemahlin des preußischen Gesandten in Dresden, der Gräfin Marie Dönhoff, annulliert und damit meine Heirat mit der Frau ermöglicht, die ich über alle und über alles geliebt habe und die das Glück meines Lebens geworden ist.

XIII. KAPITEL

Ins Feld • Biwak bei Metz • Erste Briefe nach Hause • Melderitte und Patrouillen Major Lentze • Beförderung zum Gefreiten (15. XI. 1870) • Vormarsch nach Compiègne 1870 und 1918

Aufbruch von Bonn

Es ging an das Einpacken der wenigen Gegenstände, die ich als Gemeiner mit ins Feld nehmen konnte: zwei wollene Hemden, zwei Paar wollene Strümpfe, zwei wollene Unterhosen, ein Paar Hausschuhe, eine kleine Feldflasche mit Kognak, etwas Tee und Liebig, einen Feldstecher und ein Schreibzeug. Auch ein neues Testament nahm ich mit, das mir meine liebe Mutter bei meinem letzten Besuch mit der Ermahnung geschenkt hatte, recht fleißig in Gottes Wort zu lesen. Auf das erste weiße Blatt schrieb ich das Wort des heiligen Augustinus: „Inquietum cor nostrum donec requiescat in te."

Bevor ich von der Ersatz-Schwadron Abschied nehme, will ich der Dankbarkeit Ausdruck geben, die ich ihr schulde, dem Stalldienst in der Sterntorkaserne wie dem Exerzieren auf dem „Sand". Wenn ich im Felde meinen Mann gestanden habe und nach der Rückkehr in die Garnison ein brauchbarer Husaren-Offizier wurde, so verdanke ich das in erster Linie meiner Ausbildung bei der Ersatz-Schwadron. Major von Schreckenstein hat sich von seinem schweren Beinbruch erst nach Jahr und Tag erholt. Er hat die Ersatz-Schwadron nicht mehr geführt. Wieder dienstfähig, wurde er zum Kommandeur der 7. Ulanen ernannt und ist 1875 als solcher in Saarbrücken plötzlich gestorben. Ein früher Abschluß nach einem Leben, dessen verpfuschtes Ende in seltsamem Gegensatz zu seinem brillanten Anfang stand. Der rote Schreckenstein gehört zu den vielen, die, um schöne Stunden vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden. Als er in seiner eleganten Bonner Junggesellenwohnung, auf einer Chaiselongue unter der „Danae" des Correggio ruhend, mich wenig freundlich empfing, dürfte er kaum gedacht haben, daß der junge Student, der, angegriffen durch die Oeynhauser Badekur, blaß und bescheiden vor ihm stand, es im Laufe der Jahre nicht nur zum preußischen Ministerpräsidenten und deutschen Reichskanzler, sondern sogar zum General bringen würde. Ich erwähne das nur, damit dieser oder jener Jüngling, der mich einmal

liest, sich nicht durch Enttäuschungen, Schwierigkeiten und Hindernisse, durch den ihm in tausend Formen entgegentretenden Widerstand der stumpfen Welt entmutigen läßt. „Die Folgezeit verändert viel und setzet jeglichem sein Ziel", heißt es in dem schönen und wahren Liede des frommen Georg Neumarck („Wer nur den lieben Gott läßt walten").

Eskadrons-Kommandanten

Die Vertretung des Majors von Schreckenstein übernahm im August 1870 der Premierleutnant von Stoltzenberg, der mir ein wohlwollender Vorgesetzter war. Wie ich später erfuhr, hat er an den im Felde befindlichen Regimentskommandeur anerkennend über mich berichtet und hierbei der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß der Einjährige von Bülow das Zeug zu einem guten Husaren-Offizier habe. Er schrieb auch in diesem Sinne an meinen Vater. Ein schweres inneres Leiden zwang den Freiherrn von Stoltzenberg, der seit elf Jahren im Regiment stand und sich allgemeiner Wertschätzung erfreute, im November 1870 das Kommando der Eskadron an den Sekondleutnant von Schlichting abzugeben. Schlichting war ein flotter Husar, schneidig und findig, streng im Dienst, gemütlich nachher. Er hatte 1866 mitgemacht, und es war eine Freude, ihm zuzuhören, wenn er von dem Einmarsch in Sachsen und Österreich, von dem Biwak im Großen Garten zu Dresden bei strömendem Regen, wenn er von Hühnerwasser, Münchengrätz und Prasek, wenn er von Königgrätz erzählte, und daß keine preußische Truppe näher an Wien herangeritten sei als die Königshusaren, die am 30. Juli 1866 vom Hohen Leuthen aus die Kaiserstadt vor sich gesehen hätten mit dem hochragenden Stefansturm. Auf den Husarensäbel Schlichtings habe ich, da die Regimentsstandarte mit dem Regiment ins Feld gezogen war, dem König von Preußen Treue geschworen. Und kein Besserer konnte mir den Eid abnehmen. Wir haben uns während meiner Ministerzeit öfter wiedergesehen. Als Großgrundbesitzer in der Provinz Posen gehörte Schlichting dem Herrenhause als erbliches Mitglied an. Ich habe viel mit ihm über ostmärkische Angelegenheiten konferiert. Er war mir nicht nur ein treuer persönlicher, sondern auch ein kluger politischer Freund.

Einwaggoniert nach Metz

Am 31. Oktober 1870, um Mitternacht, wurden wir auf dem Bonner Bahnhof verladen, meine hellbraune Stute, die Grete, und ich. Die Grete leidlich bequem in einem Pferdewagen, ich mit vielen anderen Husaren eingekeilt in ein Coupé, in drangvoll fürchterlicher Enge, wie die Pappenheimer, als Max Piccolomini sie zum Sturm auf das Neustadter Lager führte. Unsere Eisenbahnfahrt von Bonn nach Saarbrücken war einfach fürchterlich. Wer das nicht glauben will, der soll einmal in einem langsam fahrenden, alle halbe Stunde haltmachenden Zug, in einem überfüllten Coupé, in engen, viel zu engen Husarenstiefeln achtzehn Stunden regungslos ausharren. Ich weiß nicht, welcher große Denker gesagt hat, daß keine

Philosophie über das Zahnweh hinweghülfe. Nun, ich sage: Zu enge Husarenstiefel sind noch ärger als der ärgste Zahnschmerz. Der brave Schlichting, der unsern Transport leitete, half mir aus der Not. Als er mich in Saarbrücken humpelnd auf dem Bahnsteig erblickte, riet er mir zunächst, beide zu engen Stiefel mit einem Taschenmesser aufzuschneiden. Ritsch! Ratsch! „So nun wird Ihnen schon besser werden", meinte er gut gelaunt. Dann fuhr er mit mir in einer Droschke zur Kaserne der 7. Ulanen, ließ sich auf der Kammer hohe Ulanenstiefel zeigen und forderte mich auf, mir das bequemste Paar auszusuchen. Von meinen alten Husarenstiefeln wurde die Borte abgenommen und flugs auf die neuen Ulanenstiefel aufgenäht, die Situation war gerettet.

Unmittelbar vor meiner Abreise aus Bonn hatte ich an meinen guten Vater, der, durch seine vielen häuslichen Sorgen zermürbt und überdies beunruhigt durch einen Ruhranfall, den ich während meines letzten Besuches in Berlin durchzumachen hatte, mein Ausrücken ins Feld nicht gern sah, kurz und bündig telegraphiert: „Rücke mit Schwadron heute nacht zwölf Uhr zum Regiment, das von Metz gegen Lille geht. Völlig ausgerüstet, bin wohl und sehr vergnügt! Bitte dringend umgehend telegraphisch um zweihundert Taler." Nach vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt trafen wir endlich in Courcelles bei Metz ein. Wir ritten von da nach Liéhon, wo ich bei meinem Pferd im Stall schlief. Am 3. November stießen wir im Schloß Groslieu bei Metz zu unserm Regiment. Der Ersatz wurde auf die vier Kriegs-Schwadronen verteilt. Ich kam zur 1. Schwadron. Am 27. Oktober hatte Metz kapituliert. In einem Armeebefehl, der vor dem Regiment verlesen wurde, hatte der Oberbefehlshaber der Zernierungs-Armee, Prinz Friedrich Karl von Preußen, dieses große Ereignis gewürdigt: „Es ist so weit, heute endlich hat diese Armee von voll einhundertdreiundsiebzigtausend Mann, die beste Frankreichs, über fünf Armeekorps, darunter die kaiserliche Garde, mit drei Marschällen von Frankreich, mit über fünfzig Generälen und sechstausend Offizieren, kapituliert, und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen. Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermeßliche Vorräte an Kanonen, Waffen und Kriegsgerät dem Sieger zugefallen." Mit Recht hob Prinz Friedrich Karl hervor, daß er und seine tapferen Soldaten Deutschland die stolze Feste wiedergaben, die uns dreihundertachtzehn Jahre früher Frankreich mit List und Verrat entriß. Der „rote Prinz", wie er in der Armee genannt wurde, weil er mit Vorliebe den roten Attila der Zieten-Husaren trug, hatte echt preußisch hinzugefügt: „Ich erkenne gern und dankbar eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein; beinahe höher stelle ich euern Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten

Armeebefehl Friedrich Karls

Soldaten." Am 29. Oktober wehte auf allen Forts von Metz der preußische Königsaar, den der Kommandeur der 30. Infanterie-Brigade, der Generalmajor von Strubberg, auf dem Hauptwall mit den Worten aufgepflanzt hatte: „Im Namen Seiner Majestät des Königs Wilhelm nehme ich dieses Fort, Queleu genannt, hiermit in Besitz. Gott erhalte noch lange Jahre Seine Majestät! Gott segne ihn, Gott schütze ihn! Amen!" Am 4. November zog die 15. Division durch Metz. An der Tete der Division ritt unser Regiment. Die Trompeter bliesen die Fanfare, die Standarte war entfaltet. Stolz und leuchtenden Auges defilierte das Königshusaren-Regiment vor dem Kommandierenden General des VIII. Armeekorps, dem General August von Goeben, der auf der Place d'Armes hielt. O schöne Tage! O herrliche Tage! Tage des Ruhms, der Ehre, des Glücks! Wenn ich aus dem Elend und der Schmach der Gegenwart an sie zurückdenke, blutet mir das Herz.

In Plappeville

Das Königshusaren-Regiment bezog nach dem Durchmarsch durch Metz Kantonnements am Mont Saint-Quentin, dessen Silhouette so charakteristisch ist für das Landschaftsbild der Moselfeste und den ich zwei Jahre später während meiner Dienstzeit in Metz manches Mal zu Fuß und zu Pferde aufgesucht habe. Unsere Schwadron, die 1. Schwadron, mußte während der recht kalten Nacht biwakieren. Ich fror wie ein Schneider, war aber quietschvergnügt. Aus Plappeville schrieb ich am 6. November an meine Eltern: „Liebe Eltern, verzeiht, bitte, wenn ich Euch jetzt erst schreibe. Ich hatte wirklich keinen Augenblick Zeit. Donnerstag trafen wir das Regiment. Ich kam zur 1. Eskadron (15. Division, Königshusaren-Regiment, Rheinisches Nr. 7!!). Freitag marschierten wir durch Metz, wo wir mit Säbelauf und entfalteter Standarte einmarschierten, nach Chazelles, von da nach Plappeville. Es geht mir sehr gut. Die Quartiere sind leidlich Essen habe ich mir bisher verschafft. Guten Mut habe ich sehr. Viktualiensendungen wären mir sehr lieb, sonst schickt mir gar nichts. Ich müßte es wegwerfen, da ich nicht, wie mein Bruder Adolf, drei Pferde, sondern nur zwei Packtaschen habe, in die kaum Hemden und Strümpfe gehen."

Der Einritt in Metz

Am 7. November schrieb ich weiter: „Rittmeister meiner, der 1. Eskadron ist Herr von Niesewand, der viel zu schimpfen scheint. Metz liegt wunderhübsch, rings von starken Forts umgeben. An allen Chausseen um Metz haben die Franzosen Schießgräben gegraben, hier und da auch Schanzen aufgeworfen. Die Dörfer waren z. T. stark beschossen. Manche sahen aber recht gut aus. Das ganze Land muß sehr reich sein, jeder Fleck ist bebaut. Wir rückten in Metz durch die Porte Serpentinoise ein, das schöne Tor mit verschiedenen Inschriften zu Ehren des Duc de Guise. Die Stadt durchschritten wir fast ganz. Die Straßen sind sehr eng, mit hohen

Häusern. Die Kathedrale recht schön, im gotischen Stil. Alle Läden waren offen, z. T. sehr elegant. Die Straßen wimmelten von französischen Soldaten. Damen sah man nur in Schwarz. Sehr hübsch sind die Quais an der Mosel. Wir ritten bis Chazelles, einem kleinen Dorfe auf einer Anhöhe unter dem Fort Saint-Quentin. Gestern kamen wir hierher. Betten haben wir natürlich nicht, sondern, wenn es gut geht, Strohsäcke. Auch behält man die Kleider immer an, was aber gar nicht unangenehm ist. Ich fühle mich sehr wohl. Schickt mir, wenn es geht, Viktualien, Schokoladetafeln und Liebig (ist das Beste, weil Konzentrierteste), vielleicht auch ein Büchschen Sardinen. Wahrscheinlich rücken wir morgen mit Infanteriebedeckung auf Reims zu. Ängstigt Euch bitte nur nicht um mein Befinden, das sehr gut ist. Tausend Grüße an alle. Ich bin mit allem wohl versorgt, doch wären mir Viktualien ganz lieb. Von meinem Quartier habe ich hier prächtige Aussicht auf Metz mit Kathedrale und Wällen."

Rittmeister v. Niesewand

Mein Eskadronchef, der Rittmeister Franz Maria von Niesewand, schimpfte in der Tat recht viel. Das hing mit seinem schlechten Avancement zusammen, das ihn wurmte. Er war schon 1849 bei den Gardedragonern in Berlin eingetreten, hatte aber 1852 seine früher begonnenen Studien wieder aufgenommen, das Referendar-Examen bestanden und am Landgericht in Koblenz gearbeitet. 1856 war er nach nochmaligem, diesmal endgültigem Berufswechsel als Leutnant beim 7. Husaren-Regiment eingestellt worden. Er hatte 1867 eine Schwadron erhalten, die er während des ganzen Krieges treu und gewissenhaft führte. Er war kaum zwei Jahre jünger als der Oberst von Loë, der schon vor der Brigade stand. Niesewand polterte viel, aber er war ein kreuzbraver Mann. Er war ein frommer Katholik und hieß deshalb beim rheinischen Adel der heilige Franz. Ich bin dem guten Niesewand, der es mit Hängen und Würgen bis zum Kommandeur der 13. Husaren gebracht hat, viele Jahre später — er war schon lange pensioniert — bei dem schönen Fest wiederbegegnet, das am 18. Juni 1902 die Stadt Bonn ihren blauen Husaren gab. Der wackere Mann, der inzwischen 72 Jahre alt geworden war, frug mich, ob ich es ihm als Reichskanzler verargte, daß er mich, als ich bei seiner Schwadron stand, ab und zu angeschnauzt habe. Ich entgegnete ohne einen Augenblick des Besinnens: „Ich bin Ihnen im Gegenteil von Herzen dankbar. Wenn Sie mich damals nicht fest angepackt und auf diese Weise einen ordentlichen Husaren aus mir gemacht hätten, wäre ich nie Kanzler des Deutschen Reiches geworden." Das freute den „heiligen Franz".

Als das Ersatz-Kommando vor Metz eintraf, herrschte bei dem Regiment eitel Freude, endlich aus dem Moseltal fortzukommen. Bei Spichern und in den großen Schlachten um Metz hatte das Regiment zu seinem Schmerz keine Gelegenheit zum Eingreifen gehabt. Während der Belagerung von

Metz hatte es mit Eifer und Wachsamkeit den Rekognoszierungsdienst betrieben. Einer der besten Offiziere des Regiments, der Premierleutnant Deginhard von Loë, ein Neffe des Kommandeurs, war bei einer Rekognoszierung am Eingang von Longeau gefallen. Eine feindliche Kugel, die durch die Schläfen ging, hatte ihn auf dem Fleck getötet. Aber das Regiment war noch nicht mit dem Feind handgemein geworden. Es hatte noch nicht attackiert. Und nach der Attacke stand aller Sinn. Das hatte unser von edlem militärischem Ehrgeiz erfüllter Kommandeur, der Oberst Walter von Loë, gemeint, als er nicht lange vor der Kapitulation von Metz bei einer Pferderevision mit Bitterkeit äußerte: „Da das Regiment noch nicht genügend Gelegenheit hatte, zu zeigen, was es zu leisten vermag, so ist es doppelte Pflicht, wenigstens das Material Seiner Majestät dem König zu erhalten."

Gegen Bourbaki

Jetzt, nach der Bezwingung von Metz, fiel der Ersten Armee, zu der mit dem VIII. Armeekorps das Königshusaren-Regiment gehörte, die Aufgabe zu, die Zernierung von Paris gegen Norden zu sichern, wo der aus Metz entkommene General Bourbaki die französische Nordarmee formierte. Das ganze VIII. Korps, und nicht zum wenigsten das Königshusaren-Regiment, lebte der Hoffnung, daß es nach langem und langweiligem Zernierungsdienst in Nordfrankreich endlich zum frischen und fröhlichen Schädelspalten kommen werde, wie der wackere Valentin im „Faust" diese Berufstätigkeit des Soldaten nennt.

Der Vormarsch begann am 7. November. Die Vorhut der 15. Division hatte das Königshusaren-Regiment. Wir marschierten durch den Argonnerwald. Die Wege waren schlecht, entweder holperig oder tief lehmig. Das Wetter war unfreundlich, kalt und naß. Schnee wechselte mit Regen. Ich hatte ein gutes Pferd, die flotte Grete, und so wurde mir häufig der Auftrag, der Division Meldungen zu bringen oder dort Befehle entgegenzunehmen. Da die Bevölkerung in dieser Gegend störrisch war, sich auch viele Franktireurs in den Wäldern umhertrieben und nicht wenige Meldereiter und Patrouillen das Opfer verräterischer Überfälle geworden waren, ritten wir mit aufgesetztem Karabiner. Doch bin ich nur zweimal beschossen worden. Einmal pfiff mir eine Kugel dicht am Ohr vorüber. Natürlich bestand, namentlich nachts, keinerlei Möglichkeit, den Attentäter zu fassen. Es blieb nichts anderes übrig, als es zu machen wie der wackere Schwabe in Uhlands Gedicht: sich „nit zu forchten" und „spöttisch um sich zu blicken". Nur, daß ich nicht „Schritt for Schritt meines Weges ging" wie der Schwabe, sondern möglichst flott trabte.

Beim Stabe der Division fand ich, ebenso wie bei den beiden Brigaden der 29. Infanterie-Brigade (Oberst von Bock) und der 30. Infanterie-Brigade (Generalmajor von Strubberg), stets freundliche Aufnahme. In

Mit Meldung vom Regiment

einer besonders kalten Novembernacht trat ich nach einem langen Ritt im Schneegestöber bei dem Generalstabsoffizier der 15. Division, dem Major Lentze, um Mitternacht mit einer Meldung vom Regiment in die Stube. Der Major las die Meldung, dann sagte er zu mir: „Sie haben einen langen und beschwerlichen Ritt hinter sich. Es wird zwei bis drei Stunden dauern, bis ich Sie abfertigen kann. Ziehen Sie sich die Stiebeln aus, legen Sie sich auf mein Bett und schlafen Sie einen Abzug." Ich entgegnete in strammer Haltung mit jugendlichem Eifer, daß ich mich nicht müde fühlte. „Unsinn!" fuhr mich der Major an. „So schlafen Sie wenigstens auf Vorrat. Schlaf kann ein junger Mensch immer brauchen." Er gab mir ein Glas Wein zu trinken, drückte mir ein Butterbrot mit Käse in die Hand, und dann schlief ich, bis er mich weckte. Beim Erwachen bekam ich noch ein Glas Wein und noch ein Butterbrot, diesmal mit Wurst. Er frug nach meinem Namen und unterhielt sich gütig und belehrend mit mir über die militärische Lage, dann entließ er mich gestärkt und sehr dankbar. Wir haben uns erst viele Jahre später wiedergesehen, im Königlichen Schloß in Berlin, er als Kommandierender General, ich als Reichskanzler. Als wir uns begegneten, waren wir sehr erfreut und gaben unseren Gefühlen lebhaften Ausdruck. Erstaunt beobachtete der Kaiser dieses Schauspiel. „Ich wußte zwar", sagte er zu mir, „daß Sie ein großer Charmeur sind; aber daß Sie den rauhen Lentze so kaptivieren würden, das hätte ich nicht gedacht." Hierzu muß ich bemerken, daß der General Lentze das war, was der Franzose „un bourru bienfaisant" nennt. Er galt für grob. Aber unter der derben Hülle schlug ihm, wie er dies dem ihm unbekannten jungen Husaren bewiesen hatte, ein goldenes Herz. Er war einer der fähigsten Generäle unserer prächtigen Armee. Auch der Führer der 30. Infanterie-Brigade, der Generalmajor von Strubberg, hat mich im Winterfeldzug 1870/71 bei dienstlicher Berührung immer besonders gut behandelt, wofür ich dem würdigen General, der aus dem Augusta-Regiment hervorgegangen war und Kaiser Wilhelm I. nahegestanden hatte, stets dankbar geblieben bin. Auch ihn habe ich, als ich Reichskanzler geworden war, öfters wiedergesehen.

Bülow soll Avantageur werden

Der 9. November 1870 war ein bedeutungsvoller Tag in meinem Leben. Der Regimentskommandeur, Oberst von Loë, ließ mich kommen. Er sagte mir zunächst, ich sei ihm von Bonn aus von meinen dortigen Vorgesetzten warm empfohlen worden. Dieser Empfehlung hätte ich seitdem Ehre gemacht, die starken Märsche durch die Defileen des Argonnerwaldes hätte ich gut ertragen, die mir gewordenen Aufträge intelligent und couragiert ausgeführt. Ob ich Lust hätte, beim Königshusaren-Regiment als Avantageur einzutreten? Dazu müsse ich die Einwilligung meines Vaters beibringen. Ich entgegnete, es sei mein höchster Wunsch, im Königshusaren-Regiment Offizier zu werden. Ich hoffte, mein Vater würde seine

Einwilligung hierzu nicht versagen. Eine Zusicherung in dieser Richtung könne ich aber nicht geben, weil ich diese Erlaubnis noch nicht besäße und es mir zu peinlich sein würde, nachträglich von meinem Vater desavouiert zu werden. Ich würde aber alles tun, damit mein Vater, der nach seinem ganzen Lebensgang militärischen Dingen ferner stehe, der aber einen offenen Kopf und viel Gemüt habe, meine Wünsche und Absichten nicht durchkreuze. Der Oberst, den mein Eifer zu freuen und zu rühren schien, meinte, er würde auch seinerseits an meinen Vater schreiben. Er sagte mir dann: daß ich schon fünf Semester studiert hätte, wäre für meine künftige militärische Laufbahn kein Impedimentum, sondern ein Vorteil. Er zitierte eine Reihe von Generälen, die studiert hätten. Er selbst habe mehrere Semester studiert, bevor er in die Armee eingetreten sei. Er schloß mit den freundlich-scherzhaften Worten: „Also, mein lieber Bülow, ich hoffe aus Ihnen einen propern Husaren-Offizier zu machen, einen guten Offizier im Königshusaren-Regiment." Also sprach der Oberst Walter von Loë zu mir im Marschquartier Charpentry bei Varennes. Das war meine erste bedeutsame Begegnung mit dem Mann, der mir bis zu seinem achtunddreißig Jahre später erfolgten Tode Vorbild und Lehrer gewesen ist und den ich verehrt habe wie wenige andere Männer.

Brief an den Vater

Am 10. November schrieb ich aus dem Marschquartier Charpentry: „Lieber Papa, der Oberst ließ mich gestern kommen und sprach sehr freundlich mit mir. Er sagte mir, ich sei ihm aus Bonn gut empfohlen worden. Die günstige Meinung, die man bei der Ersatz-Schwadron von mir gehabt habe, fände er zu seiner Freude bestätigt. Er frug mich, ob Du Deine Einwilligung dazu geben würdest, daß ich als Avantageur eintrete, er würde mich gern nehmen, denn er glaube, daß ein Husar in mir stäke. Ich sagte ihm, daß ich nicht bezweifele, Du würdest, wenn ich Dir die Gründe für und wider auseinandersetzte, Deine Einwilligung geben. Jedoch sei es mir zu peinlich, hinterher von Dir desavouiert zu werden. Vor allem wollte ich Dir den Entschluß nicht über den Kopf hinwegnehmen. Ich selbst wäre ganz und gleich bereit. Er sagte mir hierauf, er würde Dir selbst schreiben. Und kann ich Dich, lieber Vater, nur inständigst bitten, meiner Bitte zu willfahren. Ich bitte Dich dringend, mir die schriftliche Einwilligung zu schicken, daß ich beim Regiment als Avantageur eintreten darf. Seit Metz haben wir sehr starke Märsche gemacht, zuerst bei kaltem, heute bei Regenwetter. Das Schlachtfeld von Gravelotte war bei der fahlen Novemberbeleuchtung ziemlich trübe. Es geht mir unberufen sehr gut und fühle ich mich durchaus nicht sehr müde. Vom Waffenstillstand ist viel die Rede. Wie mir der Oberst sagte, glaubt von den Generälen niemand an baldigen Frieden. Die Gegend ist seit Metz recht triste, ab und zu ein ärmliches Dorf, sonst Heide oder schlechte Wiesen. Seit gestern

marschieren wir über hügeliges und waldiges Terrain, übrigens immer mit Avantgarde usw., wegen der vielen Franktireurs. Da ich keine Karte habe, ahne ich nicht, wo wir eigentlich sind, ich denke in den Argonnen. Unsere Direktion soll Reims sein. Die Bauern, bei denen requiriert wird, jammern sehr. Sie tun einem wirklich leid, aber es ist ja nichts zu machen. Ich habe in Bonn keine Zeit gehabt, mich photographieren zu lassen. Könnt Ihr nicht nach meinem Kabinettbild ein halbes Dutzend Photographien machen lassen und eine davon der Komtesse Bismarck mit meinen besten Empfehlungen und Grüßen überweisen? Da sie mich mehrere Male darum angegangen hat, wäre es unhöflich, keine Demonstration zu machen. Bitte, entschuldigt die Eiligkeit meines Briefes. Ich bin im Bett, in das ich mich gelegt, um meine Kleider zu trocknen. Tausend Grüße an alle. Bitte, schickt mir recht bald die schriftliche Einwilligung auf sogenanntem Zettel!! Ich kann Dich nur aufs dringendste darum bitten. Bitte, laß Mama sich nur nicht um mich ängstigen. Ich bin vernünftig, fühle mich wohl, habe sehr guten Mut. Für das übrige muß der liebe Gott sorgen. Euer treuer Sohn Bernhard von Bülow." Am 11. November schrieb ich aus dem Marschquartier Bercieux (Marne): „Liebe Eltern, bitte, schickt mir umgehend die schriftliche Einwilligung etwa in der Fassung: ‚Ich erteile meinem Sohn B. auf seinen Wunsch die Erlaubnis, als Avantageur beim Königshusaren-Regiment einzutreten.' Ich muß durch Stoltzenberg und Schlichting dem Oberst gut empfohlen worden sein, da er mir vorschlug, was andere nur mit vieler Mühe oder gar nicht erreichen können. Wir marschieren jetzt sehr scharf, heute bei unaufhörlichem Schneegestöber, das aber am Ende noch besser ist als der gestrige Regen. Unser Zug war Seiten-Detachement, und wir passierten zwei Stunden lang dicht bewaldete Gebirgszüge auf sehr schlechten Wegen. Wir sind jetzt in der Champagne. Bercieux ist ein reiches Dorf, das sehr gegen die erbärmlichen lothringischen Nester absticht. Wir passierten Varennes, wo Louis XVI auf seiner Flucht angehalten wurde. Wir spitzen uns alle sehr auf den Champagner, der in Epernay und Reims nur drei Francs die Flasche kosten soll. Er wird sich aber wohl seit der ersten Zeit verteuert haben. Ich fühle mich unberufen sehr wohl. Mein Pferd ist ziemlich strapaziert. Tausend Grüße an alle. Ich bin sehr begierig auf Nachrichten von Euch. Bitte, schickt mir recht bald den Erlaubnisschein! Vielleicht auch eine kleine Eß-Sendung. Nochmals tausend Grüße. Euer treuer Sohn Bernhard von Bülow."

Varennes

Deutlich steht mir Varennes an jenem Novembertag des Jahres 1870 vor Augen. Der Regen strömte. Ein großer viereckiger Marktplatz, von niedrigen Häusern umgeben. Wenige Menschen auf den Straßen, die neugierig und scheu auf die Prussiens blickten. Hier hatte sich achtzig Jahre

früher das Schicksal des gutmütigsten und unglücklichsten aller Könige, des Enkels und Nachfolgers von Hugo Capet, von Ludwig dem Heiligen und Heinrich IV., von Ludwig XIV., dem Grand Roi, erfüllt, das Schicksal seiner schönen und stolzen Gemahlin, der Kaisertochter Marie Antoinette, das Schicksal des armen kleinen Dauphin, der später in dem Zarewitsch Alexej Nikolajewitsch, in dem kaiserlichen Prinzen Louis Napoléon und dem Erzherzog Rudolf Leidensgenossen finden sollte, die mit ihm bezeugen können, daß im Purpur geboren zu sein noch nicht die Anwartschaft auf ein glückliches Lebenslos bedeutet.

Beförderung zum Gefreiten

Am 15. November meldete ich sehr beglückt meinen Eltern: „Gestern hat mich der Herr Oberst zum Gefreiten gemacht. Damit ist so weit entschieden, daß ich übertrete, da ich es als Freiwilliger erst im neunten Monat geworden wäre. Auch so ist es sehr früh, da eigentlich nur die Dienstzeit als Avantageur gerechnet wird. Bitte, schickt mir recht bald den Erlaubnisschein!“ Die Beförderung zum Gefreiten war mein erstes Avancement. Dieser bescheidene Sprung machte mir viel Spaß. Meine Freundin, Missy Durnow, die geistreiche Tochter der Oberhofmeisterin der Kaiserin Maria Feodorowna, der Fürstin Helene Kotschubey, pflegte zu sagen: „Les petits pois qui ne vous disent rien dans la saison des légumes, vous enchantent comme primeurs.“ Das gilt überall. Ich war sehr vergnügt, als ich mir den Gefreiten-Knopf annähte.

In der Kathedrale von Reims

Am 17. November schrieb ich aus Bétheny bei Reims: „Gestern marschierten wir hierher. Wir liegen ganz nah bei Reims. Die Stadt nimmt sich von hier sehr malerisch aus, vor allem die Kathedrale.“ Die schöne Geschichte des zweiten französischen Kaiserreichs von Pierre de la Gorce endigt mit der Besetzung von Reims, der alten französischen Krönungsstadt, durch die Deutschen. Gorce schließt mit den Worten: „Le soir les soldats allemands se répandirent dans la nef, et on les vit, les uns en curieux, les autres en dévots, passer et repasser devant l'autel, où Jeanne d'Arc avait déployé son étendard, où les rois de France avaient été sacrés.“ Unter diesen Besuchern der Kathedrale von Reims befand sich auch der Gefreite von Bülow, der das herrliche Bauwerk nicht nur en curieux, sondern en dévot besuchte, voll Ehrfurcht für die zum Himmel strebende Kraft und Reinheit des Glaubens, der im Mittelalter dieses herrliche Gotteshaus schuf.

Compiègne

Nach viertägigem, mühsamem Marsch durch einen Landstrich, wo erhöhte Sicherheitsmaßregeln eintreten mußten, denn die Bevölkerung zeigte sich in der Erwartung auf ein baldiges Vorrücken der französischen Nordarmee unruhiger und störrischer als bisher, so daß wir in allen größeren Ortschaften die vorhandenen Waffen abnahmen und vernichteten, erreichten wir Compiègne. Wenn Reims wie keine andere französische Stadt die längst versunkene Größe des alten königlichen Frankreich verkörpert, so

erinnerte uns Compiègne an den damals kaum entschwundenen Glanz des zweiten Kaiserreichs. Im Schloß von Compiègne lagen die Generäle von Manteuffel und von Goeben. Sie hatten den Wunsch ausgesprochen, daß allen Soldaten des VIII. Armeekorps die Gelegenheit geboten werden möge, das Schloß zu besuchen. Auch den Wald von Compiègne habe ich mit dem für mich stets kameradschaftlich und freundlich gesinnten Max Schlichting durchstreift. Wir ahnten nicht, daß in diesem sich meilenweit erstreckenden Walde achtundvierzig Jahre später vor den siegreichen französischen Marschall Foch als Vertreter des deutschen Volkes Matthias Erzberger treten würde.

XIV. KAPITEL

Armeebefehl des Generals von Goeben vom 27. XI. 1870 • Briefe aus dem Felde Dezembertage 1870 • Rouen • Alarm-Quartier in Camon • Die Schlacht an der Hallue (23. XII. 1870) • Weihnachten in Altonville

Von Compiègne ging der Marsch weiter bis Rouen. Vor Amiens kam es am 27. November zu einer Schlacht, die zu unserem Schmerz ähnlich wie während des Sommers die Schlachten vor Metz unserem Regiment keine Gelegenheit zum Attackieren bot. Auch der Schlachtentag von Amiens zeigte uns, daß es im Deutsch-Französischen Krieg oft das Schicksal der Divisionskavallerie war, nur dem großen Ganzen zu nützen, ohne daß es dem Regiment oder auch nur einer der Schwadronen vergönnt gewesen wäre, einen größeren selbständigen Erfolg zu erzielen. Die vier Schwadronen umspannten einen Raum von anderthalb Meilen, und von jeder waren den ganzen Tag so viele Ordonnanzen und Patrouillen in Tätigkeit, daß der Kommandeur nur einen kleinen Teil seiner Leute in der Hand behielt. Speziell unsere erste Schwadron war ganz in Patrouillen aufgelöst, kaum ein Zug blieb geschlossen. Der Oberst von Loë sah sich daher zu seinem Leidwesen gezwungen, von vornherein auf ein selbständiges Vorgehen zu verzichten. Er hatte aber den Trost, und wir mit ihm, daß die zuverlässigen und klaren Meldungen der Husaren wesentlich zum Erfolge des Ganzen beitrugen. Das hat insbesondere der General von Goeben wiederholt anerkannt. Im August 1871 sagte der große Feldherr zu dem Major Prinz Heinrich XIII. Reuß, der sich als neuernannter Kommandeur des Königshusaren-Regiments bei ihm meldete, nachdem er sich sehr lobend über die Leistungen des Regiments ausgesprochen hatte: Namentlich die zuverlässigen, fast immer richtigen Meldungen des Regiments über Stellung und Stärke des Feindes hätten ihm sehr gute Dienste geleistet. Er habe zu ihnen schließlich ein solches Vertrauen gehabt, daß es ihm genügte, zu wissen, die Meldung sei vom Königshusaren-Regiment, um sie seinen Operationen zugrunde zu legen. Mit berechtigtem Stolz verzeichnet das Regiment dieses Lob aus solchem Munde in den Blättern seiner Geschichte.

Die Schlacht bei Amiens

Der Sieger in der Schlacht von Amiens, General von Goeben, erließ in der Nacht vom 27. zum 28. November, kurz vor Mitternacht, den nach-

stehenden Armeebefehl: „In der heutigen siegreichen Schlacht vor Amiens ist die im Vorrücken begriffene feindliche Armee auf Amiens zurückgeworfen worden. Ich spreche der Armee meinen Dank aus und werde Seiner Majestät dem Könige von der wiederum an den Tag gelegten Tapferkeit Meldung erstatten.“ Von einer Verfolgung des geschlagenen Feindes, die alle erwarteten, nahm der Oberbefehlshaber Abstand. Rouen war das Marschziel, das der Ersten Armee bei ihrem Aufbruch von der Oise durch unsern großen Schlachtendenker Moltke vorgezeichnet worden war. So ging es weiter auf die Hauptstadt der Normandie.

Bei Soissons

Am 1. Dezember setzte sich unsere Armee in breiter Front gegen Westen in Marsch. Der erste Frost war eingetreten. Die Straßen waren hartgefroren. In den nächsten Tagen steigerte sich die Kälte. Am 16. November hatte ich an meine guten Eltern geschrieben: „Ängstigt Euch, bitte, nicht um mich. Es geht mir ausgezeichnet. Ich fühle mich sehr wohl, und finden meine Bekannten, daß ich wohler als in Bonn aussehe. Ich habe besten Mut. Und wenn es nicht Euretwegen wäre, könnte der Krieg meinetwegen noch recht lange dauern.“ Zwei Tage später hatte ich aus Paslys bei Soissons geschrieben: „Unberufen geht es mir sehr gut. Ich fühle mich ganz wohl, und vor allem bin ich überzeugt, daß ich, wie wir alle, in Gottes Hand stehe. Was Er will, wird sich erfüllen, mögen wir nun dies oder das wünschen. Was Ruhr usw. betrifft, braucht Ihr Euch wirklich nicht zu ängstigen. In Metz war allerdings Gefahr. Von denen, die überhaupt keinen Dienst tun konnten, ganz abgesehen, waren gewiß drei Viertel des Regiments mehr oder weniger krank. Ich hatte auch einen kleinen Anfall, ähnlich wie im Oktober in Berlin, den ich aber mit drei scharfen Schnäpsen, hintereinander getrunken, glänzend coupierte. Ob wir in nächster Zeit vor den Feind kommen, wie wir das sehr wünschen, ist nicht gewiß. Unmöglich ist es nicht, da es, trotzdem die Leute glauben, wir würden von Compiègne nach Paris gehen, gewiß ist, daß wir auf Amiens gegen die französische Nordarmee unter Bourbaki marschieren. Daraus folgt aber nicht, daß wir gerade zum Attackieren kommen, obwohl ich freilich für mich allein es brennend wünsche. Auf jeden Fall bin ich in des lieben Gottes Hand.“

Marsch bis Auteuil

Am 25. November schrieb ich aus Faverolles bei Montdidier (Département de la Somme): „Vorgestern war ich mit Herrn von Schlichting und Graf Beißel, einem Rheinländer, den ich schon in Berlin kannte, in Compiègne. Wir hatten nämlich Ruhetag und freuten uns, aus Janville herauszukommen, das ein ganz armes Nest ist, wo Kühe und Hafer unter Geheul und Gejammer der ganzen Bevölkerung requiriert wurden. Compiègne ist eine hübsche Stadt, eine Art französisches Potsdam, welchen Vergleich wohl andere vor mir angestellt haben, da er auf der Hand liegt. Die Läden sind recht elegant, und ich vervollständigte meine Equipierung durch eine

sehr schöne Decke, die wird hinten auf den Sattel geschnallt statt des Mantels, den wir jetzt anhaben, ferner durch ein ganz kleines Köfferchen, das mir der Quartiermeister unter der Hand mitnimmt, endlich durch verschiedene Viktualien, Strümpfe usw. Wir aßen sehr gut im Hôtel de la Cloche und besahen darauf das Schloß mit Graf Sierstorpff von unserem Regiment, der bei General Manteuffel Ordonnanzoffizier ist und im Schloß sehr gut Bescheid wußte. Es ist ein schönes Gebäude, im Renaissance-Stil. Die Fassade nach der Stadt zu ist nicht so schön wie die nach dem Park, in dem die berühmten Jagden abgehalten wurden. Da hat man einen sehr schönen Blick auf den Wald, mit prächtigen Bäumen, freien Plätzen, die mit Statuen geschmückt sind, Fontänen und hübschen Teichen. Das Innere des Schlosses ist übrigens schöner als die Außenseite. Die großen Säle sind ganz prachtvoll. Überall schöne Gemälde und noch schönere Gobelins. Merkwürdig sind zwei Bilder im Entree-Salon. Sie stellen den Angriff der französischen Kürassiere bei Waterloo dar. Unübertrefflich erschien mir die Eleganz der Möbel, Tische, Stühle, Kamine usw. Man kann sich nichts Hübscheres denken. Alle Säle, Salons und Boudoirs waren mit preußischen Offizieren und Soldaten angefüllt, letztere z. T. mit großen Holzpfeifen und ohne Ausnahme in mit Nägeln beschlagenen Schuhen, von denen sich Kaiser und Kaiserin vor einem Jahr wohl so wenig etwas träumen ließen wie von Sedan und Wilhelmshöhe. Sic transit gloria mundi. Anbei einige Photographien des Schlosses, die ich mir für Euch beim Portier des Schlosses erstand. Gestern rückten wir aus Janville aus und marschierten nach Auteuil. Von da ward ich mit einer Meldung zum Rittmeister geschickt, der mich wieder an den Oberst sandte. Letzterer lag in Ressons, der Stab in Méry. Der Oberst, dem ich Papas Einwilligungsschein, für den ich noch sehr herzlich danke, gab, war sehr freundlich und gütig zu mir. Die Franzosen scheinen sich zurückzuziehen. Doch soll Bourbaki sich bei Amiens verschanzt haben. Man behauptet, Rußland habe England, Frankreich und der Türkei den Krieg erklärt. Wird wohl eine Ente sein. Gestern sahen wir einen Luftballon, auf den, leider umsonst, geschossen wurde."

Fünf Meilen von Rouen

Am 4. Dezember schrieb ich aus Lémon bei Buchy (Seine inférieure): „Nur zwei Worte, da es schon spät ist und ich sehr müde. Gestern marschierten wir nach Fromerie, wo wir schön lagen und gut aßen im Hôtel du Cygne, auch viele Empletten machten. Heute kam der Befehl, unser Zug solle wieder zur Schwadron stoßen. Ich erhielt ihn in einer kleinen Stadt, den Namen habe ich vergessen, wo ich beim Quartiermachen durchkam. Ich ritt gleich zurück im scharfen Trab und holte den Zug, der weit zurück bei der Kolonne war. Wir suchten dann die Eskadron, was viel Mühe kostete. Erst zur Division, dann zum Stabe, dann zur Eskadron, die uns hierher legte, alle in eine schlechte Scheune, doch haben Schlichting und

ich einen Hahn gekapert, der schon brät. Heute waren wir acht, gestern vierzehn Stunden im Sattel, dabei stets in Bewegung. Ich fühle mich dabei sehr wohl. Wir sind fünf Meilen von Rouen, schon in der Normandie. Unser Regiment hat die Avantgarde. Die Franzosen kneifen aber immer. Tausend Grüße und beste Wünsche, liebste Eltern, an alle. Gott gebe uns ein recht fröhliches Wiedersehen. Euer treuer Sohn Bernhard."

Am 4. Dezember überritt unsere Schwadron überraschend zwischen Buchy und Rouen auf steinhartgefrorenem, scholligem Ackerboden im Galopp einen größeren Haufen abziehender französischer Infanterie und zwang sie zur Waffenstreckung. Am 5. Dezember, einem herrlichen, kalten und klaren Wintertage, ging unser etatsmäßiger Stabsoffizier, Major Dincklage, im Regiment nicht beliebt, weil seine etwas steife hannöverische Art nicht zu dem rheinischen Naturell der Königshusaren paßte, aber ein tüchtiger Soldat, mit der 1. und 2. Eskadron zur Rekognoszierung gegen Rouen vor. Schon vor Rouen deuteten Barrikaden und frisch aufgeworfene, z. T. noch nicht vollendete Schanzen darauf hin, daß die Stadt erst seit ganz kurzer Zeit verlassen sein konnte und daß eine ernstliche Verteidigung beabsichtigt worden war. In einer der Schanzen fanden wir sechs Positionsgeschütze, die wir für das Regiment in Besitz nahmen. Wir griffen eine Anzahl Mobilgardisten auf. Einer von ihnen hatte die französische Liebenswürdigkeit, mir, während ich ihn am Kragen hielt, um ihm das Auskneifen unmöglich zu machen, Komplimente über mein gutes Französisch zu machen: „Monsieur parle le français sans accent, je lui en fais mon compliment." Einer der gefangenen Mobilgardisten entlief uns an einer Straßenecke. Der ihn eskortierende Husar parierte ruhig sein Pferd, legte den Karabiner an und schoß ihn auf etwa dreißig Schritt nieder.

In der Vorstadt Darnétal angelangt, ließ der Major Dincklage den Maire des Ortes kommen. Dieser erklärte, daß er für die Ruhe des anständigen Teiles der Bevölkerung einstehe. „Mon Colonel, les bons citoyens sont sages et tranquilles, ici comme partout. Mais je ne puis répondre de la canaille. Il y a ici plusieurs fabriques et par conséquent beaucoup d'ouvriers. Ceux-ci ont commis des excès après le départ des troupes françaises. Ils sont bien capables d'en commettre encore si vous continuez votre marche." Major Dincklage setzte trotzdem mit seinen sechs Zügen seinen Marsch fort.

Einzug in Rouen

Um ein Uhr rückten wir in Rouen ein. Um zwei Uhr hielten wir auf der Place Napoléon, umringt von einer heulenden, gestikulierenden und schimpfenden Volksmenge, die aber nicht zu Tätlichkeiten überzugehen wagte. Der große Korse, dessen Reiterstatue auf diesem Platz steht, sah verächtlich und stolz auf die Massen herab. Als nach einer kleinen Stunde das 70. Regiment vor dem Rathaus aufmarschierte, verlief sich der Pöbel. Zwei Schwadronen Königshusaren hatten die Hauptstadt der Normandie

mit über hunderttausend Einwohnern, darunter zwanzigtausend brotlose Arbeiter, in Besitz genommen, die größte französische Stadt, die bis dahin von deutschen Truppen okkupiert worden war. Unsere Schwadron bezog die schöne neue Kavallerie-Kaserne, La bonne Nouvelle, in der Vorstadt Saint-Sévère. Am Abend promenierte ich mit Kameraden auf den Quais längs der Seine. Heller Mondschein spiegelte sich im Fluß, und er spielte auf den Namenszügen der Königshusaren, als sie auf der großen Steinbrücke den Fluß überschritten. Diese Brücke war siebzig Jahre früher von dem Premier Consul Bonaparte eingeweiht worden. Er wurde damals an der Brücke von dem Préfet de la Seine Inférieure empfangen, dessen allzu sicheres Auftreten ihn reizte. Nachdem sie zusammen die Brücke überschritten hatten, suchte der künftige Kaiser den noch sehr jungen Präfekten durch eine Reihe eingehender und nicht leicht zu beantwortender Fragen über die Verhältnisse seines Amtsbezirkes in Verlegenheit zu setzen. Der Präfekt fand auf jede Frage eine rasche und gute Antwort. Endlich frug Bonaparte: „Et combien d'oiseaux ont passé aujourd'hui ce pont?" Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, erwiderte der Präfekt: „Un seul, Premier Consul, un aigle!" Dieser Präfekt hat unter dem ersten Kaiserreich eine gute Karriere gemacht.

General v. Manteuffel

Rouen mit seinen Kirchen, der Kathedrale und der Kirche Saint-Ouen, herrliche Baudenkmäler reinster Gotik, mit seinen altertümlichen, engen Straßen, mit der hier schon breit und mächtig strömenden Seine, mit den malerischen Höhenzügen am rechten Seineufer steht mir in freundlicher Erinnerung. Auch das Eckrestaurant am Quai, wo es wundervolle Seefische und frische Huîtres de Marennes gab, wurde nach den Entbehrungen des langen und mühsamen Marsches von der Mosel bis zur Seine gern aufgesucht. Am Tage nach unserem Einmarsch in die Hauptstadt der Normandie sah ich den Erzbischof von Rouen, Monseigneur de Bonnechose, der sich zu Fuß nach der Präfektur begab, wo der General von Manteuffel abgestiegen war. Als der General frug, warum der Erzbischof nicht gefahren sei, antwortete dieser, daß bei ihm, wie bei vielen Bewohnern der Stadt, die Pferde requiriert worden seien, deshalb sei er per pedes apostolorum gekommen. Der chevalereske General ließ noch am selben Tage dem Erzbischof seine Pferde wieder zustellen. Eine Ritterlichkeit, an der, als sie mit Hilfe der halben Welt das deutsche Volk überwältigt hatten, die französischen Generäle Foch und Nollet, Degoutte und de Metz es nur allzusehr haben fehlen lassen.

Ich habe mich bei dem General Manteuffel während des Winterfeldzuges 1870/71 ein- oder zweimal gemeldet, ihn auch wiederholt vorbei gehen und reiten sehen. Mein Eindruck war, daß er mit Bewußtsein den Feldherrn markierte, den Feldherrn, der es edel und nobel treibt. Ich habe schon

erwähnt, daß die Wallenstein-Trilogie, Schillers unsterbliches dramatisches Gedicht, seine Lieblingslektüre war. Jedenfalls kopierte er den Friedländer gut, und alle, die unter ihm dienten und fochten, blickten auf ihn mit Vertrauen und Ehrerbietung als auf einen großen General und ungewöhnlichen Menschen. Er hat sich durch die 1857 bis 1865 von ihm als Chef des Militärkabinetts durchgeführte Verjüngung des Offizierkorps, später, von 1865 bis 1866, als Zivil- und Militär-Gouverneur von Schleswig, noch später, im Deutsch-Französischen Kriege, als Sieger von Colombey und Noisseville, als Oberbefehlshaber der Ersten Armee, vor allem als Führer der Südarmee und Besieger von Bourbaki unvergängliche Verdienste um die Armee, um Preußen und um Deutschland erworben. Als Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee in Frankreich von 1871 bis 1873 behandelte Manteuffel die besiegten Franzosen mit einem Zartgefühl, das von der französischen Regierung und insbesondere von dem damaligen Präsidenten der Französischen Republik, Mr. Thiers, in gerührten Dankschreiben anerkannt wurde, an der französischen Grundstimmung uns gegenüber aber nicht viel änderte. Als Statthalter von Elsaß-Lothringen, von 1879 bis zu seinem 1885 erfolgten Tode, bewies der Feldmarschall, daß ein hervorragender General noch nicht ein guter Verwaltungsbeamter ist. Er hat dort durch Kokettieren mit den französisch gesinnten Elementen in den Reichslanden manches verdorben und jedenfalls weniger gut abgeschnitten als sein Vorgänger, Herr von Möller, und sein Nachfolger, Fürst Chlodwig Hohenlohe.

Zwei Tage in Rouen

Am 6. Dezember schrieb ich aus Moulinot bei Rouen: „Liebste Eltern, Dienstag rückten wir in Rouen ein, anfangs rechnete man auf ein größeres Gefecht, die Franzosen zogen sich aber zurück. Die Mobilgarde, die noch in den Dörfern war, ergab sich meist ohne ernstlichen Widerstand und, wie es mir schien, bisweilen mit Vergnügen. Ich ritt mit Graf Beißel eine Patrouille, um die Verbindung mit der 16. Division aufzusuchen, was uns auch gelang. Ich ritt dann allein zurück, um es dem Major zu melden, auf der Chaussee lagen viele französische Waffen, Käppis und Uniformen, die sie wegwarfen, um sich dann als Bauern in die Dörfer zu stehlen, ohne daß ihnen jemand beweisen kann, daß sie die Waffen getragen haben. Sogar eine Fahne lag im Chausseegraben, von der ich mir zum Andenken das Fahnentuch abriß. Als ich zur Schwadron kam, war sie gerade in Darnétal eingerückt, einer Vorstadt von Rouen. Wir waren die ersten Preußen, die in die Hauptstadt der Normandie einrückten, zum großen Ärger der 16. Division, die uns in Amiens zuvorgekommen war. Bald erschien General Goeben und ließ das 10., durch Kutschke berühmte Infanterie-Regiment sowie die Husaren an sich vorbeiziehen, mit klingendem Spiel und entfalteten Fahnen, was sich sehr hübsch machte und den Franzosen sehr imponierte. Die Haltung der Bevölkerung war neugierig und kriechend. Am

Morgen war eine Revolte gewesen, bei der alle Fenster im Rathaus eingeschmissen worden waren. An den Straßenecken waren noch die Proklamationen zu lesen, nach denen sich Rouen eher unter seinen Trümmern begraben als sich ergeben wollte. Gegen Abend kamen wir in die Quartiere. Wir blieben Mittwoch und Donnerstag in der Stadt, die hochinteressant ist. An beiden Seiten der Seine läuft der Quai Napoléon mit schönen Läden, Cafés und Gasthöfen. Die übrigen Straßen der Stadt sind eng und schmutzig bis auf zwei prächtige Boulevards: De la République (früher de l'Empereur) und Du grand Pont, die vom Rathausplatz zum Fluß führen. Das Rathaus selbst ist groß, aber nicht bedeutend, sehr schön dagegen die Kirche Saint-Ouen, die dicht daneben liegt, im gotischen Stil mit drei Türmen, davor ein Monument Napoleons I., mehr groß als geschmackvoll. Auch die Kathedrale erschien mir eigentlich mehr merkwürdig als schön mit ihrem schornsteinartigen Turm. Herrlich dagegen ist das Palais de Justice, wie man mir sagt, das schönste in Frankreich. Im gotischen Stil, mit unzähligen Erkern, Türmchen und Fenstern. Merkwürdig ist auch der Platz, wo die Jungfrau von Orléans verbrannt wurde, mit ihrem Denkmal. Könnt Ihr Euch erinnern, mit welcher Begeisterung ich einst die ‚Jungfrau von Orléans' von Schiller las. Ich weinte vor Enthusiasmus bei der Szene, wo die Jungfrau, im Turm eingesperrt, den Gang der Schlacht verfolgt. Ich muß damals acht oder neun Jahre alt gewesen sein. Leider hat mich der Rittmeister auf Brief-Relais geschickt. Diese Unannehmlichkeit verdanke ich besonders meinem Französisch, das bei solchen Gelegenheiten herhalten muß. Einen Versuch, ihn umzustimmen, nahm er sehr ungnädig auf, mit Poltern und Schimpfen. Ich sitze hier nun mit einem Unteroffizier und vier Mann in einem kleinen Nest, sechzig Kilometer von Rouen. Unsere Aufgabe ist, Briefe an die gegen Havre usw. rückenden Truppen zu befördern. Tragen sie ein Kreuz, so machen wir es im Schritt ab, wenn zwei Kreuze, im Trab, wenn drei Kreuze im Galopp (+, ++, +++). Es reiten immer zwei zusammen. So komme ich leider um die Aussicht, Havre und Honfleur zu sehen! Ich habe mich hier mit dem Curé angefreundet, bei dem ich heute mittag Kaffee getrunken habe. Er zeigte mir die schöne, von der Reine Blanche erbaute Kirche, mit herrlicher Aussicht auf die Seine, die durch wundervolles Land fließt, viele Dörfer mit hübschen Kirchen, Schlösser, Villen, zum Teil am Wasser, zum Teil an den an beiden Seiten begrenzenden Hügeln. Der Curé und ich führten auch lange Religionsgespräche. Er ist ein milder, gutherziger Geistlicher."

Rückmarsch nach Montdidier

Am 19. Dezember schrieb ich aus Montdidier: „Liebe Eltern, wir sind von Rouen hierher zurückmarschiert und hatten meist sehr schlechte Quartiere, doch geht es mir unberufen sehr gut. Wir passierten mehrere kleine Städte, wie Crèvecœur, Breteuil und einige andere. Ruhetag hatten wir

auch unterdessen, aber in einem niederträchtigen Nest, wo wir zwei Tage in einem Ziegenstall zu dreien auf Stroh lagen. Montdidier ist eine etwas größere Stadt. Die Bevölkerung ist seit einiger Zeit sehr aufsässig, da sie glaubt, wir wären auf dem Rückzug und unsere Armee vor Paris sei vernichtet. Es treiben sich in der Umgegend viele Franktireurs herum. Montdidier ist übrigens eine ganz nette kleine Stadt, mit zwei hübschen Kirchen. Amiens soll wieder von den Franzosen besetzt sein. Laßt Euch wenigstens Weihnachten nicht noch durch den Gedanken an mich betrüben, denn es geht mir Gott sei Dank sehr gut." Zur Erheiterung meiner melancholischen Eltern hatte ich meinem Briefe zwei in Moulinot gekaufte französische Pamphlete beigelegt: „Nous allons taper sur le Prussien" und „Je ne voudrais pas être dans la peau d'un Prussien".

Am 20. Dezember schrieb ich aus Montdidier: „Liebe Eltern, Eure Zigarren-Briefe sind herrlich. Bitte, schickt mir bei Gelegenheit eine militärische Halsbinde. Das Wetter ist milde und schön. Wir hatten heute Ruhetag. Für die nächste Zeit ist nichts zu erwarten, da die Nordarmee unter Faidherbe Schwindel ist. Tausend Grüße an alle. Euer treuer Sohn Bernhard von Bülow." Mit diesem drei Tage vor der Schlacht an der Hallue geschriebenen Briefe lieferte der Avantageur von Bülow den Beweis, daß er über die militärische Gesamtlage nur mangelhaft orientiert war. Vielleicht wollte ich aber meine gar zu ängstlichen Eltern beruhigen.

Die Franzosen an der Somme

Am 21. Dezember schrieb ich aus Cayeux: „Gestern sollten wir eigentlich Ruhetag haben. Ich war schon bestimmt, eine Patrouille nach Roi zu führen. Morgens kam aber der Befehl zum Ausrücken, und der Zug des Leutnants Erffa, in dem ich jetzt reite, kam mit zwei Kompagnien Fünfundsechzigern hierher. Die Quartiere sind hier brillant, wir aßen und tranken nach Herzenslust. Im Dorf liegt ein Schloß, das einem Marquis Doria gehört. Heute ritt ich zur Eskadron und von da zur Division und zur Brigade. Oberst von Bock, unser jetziger Brigadier, lud mich zum Frühstück ein und war sehr freundlich zu mir. Heute abend ist der Leutnant Erffa mit zwei Dritteln des Zuges nach dem zwei Kilometer entfernten Ayencourt gegangen, um den dortigen Zug des Leutnants Knesebeck zu verstärken. Wir sind hier im Alarmzustand, die arme Infanterie muß auf Feldwache biwakieren. Morgen wird es hoffentlich etwas geben. Die Franzosen haben die Somme-Übergänge besetzt. Es heißt, sie sollen von allen Seiten umzingelt und dann abgefangen werden. Amiens ist übrigens von den Franzosen geräumt und wieder von uns besetzt. Tausend Grüße an alle, tausend Wünsche für Weihnachten und Neujahr. Zigarren-Briefe erfreuten mich außerordentlich. Bitte, schickt mir bei Gelegenheit eine militärische Halsbinde. Euer treuer Sohn Bernhard von Bülow." Der damalige Leutnant von Erffa war mir persönlich ein guter Kamerad, hat aber während meiner Kanzlerzeit als

konservativer Präsident des Abgeordnetenhauses meiner mehr auf Ausgleich als auf Verschärfung der deutschen Partei-Gegensätze gerichteten Politik manche Schwierigkeiten bereitet.

Am 22. Dezember rückte die 1. Schwadron in Camon ein, einem sauberen Dorf an dem rechten Ufer der Somme, zwischen Amiens und Corbie. Ich wurde mit meinem Burschen in einem größeren Bauernhause untergebracht, dessen Besitzer offenbar beweisen wollte, daß Bismarck so unrecht nicht hatte, wenn er zu sagen pflegte, Reichtum habe ein Hasenherz. Jammernd erwartete er die preußische Einquartierung: „Grâce, Monsieur le Prussien, grâce pour moi, grâce pour ma pauvre femme." Schluchzend und heulend stimmte die Gattin ein. Ich suchte beide zu beruhigen, indem ich sie versicherte, ich hätte nicht die Gewohnheit, ein älteres Ehepaar zum Frühstück zu verspeisen. Ich wünschte gar nicht im Hause zu wohnen, wenn meine Gegenwart dort solches Entsetzen verbreite. Ich verlangte lediglich für meine beiden Pferde, mein eigenes und das meines Burschen, eine Unterkunft, die sich leicht in dem dicht beim Hause gelegenen Stall finden würde. Die einzige Verständige im ganzen Hause war ein junges Mädchen, anscheinend eine Verwandte des Hauses. Ohne den Kopf zu verlieren, setzte sie ihrer Familie auseinander, daß ich gar nicht so aussähe, als ob ich sie alle umbringen wollte. Ich dankte ihr für ihre wohlwollende Beurteilung meiner bescheidenen Person. Ich fügte hinzu, sie scheine mir der einzige Mann in der Familie zu sein. Der allmählich beruhigte Alte stimmte mir zu: „C'est bien vrai, Julie a le diable au corps." Julie führte mich in den Stall. Ich streckte mich auf meinem Strohlager aus und schlief, bis der Trompeter die Reveille blies.

Der 23. Dezember 1870

Der Morgen des 23. Dezember 1870 war angebrochen. Der Tag war klar und windstill mit acht Grad Kälte. Als ich aus dem Stall in die Sattelkammer trat, stand Julie dort. Ich bemerkte erst jetzt, daß sie schön war, groß und wohlgewachsen, mit Augen, aus denen Mut und Energie sprachen, mit vollem, rabenschwarzem, in einen Knoten geschlungenem Haar, mit roten Lippen und einem kräftigen Mund. Sie frug mich, ob es wahr wäre, daß eine Schlacht bevorstünde, wie das im Dorf erzählt würde. Ich erwiderte, das sei nicht ausgeschlossen. Sie meinte: „Pour sûr, vous allez vous faire tuer, car je suppose que vous serez aussi brave que vous êtes bon et généreux." Ich glaube, daß das Ungewöhnliche der Lage, die bevorstehende Schlacht mit ihren Wechselfällen und Gefahren, die Stille des frühen Morgens uns zwei junge Menschenkinder, den Sohn und die Tochter zweier einander feindlicher Völker, wie in einen Taumel versetzt hatte. Psychologisch war das, wie ich rückschauend feststelle, wohl begreiflich. Unsere Nerven waren aufgepeitscht. Wir waren unserer Sinne nicht mehr mächtig. Ich zog das schöne Weib an mich. Unsere Lippen suchten und fanden sich. Wir ver-

gaßen Zeit und Raum, die ja auch nach Immanuel Kant nur Anschauungsformen sind, und wir umarmten uns in leidenschaftlicher Wallung. Der Trompeter blies zum Appell. Er hatte schon zum zweitenmal geblasen, als ich mich endlich losriß. Ich schwang mich auf mein Pferd, das mein Bursche vor dem Hause am Zügel hielt.

Die Schlacht an der Hallue beginnt

Ich traf noch gerade zur rechten Zeit bei der Schwadron ein, aus deren drei Zügen ein Flankenzug gebildet wurde, zu dem ich als Flügelunteroffizier kam. Der Leutnant von Knesebeck, der vor dem Zuge ritt, winkte mich heran und flüsterte mir zu: „Ich glaube, wir kommen zur Attacke. Hinter der Mulde, durch die wir reiten, soll französische Infanterie liegen.“ Wenige Minuten später erblickten wir fünfzig bis sechzig französische Tirailleure vor uns. Knesebeck hob den Säbel und kommandierte: „Zur Attacke! Marsch! Marsch!“ Wir zwanzig Königshusaren schwenkten unsere Säbel und schrien: „Hurra!“ Ein breiter, tiefer Graben, der zwischen uns und den Franzosen lag, wurde von meiner hellbraunen Stute, der Grete, fliegend genommen. Sie war würdig, den Namen des lieben Mädchens zu tragen, dem zu Ehren ich sie Grete genannt hatte. Ich drückte ihr noch einmal beide Sporen in die Weichen, und als erster landete ich unter den Feinden. Einen Franzosen, der auf mich anlegte, ritt ich über und über. Während ich ihm nachsah, der klagend und sich das Kreuz reibend, in der Richtung des Waldes davonhumpelte, fühlte, erblickte ich auf der anderen Seite in unmittelbarer Nähe die Spitze eines Bajonettes. Ich sah in ein zorniges, in ein in hohem Grade erbostes und tückisches Antlitz. Ich bin heute weit davon entfernt, dem Träger des mich bedrohenden Bajonettes sein Mienenspiel übelzunehmen. Sein Gesichtsausdruck entsprach der Situation. Mir wird es andererseits kein Vernünftiger verargen, wenn ich mit voller Wucht, mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, meinem Gegner über den Schädel hieb. Er schwankte und wankte, taumelte, brach zusammen, röchelnd, tot.

Nachdem ich noch einen langen Blick auf den Leichnam des von mir erschlagenen Feindes geworfen hatte, sah ich mich nach meinen Kameraden um. Auch sie waren inzwischen wacker an der Arbeit gewesen. Der Sergeant Zerbe, ein Westpreuße, hatte sich einen feindlichen Sergeanten aufs Korn genommen und ihn fast erreicht, als dieser feuerte, vorbeischoß, aber sehr gewandt in Bajonettauslage überging, um den Gegner auflaufen zu lassen. Der preußische Sergeant parierte ruhig sein Pferd, unmittelbar vorm Feind, zog sein Pistol und erschoß den Franzosen. Der Husar Röber, ein kölnischer Junge, war in eine fatale Lage geraten. Er hatte einen Franzosen umreiten wollen, der aber hatte ihm sein Haubajonett so fest durch den Säbelkorb gestoßen, daß er es nicht mehr zurückziehen konnte. Der fixe Kölner warf seinen Säbel und damit das Gewehr des Gegners zur Erde,

nahm den geladenen Karabiner auf und schoß den Franzosen nieder. Am schönsten von uns allen benahm sich der Trompeter Rusbild, der uns nicht lange vorher die Reveille und den Appell geblasen hatte. Er erblickte einen Kameraden, der hilflos unter seinem gestürzten Pferde lag, hielt trotz heftigem Feuer bei ihm aus und half ihm auf. Der Rittmeister Niesewand, der inzwischen mit den zwei anderen Zügen der Schwadron eingetroffen war, ließ zum Sammeln blasen.

Als die Schwadron wieder rangiert war, kam auf seinem prächtigen Rappen der Oberst von Loë angesprengt. Wir nahmen Augen rechts. Er ließ das Gewehr aufnehmen. Mir nickte er freundlich zu, was mich sehr beglückte. Der Oberst von Loë lobte den Zug. Wir waren auch, nur zwanzig preußische Husaren, mit fünfzig französischen Schützen fertig geworden. Von uns war ein Mann schwer verwundet worden. Die fünf Leichtverwundeten blieben im Sattel. Dem Leutnant von Knesebeck war beim Beginn der Attacke sein Pferd erschossen worden.

Die Schwadron im Granatfeuer

Inzwischen hatten die Franzosen die Höhen besetzt, von denen aus sie uns, zum Teil mit Artillerie, scharf beschossen. Wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist, führten wir verschiedene Exerzitien aus, um dem Feind keine Zielscheibe zu bieten. Doch schlugen einige Granaten in unserer Nähe ein. Unser wackerer Wachtmeister John, ein Ostpreuße, und acht andere Husaren unserer Schwadron wurden blessiert. Es war interessant, zu beobachten, wie eine Attacke an die Nerven weniger Anforderungen stellt als ruhiges Abwarten im feindlichen Feuer. Anfangs duckte bald dieser, bald jener Husar den Kopf, wenn eine Kugel vorbeiflog oder eine Granate in der Nähe platzte. Aber der Oberst war nicht gewillt, das zu dulden. „Ich verbitte mir", rief er der Eskadron zu, „diese Verbeugungen vor dem Feinde. Wenn wieder einer den Franzosen seine Reverenz bezeigt, sollt ihr anderen ihn tüchtig auslachen." Seitdem bückte sich keiner mehr.

Die Schwadron wurde bald nachher vom Kommandeur in eine geschützte Lage geführt, um sie nicht unnützen Verlusten auszusetzen. Ich selbst wurde als Vedette auf eine Anhöhe postiert, von wo ich den Artilleriekampf gut beobachten konnte. Die Franzosen, Marine-Artillerie, schossen recht gut. Unsere Batterie, die unter ihrem Feuer lag, hatte sehr zu leiden. Einem Kanonier riß ein Granatsplitter den Leib auf. Die Krankenträger schleppten ihn fort. Er starb unterwegs. Sie warfen einen Woilach, eine schmutzige Pferdedecke, über ihn, von einem krepierten französischen Pferd, das in der Nähe lag. Das war freilich kein schöner Anblick. Der Erste Jäger in Wallensteins Lager hat recht, wenn er dem Bürgersmann sagt, der Krieg erfordere ein eisern Herz.

Inzwischen war das Dorf Daours mehr und mehr zum Mittelpunkt der Schlacht geworden. Der massiv gebaute Ort, den ich später während des

Waffenstillstandes von Amiens aus wiederholt besucht habe, liegt eingezwängt zwischen dem Sommekanal, der ihn im Osten und Süden, und der Hallue, die ihn im Westen durchfließt. Gegen Norden schließen bedeutende Höhen mit steil abfallenden Rändern die kaum für ein Dorf Platz bietende Talniederung ein. Oberst von Loë, der von General Goeben mit der Leitung der Schlacht in diesem Abschnitt betraut worden war, erkannte, daß die Wegnahme von Daours unter allen Umständen geboten wäre, was aber nur mit Hilfe der Infanterie möglich war. Da erschien unsere „Couleur", das 8. Rheinische Jäger-Bataillon.

Der Kampf um Daours

Bei einem der ersten Rendezvous nach dem Ausmarsch aus Bonn, vor Böckingen, waren Husaren und Jäger sich begegnet. In kurzer Ansprache hatte Oberst von Loë an die Waffenbrüderschaft der beiden Truppenteile von 1866 erinnert und mit den Worten geschlossen: „Wenn wir Königshusaren die Achten Jäger hinter uns wissen, ist uns nichts unmöglich." Major von Oppeln-Bronikowski hatte geantwortet: „Gehen Sie voraus, wir folgen, wohin es auch sei." Das sollte jetzt in Erfüllung gehen. Major von Bronikowski erklärte sich mit Freuden zum Sturm auf Daours bereit. Gefolgt von vier Kompagnien „Dreiunddreißig" und zwei Kompagnien „Fünfundsechzig" gingen die Jäger zum Angriff gegen Daours vor, das von dreitausend französischen Husaren, Marine und Linientruppen erbittert und zäh verteidigt wurde.

Während die 1. Eskadron, zu der ich wieder gestoßen war, nach wie vor in ziemlich heftigem Feuer einen günstigen Moment zum Vorgehen erwartete, war die Dämmerung eingebrochen. Die Lage auf der Schlachtlinie war folgendermaßen: Die 15. Division hatte die Franzosen aus allen Hallue-Dörfern zurückgeworfen. Zum Angriff auf die mit starker Artillerie besetzten Höhen mußte die Einwirkung der 16. Division abgewartet werden, deren Kräfte aber zu einer Umgehung nicht ausreichten. Es kam also für heute nur darauf an, die eroberten Abschnitte fest in der Hand zu behalten. Das gelang. Wiederholte und mit starken Kräften unternommene französische Vorstöße wurden von Oberst Loë mit den Jägern, den Dreiunddreißigern und den Fünfundsechzigern abgeschlagen. Daours blieb in unserer Hand.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als die 1. Eskadron den Befehl erhielt, Nachtquartier in Querrieux zu beziehen. Wir marschierten langsam in der Richtung des brennenden Querrieux. Die Pferde waren müde, wir waren müde. Es ist dies das einzige Mal in meinem Leben, daß ich im Sattel schlief.

Nachtquartier in Querrieux

Querrieux brannte an fünf Stellen. Fast alle Einwohner waren geflohen. In den Häusern waren die Fenster und Türen demoliert. Da es bitterkalt war und da die Kälte, je später es wurde, um so mehr zunahm,

wärmten sich die Husaren an der Brandstätte. Zu meiner Freude fand ich Hafer für meine brave Grete, auch eine halbe Flasche Wein für mich. Ich leerte sie auf einen Zug, dann warf ich mich in einem verlassenen Ziegenstall auf die Erde. Wie in meinen Kindertagen betete ich:

„Abends, wenn ik slapen gah,
Viertein Engel bi mi stahn:
Twei tau min Haupten,
Twei tau min Feutten,
Twei tau mine Rechten,
Twei tau mine Linken,
Twei, di mi taudecken,
Twei, di mi upwecken,
Twei, di mi wiest
Int himmlisch Paradies,
Un min Vadding un Mudding ok."

Und dann verfiel ich nach diesem ereignisreichen Tag, während durch die Stille der Nacht in der Ferne die französischen Signale ertönten, immer leiser tönten und schließlich verstummten, in den tiefsten Schlaf, den ich je geschlafen habe.

Der 24. Dezember

Bei einer Kälte von elf Grad stieg am 24. Dezember die Sonne an einem klaren und wolkenlosen Himmel empor. Ein eisiger Nordostwind blies uns um die Nase. Die 1. Eskadron hielt schon am frühen Morgen in einer Terrainmulde westlich des Windmühlenberges bei Querrieux. Wir konnten konstatieren, daß die Franzosen ihre Stellungen vom gestrigen Nachmittag überall hielten. Zu offensiven Vorstößen rafften sie sich nicht mehr auf. Einige schwächliche Versuche in dieser Richtung wurden nach den ersten Schüssen unserer Vortruppen wieder aufgegeben. Das heftige Feuer der Franzosen aus Chassepots und Geschützen richtete bei uns keinen großen Schaden an. Die fortwährende Bewegung, die in den französischen Massen herrschte, schien uns ein Beweis, daß der Franzmann auf seinen Höhen, wo er in Ermangelung von Dörfern biwakiert haben mußte, noch mehr unter der Kälte litt als wir im Tal. Ich weiß nicht, wer geäußert hat, daß die Schadenfreude die einzige reine Freude sei. Die Überzeugung, daß die Franzosen noch mehr froren als wir, hob unsere Stimmung. Was uns vor allem befriedigte, war, daß, wenn wir dem in starker Stellung weit überlegenen Feind auch eine entscheidende Niederlage nicht beigebracht hatten, doch unser Hauptzweck, die Vertreibung des Feindes aus der unmittelbaren Nähe von Amiens, in der Schlacht an der Hallue erreicht worden war. Mit siebenunddreißig Offizieren und neunhundert Mann, die vor dem Feind geblieben waren, hatte das rheinische Armeekorps dieses Resultat erkauft.

Ich verbrachte den Weihnachtsabend in einem ärmlichen Dorf, das Altonville hieß, einem Nest, wo immerhin im Gegensatz zu den zerschossenen Dörfern an der Hallue die Häuser noch standen, wo wir in einem Keller einen größeren Weinvorrat entdeckten und Hühner requirierten, je einen Vogel für zwei Husaren. Im übrigen war unsere schönste Weihnachtsfreude der am Abend erlassene Befehl des Generals von Goeben, in dem unser Führer feststellte, daß die Schlacht vom 23. Dezember für die schwarz-weiße Fahne siegreich gewesen war. Ich dachte aber doch in Wehmut meiner guten Eltern, die in Berlin vor dem Weihnachtsbaum standen ohne ihre einzige Tochter, die ihnen am Anfang dieses Jahres entrissen worden war, ohne ihre beiden ältesten Söhne.

25. Dezember

Der Morgen des 25. Dezember brach an mit noch stärkerer Kälte und mit demselben eisigen Nordostwind. Mein im übrigen sehr ordentlicher Bursche, ein Ostpreuße namens Kühn, hatte meinen dicken Mantel im Marschquartier Bussy liegenlassen, so daß ich länger als eine Woche im dünnen Regenmantel reiten mußte. Meine Kameraden von der 1. Schwadron pflegten mir noch nach vielen Jahren scherzend zu sagen: wenn sie an meinen Regenmantel vom Dezember 1870 dächten, so fröre sie jetzt noch.

Vormarsch nach Albert

Schon am vorhergegangenen Nachmittag hatte eine von Leutnant von Steinberg geführte Patrouille, in der ich ritt, festgestellt, daß die Höhe von Pont-Noyelles unbesetzt war. Erst bei dem Dorfe La Houssoye erhielten wir Feuer. In der Nacht eingegangene Meldungen ließen keinen Zweifel über den beginnenden Rückzug des Feindes. Die um zehn Uhr in Daours eingetroffene 30. Brigade erhielt den Befehl, nach Albert zu rücken, und trat auf dem linken Hallue-Ufer den Vormarsch über Pont-Noyelles an. Voran trabten die 1. und die 2. Eskadron Königshusaren unter der Führung des Obersten. Unser Ritt führte uns über das Gefechtsfeld der Franzosen. Wir konnten uns von der sehr starken Position überzeugen, die der Feind innegehabt hatte. Von der Wirkung unserer braven Artillerie zeugte eine große Anzahl Toter. Zum erstenmal sah ich unmittelbar nach dem Kampf ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld. Von einigen arg verstümmelten abgesehen, machten mir die Toten in keiner Weise einen häßlichen oder gar abschreckenden Eindruck. Auf den Gesichtern der Deutschen wie der Franzosen lag jener innere Friede, von dem Wallenstein spricht, als er die Kunde von dem Tode seines Lieblings, des Max Piccolomini, erhält: „Er ist der Glückliche! Er hat vollendet! Weg ist er über Wunsch und Furcht. Oh, ihm ist wohl!“ Und aus manchem deutschen Antlitz sprach jene Seligkeit, die Faust denjenigen beneiden läßt, dem der Tod im Siegesglanz den blutigen Lorbeer um die Schläfe windet. Ich will aber nicht verschweigen, daß, während wir am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages über Leichen ritten, ich trotz meiner kriegerischen Begeisterung der Engel

gedachte, die nach des Heilands Geburt vor 1870 Jahren Gott lobten und sprachen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Um vier Uhr rückten wir in Albert ein. Wir machten dort eine Anzahl Gefangene, darunter zwei berittene Dragoner. In der Umgegend von Albert machten wir Eisenbahn und Telegraph unbrauchbar. In diesen Tagen vollführte der Leutnant von Schrader einen echten Husarenstreich, den er selbst wie folgt schilderte: „Am 25. Dezember früh erhielt ich vom Oberst Loë den Auftrag, mit meinem Zug (3. Eskadron) zur Aufklärung des feindlichen Abmarsches gegen Bray vorzugehen. Nachdem ich mehrfach vereinzelte Nachzügler angetroffen hatte, um die ich mich nicht weiter kümmern konnte, ich nahm ihnen nur ihre Waffen ab, bemerkte ich plötzlich auf eine Entfernung von etwa sechshundert Schritt in meiner linken Flanke eine stärkere Abteilung Franzosen, die in derselben Richtung wie ich marschierten. Da ich diese meinem nur neun Rotten starken Zuge offenbar überlegene Abteilung nicht in meinem Rücken lassen konnte, ließ ich sofort aufmarschieren und attackieren. Zu spät bemerkte ich, daß die Franzosen am jenseitigen Ufer des fast zwanzig Schritt breiten, für uns natürlich unpassierbaren Somme-Kanals standen, welcher hier ziemlich bedeckt fließt und bei dem herrschenden Nebel erst auf etwa hundert Schritt sichtbar geworden war. An Halten oder Umkehren war nicht mehr zu denken, da hierdurch die Franzosen, aus ihrer augenscheinlichen Bestürzung — es fielen höchstens fünf bis sechs Schüsse auf uns — aufgeweckt, zu energischem Feuer ermutigt worden wären. Es blieb mir also nichts weiter übrig, als meiner alten ‚Vigoureuse‘ die Sporen in die Flanken zu drücken. Und dicht an den Somme-Kanal heransprengend, rief ich der Abteilung mit Entschiedenheit zu: ‚A bas les armes!‘ Als nun die Franzosen wirklich die Waffen senkten, konnte mir das natürlich nicht genügen, da ich besorgen mußte, daß, bevor meine durch den beeilten Ritt über Sturzacker etwas in Unordnung geratenen Husaren aufmarschieren und statt des Säbels den Karabiner aufnehmen würden, die Feinde zur Besinnung kommen und uns sämtlich über den Haufen schießen möchten. Ich forderte daher die Franzosen auf, ihre Waffen ins Wasser zu werfen, welchem Befehl sie alle ohne Ausnahme nachkamen. Sie ließen sich sodann herbei, uns eine Brücke über den Kanal zu zeigen und selbst herüberzukommen, so daß ich die aus fünfundzwanzig Mann bestehende Abteilung ohne weiteres durch eine Eskorte zum Regiment zurückschicken und mit dem Rest meines Zuges die mir befohlene Rekognoszierung fortsetzen konnte.“ Karl von Schrader, nur wenige Monate älter als ich, war mir schon während des Krieges durch seinen Schneid, seine Frische und seine unverwüstliche gute Laune ein sympathischer Kamerad. Heute, nach so vielen Jahren, steht sein Bild noch

Karl von Schrader

deutlich vor mir, wie er, die Pelzmütze im Nacken, den Säbel in der Faust, auf seiner alten, aber noch immer flotten „Vigoureuse" vorbeigaloppiert.

Als wir nach dem Kriege bei der 3. Schwadron zusammenstanden, traten wir uns noch näher. Wie oft sind wir im Frühjahr 1872 nebeneinander vor unseren Zügen geritten, ich vor dem 1., er vor dem 2. Zuge. Schrader ist einer der ersten gewesen, die mir eine größere Zukunft voraussagten. Schon in Bonn gab er nach jedem Liebesmahl mit seiner lauten Stimme der Überzeugung Ausdruck, daß ich Reichskanzler werden würde. Als ich viel später, damals Botschafter in Rom, im Jahre 1895 meinem alten Freund Schrader, der inzwischen Zeremonienmeister geworden war, in Berlin im Hause des sächsischen Gesandten, des Grafen Wilhelm Hohenthal, wieder begegnete, setzte er mich dadurch in Verlegenheit, daß er in Gegenwart des Staatssekretärs von Marschall der schönen Gräfin Lotka Hohenau, mit dem Finger auf mich weisend, in der ihm eigenen ungenierten Art mit erhobener Stimme zurief: „Sehen Sie sich Bernhard Bülow genau an, der ist in einigen Jahren Reichskanzler." Marschall, ein Mann von großen Fähigkeiten und noch größeren Ambitionen, der selbst Kanzler werden wollte, warf mir einen so pikierten und dabei mißtrauischen Blick zu, daß ich mich des Lächelns nicht erwehren konnte. Der forsche und lustige Schrader wurde 1896 von dem Kammerherrn von Kotze in einem Duell erschossen, das den Abschluß skandalöser Vorgänge in der Hofgesellschaft bildete, wie sie unter Wilhelm I. unmöglich gewesen wären, wie sie aber unter dem allzu raschen und dabei inkonsequenten Wilhelm II. schon in den Anfängen seiner Regierung Böses für die Zukunft ahnen ließen. Ich will ausdrücklich feststellen, daß das Verhalten des Freiherrn Karl von Schrader in dieser ganzen Angelegenheit tadellos gewesen ist. Sein Gegner Kotze hat sich gleichfalls korrekt benommen. Auch mit ihm, der gleichzeitig mit meinem Bruder Adolf bei den 2. Gardedragonern stand, war ich seit meiner ersten Jugend befreundet. Er war ein guter Kerl, der sich durch seine naive Vergötterung Wilhelms II. dessen besondere Gunst eine Zeitlang erworben hatte, was Seine Majestät aber nicht abhielt, den Unglücklichen, als ein gänzlich unbegründetes Gerücht ihn als den Verfasser anonymer Schmähbriefe bezeichnete, die das höfische Berlin in Aufregung versetzten, verhaften und einsperren zu lassen.

XV. KAPITEL

Patrouillenritte • Gefecht bei Sapignies am 2. I. 1871 • Leutnant Graf Max Pourtalès Die Schlacht bei Bapaume (3. I. 1871) • General von Goeben • Patrouillendienst vor Saint-Quentin

Um Bapaume

Als Karl Schrader im Dezember 1870 sein Reiterstückchen bei Bray ausführte, war der Straßenknoten Bapaume in den Vordergrund der militärischen Erwägungen getreten. Dieser wichtige vorgeschobene Posten sollte so lange wie möglich behauptet werden, obwohl die der deutschen Heeresleitung für eine solche Aufgabe zur Verfügung stehenden Kräfte selbst für die Defensive recht gering waren. Die französische Offensive gegen Bapaume kam dem General von Goeben nicht unerwartet. Er konnte nicht umhin, ihr mit ernster Besorgnis entgegenzusehen. Er meldete am Silvestertage 1870 dem Oberkommando: „Ich verhehle mir nicht, daß ich, da zwei Infanterie-Brigaden bei Péronne nötig sind, nicht stark genug bleibe, mit Aussicht auf Erfolg einem feindlichen Vorgehen in größerem Maßstabe entgegentreten zu können. Nur 16 Bataillone sind in der Front disponibel." Da der Stand an Kombattanten bei den Bataillonen des VIII. Armeekorps durchschnittlich nicht über sechshundertfünfzig Mann hinausging, so ergab sich bei einer Schlacht im offenen Felde gegen Faidherbe eine Stärke an Infanterie von kaum zehntausend Mann. Und diese Zehntausend sollten einen weiten Raum schützen.

Zwischen dem 27. Dezember und dem 2. Januar wurde der Dienst unseres Regiments sehr anstrengend. Im Dorfe Dury bei Douay zerschmetterte dem braven Unteroffizier Ruß die Kugel eines Franktireurs den Unterschenkel. Bei Mercatel auf der nach Arras führenden Landstraße wurde dem Gefreiten Euler sein Pferd erschossen, er selbst nach tapferer Gegenwehr gefangengenommen. Der Oberst von Loë sah sich veranlaßt — gewiß ein gutes Zeichen für den Geist seines Regimentes —, in einem Befehl an die Offiziere vor allzu kühnem Vorgehen der Patrouillen zu warnen. „Es ist", hieß es in diesem Befehl, „in den letzten Tagen bei den Patrouillen häufig vorgekommen, daß die Spitze der Husaren, in die Dörfer hineingeritten, dort aus nächster Nähe von versteckten feindlichen Infanterieabteilungen Feuer erhalten hat, wodurch tägliche Verluste an Leuten und

Pferden entstanden sind. So sehr ich die Entschlossenheit unserer Leute anerkenne, welche trotz aller Erfahrungen rücksichtslos in die Dörfer hineinreiten, so gebietet doch die praktische Klugheit, daß wir, um unnötige Verluste zu vermeiden, dem feindlichen System die Spitze abzubrechen versuchen." Es hieß dann weiter, daß das Absuchen besetzter Dörfer bei gemischten Detachements Sache der Infanterie sei. Die Husaren hätten am besten durch Umreiten verdächtiger Örtlichkeiten nur zu konstatieren, ob der Feind in dem Dorf stecke. Der Oberst von Loë hatte sich über die Findigkeit seiner rheinischen Husaren nicht getäuscht. Die Einzelverluste nahmen in den nächsten, besonders schwierigen Tagen ab. Und die Meldungen blieben zuverlässig und schnell.

Alarm

Am 2. Januar kam die Meldung von dem Anmarsch starker französischer Kolonnen. Ich saß gerade bei einem prächtigen Putenbraten, zu dem mich mein Leutnant eingeladen hatte. Dieser Leutnant, Graf Ernst Steinberg, war der letzte männliche Sproß einer alten niedersächsischen Familie. Er verband die guten Formen des Hannoveraners mit der fröhlichen Art des Rheinländers, die ihm während der vier Jahre, die er schon in Bonn verlebt hatte, sympathisch geworden war. Steinberg und ich wurden ein Jahrzehnt später Kollegen in Paris, er als Attaché, ich als Sekretär der Botschaft. Ich habe selten einen liebenswürdigeren Mann gekannt. Während dieser beste aller Menschen sich mit mir die französische Pute, kräftig begossen mit gutem Landwein, schmecken ließ, wurden wir alarmiert. Oberst von Loë formierte aus einem Zug der 1. Eskadron, leider nicht aus dem Zuge, in dem ich ritt, und aus dem Vorpostenzuge der 2. Eskadron eine halbe Eskadron und befahl dem Leutnant Graf Pourtalès, sie nach der Höhe östlich Sapignies zu führen und sich dort zur Verfügung der Artillerie zu halten. Als bald nachher unsere Artillerie durch vordringende französische Infanterie in arge Bedrängnis geriet, wandte sich der Abteilungskommandeur um Hilfe an die beiden Husarenzüge, die hinter einer Terrainfalte standen. Graf Pourtalès zögerte keinen Augenblick. „Zur Attacke, marsch, marsch!" erscholl sein Kommando, und in Karriere warf sich die Schwadron auf den Feind, die Offiziere weit voraus, hinter ihnen mit Hurra die fünfzig Husaren. Was sie nicht niederritten, flüchtete in wilder Hast.

Die Franzosen flüchten

Der Angriff überraschte derart den Feind, daß aus seinen Kolonnen anfangs kein Schuß fiel. Graf Pourtalès sammelte seine Husaren und führte sie im Schritt zurück, begrüßt von dem freudigen „Lehmop!" der Artillerie, die sofort Front gemacht hatte und Lage um Lage in den Feind schickte. Die Kompagnie Achtundzwanziger ging wieder vor. Einen Moment noch standen die Franzosen, dann flüchteten sie zurück in voller Auflösung. Mit rascher Entschlossenheit nützte General von Kummer diesen Augenblick: „Das Ganze avancieren!" klang das Signal. Die Infanterie warf unter

Hurra mit dem Bajonett den Feind unter großen Verlusten auch aus Béhagnies heraus. Zahlreiche Gefangene blieben zurück. Zwei Bataillone, zwölf Geschütze und fünfzig Königshusaren hatten den Angriff einer Division abgeschlagen. Graf Max Pourtalès war aus dem Holz, aus dem Napoleon I. seine Marschälle zu schnitzen liebte. Schlank und elastisch, mit keckem, aufgesetztem schwarzem Schnurrbart und kühnen Augen, immer ein Lächeln um den Mund, zog er auf der Poppelsdorfer Allee zu Bonn am Rhein wie in den Straßen von Amiens und Rouen die Blicke der Frauen und Mädchen auf sich. Sohn eines Neufchateller Vaters und einer Genfer Mutter, sprach er Deutsch mit französischem Akzent, aber sein Herz war durch und durch preußisch. Als unser Regiment im Februar 1871 nach Tréport kam, führte Max Pourtalès seine Schwadron, die 2. Schwadron, bis an das Meer, ritt mit den Husaren ins Wasser hinein und hielt dann eine kleine Ansprache an sie, die mit den Worten begann: „Usaren (er konnte das „H" nicht recht aussprechen), bis an die Meer abe ik euch geführt." Dieser herrliche Offizier, der von innerem Feuer glühte, dem Feuer der Ruhmbegierde und des Ehrgeizes, dem eine glänzende militärische Zukunft zu winken schien, wurde wenige Jahre nach dem Kriege von einem tückischen inneren Leiden befallen, das ihn zwang, den Dienst zu verlassen. Wer ihn gekannt hat, wird ihn nicht vergessen. Die Geschichte des Königshusaren-Regiments gedenkt mit Stolz des Tages von Sapignies und des Grafen Max Pourtalès, der seitdem im Regiment der „Duc de Sapignies" hieß.

Graf Max Pourtalès

Mein guter Vater hat meine Feldzugsbriefe sorgsam gesammelt. Als ich nach seinem Tode seinen Nachlaß ordnete, stellte es sich heraus, daß zwei für mich besonders interessante Briefe fehlten: ein Brief, der meine Ordonnanzritte im November eingehender schilderte, und mein Bericht über die Schlacht an der Hallue. Ich möchte annehmen, daß mein Vater diese Briefe entweder an meinen im Felde stehenden Bruder Adolf oder, was mir wahrscheinlicher ist, an den Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz nach St. Petersburg geschickt hat. Der Herzog Georg hatte sich 1851 mit der Großfürstin Katharina Michailowna von Rußland verheiratet und war gleichzeitig in russische Dienste getreten. Obwohl Legitimist vom reinsten Wasser und als solcher ein Gegner der Bismarckschen Politik von 1866, stand er, der Neffe der Königin Luise, im Deutsch-Französischen Kriege auf deutscher Seite. Was ihm mein seit langem mit ihm befreundeter Vater über seine Eindrücke schrieb, brachte er gern zur Kenntnis des Kaisers Alexander II., der, Sohn einer preußischen Prinzessin und Enkel der Königin Luise, während des Deutsch-Französischen Krieges zu Deutschland, richtiger zu Preußen, neigte und den Schreiben von der preußischen Front interessierten und erfreuten. Dagegen liegen mir meine Briefe über

Herzog Georg von Mecklenburg

das Gefecht von Bapaume und die Schlacht von Saint-Quentin vor. Wenn ich sie wiedergebe, so brauche ich dabei kaum hervorzuheben, daß es sich nicht um Berichte eines Generalstäblers handelt, sondern um rasch hingeworfene Briefe eines jungen Husaren. Aus dem Marschquartier Cappy bei Péronne schrieb ich am 4. Januar 1871:

Bapaume und Saint-Quentin

„Liebste Eltern, bitte, verzeiht mir, wenn ich Euch seit dem Weihnachtsfeiertage nur zweimal flüchtig geschrieben. Gestern und vorgestern hatte ich gar keine Gelegenheit, Briefe an Euch abzugeben. Hoffentlich geht es Euch so gut, wie ich von ganzem Herzen wünsche. Ich befinde mich sehr wohl und bin durch Gottes Gnade unversehrt aus dem gestrigen ziemlich heftigen Gefecht hervorgegangen. Am 25. früh rückten wir bei niederträchtiger Kälte aus und gingen ans jenseitige Ufer der Somme. Gegen Mittag wurde durch Patrouille in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen ihre Stellung bei Pont-Noyelles verlassen hätten und sich zurückzögen. Warum? Das scheint einigermaßen unklar, aber desto besser für uns. Wir wurden gegen Mittag alarmiert und rückten über das Gefechtsfeld nach Pont-Noyelles. Da lagen wieder die Höhen vor uns, die am 23. das 33. Ostpreußische Regiment mit aufgepflanztem Bajonett und fabelhafter Bravour erstürmt hatte, aber gegen Abend wieder hatte aufgeben müssen. Es lagen noch viele Leichen auf dem Abhang und in einem Hohlweg, der hinaufführte, z. T. schon ganz erfroren, meist ganz friedlich. Etwa eine Stunde hinter Pont-Noyelles kamen wir in leidliche Quartiere.

Den nächsten Tag rückten wir über Albert und Bapaume, zwei kleine Städte, bis Frémicourt. Hier hatten wir drei Ruhetage, die den Pferden sehr nottaten. Am dritten ritt ich eine Requisitions-Patrouille bei sehr scharfer Kälte. Ich kam bis Montagne-Notre-Dame, nur drei Kilometer von Cambrai, wo ich feststellte, daß diese Stadt noch stark von Franzosen besetzt war. Am Silvestertag rückte ich mit Herrn von Steinbergs Zug nach Beugny, eine halbe Stunde von Frémicourt, wo wir in ganz famose Quartiere kamen. Es lagen da noch zwei sehr nette Infanteristen vom 33. Regiment, ein Leutnant und ein Fähnrich. Der Leutnant, ein baumlanger Mensch, hieß Freudenfeld oder ähnlich, den Namen des Fähnrichs habe ich vergessen. Der Leutnant sorgte in rührender Weise für seinen kleinen Kameraden. Wir aßen Ente, Dindons und andere schöne Sachen, wozu wir requirierten Champagner tranken. Am Zweiten mittags wurden wir plötzlich alarmiert, rückten über Frémicourt, das schon von der Schwadron verlassen war, nach Bapaume und von da weiter auf der Chaussee nach Arras. Etwa eine Stunde hinter der Stadt standen unsere Batterien, die sich mit den feindlichen beschossen. Nach einigem Hinundherrücken in übrigens ziemlich unbedeutendem Infanteriefeuer traf unser Zug die 3. Schwadron, die in der Nähe hielt und der wir uns anschlossen. Man glaubte gegen Abend,

der Feind wolle uns umgehen, und ich wurde mit einer Patrouille vorgeschickt. Es war aber nichts vom Feinde zu sehen.

Gegen neun Uhr kamen wir in Bapaume in leidliche Quartiere und trafen dort die Schwadron. Am Dritten rückten wir um sechs Uhr früh aus, es war noch ganz dunkel, und machten Rendezvous. Es wurden zwei Züge zum Rekognoszieren vorgeschickt, und nach einer Viertelstunde kamen die betreffenden Offiziere mit der Meldung zurück, daß der Feind in zwei sehr starken Kolonnen nahe. Darauf gingen wir links von der Chaussee mit einer Batterie und zwei Bataillonen Dreiunddreißigern ihm entgegen, kamen bald in sehr scharfes Granatenfeuer und zogen uns in eine Mulde parallel der Chaussee. Wir konnten von da aus das Gefecht so genau beobachten wie weder am 27. November noch am 23. Dezember.

Das Dorf links der Chaussee nach Arras war in der Nacht von den Franzosen besetzt worden. Sie hatten dort eine Batterie gerichtet, die ausgezeichnet bedient wurde. Und bald gingen uns die Granaten über die Köpfe weg, aber so hoch, daß sie nicht den geringsten Schaden taten. Unterdes ging das links von Bapaume postierte Bataillon Dreiunddreißiger unter lautem Hurra gegen Sapignies vor, und das Gefecht ging los. Ihren *Sapignies*
Leuten weit voraus liefen der lange Leutnant und der kleine Fähnrich, mit denen ich in Beugny im Quartier gelegen hatte. Fast in derselben Minute fielen sie beide, wie Ähren unter der Sense des Schnitters. Alle beide gleich tot. Auch wir gerieten ziemlich stark in Feuer, da die französischen Kugeln merkwürdig weit tragen, doch wurden nur einige Pferde angeschossen. Ich ritt als Flügel-Unteroffizier des 1. Zuges. Dem Quartiermeister, der hinter mir hielt, ging eine Kugel durchs Kochgeschirr. Unterdessen hatten die Dreiunddreißiger das Dorf zwar erobert, mußten aber nach einer Viertelstunde der vier- bis fünffachen Übermacht weichen. Das Gewehrfeuer wurde immer stärker.

Wir ritten auf die Höhe, um zu sehen, was los wäre. Wir sahen leider, wie die Dreiunddreißiger erst einzeln, dann immer mehr und mehr zurückgehen mußten. Voran kamen die Gesunden, die sich noch oft umdrehten, um zu schießen, dann die leicht und einige schwer Verwundeten, die mühsam hinterherkrochen. Die Offiziere versuchten, die Leute zum Stehen zu bringen, aber umsonst, die feindliche Übermacht war gar zu groß, namentlich seitdem die Franzosen ihre Batterie gerückt und ein sehr heftiges Granatfeuer begonnen hatten. Auch die zwei links von der Mulde postierten Batterien mußten zurückgehen. Wir waren dann kaum auf der Höhe, als wir in ein sehr heftiges Gewehrfeuer kamen, auch die Batterien es ganz besonders auf uns Husaren absahen. Es war keine Möglichkeit, gegen die Batterien und die vier Bataillone Infanterie zu attackieren. Unsere Eskadron war allein. So ließ denn der Rittmeister in Zügen rechts schwenken,

und wir passierten im Trabe den Sturzacker, um auf der Chaussee Aufstellung zu nehmen. Es waren schon mehrere Granaten kurz vor und kurz hinter uns eingeschlagen, als zwei mitten in dem Zug krepierten. Die eine schlug gerade vor uns ein, so dicht, daß mein Pferd in die Höhe ging und ich ganz mit Erde und Schnee beworfen wurde. Dem vor mir reitenden Vizewachtmeister Oskar Becker, einem Leipziger, ein netter Kerl, riß ein Splitter den Kopf weg, daß er mit der Pelzmütze wegflog, als wäre er abgeblasen. Ich wurde im Gesicht und auf dem Mantel mit Blut und Gehirn bespritzt. Im übrigen taten uns die Granaten nicht so viel Schaden, wie anzunehmen war. Es wurden mehr Pferde als Leute verwundet. Ich hob den Säbel und rief meinen Leuten zu: „Ruhe und Kopf hoch!“ Das Sausen und Krepieren klang ziemlich unheimlich, und die Angst oder vielmehr ein gewisses Grauen saß den Leuten wohl in den Gliedern. Doch muß man ihnen lassen, daß kein Mann aus dem Glied drängte und daß sie im Zuge Abstand und Fühlung hielten wie beim Exerzieren. Wir passierten die Chaussee und stellten uns zwanzig Schritt hinter derselben neben einer Fabrik auf.

Das Gefecht hatte auf unserem (linken) Flügel eine ungemütliche Wendung genommen. Unsere Batterie fuhr ins heftigste Feuer und beschoß von da die Franzosen. Das Bataillon Dreiunddreißiger, das zwei Drittel seiner Leute verloren hatte, sammelte sich und ging nochmals vor. Die Franzosen hatten nicht die Courage, Bapaume mit dem Bajonett zu nehmen, obwohl sie vier gegen einen waren, sondern begnügten sich damit, die Stadt sehr heftig zu beschießen. Unsere Granaten platzten auf der Chaussee, eine ganz in unserer Nähe, gerade auf einem Munitionswagen und riß Pferde und Menschen in Stücke. Eine andere fuhr in die Fabrik, neben der wir standen. Auch in den Kirchturm der Stadt ging eine, was sich schnurrig ausnahm.

Auf dem Markt von Bapaume

Unterdessen kam eine Meldung, die Leutnant von Knesebeck mit unserem Zuge an den General von Goeben bringen sollte. Wir passierten Bapaume. Wir kamen an den Markt, auf dem die Granaten einschlugen und der infolgedessen ganz menschenleer war. Es war ein viereckiger Platz, von Platanen umgeben. Nur eine alte Frau war zu erblicken, die dort Unkraut ausjätete und Unrat wegfegte. Ich sagte ihr beim Vorbeireiten, sie möge einen Unterschlupf aufsuchen, sonst könnte sie von einer Granate getroffen werden. Sie antwortete mir ganz apathisch: ‚Mon bon Monsieur, je suis vieille et pauvre, la mort ne m'effraie pas. J'aime aussi bien continuer mon petit travail, auquel je suis habituée.‘ Ein sehr ruppiger Hund, der bei ihr war, blieb auch trotz des Granatfeuers. Das waren doch zwei Philosophen. Knesebeck und ich ritten bis zu einem Dorf, etwa vier Kilometer von Bapaume, wo der General war. Knesebeck nahm mich mit

zu ihm in sein Zimmer. Er lag im Bett. Er hatte einen heftigen Dysenterieanfall gehabt und sah noch blaß aus. Als Knesebeck mich ihm vorstellte, reichte er mir die Hand und sagte mir, daß er in Hannover — er ist von Geburt Hannoveraner — verschiedene Namensvettern von mir gekannt hätte. Er fügte hinzu: ‚Es waren tüchtige Leute.' Er war ganz ruhig, schien die Sache aber ernst anzusehen. In seinem Vorzimmer, wo Ordonnanzen warteten, hieß es, daß uns die Franzosen den Rückzug auf Amiens abgeschnitten hätten. Einige hielten die Schlacht für verloren, falls uns die 16. Division nicht zu Hilfe käme.

Als wir zur Schwadron zurückkamen, die inzwischen rechts der Chaussee nach Péronne zu, vor der Stadt neben unserer Batterie postiert worden war, stand das Gefecht schon günstiger. Auf dem rechten Flügel hatten Achte Jäger und ein Bataillon Dreiunddreißiger die Franzosen zurückgedrängt und zwei Dörfer genommen. Bapaume wurde noch immer gehalten, von zwei Batterien und dem zurückgeschlagenen Bataillon Dreiunddreißiger, das übrigens das Dorf nur hatte aufgeben müssen, weil es alle Patronen verschossen hatte.

General v. Goeben

Um zwei Uhr erschien, von den kämpfenden Truppen mit lautem Hurra begrüßt, General von Goeben auf dem Schlachtfeld. Alle dachten, nun kann es nicht mehr schiefgehen. Er setzte sogleich die Achten Jäger und die famosen Dreiunddreißiger zum Sturm auf Tilloy an. Um der Infanterie zu helfen, feuerte unsere Artillerie, bei der wir als Bedeckung standen, wie verrückt. Um fünf Uhr wurde Tilloy genommen. ‚Hurra! Hurra!' scholl es über das Schlachtfeld. Etwas Schöneres als das preußische Hurra auf dem Schlachtfeld gibt es auf der ganzen Welt nicht. Unterdessen war es Nacht geworden, unsere Batterien schossen noch in ein paar vom Feind besetzte Dörfer, die bald zu brennen anfingen, was sich sehr malerisch ausnahm. Das Resultat der Schlacht war schließlich ein ziemlich günstiges: Das Feld war gegen vierfache Übermacht behauptet und vor allem Bapaume nicht aufgegeben.

Wir kamen nicht ins Biwak, sondern in ein kleines, ganz verlassenes Dorf. Zu essen hatten wir alle nichts als das bißchen Schokolade, das der eine oder der andere bei sich führte. Am Vierten früh rückten wir aus und gingen ans andere Ufer der Somme, nach Cappy, einem großen und reichen Dorf. Unterdessen waren Bapaume und Albert von der 3. Kavallerie-Division besetzt worden, während auch die 16. Division herangekommen war, bis auf den Teil, der Péronne weiterbelagerte. Als wir abends absattelten, kam der Herr Rittmeister, der oft schimpft und selten zufrieden ist, auf mich zu und sagte mir: ‚Sie haben sich gut gehalten. Ihre unerschrockene Haltung als Flügelunteroffizier war vorbildlich für den ganzen Zug.' Dabei gab er mir die Hand.

Freitag, den 6. Januar 71. Liebe Eltern, gestern war keine Gelegenheit, diesen Brief zu befördern, darum heute noch zwei Worte. Wir sind heute von Cappy nach Bray-sur-Somme marschiert, eine kleine, ganz nette Stadt, wo wir gute Quartiere haben. Gestern erhielt ich auch Vaters lieben Brief, der mich durch seine guten Nachrichten sehr erfreute. Desgleichen erhielt ich ein Taschentuch, Schokolade und Zigarren sowie Zeitungen, für die ich Euch tausendmal danke. Vielleicht schickt Ihr mir noch ein Taschentuch, Schokolade und Zigarren erfreuen mich auch sehr. Der Oberst hat sehr viel Güte für mich. Nachdem er mich zweimal zu Tisch eingeladen, was ich nicht annehmen konnte, da die Schwadron zu weit vom Stabe lag, ließ er mich heute, als der Stab mit uns zusammenlag, wieder bitten und war bei Tisch sehr freundlich. Er sagte, er habe mich wegen meiner guten Haltung vor dem Feind zum Unteroffizier ernannt und mich wegen Bravour in der Schlacht an der Hallue zum Portepeefähnrich eingegeben. Nun aber adieu, liebste Eltern. Bitte, sorgt Euch nicht um mich in diesem Monat, der für uns wegen der lieben Bertha schon so traurig ist. Der liebe Gott, der mich bisher gnädig behütet hat, wird mich gewiß auch weiter beschützen. Tausend Grüße an alle von Eurem treuen Sohn Bernhard von Bülow.

Bray-sur-Somme

Unter den Verwundeten vom Dritten ist auch ein Herr von Sanden-Tussainen, Einjährig-Freiwilliger bei unserer Schwadron, Vetter des jungen Wrangel. Er hat einen Schuß in den Oberschenkel. Der Arzt gibt aber so weit gute Hoffnung. Vielleicht sagt Ihr es dem jungen Wrangel, den ich sehr grüßen lasse. Herr von Sanden liegt im Lazarett in Bapaume, ist mit Geld versehen. Der Major hat an seinen Schwager, Professor Aegidi, geschrieben. Euer treuer Sohn Bernhard."

Die Hoffnung, daß der Einjährige von Sanden dem Leben erhalten werden würde, erfüllte sich nicht. Der Arme, der neben mir geritten hatte, erlag bald nachher seiner Verwundung. Sein Schwager, der Professor Ludwig Karl Aegidi, der bekannte Staatsrechtslehrer und Herausgeber des „Staatsarchivs", war ein großer Gelehrter, aber klein von Wuchs und hieß deshalb allgemein der kleine Aegidi. Von 1871 bis 1878 leitete er unter Bismarck das Preßbüro des Auswärtigen Amtes. Das Preßbüro bestand damals aus einem Leiter und einem Hilfsbeamten. Unter Caprivi trat noch ein zweiter Hilfsbeamter dazu. Während meiner Reichskanzlerzeit leitete der Geheimrat Hammann, den ich von Caprivi und Hohenlohe übernommen hatte, als Chef mit zwei tüchtigen Hilfskräften, den Legationsräten Esternaux und Heilbron, das Preßdepartement. Außerdem gehörte diesem noch ein im Deutsch-Französischen Kriege schwerverwundeter Hauptmann an, dessen Aufgabe darin bestand, beachtenswertere Zeitungsartikel auszuschneiden und aufzukleben. Ich pflegte zu sagen, mein Preßbüro bestünde aus drei und einem halben Mann. Als nach dem Novemberumsturz die drei

Professor Aegidi

herrschenden Parteien, Sozialdemokratie, Zentrum und Demokratie, ihre Leute unterbringen und das begründen wollten, was der Franzose so hübsch „la République des camarades" nennt, schwoll das Preßbüro auf ein Personal von mehr als zweihundert Köpfen an. Die bescheidenen Räume des Auswärtigen Amtes genügten natürlich nicht für einen solchen Schwarm, und es wurde das Preßbüro in dem großen Palais des Prinzen Karl am Wilhelmsplatz untergebracht, wo die Herren ihre Tage mit Zigarettenrauchen und Kannegießern nützlich verbrachten. So weit meine Erinnerungen zurückreichen, ist unsere Presse nie schlechter geleitet und unsere Auslandspropaganda nie ungeschickter betrieben worden als in den ersten Jahren des republikanischen Volksstaats.

Gustav v. Wrangel

„Der junge Wrangel", wie ich ihn in meinem Brief an meine Eltern nannte, war der Enkel des Feldmarschalls. Es gab nichts Verschiedeneres als den alten und den jungen Wrangel. Der alte war der Reorganisator der preußischen Kavallerie, um die er sich unvergängliche Verdienste erworben hat, ein Haudegen, der schon 1807, als Leutnant im L'Estocqschen Korps, bei Heilsberg den Orden pour le mérite erhalten, sich im Befreiungskriege als Oberst bei Großgörschen und Leipzig hervorgetan hatte und der noch sechzig Jahre später in der Schlacht von Trautenau auf die Österreicher mit einhauen wollte. Unter derber Hülle verbarg er viel gesunden Menschenverstand. Seine bisweilen in komischer Form abgegebenen Urteile trafen nicht selten den Nagel auf den Kopf. Er hat in den Novembertagen von 1848 als Gouverneur von Berlin und Oberbefehlshaber in den Marken gegenüber der Revolution mehr Umsicht und vor allem mehr Energie an den Tag gelegt als siebzig Jahre später Prinz Max von Baden und, unter dessen Einfluß, leider auch der Generaloberst von Linsingen. Der junge Wrangel war zart, unendlich höflich, etwas banal. Er tat Dienst als Kammerjunker beim Königlichen Oberzeremonienamt, und man nannte ihn den Zeremoniensäugling. Er war ein guter und feiner Mensch. Er ist in jungen Jahren gestorben, nachdem er in der letzten Zeit seines Lebens in schließlich unheilbare Melancholie verfallen war. Meine Eltern bewohnten, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, in den Jahren vor und nach dem Deutsch-Französischen Kriege das damalige Arnimsche Palais. In unmittelbarer Nähe hatte, auch am Pariser Platz, der Feldmarschall Wrangel seine Dienstwohnung. Als Freund des jungen Gustav Wrangel habe ich vor dem Kriege als Student, später als Husarenleutnant, manchen Abend dort verlebt.

Ich habe nicht die Absicht, die Zahl der Wrangel-Anekdoten um neue zu vermehren. Nur zwei gestatte ich mir anzuführen, weil sie weniger bekannt sind. Ein mehr durch schönes Äußeres und forsches Auftreten als durch wirkliche Tüchtigkeit ausgezeichneter Berliner Regimentskommandeur

hatte den Abschied erhalten. Als er bald nachher im Wrangelschen Salon erschien, sah er sehr pikiert aus und hoffte offenbar, aus dem Munde des Feldmarschalls einige tröstende Worte zu hören, vielleicht auch einen Tadel über die Verabschiedung. Statt dessen begrüßte ihn in meinem Beisein der Alte, nachdem er ihn nach seiner Gewohnheit auf beide Backen geküßt hatte, mit den im breitesten ostpreußischen Dialekt vorgebrachten Worten: „Mein Sohn, der Känig hat dir einen tichtigen Nachfolger jejäbn." Wegen der zweiten Anekdote bitte ich meine Leserinnen um Vergebung. Der Feldmarschall erschien im Palais des damaligen Kronprinzen, um zur Geburt des dritten Sohnes, des später in jungen Jahren verstorbenen Prinzen Waldemar, zu gratulieren. Die Eltern ließen das Kind hereinbringen, und die Mutter legte den Säugling dem Feldmarschall in den Arm. Der Kronprinz, der harmlose Scherze liebte, meinte, zum Feldmarschall gewandt: „Was soll nun mein dritter Sohn werden? Der älteste muß Soldat werden, der zweite soll zur Marine. Ich denke, den dritten lasse ich Kaufmann werden." Darauf der alte Wrangel: „Besch . . . hat er mir schon."

Goebens Korpsbefehl

Am Abend des 3. Januar 1871 konnte General von Goeben in seinem Korpsbefehl sagen: „Die Division Kummer, unterstützt durch das Detachement des Prinzen Albrecht, Königliche Hoheit, hat dem vielfach überlegenen Feind gegenüber die Stellung bei Bapaume in glänzender Weise behauptet." Aber die zum großen Teil in langen Kämpfen stehenden Truppen der Division waren auf das Äußerste erschöpft. Den Batterien begann es an Munition zu mangeln. Der Verlust der Division an diesem schweren Tage belief sich auf zehn Offiziere und dreißig Mann tot, neunzehn Offiziere und vierhundert Mann, zum Teil schwer, verwundet, hundertfünfzig Mann vermißt. Der General von Goeben beschloß, den Kampf am nächsten Tage nicht weiter fortzusetzen, sondern die Truppen bis auf weiteres hinter die Somme zurückzunehmen. Der General von Goeben gehört zu den wenigen Menschen, die mir in meinem Leben wirklich imponiert, die mir den Eindruck wahrer Größe gemacht haben. Als Hannoveraner 1816 geboren, trat er mit kaum zwanzig Jahren in karlistische Dienste und focht vier Jahre, von 1836 bis 1840, im spanischen Bürgerkrieg. In der Armee wurde erzählt, daß er einmal, als er in die Hände der Christinos gefallen war, um sein Leben hatte würfeln müssen. Ein anderes Mal war er noch auf dem Richtplatz, als das Peloton, das ihn erschießen sollte, schon angetreten war, durch eine Laune des feindlichen Führers begnadigt worden. 1842 trat er in preußische Dienste, wo seine Begabung bald auffiel. Er machte 1849 den badischen Feldzug mit, war 1860 schon Oberst im Generalstab und führte 1864 mit großer Auszeichnung bei Düppel und Alsen eine Brigade. 1866 kommandierte er die 13. Infanterie-Division der Main-Armee. 1870 erhielt er, noch nicht vierundfünfzig Jahre alt, das VIII. Armeekorps.

Das Vertrauen, mit dem seine Untergebenen, von dem unter seinem Oberbefehl stehenden General und Oberst bis zum letzten Musketier, auf ihn blickten, war unbegrenzt. Dabei konnte man keinen einfacheren Mann sehen als den General von Goeben. Mittelgroß, meist in gebückter Haltung, so kurzsichtig, daß er eine Brille tragen mußte, sah er mehr nach einem Professor als nach einem General aus. Hinter dem unscheinbaren Äußern des Generals von Goeben stand ein stählerner Wille, eine unbeugsame Energie, ein durchdringender Verstand. Er hatte eine einzige Leidenschaft, das Spiel, das Hasardspiel. Im Kriege, wenn er führte, spielte er nie, aber wenn die Herren seines Stabes ein Jeu machten oder wenn er an einem Ruhetage Offiziere beim Spiel überraschte, konnte er stundenlang zusehen. Dieser große Feldherr und große Deutsche ist als Kommandierender General des VIII. Armeekorps, noch nicht vierundsechzig Jahre alt, 1881 in Koblenz gestorben, wo ihm das wohlverdiente Denkmal errichtet wurde. Das 28. Infanterie-Regiment, mit dem das Königshusaren-Regiment im Kriege 1870/71 oft zusammentraf, trug in unserer alten ruhmreichen Armee für alle Zeiten den Namen: Infanterie-Regiment von Goeben.

Abmarsch nach der Somme

Am 4. Januar wurde der Abmarsch nach der Somme angetreten. Unser Regiment hatte die Weisung, am Feind zu bleiben. Eine Patrouille meiner Schwadron, in der ich unter Leutnant von Steinberg ritt, stieß nordöstlich von Bapaume auf der Straße nach Douai und Ecoust auf einige französische Infanteristen, die sich uns ergaben. Sie sagten uns, daß die Hauptmacht der französischen Nordarmee die Richtung auf Douai verlassen und sich nach Arras gewandt habe. Unsere 1. Eskadron wurde der 30. Infanterie-Brigade zugeteilt. Zu dieser Brigade, die Generalmajor von Strubberg führte, gehörte das 2. Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 28 und das 4. Magdeburgische Infanterie-Regiment Nr. 77. Die Achtundzwanziger kommandierte Oberst von Rosenzweig, die Siebenundsiebziger Oberst von Zglinicki. Die 30. Brigade belegte, nachdem wir bei Feuillèrs die Somme überschritten hatten, die abwärts gelegenen Ortschaften bis Belloy. Am 16. Januar schrieb ich aus Cappy bei Bray: „Tausend Grüße und besten Dank für Eure lieben Briefe und die mir von Papa übersandten zwanzig Napoleons. Hoffentlich geht es Euch so gut, wie ich von Herzen wünsche, in dieser für Euch wegen der lieben Bertha so schmerzlichen Zeit. Was sind alle Sorgen und Unbequemlichkeiten der Gegenwart gegen das Unglück, das jetzt vor einem Jahr über uns kam. Ihre Seele gefiel Gott wohl, darum nahm er sie bald aus diesem bösen Leben. Wenn die Zeit kommt, wo wir von Angesicht zu Angesicht schauen werden, werden wir wissen, warum. In diesem Leben werden wir es schwer fassen können. Mir geht es unberufen gut. Wir haben viele Patrouillen zu reiten über die Somme nach Albert und Bapaume zu, fast jeden Tag resp. jede Nacht. Ich bin

immer gut durchgekommen. In der Kreuzzeitung habt Ihr wohl gesehen, daß ich Fähnrich geworden bin. Kleidungsstücke brauche ich vorläufig keine. Bitte nur, wenn möglich, um zwei Taschentücher, Zahnbürsten, Federhalter mit Bleistift und Indépendances, vielleicht auch eine Karte von Nordfrankreich und ein kleines (tragbares, möglichst scharfes) Fernrohr (gut bei Patrouillen!). Tausend Grüße von Eurem treuen Sohn."

3. bis 9. Januar 1871

Zwischen dem Gefecht von Bapaume und der Schlacht von Saint-Quentin, d. h. zwischen dem 3. und dem 19. Januar 1871, liegt die Zeit, wo ich die meisten und interessantesten Patrouillen geritten habe. Als ob es gestern gewesen wäre, erinnere ich mich an die dunklen Wälder rechts und links von der weißen Chaussee, an die Meilensteine, an die schweigenden Châteaux, die in der Ferne auftauchten, an die ganze Landschaft, wo alles von alter Kultur sprach. Das Wetter war sehr ungünstig, bald strenge Kälte bis auf 10 Grad unter Null, dann wieder Tauwetter mit warmem Regen. Die Straßen waren meist mit Glatteis überzogen, die Felder völlig unpassierbar. Bei solchem Glatteis durch die Dörfer zu kommen, ohne zu stürzen, war nicht leicht. Und wer mit seinem Pferde zu Fall kam, hatte eine gute Chance, von den in den Dörfern versteckten Franktireurs, unter Umständen auch von den Bauern selbst, totgeschlagen zu werden. Das Umreiten der Dörfer war, da die Felder einem Morast glichen, so gut wie unmöglich. Aber die Not macht erfinderisch. Wenn wir uns einem Dorfe näherten, holten wir aus dem ersten größeren Haus den Besitzer heraus und forderten ihn sehr höflich, aber mit vorgehaltenem Revolver, auf, uns sofort und in aller Stille zu Monsieur le Maire zu führen. Dem Maire erklärten wir, daß er uns bei dem Passieren des Dorfes begleiten müsse. Damit er nicht auf der glatten Dorfstraße zu Fall käme, würden wir ihn an einen tüchtigen Strick anbinden. Wenn aus dem Dorf auf uns geschossen würde, so wären wir zu unserem Leidwesen gezwungen, auf ihn zu schießen, andernfalls würde ihm kein Haar gekrümmt werden. So kamen wir meist gut durch die Dörfer durch.

Es fehlte bei diesen Patrouillenritten auch nicht an komischen Episoden. Als ich einmal bei schwachem Mondschein durch einen Wald ritt, glaubte ich auf kurze Distanz zwei französische Infanteristen vor mir zu sehen. Ich hob den Säbel und kommandierte: „Zur Attacke!" Dann galoppierte ich mit meinen beiden Husaren auf die Feinde zu. Vor den Feinden angelangt, entpuppten sich diese als zwei verkrüppelte Eichen. Zu Hause angekommen, hütete ich mich wohl, meinen Kameraden mein Mißgeschick zu verraten. Nach einigen Tagen erzählte der redliche Scharffenberg, daß er statt eines Franzosen einen Baum attackiert habe, und dann stellte sich heraus, daß wir alle, einer nach dem andern, an der gleichen Stelle jene Bäume für Franzmänner gehalten hatten.

In wie vergnügter Stimmung waren wir Fähnriche und Avantageure, die wir diese Patrouillen zu reiten hatten! Die Nachtpatrouillen waren noch interessanter als die Patrouillen am Tage. Bis dieser oder jener von uns losreiten mußte, saßen wir gewöhnlich um den Holztisch einer Bauernstube und machten ein kleines Jeu. Wir spielten entweder Landsknecht oder Tempel, am liebsten Bakkarat, das wir Makao nannten. Mancher der Napoleons, die mir mein guter Vater schickte, ist auf diese Weise in die Taschen meiner Kameraden gewandert. Wenn einer von uns zu einer Patrouille aufgerufen wurde, übergab er seine Uhr und sein Portemonnaie den anderen, damit, wenn ihm etwas zustieße, seine Familie ein Andenken an ihn hätte.

XVI. KAPITEL

Schwadronskameraden: Guido Nimptsch, Dietrich Loë, Scharffenberg, Pemberton-Ground, Borcke, Beißel von Gymnich, Dietrich Metternich • Verschärfter Aufklärungsdienst • Schlacht bei Saint-Quentin (19. I. 1871) • Das Ostpreußische Füsilier-Regiment Nr. 33 • Leutnant von Deines, Leutnant Moßner, Rittmeister Rudolphi

Guido v. Nimptsch

Wir jungen Dachse von der 1. Schwadron waren verschieden voneinander und sind später verschiedene Wege gegangen. Aber wir waren alle zu jedem Streiche aufgelegt und hielten gute Freundschaft. Am sympathischsten war mir Guido von Nimptsch, der Stiefsohn unseres Kommandeurs. Schon sein Vater, Paul von Nimptsch, galt in der ganz alten Zeit, vor 1848, in seiner Heimat Schlesien für den schneidigsten und leichtsinnigsten aller schlesischen Junker, und das wollte etwas sagen. Einmal hatte er mit seinem gleichgearteten Vetter, dem Grafen Feodor Sierstorpff, dem Vater meines wegen seiner Größe „Murphi" genannten lieben Regimentskameraden Karl Sierstorpff, eine Partie Ecarté gespielt und war durch fortgesetztes Quitte ou Double tief in die Kreide gekommen. Als Paul Nimptsch wiederum Quitte ou Double ankündigte, machte ihn Feodor Sierstorpff darauf aufmerksam, daß er gar nicht so viele Barmittel besäße, um einen eventuellen Verlust auszahlen zu können. Nimptsch erwiderte ruhig: „So erkläre ich denn auf Ehrenwort, daß, wenn die Karte gegen mich schlägt, ich mir meine beiden Ohren mit einem Rasiermesser abschneiden werde!" Das Rasiermesser wurde gebracht und auf den Kartentisch gelegt. Die Karten wurden neu gemischt. Nimptsch spielte aus und gewann. Im besten Sinn junkerlich war das Verhalten des Vaters Nimptsch im tollen Jahr 1848 gewesen. Da fiel er in einer Breslauer Straße einem revolutionären Trupp in die Hände, der ihn, der als Reaktionär verschrien und sehr verhaßt war, zu einem Laternenpfahl schleppte, um ihn dort aufzuhängen. Als der Strick schon um seinen Hals geknüpft war, machte er ein Zeichen, daß er noch einen letzten Wunsch habe. Aufgefordert, diesen Wunsch zum Ausdruck zu bringen, rief er seinen Henkern zu: „Hängt mich so niedrig, daß ihr mich alle . . ." Man löste den Strick, mißhandelte aber den „Junker" in so brutaler Weise, daß er an den Folgen seiner Verletzungen nicht lange nachher starb.

Mein Regimentskamerad und Freund Guido Nimptsch hatte von seinem Vater den Schneid, den leichten Sinn und leider auch die Spielpassion geerbt, von seiner Mutter, der Gräfin Franziska Hatzfeld-Trachenberg, die Schönheit. Noch viele Jahre später pflegte die Kaiserin Friedrich von ihm zu sagen: „Guido von Nimptsch is the best looking man in Berlin." Da er nicht nur very good looking, sondern auch very intelligent war, so lag eine schöne militärische Zukunft vor ihm, und er war kurz vorher zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert worden, als er im Berliner Unionsklub im Kartenspiel in einer Nacht eine seine Verhältnisse weit übersteigende Summe verlor. Da seine Eltern kein Vermögen besaßen und seine reichen Verwandten nicht für ihn einspringen wollten, blieb ihm nichts anderes übrig, als den Militärdienst zu quittieren und auszuwandern. Sein plötzliches Scheiden von Berlin versetzte zwei Frauen in tiefe Trauer: eine für ihre Schönheit und ihren Geist berühmte Dame der Hofgesellschaft und eine reizende Kokotte, die sich gleichzeitig in Guido verliebt hatten. In ziemlich abenteuerlicher Fahrt gelangte er aus Hartlepool, wo er in einem Kohlengeschäft Anstellung als Kommis gefunden hatte, über den Kongo und den Panama-Kanal, wo er sich als Aufseher betätigte, über Mexiko, wo er, ein vorzüglicher Reiter, wilde Pferde zuritt, nach New York, wo er sich zunächst als Kutscher eines Rollwagens sein Brot verdient haben soll. Allmählich kam er wieder in die Höhe. Mehr als das. Er eroberte das Herz einer reizenden Amerikanerin, Miß Lola Bonton, der gefeiertsten Soubrette von New York. Er heiratete sie und kehrte mit ihr nach Europa zurück. Gleichzeitig erhielt er den Posten des Vertreters einer großen amerikanischen Versicherungsgesellschaft in Berlin. Es gelang ihm dort bald, sich durch seine Liebenswürdigkeit und seine perfekten Formen eine gute gesellschaftliche Stellung zu machen. Er lebte auch in glücklichster Ehe, als er eines Abends, nach Hause zurückgekehrt, erfuhr, daß seine Frau eine Stunde vorher das Haus verlassen hätte. Der ihm vom Diener übergebene Brief der teuren Gattin lautete etwa folgendermaßen: „Mein süßer Guido, ich habe nie einen Mann so geliebt wie Dich und werde nie einen Mann so lieben wie Dich. Da Du aber leider nicht die Mittel hast, meine berechtigten Ansprüche auf Komfort und Luxus zu befriedigen, so habe ich mich von dem steinreichen Nostitz entführen lassen."

Graf Nostitz

Graf Nostitz war Militärattaché der russischen Botschaft in Berlin. Er heiratete die von ihm entführte Lola und wurde nach seiner Heirat als Militärattaché nach Paris versetzt. Dort erklärte seine neue Chefeuse, die Gattin des russischen Botschafters Nelidow, daß sie die Gräfin Lola im Hinblick auf ihre bewegte Vergangenheit nicht empfangen würde. Sobald Guido Nimptsch das erfuhr, reiste er nach Paris und ließ den Botschafter Nelidow fordern, weil dessen Gattin es gewagt habe, die frühere Frau von

Nimptsch zu beleidigen. Nelidow, der gar keine Lust verspürte, sich vor die Pistole von Nimptsch zu stellen, versprach, daß die Gräfin Nostitz in seinem Hause freundliche Aufnahme finden würde. „Immer Kavalier", war der Wahlspruch von Guido Nimptsch!

Dietrich Loë, Dietrich Metternich, Scharffenberg

Sehr verschieden von ihm war der Neffe unseres Kommandeurs, Dietrich von Loë. Er führte den Namen „Schlacks". Das galt sowohl seiner etwas ungelenken Haltung wie seinem wüsten Draufgehen. Er hätte unter Frundsberg einen prächtigen Landsknecht abgegeben. Dagegen glich ein anderer Neffe des Kommandeurs, der Graf Dietrich von Wolff-Metternich, einem französischen Marquis des achtzehnten Jahrhunderts. Er hätte, ohne aufzufallen, ein Menuett im großen Saal des Schlosses von Versailles unter Louis XV mittanzen können. Er war ein flotter Husar, ein trefflicher Reiter und kühner Feldsoldat, immer gut aufgelegt, immer verbindlich. Bei Reisen des Kaisers Wilhelm II. und seiner Gemahlin nach der Rheinprovinz pflegte er bei der Kaiserin Auguste Viktoria Dienst als Kammerherr zu tun. Jünger als ich, ist er zu meinem Schmerz bald nach dem Ende des Weltkrieges gestorben. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich ihn wiedersah. Anders geartet als Dietrich Metternich, Dietrich Loë und Guido Nimptsch war Karl Xaver Scharffenberg. Der Sohn eines Bremer Vaters, der es in Kuba zu Wohlstand gebracht hatte, und einer amerikanischen Mutter, war er bürgerlich im besten und schönsten Sinne des Wortes. Er war tüchtig und pflichttreu, leichter Sinn und Frivolität waren ihm verhaßt. Wie Frau Marthe im „Faust" liebte er weder fremde Weiber noch das verfluchte Würfelspiel. Er schätzte meine geistige Regsamkeit, aber er fand mich zu nachsichtig für Karl Schrader und Guido Nimptsch, die er für lockere Zeisige erklärte, den ersteren überdies für einen Zyniker, den letzteren für einen Taugenichts. Scharffenberg war ein Idealist. Als ich ihn einmal mit anderen Kameraden auf seiner Bude in Bonn aufsuchte, entdeckten wir an seinem Schreibtisch einen aufgeklebten Pergamentstreifen, auf dem mit großen Buchstaben stand: „Wirf die Perlen nicht vor die Säue." Ich sagte ihm auf den Kopf zu, daß er mit den Perlen seine eigenen erhabenen Gedanken und Grundsätze meine, mit den Säuen aber seine Kameraden. Gut und aufrichtig wie er war, erwiderte er: „Ja, das ist wahr. Ich fürchte meine Ideale zu entweihen, wenn ich sie vor euch aufdecke." Scharffenberg hat sich zehn Jahre nach dem Deutsch-Französischen Kriege auf einem idyllischen Gute in Hessen, Kalkhoff bei Wanfried, zur Ruhe gesetzt und mich auch während meiner Amtszeit durch freundschaftliche und vertrauensvolle Briefe erfreut. Er stand seit seiner Jugend der Fürstin-Mutter von Wied, geborenen Prinzessin von Nassau, nahe und durch sie dem Freiherrn Franz von Roggenbach, dem Gegner von Bismarck, aber Freund des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise

von Baden wie des Kaisers und der Kaiserin Friedrich. Es ist bekannt, daß Roggenbach für den intimen Freund, manchen sogar für den morganatischen Gemahl der Fürstin-Mutter von Wied galt.

Nach meinem Rücktritt schrieb mir Scharffenberg am 6. September 1909: „Im Jahre 1897 fragte mich Roggenbach: Was halten Sie von Bülow? Ich antwortete: Nach den Eindrücken, die ich allzeit von ihm bekommen habe, ist Bülow ein Mann, der trotz des Klimbims von Stellung, Familie und Geld immer eine Persönlichkeit bleiben wird. Das werden Sie auch nach Ihrem Rücktritt bleiben." Mein guter alter Scharffenberg hatte den Schmerz, während des Weltkrieges einen hoffnungsvollen Sohn vor dem Feind zu verlieren. Er hielt ihm einen rührenden, von reinster Vaterlandsliebe und hohem Idealismus getragenen Nachruf. Nach dem entsetzlichen Abschluß des Krieges legte sich Karl Xaver Scharffenberg hin und starb.

Borcke

Der Pommer Richard von Borcke war ein ausgezeichneter Vertreter seiner kernigen Heimatprovinz und stolz, ein Pommer zu sein. Er erzählte gern eine kleine Anekdote, die diesen Stolz zum Ausdruck brachte. Nach der Schlacht von Leipzig, wo sich die Pommern besonders ausgezeichnet hatten, ritt der Kronprinz von Preußen und nachherige König Friedrich Wilhelm IV. an ein pommersches Regiment heran, lobte die Leute und fügte hinzu: „Ich bin stolz auf euch, ich bin ja auch ein Pommer." Bekanntlich führte der Kronprinz von Preußen den Ehrentitel „Statthalter von Pommern". Ein biederer pommerscher Musketier erwiderte Seiner Königlichen Hoheit: „Ja, jetzt wollen sie alle Pommern sein!" Ich habe mit meinem lieben Richard Borcke bis zu seinem während des Weltkrieges erfolgten Tod korrespondiert.

Pemberton-Ground

Der Originellste von uns allen war zweifellos der Avantageur Pemberton-Ground. Amerikaner von Geburt und Erziehung, war er bei Beginn des Krieges bei unserem Regiment eingetreten. Er hatte einige Zeit geschwankt, ob er auf deutscher oder auf französischer Seite den Krieg mitmachen solle, an dem er unter allen Umständen teilzunehmen wünschte, sich aber schließlich für die deutsche Sache entschieden, weil sein Großvater einst aus Baden nach den Vereinigten Staaten ausgewandert war. Nach Bonn war er gegangen, weil der kornblumenblaue Attila mit gelben Schnüren ihm gar so gut gefiel. Er hat sich während der Winter-Kampagne wacker gehalten. Als der Krieg zu Ende war, kehrte er nach Chikago zurück und ließ nie wieder etwas von sich hören. Obwohl durchaus schneidig, wurde es ihm doch, wie manchem anderen, nicht leicht, stundenlang ruhig und unbeweglich zu Pferde zu halten, während die Kugeln über unsere Köpfe flogen und die Granaten in unserer Nähe platzten. Ein frommer Katholik, gelobte er in solchen Augenblicken dem heiligen Antonius, daß er, wenn er durch dessen gnädigen Schutz am Leben bliebe, nie wieder gewisse Häuser

besuchen würde, die nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit Mädchenpensionaten haben. War aber die Not vorüber, vergaß er nur zu rasch sein Gelübde und lieferte einen neuen Beweis für die Richtigkeit des neapolitanischen Sprichworts, daß, wenn die Gefahr überwunden ist, auf den Heiligen gepfiffen wird. Passato il pericolo, gabbato il Santo.

Beißel von Gymnich

Graf Beißel von Gymnich entstammte einer Familie des niederrheinischen Uradels, und rheinländisch war sein heiterer Sinn und seine immer frohe Laune. Er war sehr gutmütig. Ich entsinne mich, daß wir einmal in einem kleinen Bauernhause in einem Stübchen einquartiert wurden, das zu eng war, um mehr als zwei Personen Raum zu bieten. Der Quartiermeister hatte das kleine Zimmer für Beißel und mich belegt und die alte Frau, die dort hauste, aufgefordert, in einem ungeschützten Schuppen zu übernachten. Die Alte jammerte und weinte. Beißel schlug mir vor, die Frau in ihrer Kammer zu lassen und selbst die Nacht im Freien zuzubringen, ein Vorschlag, auf den ich natürlich gern einging. Die alte Französin war sehr gerührt und wünschte uns, als wir am nächsten Morgen weitermarschierten, Gottes Segen für unsere fernere Fahrt. Diese Nacht im Freien war übrigens nicht die ungemütlichste, die ich in Frankreich verlebt habe. Schlimmer noch war der Aufenthalt in einem früheren, nicht mehr benutzten Backofen, in dem ich bei bitterer Kälte mit Dietrich Loë und Dietrich Metternich zwei Tage und zwei Nächte zubrachte. Beißel, der in glücklichen Familien-Verhältnissen lebte, fuhr mehrere Jahre nach dem Kriege mit der Eisenbahn von Bingen nach Bonn. In einem der vielen Tunnels auf dieser Route ertönte ein schwacher Knall. Als der Zug aus dem Tunnel herausfuhr, lag Beißel tot da, mit einem kleinen Loch in der Stirn. Er hatte sich während der Fahrt durch den Tunnel erschossen. Warum, ist nie ermittelt worden. Die verschiedenen Mutmaßungen, die über die Ursachen seines Selbstmordes angestellt wurden, erwiesen sich alle als grundlos. There are more things in heaven and earth, Horatio, than are dreamt of in your philosophy.

Goebens Pläne

Während wir lustigen Fähnriche trotz Kälte und Strapazen in froher Laune am Tage und bei Nacht unsere Patrouillen ritten, reiften die genialen Pläne unseres großen Feldherrn, des Generals von Goeben. Er wußte, daß er von seinen Truppen trotz aller Strapazen, die sie seit dem Abmarsch von Compiègne, also seit vollen sieben Wochen, bei Eis und Schnee, bei Regen und bei Kälte, in ununterbrochener, immer anstrengender, immer vorwärts gehender Kampagne durchgemacht hatten, auch das Schwerste fordern könne. Der Patrouillendienst wurde Mitte Januar noch verschärft. Die 1. Eskadron patrouillierte unausgesetzt gegen Albert. Mit den Vorposten der Kavallerie-Division hielten wir Verbindung. Alle drei Stunden gingen Patrouillen über Marricourt auf Flers. Längs der Somme patrouillierten

wir bis Daours. Le Sars und Combles fanden wir unbesetzt, den Feind in seiner alten Vorpostenstellung, Bapaume stark besetzt. Wir ermittelten, daß General Faidherbe, der Oberkommandierende der französischen Nordarmee, dort sein Hauptquartier hätte. Am 16. Januar wurde Albert besetzt gefunden und bald nachher festgestellt, daß starke französische Kolonnen von Bray auf Albert marschierten. Es war von großer Wichtigkeit, die Absichten des Feindes so früh wie möglich zu kennen und ihm so lange auf den Fersen zu bleiben, bis der Augenblick für die Schlacht gekommen war. General von Goeben konnte seine Operationen mit Sicherheit auf die Meldungen seiner Kavallerie basieren. Einen Teil dieses Ruhmes durfte das Königshusaren-Regiment für sich in Anspruch nehmen. Am 17. Januar erhielt mein Rittmeister von Niesewand den Befehl, zur nochmaligen Rekognoszierung mit unserer Schwadron gegen Albert vorzugehen. Nach einem Marsch von über sechs Meilen konnte der Rittmeister in voller Bestätigung der am Tage vorher eingegangenen Nachrichten melden, Albert sei geräumt und der Feind auf Bapaume abgezogen.

Rechtsmarsch der Ersten Armee

Als General von Goeben übereinstimmende Meldungen seiner Kavallerie über die Räumung Alberts erhielt, befahl er sofort den Rechtsmarsch der Ersten Armee. Der Marsch gegen Osten war überaus beschwerlich. Nachdem wir vier Wochen lang ununterbrochene strenge Kälte bis zu 11 Grad unter Null gehabt hatten, war Tauwetter eingetreten, und seit dem Abend des 16. Januar fiel warmer Regen auf die mit Schnee überdeckte Landschaft. Die Straßen überzogen sich am Morgen des 17. anfangs mit Glatteis, im Laufe des Tages weichten sie tief auf. Die Felder wurden völlig unpassierbar. Aber trotz aller Mühsal und trotz der gerade in dieser Zeit engen und schlechten Quartiere und sehr knapper Verpflegung war die Truppe in gehobener Stimmung. Jeder fühlte, daß die Absicht der Franzosen, den General von Goeben zu täuschen und zu überraschen, völlig mißglückt war. Bei der ganzen Armee stand es felsenfest, daß Goeben den Feind schlagen würde.

Ich gebe den Brief wieder, den ich am 21. Januar über die Vorgänge der letzten zehn Tage an meine Eltern richtete:

„Liebste Eltern, wir sind seit einer Reihe von Tagen fortwährend im Gange, so daß es mir unmöglich war, einen Brief zu befördern. Ich habe seitdem auch keinen von Euch erhalten. Bitte, ängstigt Euch aber nicht, falls Ihr keine Nachricht von mir habt. Führe auch fast immer einen geschriebenen Brief bei mir, den ich abgebe, wenn ich Gelegenheit dazu finde. Sollte mir etwas passieren, so würdet Ihr es durch den Obersten umgehend erfahren.

Wir waren am 18. und 19. im Gefecht. Seit der Schlacht bei Bapaume treiben wir uns zwischen Bray und Cappy herum. Am 12. wurde mittags in

Bray alarmiert. Die Franzosen rückten an diesem Tage in Bapaume ein, das unsere Truppen geräumt hatten. Wir blieben nun in Bray, einem ganz freundlichen Städtchen. Das Armeekorps aber ging über die Somme und konzentrierte sich auf dem linken Ufer derselben, so daß wir mit drei Kompagnien Infanterie den Vorpostendienst übernahmen, der bis zum 15. recht scharf war. Wir hatten alle drei Stunden eine Patrouille nach Albert und eine nach Flers, so daß dieses sehr lange und sehr glatte Dorf (die Bauern begossen absichtlich die Straßen, um uns den Durchgang zu erschweren) recht bedenklich zu passieren war. Ich habe die Patrouille gerade dorthin dreimal am Tage und zweimal bei Nacht geführt, kam aber immer gut durch. Tags ritt ich dicht an die französischen Vorposten (Mobilgarde) heran, die aber nicht auf mich schossen, ob aus Schlauheit, um mich heranzulocken, oder aus Humanitätsrücksichten, weiß ich nicht, nehme aber das erstere an. Uns in Flers abzuknöpfen, was wirklich sehr leicht gewesen wäre, versuchten sie sonderbarerweise nur einmal, mit einem anderen, aber ohne Erfolg, da er ihnen noch rechtzeitig durchbrannte. Am 15. gingen die Franzosen nach Albert hinein, das die 3. Kavallerie-Division ohne Kampf räumte.

Wir wurden wieder alarmiert, nachdem uns die französischen Dragoner noch zwei Leute bei der Patrouille auf Albert gefangen hatten. Der Leutnant, der sie führte, Herr von Erffa, entkam mit knapper Not. Die Franzosen sollen die Husaren angeblich aufgehängt haben, was ich aber nicht glaube. Wir zogen uns mittags auf Cappy zurück. Die Franzosen gingen nach Bray hinein, wagten aber nicht, uns anzugreifen, und abends zog das Bataillon wieder in Bray ein. Wir kamen nach Cappy, von wo wir nur noch Patrouillen nach Carnoy zu geben hatten (auf der Straße von Albert nach Péronne). Am 16. zogen sich die Franzosen von Albert nach Bapaume, wie es sich nachher herausstellte, um uns über ihre eigentlichen Absichten durch das ewige Hin und Her zwischen Bapaume und Albert zu täuschen. Faidherbe ging nämlich mit dem Gros der Armee nach Saint-Quentin. Am 17. morgens rückten wir dann aus bis nach Villers Cotterets. Von da ging es am 18. weiter, wo das Gefecht begann. Unsere Eskadron stand in der Reserve und machte nur gegen Abend eine Rekognoszierung gegen Saint-Quentin, ohne auf den Feind zu stoßen.

Vor dem Feind

Am 19. rückten wir auf Tertry an und kamen gegen zehn Uhr an den Feind. Wir standen als Artillerie- und Infanterie-Bedeckung. Wir konnten den Verlauf der Schlacht sehr genau verfolgen, die sehr gut für uns ging. Saint-Quentin wurde von drei Seiten von uns angegriffen und die Franzosen von den im Halbkreis aufgestellten Batterien furchtbar mitgenommen. Gegen 2 Uhr war der Sieg schon entschieden, doch dauerte die Schlacht bis in die Nacht. Unsere Infanterie ging famos vor. Als ein

Bataillon Dreiunddreißiger Befehl erhielt, einen kleinen Wald zu nehmen, in dem sich die Franzosen festgesetzt hatten, pflanzten sie mit lautem Hurra das Bajonett auf, während die Fahne entrollt wurde, von der nur noch ein paar Fetzen herunterhingen. Der Major hob den Degen mit den Worten: ‚Jedermann gedenke, daß er Preuße und Dreiunddreißiger ist!‘ Worauf sie unter dem Ruf ‚Malheur! Malheur!‘ vorgingen und die Franzosen bald herausgeworfen hatten. Auch unsere Artillerie schoß famos. Merkwürdig ist, wie weit die französischen Kugeln tragen, zumal die Leute beim Zielen das Chassepot auf die Lende setzen, dieses auch eine sehr rasante Flugbahn hat. Obwohl wir ziemlich gedeckt aufgestellt worden waren, schlugen eine Menge Kugeln bei uns ein, doch wurden nur zwei Husaren meiner Schwadron verwundet. Gegen Abend erhielten wir Befehl, in Saint-Quentin einzurücken.

Einzug in Saint-Quentin

Als wir dort einzogen, zogen die letzten Franzosen am anderen Ende aus. Nachdem wir einquartiert worden waren, fanden wir in einem Café noch dreißig Mobilgardisten mit Gewehr und allem, die sich uns ergaben. Die französischen Marinetruppen schlugen sich aber sehr gut. Am 20. machten wir einen Marsch von fünf Meilen nach Empire (Département de l’Aisne). Heute ist ein Zug zur Bedeckung des Brigadegenerals kommandiert, bei dem ich bin. Ich habe auf diese Weise Aussicht auf gute Quartiere, da die Brigade sich möglichst gute Dörfer auszusuchen pflegt. Die Chaussee hinter Saint-Quentin lag voller Toter, fast alle in den Kopf geschossen. Auch einige Schwerverwundete sah ich, die da die ganze Nacht gelegen hatten. Die toten Franzosen waren fast alles blutjunge Burschen, sehr gut equipiert, aber meist klein und schwächlich. Zum Teil sahen sie ganz friedlich aus, zum Teil sehr verzerrt. Einer saß gegen den Chausseedamm gelehnt, in der Stellung eines Mannes, der das Gewehr abdrücken will, beide Arme erhoben. Der Tod muß doch sehr schnell eintreten. Viele Munitionswagen standen herum, denen die Pferde von Granaten getötet waren, auch eine arme Kuh, von einer Granate ganz in Fetzen zerrissen. Ein paar andere weideten ganz friedlich daneben. In der letzten Zeit haben wir recht starke Märsche gemacht. Am 17. zehn Stunden, am 18. fünfzehn Stunden, vorgestern dreizehn Stunden und gestern zwölf Stunden. Daß die Infanterie das bei den grundlosen Wegen aushält, bewundere ich. Zu essen haben wir nichts als Erbswurstsuppe, wenn wir ins Quartier kommen, die schmeckt aber sehr gut. Schickt mir bei Gelegenheit, bitte, zwei Taschentücher, Indépendances und eine solide Zigarrentasche, vielleicht auch ein kleines Fernrohr, möglichst bequem und leicht zu tragen. Die meisten haben es in Opernguckerform. Schickt mir auch, bitte, die Büchselsche Sammlung von Gesängen für den Krieg. Neues Testament habe ich. Tausend Grüße und beste Wünsche von Eurem treuen Sohn Bernhard von Bülow.“

Die Dreiunddreißiger

Das Ostpreußische Füsilier-Regiment Nr. 33, neben dem wir Königshusaren am häufigsten gefochten haben, war ein glänzendes Regiment. Die Dreiunddreißiger verdienten, daß ihr Chef der damalige Kriegsminister von Roon war, einer der größten Männer der preußischen und der deutschen Geschichte. Wie schon bei Gravelotte, so haben auch bei Bapaume und Saint-Quentin eine große Anzahl Offiziere und brave Füsiliere dieses Regiments ihre Treue für König und Vaterland mit ihrem Blute besiegelt. Bei Gravelotte hatten die Dreiunddreißiger neun Offiziere verloren, bei Bapaume gingen weitere fünf in den Tod. Der Oberstleutnant von Henning kommandierte die Dreiunddreißiger. Als ich ihn bei Bapaume und Saint-Quentin durch die Schützenlinie reiten sah, gingen mir die Schillerschen Verse über den Friedländer durch den Sinn: „. . . Ritt er Euch unter des Feuers Blitzen, auf und nieder mit kühlem Blut, durchlöchert von Kugeln war sein Hut."

Am 24. Januar schrieb ich aus Sapignies bei Bapaume:

„Liebste Eltern, tausend Dank für Eure freundlichen Briefe, die ich gestern erhielt und die mich durch ihre guten Nachrichten sehr erfreut haben. Besten Dank auch für die mir übersandten Zeitungen, Zigarren (drei Briefe und ein Paket), Schokolade, Handschuhe. Ich bitte Gott um Kraft für Euch in diesen jammervollen Tagen, wo unsere liebste Bertha erkrankte und starb. Morgen ist ja nun der Tag, der für uns alle immer der schrecklichste des Jahres sein wird. Wenn man sich in die Zeit vom 23. zum 28. zurückversetzt, so begreift man nicht, wie man den Jammer überstehen konnte. ‚Ich leb' mit tausend Freuden in meines Heilands Hand, mich rührt und trifft kein Leiden, so dieser Welt bekannt.' Das ist der einzige Trost. Was kann es Reineres und Engelhafteres geben als die Seele eines zwölfjährigen Mädchens, zumal eines so reich begabten, lieben, schönen und guten Kindes. Wenn ich sonst nicht an das ewige Leben glaubte, so würde ich um ihretwillen daran glauben. Je öfter und näher man den Tod sieht, um so größer wird die Überzeugung, daß er nur der Übergang zu einem anderen Leben sein kann, das besser ist als dies.

Mir geht es gut. Wir sind von Gonnelieu vorgestern hierher marschiert. Aus Gonnelieu schrieb ich auch, wenn auch sehr eilig und darum sehr flüchtig, über den 18. und 19. Sapignies ist ein jämmerliches Dorf, gänzlich ausgefressen. Wir stellen jetzt Feldwache gegen Arras auf, vier Kilometer von hier. Ich werde sie wohl morgen haben. Reiten auch täglich Patrouille nach Arras, dieses soll von dreißigtausend Mann besetzt sein. Die Faidherbesche Armee ist ja bei Saint-Quentin gänzlich geschlagen, entschieden auch in völliger Flucht auf Cambrai zurückgegangen. Doch hat man schon gesehen, daß die Franzosen sich schnell reorganisieren und neben dem Gesindel von Mobilgarden usw. einen Kern von guten Truppen haben,

zumal aber ein famoses Gewehr, das sie freilich schlecht genug benutzen. Gambetta soll in Lille sein. Ist es wahr, wird der Tanz wohl bald wieder losgehen. Uns soll es recht sein, denn wir haben ja jetzt zwei Armeekorps, sehr starke Artillerie, gute Positionen und einen famosen General. Die Franzosen sollen Kavallerie haben. Wir alle brennen sehr darauf, ihr ins Auge zu sehen. Die 4. Eskadron hat am 19. das Glück gehabt, auf Dragoner zu attackieren. Zum Ersten kriegen wir Ersatz an Leuten und Pferden, namentlich letzteres tut sehr not. Seit Metz haben wir zweiundfünfzig Marsch- und einundzwanzig Ruhetage gehabt, von den letzteren über zwölf mit Patrouillereiten usw., also nicht zu rechnen, von den ersteren auch etwa zwölf bis fünfzehn derart, daß wir morgens bei Dunkelheit aus- und abends bei Dunkelheit einrückten. Gefechte haben wir acht gehabt: Mareuille, Amiens, Forges-les-Eaux (bei Rouen), Pont-Noyelles (2. Januar), Bapaume, Tertry, Pouilly (18. Januar), Saint-Quentin. Wir haben nach und nach alles gehabt: Regen, Schnee und fabelhaften Frost. Am schlimmsten war es wohl um Weihnachten, wo man es vor Kälte kaum aushalten konnte. Jetzt ist es eigentlich milde. Ich habe hier verhältnismäßig ganz gutes Quartier, Hühner genug, auch Wein, und befinde mich, wie gesagt, sehr wohl. Neue Montierungsstücke brauche ich nicht.

Seit Metz hat das Regiment verloren: Schwerverwundet drei Offiziere, ein Vizewachtmeister, drei Wachtmeister, vier Einjährig-Freiwillige; tot ein Vizewachtmeister, ein Einjährig-Freiwilliger, vier Unteroffiziere; gefangen fünf bis sechs Mann. Von den Husaren tot acht, zwanzig bis fünfundzwanzig schwerer verwundet. Mit Sanden soll es besser gehen. Viele Empfehlungen an die Gräfin Wrangel (in gewählter Form) und Grüße an ihren Sohn. Viele Grüße an Großmama in Plön. Tausend Grüße und beste Wünsche von Eurem treuen Sohn."

Ferdinand Rudolphi

Wie Sapignies dem Grafen Max Pourtalès Gelegenheit gegeben hatte, sich hervorzutun, so wurde das Gefecht bei Tertry-Pouilly am 18. Januar zum Ehrentag für Ferdinand Rudolphi, den ältesten Rittmeister des Regiments. Er war der einzige Offizier, der schon in Posen beim Regiment gestanden hatte und mit diesem 1852 in Bonn eingezogen war. Kaum ein Jahr später wäre es ihm fast an den Kragen gegangen. König Friedrich Wilhelm IV. besichtigte das Regiment. Sein Generaladjutant, der General von C., richtete während der Besichtigung huldvoll einigermaßen banale Fragen an die Offiziere. Den Leutnant Rudolphi frug er, ob er verheiratet wäre. „Nein", erwiderte der Gefragte, „aber ich schätze sehr die ehelichen Freuden." Der General von C. huldigte, wie manche andere Herren der Umgebung Friedrich Wilhelms IV., einer ausgesprochen pietistischen Richtung. Die Antwort des Leutnants Rudolphi, die einem flotten Husaren nur ein Mucker oder ein Pedant übelnehmen konnte, entsetzte den General

von C. Rudolphi würde den Abschied erhalten haben, wenn nicht der Regimentskommandeur, Graf Oriola, fest für ihn eingetreten wäre und damit dem Regiment einen Offizier erhalten hätte, der am 18. Januar 1871 bei Tertry-Pouilly und am 19. Januar 1871 bei Saint-Quentin neuen und reichen Lorbeer um die Regimentsstandarte wand. Er vereinigte am ersteren Tage unter seinem Befehl die 2. und die 4. Eskadron. Als am 18. Januar der Kommandeur der 29. Infanterie-Brigade, Oberst von Bock, dem Rittmeister Rudolphi den Befehl erteilte, die gegen unsere Batterien vorgehende feindliche Infanterie aufzuhalten, entschloß sich dieser sofort zur Attacke. Die feindlichen Infanterie-Kolonnen, Abteilungen von hundertfünfzig bis zweihundert Mann, marschierten auf der Straße von Caulaincourt nach Beauvois. Eine in derselben Richtung hinziehende Terrainsenkung benutzend, trabte der Rittmeister Rudolphi parallel mit dem Marsch des Feindes in Zugkolonne vor. In gleicher Höhe mit zwei Kompagnien angekommen, ritt er auf vierhundert Schritt zur Attacke an.

Die Chausseegräben wurden von den Husaren genommen. Mit Hurra ging es in die feindlichen Reihen und durch sie hindurch. Die feindlichen Kolonnen werden vollständig überritten, ein Teil niedergehauen, der Rest ergibt sich. Weit über hundert Gefangene waren bereits gesammelt, als plötzlich neu hinzugekommene Kompagnien auf nächste Distanz heftiges Schnellfeuer auf die Schwadron abgeben. Unter diesen Umständen mußte Rudolphi sich schweren Herzens entschließen, die stattliche Schar Gefangener, von denen übrigens viele von den Chassepotkugeln ihrer Landsleute niedergestreckt wurden, im Stiche zu lassen und sich dem Nahfeuer der immer zahlreicher herbeieilenden Feinde zu entziehen. Die Verluste der fünf Züge beliefen sich auf zwei Tote und vierzehn Verwundete. Das Pferd des Rittmeisters erhielt einen Schuß in den Rücken. Der brave Gaul trug aber seinen Reiter noch aus dem Feuer. Durch das „Marsch-Marsch“ in tief aufgeweichtem Boden, in den schweren, nassen Feldern waren die Husaren von oben bis unten mit Lehm und Schmutz überschüttet, so daß sie, wie Rudolphi sich nicht ohne Befriedigung ausdrückte, wie die richtigen Teufel aussahen. Nur die Offiziere, die vorausritten, waren sauber geblieben.

Am folgenden Tage, dem Tage von Saint-Quentin, bot sich dem Rittmeister Rudolphi die langersehnte Gelegenheit, sich mit den Franzosen im Reiterkampf zu messen. Als er am Morgen dieses Tages mit der Schwadron im schlanken Trabe aus Etreillers vorging, sah er drüben auf der Straße eine französische Eskadron von Roupy gegen Dallon erst langsam, dann immer schneller zurückgehen. Der Rittmeister Rudolphi war nicht gewillt, den Feind entkommen zu lassen. Im langen Galopp ging er mit der 4. Eskadron durch Savy und bog im Dorfe rechts ab auf einen Feldweg, der zur Straße Roupy-Saint-Quentin hinführt. Die feindliche Kavallerie verschwand

hinter der nächsten Höhe. Nach wenigen Minuten hatten aber auch die Husaren die große Straße erreicht, die Tete schwenkte links, und weiter ging es, einer Mulde zu, in die die eingeschnittene Chaussee hinabführte. In dem etwa sechshundert Schritt breiten Grund stand quer über der Straße die feindliche Kavallerie aufmarschiert. Rudolphi ließ die Tete seiner Eskadron in Schritt fallen. Drei Kilometer waren in langem Galopp und in der Formation zu dreien zurückgelegt. Das Straßendefilé verbot den Aufmarsch zur Front. Rudolphi formierte rasch entschlossen zwei Züge und ging im Galopp vor zur Attacke. Die Franzosen erwarteten den Angriff stehenden Fußes und gaben auf hundertfünfzig Schritt eine Salve.

Ein Bericht von Deines

Ich folge nun der Schilderung meines lieben Kriegskameraden und langjährigen treuen Freundes, des Generals Adolf von Deines, auf dessen schöne Geschichte des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (1. Rheinisches Nr. 7) ich mich in manchen meiner militärischen Erinnerungen gestützt habe: „Im selben Moment, wo die Franzosen die Salve abgaben, ertönte das dröhnende ‚Marsch-Marsch!' des alten Rittmeisters, und unter lautem ‚Hurra' erfolgte der Choc. Die ersten Glieder der Franzosen wurden über den Haufen geritten, die hinteren jagten in voller Flucht auf Saint-Quentin hin, ihnen nach die Könighusaren. Einen feindlichen Offizier ritt Rittmeister Rudolphi, der auf seinem Vollblutwallach ‚Lifeboy' seiner Schwadron um mehrere Längen voraus war, um und um, während der Leutnant und Regimentsadjutant Moßner, der sich der Attacke angeschlossen hatte, einen zweiten mit solcher Vehemenz faßte, daß beide über Kopf gingen. Der Franzose war rasch hochgekommen und führte von hinten vorbeijagend einen Hieb nach Rudolphi. Dieser war im Nu an seiner Linken und traf ihn mit wuchtigem Streiche über den Hinterkopf. Ein Dragoner schoß auf wenige Schritte seinen Karabiner auf den Rittmeister ab, streifte aber nur den braven Lifeboy. Im nächsten Moment hieb der Wachtmeister Steenebrügge dem feindlichen Dragoner quer durchs Gesicht. Erst als Verfolger und Verfolgte bei dem Dorfe Epine de Dallon angelangt waren, das stark besetzt war, ließ Rudolphi Appell blasen und ging im Schritt zurück.

Auf der Chaussee lagen feindliche tote und verwundete Dragoner in großer Zahl, alle durch handfeste Hiebe übel zugerichtet. Die französische Schwadron bestand aus großen, stattlichen, ausgesucht schönen Leuten, mit schweren und großen Pferden. Sie hatten nach Aussage der Landleute an diesem Morgen die Bedeckung des Generals Faidherbe gebildet. Von Feinden blieben ungefähr zwanzig Mann in der Attacke, tot oder verwundet, ohne Andenken mögen wohl wenige Saint-Quentin erreicht haben. Kaum ein Säbel der sechzig an der Attacke beteiligten Husaren war noch gerade oder blutfrei."

So hatten die Königshusaren den Tag von Saint-Quentin würdig eröffnet. Die 4. Eskadron war noch südlich Savy mit Rangieren beschäftigt, als Oberst von Loë mit unserer 1. Eskadron, die aus dem Gros der Divisionen vorgetrabt war, dort eintraf. Die weitere Aufklärung über Savy hinaus übernahm nun der Rittmeister Niesewand. Schon aus dem kleinen Gehölz östlich des Dorfes erhielten wir Feuer und meldeten die starke Besetzung dieses Abschnittes durch Infanterie. Der Brigade-Kommandeur, Oberst von Bock, zog die Artillerie vor und ließ die Avantgarde sich entwickeln. Unsere 1. Eskadron folgte unter dem Befehl des Oberst von Loë der Angriffsbewegung auf dem rechten Flügel. Da der 29. Brigade sehr starke feindliche Massen gegenüberstanden, kam das Gefecht hier zum Stehen. In einem Geschützkampf überwand unsere Artillerie allmählich die gleichfalls wacker schießenden französischen Batterien. Meine 1. Eskadron mußte stundenlang in einer Mulde halten, bis der General von Goeben, der bis dahin auf der Straße nach Saint-Quentin gehalten und von dort aus die Schlacht gelenkt hatte, unsere „Couleur", die Achten Jäger, nebst zwei Bataillonen Achtundzwanziger unter dem Kommandeur der Jäger, Major von Bronikowski, das Dorf Epine de Dallon stürmen ließ. Gleichzeitig gingen die 29. Brigade und die 1. Division vor. Der Feind wurde vor unseren Augen auf der ganzen Linie geworfen.

Die französische Nordarmee besiegt

Als die Dunkelheit hereinbrach, waren die Franzosen überall in vollem Rückzug, unsere 15. Division stand unmittelbar vor der Stadt, deren verbarrikadierte Eingänge die Franzosen noch hartnäckig verteidigten. Kurz nach fünf Uhr drangen die Schützen der Achtundzwanziger in die ersten Häuser der Vorstadt ein. Das Bataillon und unsere Schwadron folgten. Wir gelangten bis auf den Marktplatz von Saint-Quentin. In kurzer Zeit griffen wir in den Straßen und Häusern Hunderte von Gefangenen auf. Unsere Schwadron kantonierte die Nacht in der Vorstadt Saint-Quentin. Es war mir ein pikantes Gefühl, in einer französischen Stadt von fast fünfzigtausend Einwohnern, in der es noch von französischen Soldaten wimmelte, zu übernachten. Wir waren alle von dem frohen Gefühl erfüllt, daß wir die französische Nordarmee völlig geschlagen hatten. Und sie befand sich in der Tat in eiligem Rückzug nach Norden. Sie noch am Abend zu verfolgen, verbot die totale Erschöpfung der deutschen Truppen. Sie waren seit sechs Uhr früh in der Bewegung, meist querfeldein, vielfach in knietiefem Ackerboden, immer im Gefecht, fast gänzlich ohne Verpflegung. So mußte der General von Goeben die direkte Verfolgung auf den nächsten Tag verschieben.

Wenn der Tag von Saint-Quentin mir wieder vor Augen steht, so denke ich gern daran, daß ich als Reichskanzler Gelegenheit hatte, dem Rittmeister Rudolphi einen Dienst zu leisten. Bald nach meiner Ernennung

zum Kanzler erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mich frug, ob ich einem alten Kriegskameraden helfen wollte. Ihm persönlich liege nichts am Adel. Er habe seinen Weg vom Einjährig-Freiwilligen bei der Haubitz-Batterie der 3. Artillerie-Brigade bis zum Oberst und Kommandeur des Litauischen Ulanen-Regiments Nr. 12 auch ohne Adel mit Ehren zurückgelegt. Für seine Söhne aber würde die Erhebung in den Adelsstand ihn freuen. Ich benutzte einen Augenblick, wo Kaiser Wilhelm II. in guter Stimmung war, um die Nobilitierung des alten, von mir hochverehrten Oberst Rudolphi anzuregen. Der Kaiser gab sofort und gern die nötigen Anweisungen, und Ferdinand Rudolphi wurde am 29. Januar 1902 in den Adelsstand erhoben, was, nebenbei gesagt, eine Auszeichnung für den Adelsstand war. Seine beiden Söhne standen, als ich mein Amt als Reichskanzler niederlegte, der eine beim Ulanen-Regiment Kaiser Alexander III. von Rußland (Westpreußisches) Nr. 1, der andere bei dem Torgauer Feld-Artillerie-Regiment Nr. 74.

Leutnant Moßner

Ich habe schon erwähnt, daß der Regiments-Adjutant, Leutnant Moßner, sich der von Rudolphi am 19. Januar gerittenen Attacke freiwillig angeschlossen hatte. Moßner war einer der besten Offiziere des Regiments und, ich kann wohl ohne Übertreibung sagen, als er zu höheren Chargen aufrückte, einer unserer ausgezeichnetsten Kavalleristen. Er war der Sohn eines Berliner Bankiers, der Gelegenheit gehabt hatte, 1848 dem damaligen Prinzen von Preußen treue Dienste zu leisten, als der Prinz in den traurigen Märztagen, als „Reaktionär" und „Absolutist" verschrien, gezwungen wurde, Berlin zu verlassen. Kaiser Wilhelm I. vergaß nie einen ihm geleisteten Dienst. Als er zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung dem Bankier Moßner begegnete, frug er, ob er ihm nicht einen Wunsch erfüllen könne. Der Gefragte erwiderte, daß er einen jungen Sohn habe, der für einen guten Reiter gelte und brennend wünsche, bei der Kavallerie einzutreten. Der König versprach gern, daß er den jungen, damals gerade achtzehnjährigen Mann bei seinem eigenen Regiment, den Königshusaren, einstellen lassen würde. 1865 bei den blauen Husaren in Bonn eingetreten, fand Walter Moßner dort nicht gerade eine freundliche Aufnahme. Er entstammte einer israelitischen Familie, und das Offizierkorps des Königshusaren-Regiments weigerte sich, ihn zum Offizier zu wählen. So kam es zu einem der wenigen Fälle, in denen Wilhelm I. ein Offizierkorps zwang, einen ihm nicht genehmen Avantageur in seinen Kreis aufzunehmen. Der König ließ den Offizieren seines Husaren-Regiments durch den Regiments-Kommandeur sagen, er würde die Nichtwahl des Avantageurs Moßner als eine persönliche Kränkung empfinden. Daraufhin zum Offizier gewählt, machte sich Moßner sofort dadurch eine gute Stellung, daß er einem anderen Fähnrich, der sich seiner Wahl besonders lebhaft widersetzt hatte, in einem Duell

einen tüchtigen Schwadronshieb über den Kopf gab. Dieser Fähnrich war der Fürst Karl Carolath, der nachmalige Gatte der schönen Gräfin Elisabeth Hatzfeldt. Im Februar 1866 zum Leutnant ernannt, verdiente sich Moßner in der Schlacht von Königgrätz den Roten Adlerorden mit Schwertern. Von 1867 bis 1872 Regimentsadjutant, gewann er als solcher das volle Vertrauen, die volle Zufriedenheit, die Freundschaft und Liebe des Oberst von Loë. 1872 wurde er zum Großen Generalstab kommandiert, 1887 etatsmäßiger Stabsoffizier bei den Leib-Garde-Husaren, von 1891 bis 1895 deren Kommandeur, 1895 erhielt er die 3. Garde-Kavallerie-Brigade, 1898 wurde er Chef des Militärreitinstituts, 1899 Generalleutnant und Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division, 1903 Gouverneur von Straßburg. Nicht lange vor dem traurigen Ende des Weltkrieges, in dem er sich als stellvertretender Kommandierender General zur Verfügung gestellt hatte, verlieh ihm Wilhelm II. den hohen Orden vom Schwarzen Adler. Moßner war, wie ich glaube, der letzte preußische General, der den Schwarzen Adlerorden erhielt. Eine wohlverdiente Auszeichnung für einen Mann, der sich in zwei Feldzügen bewährt, der ein trefflicher Regiments-Adjutant, Eskadrons-Chef, Regiments-, Brigade-, Divisions-Kommandeur gewesen war und außerdem einer der besten Reiter der Armee, der zweimal das große Armee-Jagdrennen gewonnen hatte.

Offiziers-portepee

In Ergänzung der eiligen und einigermaßen flüchtigen Zeilen, die ich an meine Eltern gerichtet hatte, möchte ich noch folgendes nachtragen. Während die Schlacht von Saint-Quentin in vollem Gange war, meldete ich mich bei unserem Kommandeur, dem Oberst von Loë, zum Fähnrich ernannt. Er sah mich mit seinen großen, ernsten Augen lange an. Dann sagte er zu mir: „Von heute an tragen Sie das Offiziersportepee. Daß Sie es anlegen dürfen, ist die wohlverdiente Anerkennung Ihrer im Feuer bewiesenen Bravour. Vergessen Sie nie, wann Sie sich bei mir als Portepeefähnrich gemeldet haben. Gestern, an demselben 18. Januar, an dem einst König Friedrich I. sich in Königsberg die preußische Königskrone aufsetzte, hat unser erhabener Herr, König Wilhelm I., in Versailles die ihm von allen deutschen Fürsten angebotene deutsche Kaiserkrone angenommen. Dem Kaiser und König zu Ehren donnern heute die deutschen Kanonen vor Paris, an der Lisaine, im Jura und hier vor Saint-Quentin. So herrliche Tage, wie wir sie jetzt erleben, können sich nicht oft wiederholen. Worauf es ankommt, ist, den Geist dieser Tage in sich aufzunehmen, ihm als Leitstern zu folgen, ihm innerlich treu zu bleiben. Das erwarte ich auch von Ihnen und wünsche Ihnen Glück für Ihre Zukunft.“

XVII. KAPITEL

Waffenstillstand vom 31. I. 1871 • Ausbruch der Pocken • Friedensmäßiger Drill • Präliminarfriede • Leutnant im Königshusaren-Regiment (8. III. 1871) • Marsch des Regiments nach Amiens • Parade vor dem Kronprinzen (13. III. 1871) • Platzmajor in Amiens
Feldbriefe von dort

Marsch an der Tete

Am Abend des 19. Januar wurde der Leutnant Graf Karl Sierstorpff in dem Augenblick, wo er im Gespräch mit mir wieder zu Pferde steigen wollte, um dem General von Kummer eine Meldung zu überbringen, durch einen Schuß schwer verwundet, der ihm durch Schulter und Rücken ging. Zur Freude des ganzen Regiments gelang es der Kunst der Chirurgen, ihn am Leben zu erhalten. Am 20. Januar setzten wir uns vor acht Uhr in Bewegung. Die 30. Brigade (Generalmajor von Strubberg) bildete die Avantgarde. Unser Regiment marschierte an der Tete. Der Marsch war bei strömendem Regen sehr mühsam und anstrengend, zumal er auf Feldwegen zurückgelegt werden mußte. Oberst von Loë trabte mit dem Regiment. Zu unserem Bedauern war der Feind nirgends zu sehen.

Bei Cambrai

Als die Nacht hereingebrochen war, machte General von Strubberg halt. Wir wurden in kleinen Dörfern untergebracht, etwa anderthalb Meilen von Cambrai. In der Nacht wurden Patrouillen ausgeschickt. Ich führte eine solche in der Richtung von Ribécourt. Ich fand alle Dörfer frei von Feinden. Die Bauern erzählten mir, die französische Nordarmee sei in voller Auflösung durch Cambrai durchgekommen und auf Arras und Douai weitermarschiert. Auch die übrigen Kolonnen der Armee vermochten nicht, das Gros der feindlichen Kräfte zu erreichen.

Am 21. rückten wir in Kantonnements, wo uns die Einwohner den fluchtartigen Abzug starker französischer Massen auf Douai und Arras bestätigten. Im Laufe des Tages konstatierten wir, daß die Hauptkräfte des Feindes zum Teil mit Hilfe der Eisenbahn die schützenden Festungen erreicht hatten. Unter diesen Umständen ließ General von Goeben die Armee sich von den schwer zu beschreibenden Strapazen der letzten fünf Tage erholen. Am 22. abends kamen wir nach dem uns wohlbekannten Bapaume und lagen in den uns ebenso bekannten Dörfern Sapignies, Béhagnies und Favreuil.

In den nächsten Tagen wurden wieder viele Patrouillen geritten. Ich entsinne mich gut einer Patrouille, die ich gegen Arras führte. Die Luft war in diesen Tagen ganz klar. Deutlich sah ich vor mir den Glockenturm von Arras, der Heimat von Maximilien Robespierre. Ich erblickte auch einen Zug von elf bis zwölf Männern, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führten. Landleute, die auf den Feldern arbeiteten und die ich um Auskunft ersuchte, sagten mir, es handle sich um einen „Traître", der seiner wohlverdienten Strafe entgegengeführt werden solle. Die Spionenfurcht und Spionenriecherei, die sich in Frankreich im Weltkrieg zur Psychose entwickelt hat, grassierte dort schon 1870/71. Die Bauern behaupteten, Arras sei voll von Truppen. Der General Faidherbe habe dort sein Hauptquartier. Außer Patrouillen mußten wir Requisitionskommandos stellen. Wir bildeten auch auf Befehl des Oberkommandos gemischte Detachements, die in den nach dem Feind zu gelegenen Arrondissements Kontributionen eintrieben. Es wurden fünfundzwanzig Francs pro Kopf eingetrieben, um auf diese Weise bei den zum Teil vom Kriege noch gar nicht beschädigten Bewohnern die Friedensliebe zu fördern. Wir nannten diese Kolonnen die „Beruhigungskolonnen". Mit einer solchen Kolonne, die aus einer Batterie, zwei Bataillonen und unserer 1. Eskadron bestand, trieb Oberst von Loë im Kanton Croissiles hunderttausend Francs ein. Der Ort war nicht imstande, die geforderte Summe gleich zu zahlen, versprach aber, sie binnen drei Tagen abzuliefern, und stellte als Bürgschaft fünf der angesehensten Bürger als Geiseln. Die hunderttausend Francs wurden innerhalb dieser Frist ausgezahlt, und die Geiseln kehrten natürlich in ihre Heimat zurück.

Patrouillen und Requisitionen wurden nach wie vor in hohem Grade durch die Witterungsverhältnisse erschwert. Trockene Kälte wechselte mit starken Schneefällen. Die Straßen waren meist spiegelglatt. Am 29. Januar hieß es, die 15. Division würde bei Doullens konzentriert werden, da der General von Goeben einen Vorstoß gegen Arras, Abbeville und Boulogne plane, aber gleichzeitig wurde erzählt, daß das Artilleriefeuer vor Paris nach einer in Amiens eingetroffenen telegraphischen Nachricht seit der Nacht vom 26. auf den 27. Januar schweige und daß Unterhandlungen über den Abschluß eines Waffenstillstandes geführt würden.

Paris kapituliert, Waffenstillstand

Am Morgen des 30. Januar lief von Mund zu Mund die Nachricht, daß Paris kapituliert habe. Endlich „vor Paris was Neues!" Gleichzeitig verbreitete sich die Kunde von dem in Versailles abgeschlossenen Waffenstillstand. Unmittelbar nachher erschienen französische Parlamentäre, um über die Demarkationslinie zu verhandeln. Um, wie er sich ausdrückte, einen angenehmen Status quo zu schaffen, befahl General von Goeben das Wiedervorschieben einzelner Armeeteile. Am 31. Januar mittags zwölf Uhr trat der von General Faidherbe anerkannte dreiwöchige Waffenstillstand

in Kraft. Die Franzosen räumten Abbeville, wir dagegen die Departements du Nord und Pas de Calais. Eine neutrale Zone von zwanzig Kilometer Breite trennte die beiden Heere. Bei starkem, aber warmem Regen marschierten wir in der Richtung auf Amiens und bezogen Quartiere in kleinen nordöstlich und östlich von Amiens gelegenen Dörfern.

Am anderen Tage marschierten wir weiter auf Aumale, ein hübsches Städtchen, dem der als General wie als Historiker bekannte vierte Sohn des Königs Ludwig Philipp seinen Titel dankte. Aumale hat in der französischen Geschichte eine gewisse Rolle gespielt. Karl der Kühne verbrannte die an der Bresle gelegene kleine Stadt, die dann hundert Jahre später dem verwundeten Heinrich IV. ein Asyl vor den ihn verfolgenden Liguisten bot. Ce roi galant, qui fit le diable à quatre, hatte bekanntlich eine ausgesprochene Vorliebe für das weibliche Geschlecht. Die Frauen erwiesen sich dankbar. Jeanne Leclerc, die schönste Bürgerstochter von Aumale, ließ für den Einlaß begehrenden König selbst die Zugbrücke herunter. *Aumale*

Am 9. Februar trafen wir in Le Tréport ein, der reizend am Einfluß der Bresle in den Kanal gelegenen Hafenstadt. Wir bewunderten die schöne Kirche Saint-Jacques und genossen in vollen Zügen Meeres- und Frühlingsluft. Trotzdem grassierte dort der Typhus, an dem wir einen tüchtigen Reserveoffizier, den Leutnant Allert, verloren. Seit dem Beginn des Waffenstillstandes erfolgte die Einquartierung durch die Mairien und mit voller Verpflegung. Der deutsche Soldat hatte zu fordern: morgens Kaffee und Brot, zum zweiten Frühstück Brot und ein Stück Fleisch, des Mittags Fleisch, Gemüse und eine halbe Flasche Wein, des Abends eine gute Suppe und Brot, außerdem am Tage ab und zu einen kleinen Kognak. Das klingt sehr schön. Die Wirklichkeit aber blieb hinter diesem Verpflegungsideal erheblich zurück. Bei der großen Gutmütigkeit und Genügsamkeit unserer Leute kam es trotzdem nie oder nur in Ausnahmefällen zu Ausschreitungen gegenüber der französischen Bevölkerung. Ich habe namentlich auf dem Lande häufig gesehen, daß unsere Leute den französischen Bauern bei ihrer Arbeit halfen, sich mit ihnen, so gut sie konnten, unterhielten, die Kinder auf dem Schoße hielten und mit den Kindern spielten. Die Bauern waren durchweg friedlich gesinnt und wünschten brennend das Aufhören des Krieges. In den Städten, auch in den kleineren Städten, überwog ein zum Teil leidenschaftlicher Patriotismus, hier galt Gambetta für den Retter der französischen Ehre, während die Landbewohner ihn zum Kuckuck wünschten. *Le Tréport*

Mitte Februar bezog unsere 1. Eskadron mit dem Stabe die Stadt Abbeville, einst Sitz eines mächtigen Abtes. Daher auch der Name (Abatis Villa). Hier begann wieder der Friedensdienst, der uns im Gegensatz zu dem sehr viel interessanteren und unterhaltenderen Kriegsdienst *Abbeville*

nicht besonders gefiel. Aber eine Allerhöchste Kabinettsorder hatte befohlen, daß das Retablissement der Truppen mit allen nur möglichen Mitteln und auf das strengste zu betreiben wäre. Ich schrieb aus Abbeville nach Hause: „Abbeville ist ein ganz nettes Städtchen, aber ziemlich triste, weniger wegen des Krieges als wegen der sehr stark grassierenden Pocken. Ängstigt Euch aber ja nicht deshalb, da ich vor neun Monaten von dem berühmten Dr. Blumenthal in Berlin geimpft worden bin. Übrigens sind die Pocken in ganz Frankreich verbreitet. Man spricht nur nicht davon. Hoffentlich werden sie nicht nach Deutschland geschleppt." Nicht lange nach der Schlacht von Saint-Quentin wurde ich in einem Bauernhause einquartiert. Als ich das mir angewiesene Zimmer betrat, sah ich in einem zweiten Bett an der gegenüberliegenden Wand einen älteren Mann liegen. Auf meine Frage, wer mein Stubengenosse sei, wurde mir die Antwort, daß es ein Onkel des Hauses sei, der an Migräne litte. Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß der Arme in der Nacht lautlos verschieden war. Er war an den Pocken gestorben.

Drill wie in Bonn

Völlig unbekümmert um die in Abbeville und Umgegend herrschende Epidemie besichtigte Oberst von Loë während unseres dortigen Aufenthaltes die 2. und 3., Major Dincklage die 1. und 4. Eskadron in allen Details wie bei einer ökonomischen Musterung. Obwohl der Oberst in jeder Beziehung sehr hohe Anforderungen stellte, konnte er seinen Bericht doch mit den Worten schließen: „Die Bekleidung des Regiments und die Ausrüstung der Mannschaften und Pferde ist im allgemeinen gut und kriegsbrauchbar. Der Beschlag ist ein durchweg vorzüglicher zu nennen, und jede Eskadron hat einen neuen Beschlag auf den Pferden, einen zweiten in den Eisen- und Packtaschen und etwa die Hälfte einer dritten Garnitur Eisen auf den Wagen." So konnte nach den Tagen der Ruhe das Regiment dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten getrost und zuversichtlich entgegensehen. Solche Kleinarbeit war nicht ganz nach dem Sinne der Fähnriche. Dem Großfürsten Konstantin Pawlowitsch wird die Äußerung zugeschrieben: „Je déteste la guerre, elle gâte les armées." Das war natürlich der höchste Ausdruck blöden Gamaschendienstes. Aber gewiß ist, daß unsere Heeresleitung, als sie noch in Feindesland den Friedensdienst wieder aufnahm, weiter sah als der junge Fähnrich, der Anfang März brummig an seine Eltern schrieb: „Wir werden gedrillt wie kaum in Bonn und kommen gar nicht aus der Kaserne. Morgens nach dem Stalldienst (von fünf bis halb sieben) wird exerziert (von halb neun bis zwölf), dann mittags Dienst von eins bis sieben Uhr, fortwährend Appell, Besichtigung usw. Man würde es der Schwadron aber auch schwerlich ansehen, daß sie einen siebenmonatigen Feldzug hinter sich hat. Sonntags gehen wir immer zur Kirche, wo der Divisions-Prediger ganz gut spricht." Der Schluß meines Briefes war

für meine Mutter berechnet, die in jedem ihrer Briefe frug, wann ich zuletzt zur Kirche gegangen wäre. Einige Tage später schrieb ich: „Der Dienst ist ganz wie in der Garnison. Man rechnet bestimmt auf Frieden, doch wird alles vorbereitet für den Fall, daß es wieder losgehen sollte."

Die Friedenspräliminarien unterzeichnet

Am 24. Februar schrieb ich: „Nachdem man gestern annahm, es würde wieder losgehen, schien heute der Friede gesichert. Angeblich wollen wir Metz aufgeben. Bei der Armee findet ein solches Projekt natürlich wenig Anklang, lieber noch ein paar Wochen Krieg, zumal die Jahreszeit jetzt gut. Seit Ende Januar haben wir schönes Wetter. Seit vierzehn Tagen habe ich den Mantel nicht angehabt." Zu einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten sollte es nicht mehr kommen. Eine solche schien mehrfach nahe bevorstehend. Am Abend des 26. lief eine Stunde vor Mitternacht ein Telegramm des Generals von Moltke ein, daß der Waffenstillstand bis zum 12. März verlängert worden sei und daß die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden wären. Seitdem exerzierten wir wieder zu Pferde und unternahmen auch Marschübungen. Bald begann ein vorläufig leichter Friedensdienst: Schwadronsexerzieren, Nachdressur der Augmentationspferde. In den hellen und warmen Frühlingstagen war dieses Exerzieren an der Meeresküste eine Erholung. Da für die Dauer des Waffenstillstandes den Offizieren und Beamten aus den Kontributionsgeldern tägliche Zulagen von fünfzehn Francs bezahlt wurden, ging es in Abbeville hoch her. Viele von uns fuhren nach Paris, um der Stadt einen Besuch abzustatten, die während des Krieges von Victor Hugo La ville lumière, in Deutschland das Seine-Babel genannt wurde. Am 6. März traf die freudige Botschaft ein, daß die Erste Armee von Seiner Majestät dem Kaiser und König besichtigt werden würde, der am 2. März ein anläßlich der Ratifikation der Friedenspräliminarien an seine Gemahlin gerichtetes Telegramm mit den in ihrer Bescheidenheit rührenden Worten geschlossen hatte: „Gott hat diesen ehrenvollen Frieden gelingen lassen. Ihm sei die Ehre, der Armee und dem Vaterland aus tieferregtem Herzen meinen Dank."

Ernennung zum Leutnant

Am 8. März erhielt ich meine Ernennung zum Leutnant. Vierzehn Tage vorher hatte ich an meine Eltern geschrieben: „Gestern bin ich zum Offizier gewählt und eingegeben worden. Der Oberst hat mich für die Verhältnisse und bei unserem Regiment ungewöhnlich rasch avancieren lassen. Vom Gefreiten bis zum Offizier kaum vier Monate! Ich möchte, Vater schriebe ihm, um ihm für die Güte zu danken, die er für mich gehabt hat und hat. Er ist so sehr freundlich zu mir. Er ist einer der gescheitesten Leute, die mir vorgekommen sind. Spricht über alles, sehr Grandseigneur, dabei sehr schneidig." In dem Brief, in dem Oberst von Loë meine Beförderung zum Leutnant meinem Vater mitteilte, hieß es: „Ich bin so glücklich, Euer Exzellenz benachrichtigen zu können, daß Seine Majestät der Kaiser die Gnade gehabt

haben, Ihren Sohn ‚wegen Auszeichnung vor dem Feind' zum Offizier zu befördern. Diese Auszeichnung ist wohlverdient, denn er hat in einem harten Winterfeldzug seinen Kameraden und Untergebenen stets ein Beispiel rücksichtsloser Pflichterfüllung gegeben und außerdem, worauf ich fast noch mehr Wert lege bei der Zusammensetzung meines Offizierkorps, durch seine ritterliche Gesinnung und sein liebenswürdiges, bescheidenes Benehmen unser aller Herzen gewonnen. Ich zweifele nicht, daß, wenn wir nunmehr in die Friedensverhältnisse zurückkehren und mit Ernst an die eigentliche Berufsarbeit gehen, er auf Basis seiner vortrefflichen Anlagen und seiner bereits erreichten wissenschaftlichen Resultate sich eine schöne militärische Laufbahn aufbauen wird."

Konzentration um Amiens

Am 9. März setzte sich das Königshusaren-Regiment aus den Quartieren, die wir fast einen Monat an der Küste des Kanals innegehabt hatten, in Marsch nach Amiens, wo sich das VIII. Armeekorps konzentrierte. Die 1. Schwadron bezog Kantonnements in dem Dorfe Dury an der Chaussee, die von Amiens nach Breteuil führt, nicht weit vom Flüßchen La Celle. Jetzt ging es an das Putzen und an das Sorgen um propren Anzug und blanke Waffen, denn das Königshusaren-Regiment sollte so schmuck und frisch aussehen wie bei einer Friedensparade auf der Hofgartenwiese in Bonn. Leider sollten wir unseren Kriegsherrn und Regiments-Chef, dessen ehrwürdige Gestalt in aller Herzen lebte, an diesem Tage nicht zu sehen bekommen. Der Kaiser hatte zu seinem schmerzlichen Bedauern und zur Enttäuschung des Rheinischen Armeekorps und ganz besonders seines Husaren-Regiments die Fahrt nach Amiens eines Unwohlseins wegen aufgeben müssen. Aber im Auftrag seines kaiserlichen Vaters kam der Kronprinz.

Der Kronprinz besichtigt

Am Vormittag des 13. März versammelte sich nordöstlich Amiens, zwischen Altonville und Les Allenbons, das ganze VIII. Armeekorps und eine kombinierte Infanterie-Brigade, die Regimenter 19 und 81, die 3. Kavallerie-Division und die Garde-Kavallerie-Brigade Prinz Albrecht. Im ersten Treffen, Front gegen die Straße Amiens—Querrieux, stand die gesamte Infanterie, einunddreißig Bataillone. Im zweiten Treffen standen die Kavallerie und Artillerie, die Garde-Husaren auf dem rechten Flügel, dann die 2. Garde-Ulanen, daneben unser Regiment, links von uns die 9. Husaren. Die Formation der Kavallerie war geschlossene Regimentskolonne. Um zwölf Uhr erschien der Kronprinz. Bis zu dem Augenblick, in dem er sich uns näherte, hatte es stark geregnet. Jetzt, wo er auf das Rheinische Armeekorps zusprengte, zerteilten sich die Wolken, und strahlend brach die Sonne hervor. Er ritt einen Trakehner Rappen. Er trug das weiße Koller der Pasewalker Kürassiere. Als er sich unserem rechten Flügel näherte, salutierte auf das Kommando des Generalleutnants von Barnekow das ganze



Bernhard von Bülow
als Secondelieutenant im Königshusarenregiment Nr. 7

Armeekorps, die Infanterie präsentierte, die Trommeln und die Musikkorps fielen ein. Und ein gewaltiges dreifaches Hurra aus vierzigtausend deutschen Kehlen brauste dem Kronprinzen entgegen. Wie sollte ich je dieses Tages vergessen, dieser Heerschau vor dem Kronprinzen von Preußen und des Deutschen Reiches, dort in der Picardie, dicht an den steilen Höhenrändern der Hallue, wo wir in den Weihnachtstagen gekämpft hatten, im Angesicht der alten Hauptstadt Amiens. Wie sollte Deutschland je den Kaiser Friedrich vergessen, der durch sein ganzes Leben in Freud und Leid, in jeder Lage zwei große Mannestugenden betätigt hat: Er war durch und durch wahr, und er war ganz furchtlos. Mit leuchtendem Blick folgte jeder Mann im Gliede dem geliebten Königssohn, dem Sieger von Weißenburg und Wörth, als er die glänzende Front hinunterritt. Die ganze deutsche Vergangenheit stieg vor meinem Geiste auf: Theoderich und Alarich, Roland, der bei Roncesvalles fiel, und Siegfried, der den Drachen schlug, Heinrich III. der Salier und Heinrich VI. der Staufer.

Auch diese beiden Kaiser starben zu früh, wie Kaiser Friedrich. Beim Vorbeimarsch unseres Regiments, der in halben Eskadronen stattfand, erhob sich plötzlich bei der gesamten Infanterie des Korps, die seitwärts herausgezogen war, ein brausendes „Lehm op!“, angestimmt von den rheinischen Jägern und gern aufgenommen von allen anderen Truppen. Auf die Frage des Kronprinzen nach der Bedeutung des Jubels, meldete ihm der Generalleutnant von Barnekow, der Ruf „Lehm op!“ gelte den Königshusaren, und in dem stürmischen Ruf werde dem Regiment die Anerkennung für die den anderen Waffen geleisteten guten Dienste ausgedrückt. In den Reihen des Regiments ritten an jenem denkwürdigen Tage vier Offiziere, die in späterer Zukunft den hohen Orden vom Schwarzen Adler tragen sollten: der Oberst von Loë, der Premierleutnant Moßner, die Secondleutnants von Deines und von Bülow. In den nächsten Tagen rückten wir über Longeau nach Salonelle und Saleux. Dort wurden auf Befehl des Obersten in den Eskadrons Reitabteilungen formiert. Fortan wurde morgens in Klasse geritten oder zu Pferde in der Schwadron exerziert. Am Nachmittag wurde zu Fuß exerziert oder geturnt.

Unter französischen Bauern

Das Verhältnis der Husaren zu den Bauern der Picardie war ganz gemütlich. Bei den Feldarbeiten half der Husar dem Landmann. Der Bauer verstand, was der deutsche Soldat meinte, wenn er die Worte sprach: „Pain“, „vin“, „avoine“, „foin“. Der Soldat gebrauchte auch gern die Lieblingsredensart des französischen Bauern: „Malheur, malheur pour nous, malheur pour vous, malheur pour tout le monde.“ Über meine Equipierung schrieb ich nach Hause: „Dieselbe ist sehr schön, kostet aber heidenmäßig viel Geld. Sobald ich die Rechnungen zusammen habe, werde ich sie Euch schicken. Zu Nutz und Frommen meiner jüngeren Brüder will ich die

Hauptgegenstände beschreiben, nämlich: Goldattila, wie mein Einjährigen-Attila, nur mit Schnüren von Gold, mit Silber gewirkte Achselklappen, Tressen an den Ärmeln und Kragen, goldene Rosetten und geriffelte Knöpfe. Der Attila ist wunderschön, kostet aber leider siebzig Taler. Pantalon wie sonst, nur mit Tresse statt Litze. Stiefel auch mit Tresse und Rosetten vorn. Ich habe mir zwei Paar Stiefel kommen lassen, die ich schon in Bonn hatte. Interims-Attila habe ich mir alt, aber noch ganz gut, für fünfzehn Taler gekauft. Er ist hellblau mit weiß-und-schwarzen Schnüren. Beide Attilas passen mir sehr gut. Am teuersten ist das Komplett-Zeug und besonders die Schabracke. Ich kann sie aber nicht entbehren. Pelzmütze kostet zwanzig Taler, ist aber sehr schön. Schärpe ist von Silber mit zwei großen Quasten, Säbeltaschen mit in Gold gewirktem Namenszug. Beides ist sehr teuer, weniger Bandelier. Am billigsten verhältnismäßig Zaumzeug und Sattel. Die Equipierung wird ohne Pferde wohl auf zweihundertfünfzig Taler zu stehen kommen. Das liebste wäre mir, ich dürfte das kleine Legat dazu verwenden, das mir Onkel Martin ausgesetzt hat." Ich war sehr bemüht, meinen guten Eltern unnötige Ausgaben zu ersparen, und damals in keiner Weise verwöhnt.

Platzmajor von Amiens

Am 1. April wurde ich zum Platzmajor von Amiens ernannt. Ich schrieb darüber an meine Eltern: „Ich bin zur Kommandantur von Amiens befohlen, wo ich Platzmajor geworden bin, damit ist wenigstens gutes Essen und sehr gute Wohnung verbunden. Die Geschäfte sind nicht schlimm. General Ruville ist Kommandant, auch seine Frau ist hier, macht aber weniger Aufsehen, als sie wünscht. Adjutant ist Graf Talleyrand von den 2. Garde-Ulanen, ein sehr netter Mensch. Um halb zwölf und halb sechs habe ich Vortrag beim General, gebe dann um ein Uhr und um acht Uhr den Kommandanturbefehl aus, Donnerstags und Sonntags gebe ich ihn auf der Wachtparade aus. Am meisten habe ich noch zu tun mit den französischen entlassenen Militärs, zumal seit sie uns grüßen sollen."

General v. Ruville

Der General von Ruville, als strammer alter Offizier, der aus dem 1. Garde-Regiment hervorgegangen war, hielt mit Strenge auf diesen Gruß. Wenn ein vorübergehender französischer Offizier ihn nicht grüßte, mußte ich den Unbotmäßigen verhaften. Dabei kam es bisweilen zu lärmenden Auftritten. Als ich wieder einmal einen unglücklichen französischen Offizier verhaften sollte, stürzte, sehr erregt, eine Dame auf mich zu und rief mir entgegen: „Homme cruel, vous n'avez donc pas de mère?" Das Publikum schrie und tobte. Ich antwortete: „Mais, Madame, si je n'avais pas de mère, comment voulez-vous que j'aie l'honneur et le plaisir de causer avec vous?" Die Umstehenden lachten, und die aufgeregte Dame mit ihnen. Ernster lag der Fall bei einem französischen Offizier, der eine im Dienst befindliche Schildwache, die ihn im Bahnhofsgebäude einen verbotenen Korridor nicht

passieren lassen wollte, vor die Brust gestoßen hatte. Er sollte erschossen werden. Der General von Ruville reichte ein Begnadigungsgesuch für ihn ein, auf das lange keine Antwort erfolgte. Unterdessen wurde der Franzose, der in der Zitadelle untergebracht worden war, von allen sehr freundlich behandelt. Er aß mit den deutschen Offizieren, die in der Zitadelle Dienst taten. Ich habe mehrfach mit ihm zusammen gegessen. Er konnte mir nicht genug sagen, wie dankbar er für die gute Behandlung sei, die ihm zuteil würde. Er ist schließlich begnadigt worden.

Der General von Ruville entstammte einer Emigrantenfamilie. Nicht weit von Amiens lag das Schloß seiner Ahnen, das sich in ebenso traurigem Zustand befand wie das Ahnenschloß von Chamisso, das Schloß Boncourt. Aber der General von Ruville segnete nicht mild und gerührt diejenigen, die jetzt den Pflug über den Boden führten, der einst der seinige gewesen war. Die Erinnerung an die seinen Vorfahren zuteil gewordene üble Behandlung erhöhte noch seine Erbitterung gegen die Franzosen. Sein Adjutant, Graf Archambault Talleyrand-Périgord, befand sich in einer heiklen Lage. Von väterlicher und mütterlicher Seite Franzose, der Sproß einer großen französischen Familie, war er in jungen Jahren unter dem Einfluß seiner Großmutter, der Herzogin von Sagan, nach Preußen gekommen und dort in die Armee eingetreten. Er war ein pflichttreuer preußischer Offizier, aber sein Herz gehörte nach wie vor Frankreich. Als in Amiens die Nachricht eintraf, daß die Kommunisten Paris in Brand gesteckt hätten, brach er vor dem General von Ruville und mir in Tränen aus. Sobald die Deutschen Amiens verlassen hatten, beschloß der Conseil Municipal von Amiens, die Place Périgord in Place Faidherbe umzutaufen, um dadurch seinen Abscheu gegen den Grafen Archambault von Talleyrand-Périgord, der deutscher Offizier geworden war, zum Ausdruck zu bringen. Archambault Talleyrand, der übrigens ein liebenswürdiger Mensch war, erzählte mir gelegentlich einen für die Kaiserin Augusta sehr charakteristischen kleinen Zug. Als am Abend des 2. September die Kaiserin in ihrem Palais die Glückwünsche zu dem Siege von Sedan entgegennahm, bemerkte sie unter den Anwesenden auch den ihr wohlbekannten und von ihr immer mit besonderer Freundlichkeit behandelten Archambault Talleyrand. Sie schritt auf ihn zu und sagte ihm auf französisch, wie sehr sie den Zwiespalt seiner Empfindungen verstehe und würdige. Das war echt Weimar. Ich glaube aber nicht, daß eine englische oder französische, italienische oder russische Prinzessin in gleicher Lage ähnlich empfunden oder gesprochen haben würde. Graf Archambault Talleyrand hat später die älteste Tochter des französischen Botschafters in Berlin, des Vicomte de Gontaut-Biron, geheiratet, der bei Bismarck sehr schlecht, bei der Kaiserin Augusta sehr gut angeschrieben war.

Graf Talleyrand-Périgord

Ich habe bei Wiedergabe einiger über militärische Vorgänge an meine Eltern gerichteten Briefe betont, daß es sich nicht um Berichte eines Generalstäblers, sondern um Eindrücke und Momentaufnahmen eines jungen Husaren handle. Ich habe ihnen wie meinen ganzen Kriegserlebnissen einen größeren Raum gewährt, weil ich wünsche, das meinige zur Erhaltung und Belebung militärischen Geistes in unserer heranwachsenden Jugend beizutragen. Wehrlos — ehrlos. Wenn ich jetzt einige Briefe folgen lasse, die ich während des Waffenstillstandes aus Amiens über die politische Lage nach Hause richtete, brauche ich kaum hervorzuheben, daß ich nach einem halben Jahrhundert mit dem Lächeln des Alters und der Erfahrung auf manche meiner damaligen Urteile zurückblicke.

Ein Leutnant über die Okkupation

Am 6. März schrieb ich: „Jetzt ist ja ganz Friede. Die französischen Zeitungen, die wir hier sehr regelmäßig lesen, predigen alle Rache: Silence, patience, vengeance! Die Bauern danken aber Gott, daß der Krieg zu Ende ist. Wie sich Frankreich so bald von Gebietsabtrennungen, Menschenverlust, Kontributionen, Requisitionen, fünf Milliarden, endlich schlechter Ernte und großer Sterblichkeit bei allen möglichen Epidemien erholen will, ist noch nicht abzusehen. Die Gegenden um Metz, Varennes, Reims, Amiens, das ganze Somme-Ufer, ebenso die Seine von Rouen bis Pont Audemer sind gewiß auf fünfzig Jahre ruiniert. Die okkupierten Städte sind fast alle infolge der Kontributionen überschuldet. Von dem Elend in einzelnen Distrikten sich einen Begriff zu machen, ist völlig unmöglich. Die Zähigkeit und Vitalität der Franzosen ist aber doch sehr groß. Wir essen hier auf der Kommandantur zusammen, der General, die Generalin, Talleyrand, ein Dr. Oppler, der Garnisonsarzt hier ist, und ein Leutnant Schellong, der Auditeur der Kommandantur ist. Das Essen ist sehr gut. Wir haben einen Koch und Unterkoch, dafür aber ziemlich teuer. Frühstück und Essen pro Tag etwa anderthalb bis zwei Taler. Es ist das sehr viel, doch lange nicht so viel, als die meisten anderen bezahlen müssen. Seit dem Waffenstillstand sind die Offiziere, was Essen betrifft, wirklich in einer schlimmen Lage. Seit das Requirieren aufgehört hat, stellen die Franzosen die unglaublichsten Preise. Bei den hier in der Nähe liegenden Schwadronen meines Regimentes zahlen die Offiziere zwei Taler täglich und essen dafür ganz schauderhaft. Adolf zahlt in Chantilly bis jetzt vier Taler täglich und sagt, es wäre auch nicht sehr gut. So gute Farbe wie während des Feldzuges habe ich nicht mehr. Es geht aber den meisten so, daß, während wir schlecht aßen, schliefen usw., sie wohler waren als jetzt. Reiten tue ich sehr viel. Ich schrieb auch schon, daß hier hübsche Reitwege sind. In die Kirche gehe ich fast jeden Sonntag mit dem General. Geschrieben hätte ich schon eher, wenn ich nicht Montag und Dienstag in Chantilly und Saint-Denis gewesen wäre. Adolf, der mit seinem Regiment in Saint-Denis liegt, schien mir sehr wohl

und munter. Montag aß ich mit ihm und seinem Rittmeister, dem Fürsten Fritz Wittgenstein, in Chantilly. Die Nacht blieb ich in einem schönen Château eine Stunde von da, wo Paul Bülow liegt. Am Dienstagmorgen ritten wir spazieren und fuhren um zwölf nach Saint-Denis. Wir fuhren von da per Wagen nach dem Moulin d'Orgemont, von wo man Paris sehr schön sah. Es war herrliches Wetter, nur nicht sehr klar. Doch konnte man Panthéon, Arc de Triomphe, Invalidendom, Belleville, Montmartre mit bloßem Auge ganz deutlich sehen, mit dem Fernrohr die Vendôme-Säule, die rote Fahne der Commune auf dem Institut und vieles andere. Der Mont Valérien schoß ziemlich stark, und die südlichen Forts, die man aber nicht sehen konnte, antworteten ihm. In Asnières, das gerade unter uns lag, war nichts los. Auch nach Argenteuil, Saint-Germain en Laye, Montmorency, Enghien usw. war der Blick sehr hübsch." Als wir, mein Bruder und ich, vom Moulin d'Orgemont auf die Kämpfe zwischen den Pariser Kommunisten und den Versailler Regierungstruppen herabblickten, wie man im Zirkus auf die Arena sieht, dachten wir nicht, daß kaum ein halbes Jahrhundert später die Franzosen sich an den von unseren Spartakisten und Kommunisten provozierten Straßenkämpfen von München und Dresden, in Thüringen und im westfälischen Industrie-Revier ergötzen würden.

Die Commune

Am Pfingstsonntag schrieb ich: „In Amiens geht es jetzt zu wie in Friedenszeiten, also ganz nett. Gestern war Rennen, abends wurde bei Graf Lehndorff, der hier Zivilkommissar ist, getanzt, wozu auch zwei distinguierte französische Familien gekommen waren. Ich fahre heute nach Belloy, dem Schloß eines Herrn von Morgan, der uns sehr freundlich aufnimmt." Der Zivilkommissar, Graf Karl von Lehndorff, war der älteste von drei ausgezeichneten Brüdern. Er selbst war Majoratsbesitzer auf Steinort in Ostpreußen. Sein zweiter Bruder, Heinrich, war der bekannte und hochverdiente langjährige Generaladjutant des Kaisers Wilhelm I. Der dritte Bruder, Graf Georg, hat sich als Oberlandstallmeister und Leiter des Hauptgestüts Graditz Verdienste um die deutsche Pferdezucht erworben. Ich hatte ihn als Knabe bei einem Flachrennen in Mecklenburg im Sattel erblickt. Ich habe ihn als Reichskanzler oft wiedergesehen, und er ist kurz vor Beginn des Weltkrieges gestorben, hat also wenigstens nicht den Schmerz gehabt, den Zusammenbruch des alten glücklichen Deutschland zu erleben. Graf Karl Lehndorff sagte zu meinem Vater, als dieser ihm nach der Herstellung des Friedens im Frühjahr 1871 seine innige Freude darüber ausdrückte, daß der Krieg nunmehr zu Ende sei: „Im Interesse Ihrer Söhne sollten Sie den Eintritt des Friedens eher bedauern. Hätte der Krieg noch zehn Jahre gedauert, so wären sie beide als Generäle zurückgekommen."

Graf Karl Lehndorff

Die Pariser Commune war von kleineren Aufständen in vielen französischen Städten begleitet, insbesondere in Marseille, Saint-Etienne, Toulouse.

Auch in Amiens gärte es unter den Arbeitern. Der Maire von Amiens, Monsieur Dauphin, mit dem ich die besten Beziehungen unterhielt, war besorgt vor kommunistischen Unruhen. Er schrieb mir in diesem Sinne und bat mich, solchen Unruhen durch strenge Überwachung und eventuelle energische Repression kommunistischer Aufstandsversuche zu begegnen. Als die Pariser Commune von Thiers mit der rücksichtslosen Energie unterdrückt worden war, die in Frankreich bei inneren Konflikten meist zur Anwendung zu kommen pflegt, erschien Monsieur Dauphin bei mir und bat mich, ihm seinen Brief zurückzugeben. Wenn sein Schreiben je bekannt würde, so wäre es um seine politische Zukunft geschehen. Ich habe dem würdigen Manne sein Schreiben zurückgegeben, und er ist später mehrmals Minister gewesen, ohne daß das Damoklesschwert einer unliebsamen Enthüllung über ihm geschwebt hätte.

Die Zerstörung von Paris

Über den Eindruck, den die Pariser Commune zunächst in der Provinz machte, schrieb ich Ende Mai: „Die Bauern freuen sich sehr über die Zerstörung von Paris. Alle Welt verlangt nach einer rücksichtslosen und eisernen Diktatur. Jeder sagt, Frankreich sei nie besser regiert worden als von 1852 bis 1855, wo Napoleon III. ganz absolutistisch regierte wie sein Onkel. Auch dem strengen Katholizismus wendet sich wieder die große Menge zu, selbst in den Städten. Die Lebenskraft des Landes ist ungeheuer. In zehn Jahren wäre ohne die fünf Milliarden der Krieg vergessen. Dazu kommt, daß ihre Verluste doch nicht so groß sind wie die unseren, namentlich weniger Offiziere. Einjährige, Freiwillige usw. hatten sie ja überhaupt nicht. Hier sind einige sehr nette Familien, wo ich viel verkehre. Im allgemeinen sind die Franzosen fanatische Preußenhasser oder gänzlich indifferent gegen alles. Wie reich das Land ist, selbst hier in der Picardie, die zu den ärmeren Teilen von Frankreich gehört, ist schwer zu glauben. Dorf an Dorf, jeder Fleck Landes ist bestellt, die Gartenkultur z. B. so ausgebildet wie wohl nirgends bei uns. Bis auf drei bis vier Meilen in der Umgegend eine Villa an der anderen, alle mit dem größten Luxus eingerichtet: Treibhäuser, Mistbeete, die schönsten Gazons, auf den kleinsten Besitzungen Jagd und Fischerei. Montag aß ich in Belloy, dem Schloß eines Barons Morgan, die schönsten Melonen, Erdbeeren und Bananen."

XVIII. KAPITEL

Amore sacro und amore profano • Ritt nach Camon • Das VIII. Armeekorps erhält Befehl zum Rückmarsch • Oberst Freiherr von Loë • Die Königshusaren marschieren durch die Eifel nach Trier • Einzug in Bonn (6. VII. 1871) • Wieder im Elternhaus zu Klein-Flottbek (20. VII. 1871)

Kein Urlaub

Meine Mutter hegte den lebhaften Wunsch, daß ich auf einige Tage nach Baden-Baden kommen möge, wo sie eine Kur gebrauchte. Ich schrieb darüber an meinen Vater: „Mama schlug mir vor, sie in Baden-Baden zu besuchen. Leider ist für mich keine Möglichkeit. Talleyrand ist zum Ersten abgelöst und noch kein Ersatzmann für ihn da. Selbst wenn dieser kommt, kann ich nicht gut um Urlaub, selbst um einen ganz kurzen, bitten, da wir jeden Tag abmarschieren können und ich in diesem Falle die Papiere noch in Ordnung bringen müßte. Über unseren Abmarsch gehen die verschiedensten Gerüchte. Ganz ungewiß erscheint noch, ob das Somme-Departement geräumt wird und wann. Einige behaupten, es werde bloß Abbeville evakuiert werden, andere sagen, das ganze Departement. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß man einen Zentralpunkt wie Amiens anders als möglichst spät räumt. Was endlich das von uns allen besprochene Verbleiben unseres VIII. Korps betrifft, so ist alles Gerücht. Doch ist es wahrscheinlich, daß wir eher mit den letzten als mit den ersten aus Frankreich gehen. Oberst von Loë scheint anzunehmen, daß wir bald die Reserven entlassen und dann vor Paris oder in die Champagne als Quasi-Garnison kommen, ob für zwei Monate oder für zwei Jahre, weiß aber niemand. Die Einjährig-Freiwilligen, die in Bonn studierten, sind nach Bonn zurückgeschickt, auch die ältesten Jahrgänge unter den Leuten. Das Resultat von alledem ist für mich, daß ich hier in der nächsten Zeit an meinem Platz bleiben muß, zumal ich nicht gut, wenn auch nur für drei oder vier Tage, gehen kann, wenn es anfängt, schwieriger zu werden."

Familienverkehr in Amiens

Am 2. Juni schrieb ich meiner Mutter: „Ich habe hier in Amiens viele französische Familien kennengelernt. Einen Herrn von Neuville, reichen Bankier mit netter Frau und Tochter. Recht nett ist auch ein Baron de Latapie, der in Cagny ein hübsches Schloß hat und dessen gescheite Frau in der Pariser Gesellschaft eine große Rolle gespielt haben soll. Mit dem

Maire und interimistischen Préfet de la Somme, Monsieur Dauphin, bin ich sehr bekannt. Er ist ein bedeutender Mann und wird in seinem Lande sicher einmal eine Rolle spielen. Auch seine Frau ist recht distinguiert. Ein großer Freund von mir ist Monsieur de Neux, Präsident der Philharmonischen Gesellschaft, ein liebenswürdiger Mann mit netter Frau und Tochter. Oft bin ich auch bei einer Frau von Y. mit einem unbedeutenden Mann, aber zwei liebenswürdigen Töchtern. Auf diese Weise hat es mir wirklich gut gefallen, und ich kann die Zeit hier wohl zu der angenehmsten rechnen. Ich war fast jeden zweiten Mittag oder Abend irgendwo gebeten. Vergessen habe ich noch einen Engländer, der hier angesessen ist und eine große Fabrik hat, einen Mr. Z., der gescheit und unterrichtet ist und eine sehr liebenswürdige und schöne Frau hat. Ich war fast täglich in ihrem Hause. Ich hatte es so besser, als wenn ich ganz auf die Cafés angewiesen gewesen wäre. Der General und die Generalin sind für mich stets von der größten Liebenswürdigkeit gewesen. Der General ist bei ziemlicher Heftigkeit und unter Umständen Grobheit ein herzensguter Mann.

Des Abends pflegten ziemlich viel Leute zu kommen, so der Oberst von Rosenzweig und Major von Koppelow (Mecklenburger), vom 28. Regiment, der kluge Oberst von Witzendorf, Generalstabschef von Goeben, General Strubberg, unser Oberst von Loë, den leider das Regiment verliert, am häufigsten Graf Lehndorff, früher Präfekt, jetzt Zivil-Kommissar, sehr liebenswürdig für mich. Leider ist sein Neffe jetzt fort, ein junger Graf Fritz Dönhoff, vom 2. Garde-Ulanen-Regiment, ein sehr guter Freund von mir. Alle diese Leute gehen jetzt aber nach und nach fort. Sobald ich Näheres über meinen Abgang weiß, schreibe ich Euch. Euer treuer Sohn."

Marie de Y.

Ich erwähnte in meinem Schreiben Frau von Y. mit ihren Töchtern und ein engliches Ehepaar Z. Bei Frau von Y. hatte mich ein vortrefflicher Abbé eingeführt. Ich habe Zeit meines Lebens gern Religionsgespräche geführt, vorausgesetzt, daß von beiden Teilen festgehalten wurde an dem mir teuren und oft von mir betonten Grundsatz: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Der gute Abbé suchte mich für seine Kirche zu gewinnen. Ich besitze noch ein damals in Frankreich in katholischen Kreisen viel gelesenes Buch, das er mir mit einer schönen Widmung schenkte. Es hieß: La Raison du catholicisme par Nicolas, ancien magistrat. Noch mehr als von der Wirkung dieses allzu weitschweifigen, hier und da etwas naiven Werkes erhoffte er von meinem Verkehr mit der Familie Y. und namentlich mit Fräulein Marie de Y. Wäre eines der schönsten Lieder von Heinrich Heine durch allzu häufiges Zitieren nicht zu abgegriffen, so würde ich von Marie de Y. sagen: „Sie war wie eine Blume, so hold und schön und rein." Ich unternahm viele Spaziergänge mit ihr und ihren

Eltern. Ich durfte sie auch Sonntags zur Messe begleiten in den herrlichen Dom von Amiens, der an Pracht und Reinheit des gotischen Stils von wenigen anderen Kirchen übertroffen wird. Wir standen vor den drei Portalen der Kirche und bewunderten Hand in Hand ihre Bilder und Gestalten: Die Darstellung der Schöpfungsgeschichte, der Propheten und der Heiligen, der Jahreszeiten und der Sternbilder und der Gewerbe. Die Kathedrale von Amiens erschien mir als eine Schwester der Kathedrale von Reims. Es ist in der Tat schwer zu sagen, welche von beiden die schönere ist. Mademoiselle Marie führte mich zum „beau Dieu", zu dem „schönen Gott", einer gotischen Figur, die Gott-Vater, der meist als zürnender Greis abgebildet wird, als einen milden und liebenswürdigen Jüngling zeigt. Diesem „beau Dieu" ist nicht zuzutrauen, daß er seine Geschöpfe zu ewigen Höllenstrafen verdammen sollte. Der „beau Dieu" ist der Stolz von Amiens. Ich setzte meiner jungen Freundin auseinander, daß der deutsche Wald, in dem die Äste und Zweige benachbarter Bäume sich begegneten und ineinander verschlängen, das Urbild aller gotischen Kathedralen und auch der lieben Kathedrale von Amiens wäre. Auf dem Rückwege aus der Kirche sprachen wir lange und eifrig über Religion und religiöse Fragen. Gegenüber dem Zauber der katholischen Liturgie und der in ihrem Mittelpunkt stehenden Messe, für den ich nicht unempfänglich war, verteidigte ich mit Lebhaftigkeit meinen evangelischen Standpunkt. Ich kam aber nicht weiter als Faust mit dem guten Gretchen, die ihm auf sein herrliches Glaubensbekenntnis antwortet: *Im Dom von Amiens*

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christentum."

Trotz unserer religiösen Differenzen fühlte ich, daß Marie de Y. mir gut war. Ich meine aber doch, daß ich wohl daran tat, mit ihr keinen ewigen Bund zu flechten. Von allen übrigen Gründen abgesehen, war ich für die Ehe viel zu jung, auch zu unreif. Aber es war nicht allein solche verständige Erwägung, die mich von dem lieben Mädchen trennte. Vielleicht das schönste, jedenfalls das am meisten besprochene Bild von Tizian hängt in der Galerie Borghese in Rom: Auf dem Rande eines Marmorsarkophags, der als Brunnen dient, sitzen zwei Frauen, die eine bekleidet, ernst und sinnend; die andere, nackt, enthüllt herrliche Formen, lächelt rätselhaft und verführerisch. Ein reizender Knabe steckt seinen Arm in den Brunnen. Das Bild ist weltbekannt unter dem Namen „Amore sacro e profano". Wenn die zärtlichen Empfindungen, die mich mit Marie de Y. verbanden, durchaus den Charakter des Amore sacro trugen, so kann ich leider nicht dasselbe von meinen Beziehungen zu Mrs. Z. sagen, die dadurch erleichtert *Mrs. Z.*

wurden, daß ihr Gatte den guten Einfall hatte, sich für mehrere Wochen von Amiens nach seiner schottischen Heimat zu begeben.

Da ich als Platzmajor nicht allzuviel zu tun hatte, unternahm ich häufig Spazierritte in die Umgegend von Amiens. Ich kam nach Bussy, Querrieux, Pont-Noyelles, Daours, wo wir im Winter gefochten hatten. Ich kam auch nach Camon, zu dem Bauernhaus, wo ich in der Nacht vor der Schlacht an der Hallue einquartiert war. Im Torweg stand Julie, wie am Morgen des 23. Dezember. Sie erkannte mich sogleich und reichte mir die Hand, mit großer Ruhe und Unbefangenheit. Ich sah auf den ersten Blick, daß sie guter Hoffnung war. Ich frug, ob ich ihr helfen, mich ihr nützlich machen könne. Ich wäre gern hierzu bereit. Sie schüttelte den Kopf. Sie erzählte mir dann, sie sei seit Monaten verheiratet, mit einem Fermier, einem braven Mann. „Il est un peu rude, mais excellent. Il est bon pour moi, il sera bon pour le mioche, que je vais mettre au monde. C'est un bon gars." Ich frug sie, ob sie mir böse wäre. Sie schüttelte wieder den Kopf: „Nous avons fauté tous les deux." Ich küßte sie auf die Stirn und ritt weiter, bewegt und in ernsten Gedanken. Das Volk, und namentlich das Landvolk, steht der Natur näher als die Gebildeten. Seine Gefühle sind geradlinig, einfach und gesund. Hier ist der Jungbrunnen, aus dem die überbildete, verbildete, von des Gedankens Blässe angekränkelte Oberschicht von Zeit zu Zeit neue Lebenskraft holen muß, wenn sie nicht verkümmern will.

Befehl zum Rückmarsch

Am 31. Mai erging an das VIII. Armeekorps der Befehl zum Rückmarsch in die Heimat. Zu gleicher Zeit erhielt das Königshusaren-Regiment eine freilich schon seit langer Zeit gefürchtete und vorhergesehene Nachricht. Wir verloren unsern verehrten und geliebten Kommandeur, der mit der Führung der 21. Kavallerie-Brigade betraut wurde. Der Regimentsbefehl, in dem der Oberst von Loë zum letztenmal zum Regiment sprach, schloß: „Ich habe Euch immer und überall in den Stunden der Gefahr und des Kampfes, trotz Hunger und Anstrengungen, in Kälte und Eis freudig bereit gefunden, mehr zu leisten, als ich von Euch forderte, dafür danke ich Euch beim Abschied aus tiefster Seele. Offiziere, Unteroffiziere und Husaren! Wenn Ihr, hoffentlich nun bald, in unsere teure Heimat zurückkehrt, wenn Ihr Euch im Kreise Eurer Familien an die glorreichen Tage von Gravelotte und Boves, von Querrieux und Sapignies, von Bapaume und Saint-Quentin erinnert, dann vergeßt Euren Oberst nicht, dessen größter Stolz es ist, jene Tage mit Euch durchlebt zu haben, der Euch immer ein treues Andenken bewahren wird."

Walter von Loë

Es hätte dieser Bitte des Obersten nicht bedurft. Sein Bild stand unauslöschlich in der Brust eines jeden, der unter ihm im Regiment und vor dem Feinde stand. Der Freiherr Walter von Loë entstammte einem alten rheinländischen Adelsgeschlecht, und adlig im besten Sinne

des Wortes war alles an ihm. Er war ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, aber ein Edelmann ohne Standeshochmut, ohne Vorurteile. Er hing treu an seiner rheinischen Heimat. „Ich bin", konnte er wohl sagen, „nicht nur mit Rheinwasser getauft, ich bin mit rheinischer Milch gesäugt, ich bin ganz und gar Rheinländer." Aber er konnte und wollte sich das Rheinland nur als preußische Provinz denken, in unlöslicher Verbindung mit der preußischen Monarchie. Er war Preuße bis in die Fingerspitzen. Als der ihm sehr gnädig gesinnte Kaiser Friedrich ihm als Kronprinz einmal von der Kaiserherrlichkeit des Mittelalters sprach und äußerte, der Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Deutschen Reich müsse auch äußerlich mehr zum Ausdruck gebracht werden, meinte Loë: „Ach, Kaiserliche Hoheit, die Kaiserwürde ist schließlich doch nur ein Mantel, den sich der König von Preußen umgehängt hat." Im Laufe einer glänzenden militärischen Karriere, die ihm als Krönung den Marschallsstab brachte, vor immer größere und bedeutendere Aufgaben gestellt, hatte er immer mehr Gelegenheit, die Eigenart seiner lauteren Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Walter Loë transigierte nicht in grundsätzlichen Fragen, aber er war nie verbohrt, nie verrannt, wie das der Deutsche nur zu oft ist. Er war gar nicht eigensinnig. Wenn eine Frage nicht ohne unvernünftige Gewalt oder ein unverhältnismäßiges Risiko zu lösen war, so suchte er nach einem Ausweg, wie er, bei einer Felddienstübung oder einer Schnitzeljagd vor einen unpassierbaren Graben oder eine allzu hohe Hecke gelangt, nach einer Stelle spähte, wo Graben oder Hecke zu nehmen waren, ohne daß Reiter und Gaul den Hals brachen. Er kannte keine Furcht, weder im Felde noch im Leben. Er opferte nie seine Grundsätze, und dabei war er vielleicht der einzige hochstehende Preuße, der gleichmäßig das Vertrauen des alten Kaisers und der Kronprinzessin Viktoria, der Kaiserin Augusta und des Prinzen Friedrich Karl, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm besaß. Mit der Großherzogin Luise von Baden verband ihn langjährige und innige Freundschaft.

Loë und die Bismarcks

Mit Bismarck stand er nicht gut. Die Schuld lag nicht an ihm, sondern an dem bisweilen krankhaften Mißtrauen des großen Staatsmannes gegenüber Menschen, die aus irgendeinem Grunde seinen nie schlafenden Argwohn erregt hatten. Nach dem Sturze des Fürsten Bismarck mißbilligte Loë die Ungezogenheiten des Kaisers Wilhelm II. gegenüber dem größten Diener seines Großvaters. „Der Fürst Bismarck", sagte Loë damals zu mir, „gehört in die preußische Ruhmeshalle zu Friedrich dem Großen und Stein, Blücher und Moltke. Nur mit dem Hut in der Hand darf man sich solchen Männern nahen, nicht wie der Junge, der mit Schneebällen nach einem Monument wirft." Herbert Bismarck hatte es durch sein Verhalten gegenüber der Fürstin Elisabeth Carolath, der Schwägerin des Feld-

marschalls Loë, mit ihm für immer verdorben. „Wäre Herbert Bismarck nicht der Sohn des allmächtigen Kanzlers, so würde er wegen seines Verhaltens gegenüber der Fürstin Elisabeth vor ein Ehrengericht gestellt worden sein und hätte den schlichten Abschied erhalten. Er durfte die Fürstin nie und unter keinen Umständen sitzenlassen, nachdem er sie zur Scheidung von ihrem Gatten getrieben hatte." So sprach Loë mehr als einmal zu mir, als ich für Herbert Bismarck für mildernde Umstände plädierte. Das innerste Empfinden des armen Herbert deckte sich im Grunde mit diesem strengen Urteil des Feldmarschalls Loë. Er schrieb, als er die Fürstin Elisabeth Carolath endgültig im Stiche gelassen hatte, an Philipp Eulenburg: „Ich leide unter dem alles niederdrückenden Bewußtsein, ein Vertrauen getäuscht zu haben, das nun einmal in mich gesetzt worden war und das ich doch also auch ins Leben gerufen haben muß! Ich muß mir immer wieder sagen, es hätte dahin nicht kommen dürfen. Es muß mein Verschulden sein, daß es geschehen ist! Die Fürstin hat von mir anderes erwartet, als ich zu leisten imstande war. Wie schrecklich das auf mir lastet!"

Ehrenfragen

Loë nahm Ehrenfragen sehr ernst und sehr streng. Niemand kannte den Ehrenkodex wie er. Dafür nur zwei Beispiele: Während des französischen Feldzuges bei einem französischen Grafen in dessen Schloß in der Picardie einquartiert, führte der damalige Oberst von Loë bei Tisch die Konversation mit der ihm eigenen Weltläufigkeit. Da ließ sich der Franzose zu einer ungehörigen Äußerung über den alten König von Preußen hinreißen. Loë erhob sich, verließ das Zimmer und ließ noch im Laufe des Abends durch seinen Adjutanten den französischen Grafen fordern. Als dieser erwiderte, er könne sich, ohne sich von seiten der deutschen Militärbehörden den schlimmsten Repressalien auszusetzen, unmöglich mit einem deutschen Offizier duellieren, übersandte ihm der Oberst Loë am nächsten Morgen einen von ihm an den König Wilhelm aufgesetzten Brief, in dem es hieß: Als treuer Untertan, Offizier und Flügeladjutant Seiner Majestät bäte er seinen Königlichen Herrn, allergnädigst dafür zu sorgen, daß dem Franzosen kein Haar gekrümmt würde, wenn dieser bei einem ritterlichen Ehrenhandel ihn, Loë, verwunden oder töten sollte. Als er diesen Sauf-conduit erhalten hatte, suchte der französische Graf, selbst ein Kavalier, den preußischen Oberst auf und bat ihn wegen seiner deplacierten Äußerung über Seine Majestät den König Wilhelm gern und freudig um Entschuldigung.

Bekannter ist das Verhalten des Generals Loë bei seiner Differenz mit dem spanischen General Salamanca. Diesem war bei dem Besuch, den 1883 der deutsche Kronprinz, begleitet vom General von Loë, in Madrid abstattete, das Großkreuz des Roten Adlerordens verliehen worden. Als zwei Jahre später der Karolinen-Streit entbrannte, sandte Salamanca den

ihm verliehenen Orden dem General von Loë, der inzwischen Kommandierender General des VIII. Armeekorps geworden war, mit einem an den Kronprinzen gerichteten ungehörigen Briefe zurück. Nachdem er in Berlin die erforderlichen Schritte getan hatte, sandte General von Loë den Chef seines Stabes, den Oberst von der Planitz, nach Madrid, mit dem Auftrag, dem General Salamanca seinen Brief zurückzustellen und ihn in ganz ruhiger Weise, „suaviter in modo, fortiter in re“ über die im deutschen Offizierkorps herrschenden Ehrenauffassungen sowie über die dem General von Loë persönlich zugefügte Beleidigung aufzuklären und zugleich unter Ablehnung jeder Exkursion auf das politische Gebiet und einer etwaigen Fortsetzung der Korrespondenz die persönliche Genugtuung dem eigenen loyalen und ritterlichen Gefühl des Spaniers anheimzugeben. Im Weigerungsfalle sollte Planitz eine Forderung auf die in Spanien landesübliche Waffe, den Degen, überbringen und ein neutrales Land, z. B. Italien, für den Ort des Zweikampfes vorschlagen. General Salamanca ging bei der Zusammenkunft mit Loës Abgesandtem, dem Oberst von der Planitz, auf alles ein, nahm seinen Brief ohne jeden Vorbehalt zurück und erklärte, wie in Gegenwart zweier Zeugen zu Protokoll aufgenommen wurde, daß er tief bedaure, durch Übersendung des Briefes an Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen den General von Loë beleidigt zu haben. Als Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, davon hörte, freute sich sein altes Soldatenherz, und er äußerte: „Die ritterliche Art, mit der Loë diese Affäre so korrekt und energisch durchgeführt hat, steigert meine Wertschätzung für ihn zu wahrer Hochachtung.“ Und Fürst Bismarck bezeichnete das Vorgehen des Generals von Loë als „richtig und schneidig“.

Loë und die katholische Kirche

Loë war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und machte aus dieser seiner Gesinnung gerade während des Kulturkampfes kein Hehl. Als die Jesuiten aus Deutschland ausgewiesen wurden, vertraute er seinen einzigen Sohn der von Jesuiten geleiteten Unterrichtsanstalt in Feldkirch, der Stella matutina an. „Ich hatte früher nicht viel mit den Jesuiten im Sinn“, meinte er damals, „aber jetzt, wo sie verfolgt und verbannt werden, möchte ich keinen Zweifel lassen über meine Treue für meine Kirche.“ Aber auch den kirchlichen Behörden gegenüber blieb er immer und in jeder Lage preußischer General und Edelmann. Als der Feldmarschall Loë schon in hohen Jahren stand, wurde ein rheinländischer Edelmann, der Kammerherr von S., genötigt, einem anderen Herrn des rheinländischen Adels eine Aufforderung zum Zweikampf zu übersenden. Der Erzbischof von Köln erklärte, er werde, falls es zu einem Duell käme, sowohl gegen die Duellanten wie gegen die Sekundanten mit kirchlichen Strafen vorgehen. Daraufhin ließ der Feldmarschall von Loë dem Erzbischof sagen, er selbst würde

Herrn von S. sekundieren und warte in Ruhe ab, ob der Erzbischof ihn exkommunizieren würde. Konfessionelle Zänkereien waren ihm zuwider, in der Armee duldete er sie nicht. Er zitierte mit Vorliebe ein Wort des für seine Originalität bekannten Generals von Petery, der unter Friedrich Wilhelm IV. Kommandant von Spandau war. Petery war Katholik, seine Frau war evangelisch. Als die Frau Generalin ihren Gatten frug, in welche Kirche sie an Königs Geburtstag gehen solle, in die evangelische oder die katholische, erwiderte der würdige Gatte: „Zu welchem von die beiden Jötter du beten willst, Minna, det is janz jleich, wenn du nur tüchtig für Seine Majestät betest."

Der Feldmarschall von Loë hat in jeder Richtung einen großen Einfluß auf mich ausgeübt. Bei einer der letzten Unterredungen, die er als Regimentskommandeur im Frühjahr 1871 vor seiner Abreise nach Frankfurt mit mir hatte, sprach er mir die Hoffnung aus, daß ich bei der Armee bleiben würde. Er empfahl mir, Clausewitz zu studieren. „Sein Buch über Krieg und Kriegführung ist für den Soldaten das, was das Corpus juris für den Juristen, die Bibel für den Theologen ist." Und als ich Reichskanzler geworden war, meinte er halb im Scherz, halb im Ernst: „Als Kriegsminister oder als Chef des Militärkabinetts hätte ich Sie noch lieber gesehen und am liebsten vorher als Kommandeur unseres alten Regiments."

Dem Rheine zu

Am 1. Juni trat unser Regiment unter dem interimistischen Kommando des Majors von Dincklage den Rückmarsch nach dem Rhein an. Am 4. Juni schrieb ich meinen Eltern: „Es beginnt jetzt der Rückmarsch auf der ganzen Linie, namentlich durch Amiens werden zwei Korps defilieren: das VIII., das zum größten Teile zwischen Abbeville und hier stand, und das I., das in Rouen und Dieppe disloziert war. Das Oberkommando wird aufgelöst und statt des Generalkommandos des VIII. Armeekorps (General Barnekow) kommt das Generalkommando des I. Armeekorps (General Bentheim) hierher. Es ist auf diese Weise für mich hier leidlich viel zu tun und mehr Schreiberei als sonst. Es ist mir der Befehl zugegangen, bis zum 7. hujus hierzubleiben und dann dem Regiment nachzugehen. Doch will der General Ruville mit Goeben sprechen, um mich noch ein paar Tage länger hierzubehalten, zumal das ganze Somme-Departement schwerlich noch lange besetzt bleiben wird. Es ist mir dies auch ganz recht, wenn ich nur zur rechten Zeit zum Einzug nach Bonn zum Regiment komme. Gefahr ist aber nicht, da der Rückzug sicher drei Wochen dauern wird."

Eine Lektion

General von Barnekow hat mir gelegentlich eine Lektion erteilt, die nicht nur durchaus berechtigt war, sondern mir auch für mein ganzes Leben nützlich gewesen ist. Ich hatte den General von Ruville und seine Gattin zur Kirche begleitet. Als der Gesang begann, bat mich Frau von Ruville, die ihr Gesangbuch vergessen hatte, ihr ein solches zu besorgen. Ich ging

auf einen biederen Musketier zu, bat ihn um sein Gesangbuch und überreichte es meiner Generalin. Der General von Barnekow sagte mir mit strengem Ausdruck: „Bringen Sie dem Mann das Buch zurück. Er hat dasselbe Recht auf ein Gesangbuch wie Ihre schöne Generalin.“ Frau von Ruville war in der Tat eine stattliche, schöne Frau. Sie war eine geborene Freiin von Bülow-Stolle und in jungen Jahren Hofdame in Strelitz. Der General war sehr viel älter als sie. Er war bärbeißig, sie war heiter und lebenslustig. Es war nicht überraschend, daß sie sich, einige Jahre nachdem sie Amiens verlassen hatten, von ihrem Gemahl trennte und einen jüngeren Diplomaten heiratete.

Bevor wir den Rückmarsch nach der Heimat antraten, mußte ich mich von meiner guten Grete trennen. Ich wollte die hellbraune Stute, die mich so treu durch den Krieg getragen hatte und die durch die Winterkampagne einigermaßen mitgenommen war, nicht den Strapazen des Rückmarsches aussetzen. Ich überließ sie Monsieur de Y., der mir versprach, daß sie es in seinem Hause gut haben würde. Niemand solle sie reiten oder fahren als seine Tochter. Marie de Y. sah sehr niedlich aus, wenn sie die hellbraune Stute, die ein französischer Stallmeister eingefahren hatte, vor einem Tilbury fuhr. Mein guter Vater setzte mich in die Lage, zwei andere Pferde zu kaufen, ein ursprünglich französisches, von einem Garde-Ulanen erbeutetes, sehr leistungsfähiges Pferd, und eine wunderschöne Rappstute, ganz Vollblut und sehr elegant. Da ich überdies als Offizier Anspruch auf ein Chargenpferd hatte, war ich wohlberitten.

Über Mézières-Sedan

Am 12. Juni schrieb ich an meine Eltern aus Antheny in den Ardennen: „Ich verließ Amiens am Freitagmorgen. Donnerstag gab mir der General ein kleines Abschiedsdiner, bei dem er einen sehr freundlichen und für mich sehr schmeichelhaften Toast auf mich ausbrachte. Überhaupt ist er immer sehr freundlich für mich gewesen, ebenso wie Frau von Ruville. Mein Nachfolger ist ein Herr von der Goltz, Premierleutnant von den 10. Dragonern. Es tat mir eigentlich sehr leid, aus Amiens wegzugehen, wo ich sehr viele angenehme Bekanntschaften hatte, doch muß ich jetzt sagen, daß auch das Marschieren sehr nett ist. Jedenfalls ist es gesünder, in freier Luft zu sein, als bloße Schreibereien. Ich bin zur 3. Schwadron gekommen, mit Herrn von Böselager als Schwadrons-Chef und zwei anderen Offizieren, Jagow und Schrader, die ich alle drei sehr gut kenne, so daß wir uns gut unterhalten. Ich fuhr mit der Eisenbahn nach Saint-Quentin, von da marschierten wir über Guise und Vervins, zwei kleine und ganz nette Städte. Die Ardennen, in denen wir jetzt sind, sind ein sehr schönes Land, ungefähr wie der Harz: viel Berge, Täler, kleine Flüsse und ab und zu Ruinen von in der Revolution zerstörten Schlössern und Abteien. Das Wetter ist ganz sommerlich. Nur morgens angenehm zum Marschieren und von elf Uhr ab

sehr heiß. Unsere Direktion ist Mézières, Sedan, Thionville, Trier. Höchstwahrscheinlich sollen wir bis Bonn marschieren. Recht schade ist, daß wir auf diese Weise von dem Einzug in Berlin nichts zu sehen kriegen. Aber was hilft das Klagen!"

Verfahren

Ich hatte mich wohl gehütet, meinen Eltern von dem Abschied zu schreiben, den ich von Mrs. Z. nahm und der, wenigstens von ihrer Seite, tränenreich war. Ich schrieb auch nicht, daß es mir bei meiner Eisenbahnfahrt von Amiens nach Saint-Quentin beinahe übel ergangen wäre. Vielleicht durch den in der Nacht vorher erfolgten Abschied von der liebenswürdigen Mrs. Z. angegriffen, verfiel ich in der Eisenbahn in einen so tiefen Schlaf, daß ich in Saint-Quentin versäumte auszusteigen. Inzwischen waren in Saint-Quentin drei oder vier französische Reisende in mein Coupé eingestiegen, die mich nicht gerade freundlich ansahen, als ich endlich erwachte. Sie machten mich darauf aufmerksam, daß ich mich auf dem von unseren Truppen geräumten französischen Boden befände, den preußische Offiziere, noch dazu in Uniform, nicht betreten dürften. Ich erwiderte höflich, aber ernst, daß die noch in Amiens stehenden preußischen Truppen von meiner Abreise wüßten. Wenn mir während meiner Fahrt irgend etwas zustieße, würde zweifellos nicht nur von der französischen Regierung und der Eisenbahnverwaltung Genugtuung verlangt werden, sondern auch die Reisenden dieses Zuges würden ernsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein. Nach dieser kategorischen Erklärung entspann sich ein freundliches Gespräch, das mit dem allseitigen Wunsche schloß, es möchte so bald nicht wieder zum Kriege kommen. Auf der nächsten größeren Station, wo das Publikum auf dem Bahnhof mich mit Hallo und Pfeifen empfing, sprach ich ebenso freundlich-ernst mit dem Bahnhofschef, der sofort die Situation begriff und mich in seinem Zimmer gegen jede Belästigung schützte, bis er mich in einem nach Saint-Quentin zurückfahrenden Zuge in einem leeren Coupé I. Klasse unter der besonderen Obhut der Kondukteure des Zuges nach Saint-Quentin zurückexpedierte.

Bazeilles

Am 19. Juni schrieb ich aus Bazeilles bei Montmédy an meine Eltern: „Sehr wünsche ich, Mama und meine kleinen Brüder haben die Einzugsfeierlichkeiten in Berlin recht genießen können. Wir hatten am 16. prachtvolles Wetter, hoffentlich war es in Berlin ebenso. Nachrichten haben wir davon noch nicht, doch wird es gewiß herrlich gewesen sein. Daß wir bei all unserem Patriotismus nichts davon zu sehen kriegen, ist eigentlich niederträchtig. Es scheint, daß wir bis Bonn marschieren sollen, bis Trier ist die Marschroute schon ausgegeben. Die Meuse, von waldigen Höhen eingeschlossen, erinnert an norddeutsche Gebirgslandschaften. Vor einem Jahr war in der ‚Indépendance Belge' als Feuilleton ein Roman von G. Sand, der in dieser Gegend spielte und in dem diese Maaslandschaften, in denen



Das Geburtshaus des Fürsten Bülow in Klein-Flottbek

wir seit Mézières und dem mit diesem verbundenen Charleville marschierten, recht gut beschrieben sind."

Am 4. Juni schrieb ich aus Leinbach in der Eifel:

„Wir sind, seitdem ich Euch zum letztenmal schrieb, immer am Marschieren gewesen. Von der Grenze aus gingen wir über den Hunsrück nach *Trier* Trier. Wir überschritten die Saar bei Conz, wo sie sich mit der Mosel vereinigt. Bei strömendem Regen zogen wir in Trier ein. Die Stadt war sehr schön geschmückt. Aus allen Häusern wehten preußische Fahnen, überall Girlanden, Büsten des Königs und der Prinzen. Am Tor war eine große Germania und weiter in der Stadt eine Bildsäule der Stadt Trier angebracht. Beide mit Fahnen, Emblemen und Wappenschildern reichlich versehen. Wir wurden von den Trierer Damen mit vielen Kränzen und Blumen beschenkt, hätten aber gern auf einige verzichtet, wenn wir in etwas bessere Quartiere gekommen wären. Ich wurde mit meinem Zuge nach Metzdorf detachiert, einem kleinen Dorfe hart an der Sauer, dem luxemburgisch-preußischen Grenzfluß. Die Luxemburger sind sehr französisch und schimpften über den zirka fünfundzwanzig Fuß breiten Fluß hinüber.

Den nächsten Tag, einen Ruhetag, benutzte ich, um mir mit meinem Freunde Schrader Trier anzusehen. Es liegt herrlich im Moseltal, von Höhenzügen eingeschlossen. Die Mosel, die Trier durchfließt, ist hier schon recht breit. Wir bewunderten die Porta nigra, ein festes Tor aus der römischen Zeit. Im vorigen Jahrhundert sind aus der Porta zwei Kapellen im Rokokostil gemacht worden. Die eine ist abgetragen worden, die andere aber existiert, wenigstens zum Teil, noch. Die Arabesken und Schnörkel à la Louis XIV nehmen sich sonderbar aus auf der römischen Fassade. Wir fuhren nach den römischen Bädern, die großartig, aber schon stark verfallen sind. Jedenfalls waren die römischen Badeeinrichtungen besser als unsere, nach der kolossalen Rotunde zu urteilen, jetzt mit Gras und Efeu bewachsen. Auch die Basilika soll von den Römern erbaut sein, und zwar von Konstantin dem Großen. Ihr Baustil ist gewiß römisch, die Kirche selbst sieht so neu aus, daß es uns unwahrscheinlich vorkam, daß die Römer sie erbaut haben sollen. In der Nähe liegt das früher kurfürstliche Palais im Renaissancestil und der Dom, uralt, aus der Zeit Valentinians I., aber ziemlich unbedeutend. Merkwürdig war endlich noch das Hôtel Maison Rouge, in dem wir aßen, das früher als Rathaus gedient hat und die stolze Inschrift trägt, daß Trier tausend Jahre vor Rom gestanden habe. So ist Trier gewiß eine der merkwürdigsten Städte in Deutschland, und es war sehr hübsch, daß wir Gelegenheit hatten, sie zu sehen.

Seit Trier marschieren wir durch die Eifel. Die Gegend ist hübsch, aber herzlich arm, doch bemühten sich alle Dörfer, uns mit Fahnen und Böller- *Die Eifel*

schüssen zu empfangen. Wir passierten einige sehr hübsche Partien, namentlich Manderscheid mit zwei malerischen Ruinen, ehemals fürstlich Salmschen Schlössern und in der Revolution 1793 zerstört. Heute kamen wir an zwei Seen vorbei, die früher Krater eines Vulkans gewesen sein sollen, wie denn die Eifel überhaupt vulkanisch ist. Morgen passieren wir das Ahrtal, übermorgen sollen wir in Bonn einziehen, also am 6. Juli. Am 2. November ging ich von Bonn fort, von Courcelles bei Metz aus sind wir marschiert über Metz, Varennes, Reims, Soissons, Compiègne, Montdidier, Moreuil, Amiens nach Rouen und Pont Audemer, von Rouen zurück nach Montdidier, von da über Amiens, Albert, Bapaume bis nach Cambrai und dann über Péronne zurück bis nach Bray, von Bray nach Saint-Quentin und von da wieder nach Bapaume, von da über Amiens und Mollien-Vidame nach Gaille-Fontaine und Tréport, von Tréport und Eu nach Abbeville und von da nach Amiens, von hier wieder nach Chaulnes und Péronne und zurück nach Amiens, von da endlich über Saint-Quentin, Guise, Vervins, Mézières, Sedan, Montmédy, Longwy, Thionville, Sierk, Trier nach Bonn. In der letzten Zeit hatten wir fast fortwährend Regenwetter, doch war es heute besser. Von Bonn werde ich Euch gleich schreiben, auch werde ich natürlich sehen, ob ich nicht einen kleinen Urlaub bekommen kann. Hier liege ich mit meinem Zuge in zwei kleinen Dörfern, in der Nähe der kleinen Stadt Adenar. Ich habe recht gutes Quartier bei einem fünfundachtzigjährigen, noch sehr rüstigen Mann, der, als Untertan des Grafen Salm in der damaligen Grafschaft Salm geboren, die französische Zeit erlebt hat und von 1810 bis 1814 in Spanien beim 37ième de Ligne gestanden hat. Entschuldigt die schlechte Schrift und das schmutzige Papier. Euer treuer Sohn."

Wie in Trier, so wurden wir auf unserem ganzen Rückmarsch von der deutschen Grenze bis zum Rheinstrom in Städten und Dörfern, von groß und klein, arm und reich mit gleicher Freude, mit gleicher Herzlichkeit begrüßt. Ich dachte an den „Frühlingsgruß", den sechsundfünfzig Jahre früher einer der edelsten deutschen Dichter, der Sänger der Befreiungskriege, der zu früh verstorbene Max von Schenkendorf „An das Vaterland" richtete:

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Am 6. Juli telegraphierte ich an meine Mutter nach Flottbek: „Heute eingezogen, sehr wohl. Tausend Grüße." Am 11. Juli schrieb ich aus

Godesberg und Bonn

Godesberg an meine Mutter: „Liebste Mama, tausend Dank für Eure lieben und freundlichen Briefe. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, wie ich alles tun werde, um so bald wie möglich Urlaub zu bekommen. Es wird dies wohl schwerhalten, doch hoffe ich es zu erreichen, obwohl jetzt natürlich alles Urlaub haben will und die Anciennität bei solchen Gelegenheiten auch eine Rolle spielt. Ich reite heute mittag nach Bonn, um mit dem Major zu sprechen. Ich werde um sechs Wochen bitten, doch wird er mir wohl nur vier Wochen bewilligen wollen. Daß ich alles tun werde, um so bald und so lange wie irgend möglich Urlaub zu bekommen, brauche ich, wie gesagt, Euch nicht zu versprechen. Wir sind seit dem 6. Juli in Bonn angelangt, der Empfang war ein sehr schöner. Deputationen und Wagen waren uns bis eine Meile vor Bonn entgegengekommen. Die Stadt selbst war mit Blumen, Fahnen, Girlanden und Transparenten reichlich geschmückt. Alle Straßen waren voll Menschen, wir bekamen viele Buketts und Kränze. Von den offiziellen Reden habe ich nicht viel gehört, da ich bei der 3. Schwadron bin und wir zu dreien abgebrochen waren. Nachdem der Umzug durch die Straßen unter vielem Böllerschießen und noch mehr Geschrei zu Ende war, ging unsere Schwadron nach Godesberg, wo wir vierzehn Tage bleiben sollen, bis die Kaserne in Bonn in Ordnung gebracht wird. Ich bin hier im ersten Hotel einquartiert und lebe sehr angenehm. Godesberg ist ein wunderhübscher Ort, eine Meile von Bonn und vis-à-vis dem Siebengebirge, lauter schöne Villen reicher Kölner und Elberfelder, dabei viele Fremde, besonders Holländer. Die Schwadron führt jetzt der neue Rittmeister Graf Galen, der sehr nett ist. Er ist ein Neffe des Bischofs Ketteler von Mainz und stand vor dem Kriege bei den päpstlichen Zuaven in Rom. Am 6. hatten wir ein großes Diner auf dem Kasino in Bonn, und abends hatten die Husaren ein großes Fest. Nachher wurde die Stadt wirklich wunderhübsch illuminiert und auf dem Rathausplatz großes Feuerwerk losgelassen. Am Freitag hatten wir, als am katholischen Festtag, Ruhetag. Sonnabend gab die Stadt dem Offizierkorps ein großes Diner in der Beethoven-Halle, wobei verschiedene Reden gehalten wurden und es sehr vergnügt herging. Es ist mir sehr recht, daß ich vorläufig noch in Godesberg bleibe, da ich in Bonn noch keine Wohnung habe. Es ist dort sehr schwer, eine gute und nicht zu teure Wohnung zu finden. Seid, bitte, überzeugt, daß ich alles tun werde, was möglich ist, um bald Urlaub zu bekommen und Euch in Flottbek wiederzusehen. Treuste Wünsche von Eurem treuen Sohn."

Ankunft in Klein-Flottbek

Am 20. Juli 1871 traf ich bei meinen Eltern in Klein-Flottbek ein. Mein Vater trug am Tage meiner Rückkehr folgende Worte in seine Bibel ein: „Gott gab uns ein gutes Wiedersehen. Er schütze und segne das Leben unseres ältesten Sohnes, das Er in Seiner Gnade in diesem Feldzug bewahrt hat. Wie könnten wir Ihm genug danken, daß Er Bernhards bei dessen

Kränklichkeit doppelt ehrenwerten und so mutig und tüchtig durchgeführten Entschluß so reichlich gesegnet, seine Gesundheit gekräftigt, ihn in Schlachten, Beschwerden, in Winterkälte und Gefahr gnädig behütet, ihm Freude und Anerkennung und nun heute Heimkehr in den Ort beschieden hat, wo er geboren ist, in die Heimat, aus der unser guter ältester Sohn auszog in den blutigen Krieg. Gott wollen wir ihn befehlen und nicht vergessen, was Er uns Gutes getan hat." Auf das Kuvert, in dem er meine Feldzugsbriefe sammelte, schrieb mein frommer Vater: „Und der Engel sprach: ‚Ich will deinen Sohn gesund hin und her wieder führen (Tobias V, 22)."

XIX. KAPITEL

Leutnant in Bonn • Vorbereitung zum Referendar-Examen in Greifswald • Prinz Franz Arenberg, Kaplan Hartmann • Überarbeitung, Ohnmachtsanfall • Professor Wilhelm Studemund • Professor Ernst Immanuel Bekker • Beginn des Kulturkampfes • Referendar-Examen in Greifswald (März 1872) • Pasewalk • Bestimmung zum diplomatischen Dienst • Abschied vom Regiment • Im Elternhaus zu Klein-Flottbek • Übersiedlung nach Metz

Fortsetzung des Studiums in Bonn

In Klein-Flottbek, in derselben Elbparkvilla, in der ich diese Zeilen diktiere, hatte ich zwei Tage nach meiner Rückkehr aus dem Krieg eine lange Unterredung mit meinem Vater. Er frug mich, wann ich mein Referendar-Examen abzulegen beabsichtige. Als ich mit der Antwort zögerte, nicht aus Furcht vor dem Examen, sondern weil ich hinter der Frage den Wunsch witterte, daß ich, umgekehrt wie der Erste Jäger in Wallensteins Lager, die Kugelbüchse mit der Feder vertauschen möge, sagte mir mein Vater, er habe mir nach meinem Ausrücken ins Feld auf meinen dringenden Wunsch die Ermächtigung zum Weiterdienen auf Avancement erteilt. Diese Konzession habe er mir in der Voraussetzung gemacht, daß ich nachträglich mein Referendar-Examen bestehen würde. Als ich darauf hinwies, daß ich nur fünf Semester studiert hätte, darunter ein Semester in Lausanne, also im Auslande, entgegnete mein Vater mit freundlichem Lächeln, er habe diesen Einwand vorausgesehen und durch Rücksprache im Preußischen Justizministerium mir den nötigen Dispens erwirkt. Er schloß in bestimmtem Ton: „Ich erwarte, mein lieber Bernhard, daß du im nächsten Winter das Referendar-Examen, und zwar ein gutes Referendar-Examen, ablegen wirst. Während des Sommers magst du dich in Bonn amüsieren."

Der Sommer in Bonn war denn auch tatsächlich herrlich. Jeder Deutsche, der auf dem Alten Zoll gestanden hat, den Rhein zu seinen Füßen, vor sich das malerische Siebengebirge, neben sich das Erzstandbild des alten treuen Ernst Moritz Arndt, wird mich verstehen. Die Sommersonne strahlte am Himmel, freudig schlugen nach dem siegreichen Kriege die Herzen der Männer, heller und schöner noch als sonst leuchteten die Augen der Frauen. Das empfanden die blauen Husaren, wenn sie in der mit prächtigen Kastanien eingefaßten Poppelsdorfer Allee auf und nieder ritten, wo

nachmittags unsere Regimentskapelle zu spielen pflegte. Und die schönen Sommerabende am Rhein im Kleyschen Garten am Koblenzer Tor oder in den anmutigen Anlagen des Hotels Royal, wo wir mit dem Blick auf den deutschen Strom „Schorle-Morle" tranken, eine köstliche Mischung von Moselwein und Selterwasser.

Die reizende Umgebung lockte zu ausgedehnten Fußwanderungen wie zu flotten Ritten. Wir bestiegen den hohen Turm der Burg Godesberg, die, auf der Stelle eines römischen Kastells im dreizehnten Jahrhundert von den Erzbischöfen von Köln erbaut, später in den Wirren des sechzehnten Jahrhunderts von bayrischen Truppen erstürmt und zerstört worden war. Weit und schön war die Aussicht von oben auf das Gebirge und die Ebene. Innerhalb des Burgrings von Godesberg lag der friedliche Gottesacker des Dorfes. Ich war so eingenommen vom Rhein, daß ich den Wunsch hatte, auf dem Godesberger Kirchhof begraben zu werden. Wir wanderten nach Plittersdorf und aßen dort im Schaumburger Hof vorzüglichen Milchkäse, der „Makey" hieß. Wir kehrten in Walporzheim ein und stärkten uns im St. Peter und im St. Joseph an dem berühmt-kräftigen Rotwein. Gern aßen wir in Altenahr bei Winkler in seinem Garten an der Ahr „Rümpchen", kleine, ungekochte, in Essig zubereitete Fische. Und mit ernsteren Gedanken stiegen wir zur Apollinaris-Kirche empor, die, weithin sichtbar, sich auf steil abfallendem Schieferfels erhebt. Das Haupt des heiligen Apollinaris, des hochverehrten Bischofs von Ravenna, hatte Kaiser Rotbart einst nach Köln überführen wollen. Als aber, von einer geheimnisvollen Macht gelenkt, das Schiff mit der kostbaren Reliquie vor Remagen mitten im Rheinstrom stehen blieb, wurde in der Nähe eine Kirche erbaut und in dieser die Reliquie ausgestellt. Nahe dem Schauplatz dieser anmutigen Legende spreizte sich leider das Banale, die Apollinaris-Quelle, deren Wasser der Prinz von Wales, der nachmalige König Eduard VII., in Mode brachte, wie er ja auch den runden Hut, den Homburg-Hat, lanciert hat. The Apollinaris Company Limited versandte jährlich viele Millionen Flaschen.

Wir bestiegen den Kreuzberg, von wo man nach Norden das gesamte Rheintal überblickt, freundliche Dörfer und Weiler, Bensberg mit seiner im alten Schloß untergebrachten Kadettenanstalt, aus der ausgezeichnete Männer, wie der 1906 verstorbene Arbeitsminister Hermann Budde, hervorgingen, das Bergische Land und im Hintergrund das große, das heilige Köln mit dem Ewigen Dom.

Noch herrlicher war die Aussicht vom Drachenfels auf Rheinebene und Eifel, der schönste Blick am ganzen Rhein, eine Aussicht, die Childe Harold fast ebenso sehr entzückte wie Schloß Chillon am Genfer See und St. Peter in Rom:

The castled crag of Drachenfels
Frowns o'er the wide and winding Rhine,
Whose breast of waters broadly swells
Between the banks which bear the wine,
And hills all rich with blossom'd trees,
And fields which promise corn and wine,
And scatter'd cities crowning these,
Whose far white walls along them shine,
Have strew'd a scene, which I should see
With double joy wert thou with me.

Wenn wir auf das rechte Ufer des Rheines gelangen wollten, so benutzten wir die Ponte, die langsam über den Strom hin und her zog, denn noch spannte sich bei Bonn keine feste Brücke über den Rhein. Wir suchten Heisterbach auf, eine ehemalige Abtei der ehrwürdigen Zisterzienser, die in Mecklenburg die mit meiner Familie jahrhundertelang verbundenen Klöster Doberan und Rhena gründeten. Über dem Tor von Heisterbach prangte das Wappen der Abtei, eine Heister, d. h. eine junge Buche. Als Wächter daneben der heilige Benedikt von Nursia und der heilige Bernhard von Clairvaux.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein", so hatte ein Bonner Kind, Karl Josef Simrock, gesungen, und wir fanden, meine Kameraden und ich, daß er recht hatte. Ich möchte übrigens nicht den Eindruck erwecken, als ob ich mich im Sommer 1871 in Bonn nur „amüsiert" hätte. Am Morgen wurde auch unter unserem neuen Kommandeur, dem Prinzen Heinrich XIII. Reuß, stramm exerziert, und mein Rittmeister, Graf Wilderich Galen, verstand im Dienst keinen Spaß. Die Freude an regelmäßiger Beschäftigung, die ich damals im Rahmen ernster militärischer Arbeit und im Kreise gleichgesinnter Kameraden empfand, hat mich durch das Leben begleitet. „Nulla dies sine linea" ist eine der Grundlagen meines Daseins. Als nach meinem Rücktritt die Tage, die jahrzehntelang in der Hast drängender Geschäfte dahingeflogen waren, nun mir lang zu werden schienen, machte ich mir einen methodischen Arbeitsplan, der weite Gebiete von Geschichte, Nationalökonomie und Literatur umfaßte und dessen regelmäßige Einhaltung nicht nur meinen Betätigungswillen befriedigte, sondern mir neue Horizonte eröffnete und mit ihnen die Neigung zu abgeklärter Betrachtung der Menschen und der Dinge verstärkte und vertiefte.

Wenn der Leutnant Bernhard von Bülow nachmittags auf dem Reitweg der Poppelsdorfer Allee galoppierte, mag er dem dort spazierengehenden, sechs Jahre älteren Privatdozenten Georg von Hertling begegnet sein. Beide ahnten nicht, daß sie sich zwölf Jahre lang im Reichstag gegenübersitzen würden, daß der Jüngere von ihnen um die Jahrhundertwende, der

Ältere siebzehn Jahre später deutscher Kanzler werden würde. Damals kannte ich Herrn von Hertling nicht einmal von Ansehen. Wohl aber erinnere ich mich an die gemessene Gangart und das feierliche Auftreten des Historikers Heinrich von Sybel. Er galt für ehrgeizig, und die Studenten lachten über den von einem seiner Kollegen geprägten und oft wiederholten Vers: „Minister wär' nicht übel! So denkt der Herr von Sybel."

Franz Arenberg

Im September 1871 wurde ich nach einer Schwimmübung, die ich zu Pferde und in Uniform im Rhein unternommen hatte, von einem nicht ganz unbedenklichen Ruhranfall heimgesucht. Ich konnte bald wieder Dienst tun, aber mein Vater drängte mich noch mehr als vorher zur baldigen Ablegung meines Referendar-Examens. Nun entstand die Frage, wo ich das Examen machen sollte. Unter meinen Regimentskameraden war mir von Anfang an kaum einer sympathischer als der Leutnant Prinz Franz Arenberg. Er sollte mir einer der treuesten Freunde werden, die ich im Leben gehabt habe. Das Haus Arenberg, das von Kaiser Karl V. die reichsgräfliche, von Kaiser Maximilian II. die reichsfürstliche und später auch die herzogliche Würde erhalten hatte, rangierte an allen deutschen Höfen vor allen anderen standesherrlichen Häusern. Der Stammvater des Hauses, Hartmann von Arenberg, erblicher Burggraf und Protektor von Köln, war schon im elften Jahrhundert im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen. Die Devise der Familie war: „Christus protector meus." Und in unerschütterlicher Treue hatte sie immer zur katholischen Kirche gestanden. Die Mutter von Franz Arenberg entstammte der Familie Merode, die, stolz auf ihre Abstammung von den Grafen von Barcelona und den Königen von Aragon, es verschmähte, die ihr im neunzehnten Jahrhundert verliehenen Fürstentitel von Rubempré und von Grimberghe zu führen, und die Devise trug: „Plus d'honneur que d'honneurs." Die Eltern von Franz Arenberg bewohnten im Winter Brüssel, im Sommer ein schönes Landhaus an der Maas, nicht weit von Namur. François Arenberg sprach Französisch ebenso geläufig, fast geläufiger als Deutsch. Aber er hatte, gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Jean, freiwillig den Deutschen Krieg gegen Frankreich mitgemacht und war ein guter Preuße und Deutscher. Ein treuer Sohn der katholischen Kirche, ohne jede Unduldsamkeit. Einer der liebenswertesten und liebenswürdigsten Menschen, die mir vorgekommen sind: immer heiter, immer ein Scherzwort auf den Lippen, dabei fleißig, kenntnisreich, gründlich und vor allem ein selbständiger, aufrechter, nobler Charakter. Ich bedaure noch heute, daß es mir niemals gelungen ist, bei Wilhelm II., der eine völlig ungerechte Abneigung gegen Franz Arenberg hatte, dessen Ernennung zum preußischen Gesandten beim Päpstlichen Stuhl oder auch zum deutschen Botschafter in Paris oder Wien durchzusetzen, Posten, die er, nach meiner Überzeugung, vorzüglich aus-

gefüllt haben würde. So mußte er sich darauf beschränken, als einflußreiches Mitglied der Zentrumspartei dem Lande, der Regierung und mir, seinem alten Freunde, treffliche Dienste zu leisten, speziell als Referent für den Etat des Auswärtigen Amtes.

Nach Greifswald

Bei einem Spazierritt, den ich mit Arenberg im Herbst 1871 unternahm, erzählte er mir, daß er die Absicht habe, einen mehrmonatlichen Urlaub zu nehmen, um sein Referendar-Examen zu machen. Nachdem er sechs Semester studiert, und fleißig studiert habe, wolle er diesen Abschluß erreichen. Er gedenke einen Ort aufzusuchen, wo möglichst wenige weltliche Zerstreuungen und gesellschaftliche Verpflichtungen ihn vom Arbeiten abhielten. Zu diesem Zwecke wolle er nach Greifswald gehen. Als ich einwarf, daß Greifswald das langweiligste Nest sei, das man sich denken könne, erwiderte er: „Das ist gerade, was ich suche. Komm doch mit mir nach Greifswald! Du sollst ja auch den Referendar machen." Ich bemerke übrigens ausdrücklich, daß mein absprechendes Urteil über Greifswald vorschnell und ungerecht war. Ich habe mich bald nachher davon überzeugt, daß Greifswald, in freundlicher Gegend gelegen, eine jener typischen kleinen Universitätsstädte war, in denen stille und fruchtbare Geistesarbeit blüht, eine Stadt, in der ich tüchtige und geistvolle Männer kennenlernen sollte.

Ich machte noch einen letzten Versuch, ganz um das juristische Examen herumzukommen, zumal ich große Freude an der im Oktober begonnenen Offiziersreitstunde hatte. Wir ritten auf englischem Sattel ohne Bügel. Ich fand die Erfahrung bestätigt, die ich schon als Gymnasiast in Neustrelitz gemacht hatte, daß nichts einen festen Sitz und eine leichte Hand, die beiden Voraussetzungen guten Reitens, mehr fördert als Reiten auf der Decke oder, noch besser, auf englischem Sattel ohne Bügel.

Mein Vater blieb unerbittlich, und im November begab ich mich nach Greifswald. Mein Freund Arenberg war dort schon eingetroffen, in Begleitung des Arenbergschen Hauskaplans und späteren Domherrn Hartmann, der ihn erzogen und nach Bonn begleitet hatte. Auch der Kaplan Hartmann war, wie sein Zögling, ein liebenswerter Mann: kenntnisreich und bescheiden, streng gegen sich, freundlich und nachsichtig mit anderen. Er hatte mit seinem Zögling Arenberg zusammen juristische Vorlesungen in Bonn gehört und sich auf diese Weise zu einem tüchtigen Juristen ausgebildet. Als ich in Greifswald eintraf, unterzog er mich einer kleinen Prüfung, deren Ergebnis ihn entsetzte. „Aber um Gottes willen", meinte er, „Sie haben ja keine Ahnung von allem, wonach man Sie fragen wird! Sie werden mindestens noch ein Jahr der Vorbereitung brauchen, bevor Sie sich ins Examen wagen können." Ich erwiderte, daß das ausgeschlossen sei, da ich meinem Vater versprochen hätte, mein Examen noch im Laufe des Winters abzulegen, und zwar ein gutes Examen.

Nun ging ich an die Arbeit. Die Weisheit der Inder sagt: Wer alles weiß, der ist selig zu preisen, wer nichts weiß, dem kann geholfen werden, wer aber nur halb weiß, an dem wird Brahma selbst zum Knecht. Daß das Halbwissen wie überall so auch in der Politik gefährlich ist, haben nach dem Umsturz unter der Republik nicht wenige improvisierte Minister bewiesen, denen redlicher Wille und emsiger Fleiß nicht abgesprochen werden konnte, die aber dennoch in ihren Ämtern versagten. Ich befand mich in Greifswald im zweiten Fall: Ich wußte für mein Examen noch gar nichts. Da hieß es alle Kräfte anspannen. Ich stand regelmäßig um fünf Uhr früh auf und arbeitete dann in einem Zuge von sechs bis zwölf. Ich aß mit Arenberg und Hartmann an der Table d'hôte im Deutschen Haus. Wie 1870 in Bad Oeynhausen, so florierte auch in Greifswald die altväterische, gemütliche Table d'hôte. Von zwei bis drei besprach ich mit Arenberg und Hartmann, was ich am Vormittag studiert hatte. Ich kann nicht genug die Geduld rühmen, mit der besonders der Kaplan Hartmann Verständnis für die Rechtsgelehrsamkeit und ihre für das Examen in Betracht kommenden Fächer bei mir weckte und entwickelte.

Von drei bis fünf Uhr ritt ich spazieren, bei jedem Wetter, auch bei Schneegestöber und Glatteis. Ich hatte meine schöne Rappstute nach Greifswald mitgenommen. Ich ritt meist nach Eldena, einem an der Mündung des Flüßchens Ryk gelegenen Ort, der mich weniger durch seine Landwirtschaftsschule anzog als durch die Ruinen eines im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstörten Zisterzienserklosters, von dem einst die Gründung von Greifswald ausgegangen war. Von Eldena war die Ostsee zu erblicken. Nicht weit von der Landwirtschaftsschule lag ein Hain mit riesigen Buchen, von denen die Greifswalder behaupteten, daß sie im Sommer einen prächtigen Anblick böten. Vom winterlichen Spazierritt in mein bescheidenes Quartier zurückgekehrt, machte ich mich wieder an die Arbeit, die ich, nur durch ein frugales Abendbrot unterbrochen, meist bis Mitternacht ausdehnte. Um mich wachzuhalten, trank ich starken Tee. Bei zwölf Stunden Arbeit schlief ich kaum fünf Stunden.

Dieser Unfug hatte acht Wochen gedauert, als ich an einem Sonntag, nachdem ich den Gottesdienst in der Marienkirche besucht hatte, deren schöne, aus Holz geschnittene Kanzel im ganzen Regierungsbezirk Stralsund berühmt war, in meinem Zimmer von einer schweren Ohnmacht befallen wurde. Sie trat genau so ein wie fast fünfunddreißig Jahre später meine Ohnmacht im Reichstag. Auch die Ursache war die gleiche: zuviel Arbeit bei zuwenig Schlaf. Da ich in Greifswald von der Ohnmacht in meinem Stübchen überrascht wurde, nicht vor der Vertretung des deutschen Volkes und dichtgefüllten Tribünen, so wurde kein Aufheben von dem kleinen

Zwischenfall gemacht. Ich nahm, nachdem ich mich einige Tage ausgeruht hatte, meine Arbeit wieder auf, gönnte mir aber seitdem wöchentlich zwei freie Abende, an denen ich bei befreundeten Professoren vorsprach, bisweilen auch mit den charmanten Offizieren des Jäger-Bataillons Billard spielte. Bei dem Pommerschen Jäger-Bataillon Nr. 2 in Greifswald hatte einst Fürst Bismarck seine Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger absolviert, während er gleichzeitig an der landwirtschaftlichen Akademie zu Eldena studierte.

Zum Examen bereitete ich mich nach eigener Methode vor. Als Ariadnefaden in dem juristischen Labyrinth diente mir ein Extrakt der Rechtswissenschaft, dessen Verfasser, wenn ich mich recht erinnere, Bender hieß. Durch eigenes Nachdenken suchte ich an der Hand dieses schmalen Bändchens meinen Weg durch das Gestrüpp der Gesetze und Rechte, die sich, wie der lose Mephisto behauptet, von Geschlecht zu Geschlechte wie eine ew'ge Krankheit fortschleppen. Wenn ich allein nicht weiterkonnte, suchte und fand ich Belehrung bei dem gütigen Kaplan Hartmann. Von den Professoren der Universität stehen mir noch heute zwei hervorragende Dozenten in bester Erinnerung. Der Philologe Wilhelm Studemund war ein Mann von ungewöhnlicher Frische und sprudelndem Geist. Wenn er das Wort ergriff, schwieg alles, an der Table d'hôte wie bei einem Abendkränzchen, um ihm zu lauschen. Er ist später von Greifswald nach Straßburg und von dort nach Breslau berufen worden, wo er 1889 starb, kaum sechsundvierzig Jahre alt, zu früh für die Wissenschaft, um die er sich durch die Entzifferung von Palimpsesten des Gajus und des Plautus verdient gemacht hat. Einen noch stärkeren Eindruck machte mir Professor Ernst Immanuel Bekker. Als ich ihn in Greifswald kennenlernte, war er schon über vierzig Jahre alt. Er ist erst ein halbes Jahrhundert später, im Sommer 1916, hochbejahrt aus dem Leben geschieden. In einem Distichenpoem rief ihm Theodor Mommsen zu seinem siebzigsten Geburtstag zu: „Der Epaulett und Talar verstanden mit Ehren zu tragen; welcher kundig des Rechts dennoch Lateinisch versteht; tapfer und klug und beredt, aber den Freunden ein Freund." Ernst Immanuel Bekker blickte schon 1872 auf ein bewegtes und interessantes Leben zurück. Sohn des Philologen August Immanuel Bekker, der unter Friedrich dem Großen geboren, erst wenige Tage vor dem Einzug nach dem Siebziger Kriege starb, war er, nachdem er bei Karl Adolph Vangerow Pandekten gehört hatte, Linienoffizier geworden und erlebte als Adjutant eines Ersatz-Bataillons die Mobilmachung im Jahre 1850. Er pflegte, wenn er davon sprach, hinzuzufügen, daß die Zerfahrenheit und Schwäche der preußischen Politik jener Tage seine Dankbarkeit und Verehrung für Bismarck, „wenn möglich", noch erhöhe. Gern hob er dabei hervor, daß die Ehr- und Standes-

Professoren

begriffe des preußischen Offiziers für seine Lebensanschauung bestimmend geblieben seien.

Während seiner Militärzeit war er in freundschaftliche Beziehungen zu dem Grafen Karl Bismarck-Bohlen getreten und hatte, von diesem eingeführt, in der Konfliktzeit fast ein Jahr im Auswärtigen Amt unter Otto von Bismarck-Schönhausen gearbeitet, dem er seitdem in unerschütterlicher Treue und Bewunderung anhing. Das verhinderte ihn nicht, auch die Irrtümer und Fehler des großen Staatsmannes zu erkennen. Für den verhängnisvollsten dieser Fehler hielt Bekker die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Er schrieb darüber schon in den siebziger Jahren: „Warten Sie keine hundert Jahre, und alle Welt wundert sich, wie Bismarck, unser großer, allverehrter Bismarck, so was uns einbrocken konnte. Nun, Bismarck war doch eben auch nur ein Mensch. Und es ist mir noch sehr gut erinnerlich, wie mein Freund Karl Bismarck auf meine Bedenken mir sagte, sein großer Vetter habe das auch nur getan der kleinen Fürsten wegen, die sollten jetzt tanzen lernen. Dazu brauche er die Massen, mit denen er dann schon fertig werden würde. Derselbe Rechenfehler wie beim Kulturkampf." Bekker war ein strammer Konservativer im altpreußischen Sinne, aber den ursprünglich eigenen Sinn hat er sich auch von seiner Partei nie rauben lassen. Er fand es begreiflich, daß die Konservativen Bismarck Opposition machten, als dieser im ersten Quinquennium nach der Wiedererrichtung des Reiches wirtschaftlich und politisch liberale Wege einschlug. Aber er beklagte es tief, daß einzelne konservative Politiker sich gegen den großen Minister zu unwürdigen persönlichen Verdächtigungen hinreißen ließen. Viele Jahre später, 1909, hat Ernst Immanuel Bekker den Widerstand der Konservativen gegen die von mir vorgeschlagene maßvolle Erbschaftssteuer wie gegen die gleichzeitig von mir in Angriff genommene, notwendige Reform des preußischen Wahlrechts „undankbar, überdies unpolitisch" genannt und die üblen Folgen vorausgesehen und vorausgesagt, die diese konservative Taktik für die konservative Partei selbst und leider auch für Preußen und Deutschland haben würde.

Der Kulturkampf

In Greifswald erlebte ich die Anfänge des Kulturkampfes. Am 18. Januar 1872 wurde dort der Jahrestag der ein Jahr vorher erfolgten Proklamation des deutschen Kaiserreiches mit einem von allen Kreisen der Stadt und namentlich den Lehrern der Hochschule besuchten Kommers gefeiert. Im Laufe des Tages war die Nachricht eingetroffen, daß der Kultusminister von Mühler seine Entlassung erhalten habe. Der Jubel war groß. Nun, hieß es, breche ein neuer, schöner Morgen an. Die Sonne der Aufklärung und geistigen Freiheit sei für Deutschland aufgegangen. Nur der Kaplan Hartmann schüttelte den Kopf. „Es ist nicht die Kirche", sagte er zu mir, als wir nach dem Kommers über den Markt mit seinen Giebel-

häusern am Rathaus vorbei nach Hause gingen, „um die ich mich sorge, sondern es ist unser deutsches Vaterland, für das ich fürchte. Die katholische Kirche hat schon ganz andere Stürme überstanden. Sie wird auch den von den Liberalen sehr aufgebauschten Streit wegen der Unfehlbarkeit überdauern. Die Altkatholiken sind eine Handvoll Blätter, die von der Eiche herunterfallen. Das bedeutet nicht viel. Aber für Deutschland gibt es, wie unsere ganze Geschichte lehrt, kaum etwas Gefährlicheres als konfessionellen Streit. Davon wird und kann im letzten Ende nur der Radikalismus profitieren." Der würdige Mann hat recht behalten. Die Freisinnigen jubelten Bismarck zu, als er den Kampf gegen die katholische Kirche aufnahm, ließen ihn aber bald im Stich.

Doch, ach! Schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.

Ein berühmter Demokrat, Professor Virchow, prägte 1873 in dem von ihm verfaßten Wahlprogramm der Fortschrittspartei das Wort vom „Kulturkampf". Aber nicht lange nachher schloß der Führer der Fortschrittspartei, Eugen Richter, wo er nur konnte, Wahlbündnisse mit dem Zentrum. Die Sozialdemokratie, in allen katholischen Ländern die erbitterte Feindin der katholischen Kirche, ist in Deutschland, vor dem Umsturz und erst recht seitdem, stets bemüht gewesen, dem Zentrum den Steigbügel zu halten, wofür sich das Zentrum gern revanchiert. Wie konnte unser großer Bismarck so irren? Weil er weder den Katholizismus noch die Kurie kannte. Als der kirchenpolitische Kampf sich ankündigte, sagte der kluge, erfahrene, ganz vorurteilslose Staatssekretär Pius' IX., Kardinal Antonelli, zu einem ihn besuchenden deutschen, protestantischen Prinzen: „Ich verstehe den Fürsten Bismarck nicht. Wie kann dieser große Staatsmann sich so täuschen? Uns wird er nichts anhaben. Daß der Papst den Kirchenstaat verloren hat, ist ja sehr traurig, aber wir sind durch dieses uns widerfahrene Unrecht ganz unangreifbar geworden. Wenn sich Bismarck zu einer Maßregelung unserer Geistlichen, zu einer Verfolgung unserer Kirche in Deutschland hinreißen läßt, so wird er uns eher nützen. Wir haben schließlich doch eine gewisse Erfahrung. Wir haben in manchen Ländern schon manche Verfolgung erlebt. Wir kennen speziell die deutschen Katholiken sehr genau. Durch Maßnahmen, wie Bismarck sie plant, wird in Deutschland der Eifer der Gläubigen, ihre Liebe zu ihrem Oberhirten neu belebt, das religiöse Leben nur gekräftigt und vertieft werden. Wie kann ein so großer Mann wie Bismarck so irren? Che peccato! (Wie schade!)" Giacomo Antonelli stammte aus dem Räubernest Sonnino in den Sabiner

Antonelli über Bismarck

Bergen. Er war der Sohn eines Rinderhirten. Er besaß den klaren, nüchternen, elastischen, realpolitischen Verstand, der die Kurie seit fünfzehnhundert Jahren durch viele Stürme geführt und der auch das moderne Italien aufgebaut hat, das unser stolzes Bismarcksches Reich überdauerte.

Kurd von Schlözer erzählte mir im Januar 1886, er habe, als er 1882 von Bismarck nach Rom gesandt wurde, um den Frieden mit der Kurie anzubahnen, einmal an einem schönen Nachmittag an dem hölzernen Tisch einer Osteria mit einigen ihm befreundeten Prälaten Vino di Orvieto getrunken. Die Prälaten sprühten von Geist und Witz. Da habe er zu ihnen gesagt: „Ach, wenn unser Bismarck nur ein einziges Mal in seinem Leben mit euch in der römischen Campagna Vino di Orvieto getrunken und offenherzig geplaudert hätte, so würde er nicht den Unsinn des Kulturkampfes gemacht haben." Die Prälaten lächelten, und der älteste Monsignore klopfte Schlözer auf die Schulter mit den Worten: „Questo bravo ministro di Prussia non è mica un minchione." (Dieser treffliche preußische Gesandte ist gar nicht so dumm.) Bismarck war noch weniger ein „minchione" als Schlözer, aber er hat meist nur ganz verstanden, was er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte. Abstrakte Vorstellungen, Erzählungen anderer, Lektüre sagten ihm nicht viel. Und dann: Wem gelingt es? Trübe Frage, der das Schicksal sich vermummt! Auch die Allergrößten haben geirrt, haben schwer geirrt, aber sie unterscheiden sich dadurch von den Narren, daß sie nicht im Irrtum verharren, sondern vom Irrtum wieder zur Wahrheit reisen, daß sie, um einen Lieblingsausdruck von Bismarck zu gebrauchen, „wenden" können, bevor der Wagen in den Abgrund saust.

Das Examen bestanden

Die Erregung, die der Kulturkampf in das öffentliche Leben Deutschlands brachte, konnte meinen Freund Arenberg und mich nicht in unserer emsigen Vorbereitungsarbeit beirren. Wir taten unser Bestes und gingen Mitte März 1872 zusammen ins Examen. Wie fünf Jahre früher beim Abiturium in Halle und später bei meinem diplomatischen Examen entnahm ich auch dem Verlauf der Greifswalder Prüfung, daß die staatlichen Examina einen sicheren Maßstab für das Wissen und die Kenntnisse des Examinanden kaum liefern können. Mein lieber Arenberg war ein besserer Jurist als ich. Aber da ich ihm an Schlagfertigkeit, dialektisch und eristisch (im Schopenhauerschen Sinne) überlegen war, schnitt ich besser ab als er. Meine Prüfung durch Professor E. I. Bekker glich mehr einer Disputation als einem Examen. Der große Rechtslehrer, der schon meine schriftliche Arbeit über eine Frage des Pfandrechts sehr günstig zensiert hatte, stellte beim mündlichen Examen die an mich gerichteten Fragen in so geistreicher und dabei so wohlwollender Form, daß es für mich nur darauf ankam, die mir zugeworfenen Bälle mit einiger Geistesgegenwart aufzufangen. In meinem Zeugnis über das bestandene Examen wurde mir

bescheinigt, daß der Rechtskandidat Leutnant Bernhard von Bülow aus Flottbek die Prüfung zum Referendariat mit dem Prädikat „Gut" bestanden habe, ein damals nicht oft erteiltes Prädikat. Arenberg mußte sich mit „Befriedigend" begnügen. Der Vorsitzende der Prüfungskommission, der Appellationsgerichtspräsident Albrecht, und mein gütiger Gönner Professor Ernst Immanuel Bekker sprachen mir die Hoffnung aus, daß ich die richterliche Laufbahn einschlagen möge, die in Deutschland zum Schaden beider Teile die jungen Herren vom Adel allzu selten wählten, während in Frankreich die richterliche Robe dem Degen des Offiziers gleichgesetzt würde.

Greifswalds Sehenswürdigkeiten

Am Tage nach unserer Prüfung verließen Arenberg und ich das gute Greifswald, das ich nie wiedersah. So habe ich auch von den beiden größten Sehenswürdigkeiten der Stadt nur die eine zu sehen bekommen. Diese beiden Kuriositäten waren der Croy-Teppich und der Schwedische Major. Der in der Universität aufbewahrte Croy-Teppich war ein Gobelin aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Luther darstellt, wie er vor der pommerschen Kurfürstenfamilie predigt. Dieser Teppich wurde leider nur alle zehn Jahre gezeigt. Er war zuletzt im Frühjahr 1871 ausgestellt worden. Wir hätten also noch mehr als acht Jahre warten müssen, um ihn zu sehen, worauf wir verzichteten. Dagegen haben wir die zweite Greifswalder Merkwürdigkeit erblickt, nämlich den Schwedischen Major. Bekanntlich stand Greifswald mit Neuvorpommern von 1648 bis 1815 unter schwedischer Hoheit. „Der schwedische Major", wie er allgemein hieß, war 1872 schon über achtzig Jahre alt. Er war in seiner Jugend in schwedische Dienste gegangen und hatte es dort bis zum Major gebracht. Als solcher hatte er seinen Abschied genommen und verbrachte nun seinen Lebensabend in seiner Vaterstadt Greifswald. Er war ein guter Preuße geworden. Wenn aber nach deutscher Art, oder vielmehr Unart, auf die schlechten Zeiten geschimpft wurde, summte er wohl vor sich hin: „Ja, ja, unter den drei Kronen, da war noch gut wohnen." Im schwedischen Wappen figurieren drei goldene Kronen in blau. Der schwedische Major wurde an der Table d'hôte im „Deutschen Haus" mit besonderer Hochachtung behandelt.

Auf der Rückfahrt nach Berlin machten wir halt in Pasewalk, das mich anzog als Garnison der 2. Kürassiere, die als Ansbach-Bayreuth-Dragoner sich bei Hohenfriedberg mit Ruhm bedeckt hatten. Mein Lieblingsmarsch, die schönste Musik, die ich kenne, ist immer der Hohenfriedberger Marsch geblieben. Auch das habe ich von meinem lieben Oberst von Loë angenommen, der zu sagen pflegte, er wolle einmal bei den Klängen des Hohenfriedberger Marsches begraben werden, ein Wunsch, dem bei seiner Beisetzung im Juli 1908 entsprochen wurde. Der General Christoph Carl von Bülow hatte in der Schlacht von Torgau, am 3. November 1760, als Oberst der Ansbach-Bayreuth-Dragoner durch einen glänzenden Reiter-

angriff den Sieg der preußischen Fahnen herbeigeführt. Er stieg später zu den höchsten Chargen auf, wurde General der Kavallerie, Generalinspekteur, Ritter des Schwarzen Adlerordens und, was ihn am meisten gefreut haben wird, schließlich Chef der Ansbach-Bayreuth-Dragoner. Wir suchten sein Grabdenkmal in der Pasewalker Kirche auf, bewunderten auch einen schönen Mauerturm, der wegen seiner weiten Aussicht den echt pommerschen, gemütlichen Namen „Kiek in die Mark" trug. Wir promenierten Arm in Arm auf dem Marktplatz und schmiedeten Zukunftspläne. Ich trug mich noch mit der Hoffnung, daß mein Vater mir als Belohnung für mein gutes Examen erlauben werde, vorläufig bei den Königshusaren in Bonn zu bleiben.

Die Berufsfrage

Als ich am nächsten Tage in Berlin eintraf, schnitt mein Vater weitere Illusionen in dieser Richtung mit der Eröffnung ab, daß er über meine Zukunft endgültig verfügt habe. Er habe mit dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, Exzellenz von Thile, gesprochen und ihn gefragt, ob eine Chance wäre, daß ich in den diplomatischen Dienst übernommen werden könnte. Herr von Thile habe erwidert, daß die Aussichten in dieser Beziehung sogar ganz günstig seien. Nach dem siegreichen Krieg ströme alles zur Armee, während es unserer Diplomatie an Nachwuchs fehle. Fürst Bismarck habe kürzlich an das Militärkabinett geschrieben und es gebeten, drei tüchtige Offiziere zum Auswärtigen Amt zu kommandieren. Von diesen drei Offizieren ist, wie ich einschalten will, nur einer im Auswärtigen Dienst geblieben: Graf Kuno Rantzau, damals Leutnant im 3. Garde-Ulanen-Regiment. Er sollte 1878 der Schwiegersohn des Fürsten Bismarck werden. Er hat in der nicht leichten Stellung eines Eidams des mächtigen Kanzlers Takt und Würde bewiesen. Er war dabei ein pflichttreuer Beamter, über den Durchschnitt begabt, ein vornehmer Charakter mit den guten Eigenschaften des Holsteiners: Zuverlässigkeit, Ruhe und gewissenhafter Fleiß. Er hat wie im Auswärtigen Amt so auch später als Gesandter in München und im Haag nichts verdorben, wohl aber zusammen mit seiner lieben und guten Frau Achtung und Sympathie eingeflößt. Daß Holstein und Phili Eulenburg, die beim Sturze des Fürsten Bismarck und noch viele Jahre nach diesem Sturze Hand in Hand als intime Freunde gingen, Kuno Rantzau anfeindeten, hatte seine guten Gründe. Holstein grollte Rantzau, weil dieser seine bisweilen arg verschlungenen Wege und oft bedenklichen Ränke nicht mitmachen wollte. Phili aspirierte auf den von Rantzau bekleideten Posten in München. Die beiden anderen 1872 zum Auswärtigen Amt kommandierten Offiziere sind nicht im diplomatischen Dienst geblieben. Der eine, Herr von Werthern, ein Zwölfer Husar, dem einst eine größere Zukunft prophezeit worden war, sei es in der Armee, sei es als Diplomat, hat es nur bis zum Kommandanten der kleinen Festung Wesel gebracht, der andere, Herr von Brandis, ein Hannoveraner, bis zum

Hofmarschall in Sigmaringen. Sic eunt fata hominum, ach gingen sie doch nicht so krumm, heißt es nicht mit Unrecht in einem alten Bülowschen Stammbuch unter einer Zeichnung, die eine Zickzacklinie darstellt.

Ein Jahr nach Metz

Nach der ihm von Herrn von Thile gewordenen Orientierung hatte mein Vater an meinen Kommandeur, den Prinzen Heinrich XIII. Reuß, geschrieben, daß er um meine Überführung zu den Offizieren der Reserve bitte, und im gleichen Sinne mit dem Chef des Militärkabinetts, dem General von Albedyll, gesprochen. Mein Vater drückte mir den Wunsch aus, daß ich, dem Rate des Unterstaatssekretärs von Thile folgend, zunächst ein Jahr in Metz beim Landgericht und beim Bezirkspräsidium arbeiten möge. Er habe mich zum diplomatischen Dienst bestimmt und sehe mit Herrn von Thile in der für mich in Aussicht genommenen Tätigkeit in Metz die beste Vorbereitung für meinen künftigen und endgültigen Beruf. „Ich glaube zwar gern mit deinem von mir sehr geschätzten Gönner, dem General Loë, daß du mit der Zeit einen schneidigen Husarenoberst abgeben würdest, meine aber doch, alles in allem, daß die diplomatische Laufbahn dir am meisten liegt. Du weißt, wie lieb ich dich habe. Du weißt auch, daß ich mit siebenundfünfzig Jahren und als ein Mann, der wie Odysseus vieler Menschen Städte sah und Sitten kennenlernte, einige Lebenserfahrung besitze. Ich habe mir die Sache reiflich überlegt. Es bleibt bei Metz. Wenn Fürst Bismarck dich nach einem Jahr nimmt, dann Glück auf für das Auswärtige Amt und die diplomatische Karriere." Gleichzeitig schenkte mir mein Vater den „Guide diplomatique" von Martens. Mein Vater war ein Bibliophile und hatte den „Guide diplomatique" in Leder schön einbinden lassen. „Gerade in der Diplomatie", fuhr er fort, „lernt man durch das Leben mehr als durch Bücher. Aber wer ein Künstler werden will, und die Diplomatie ist, merke dir das, keine Wissenschaft, auch leider kein Zweig der Ethik, sondern eine Kunst, der muß auch die Technik seines Berufes beherrschen. Dazu soll dieses Buch dir dienen."

Abschied von Bonn

Mit meinem Martens bewaffnet, trat ich die Reise nach Bonn an, wo ich nur noch sechs Wochen Husarenleben vor mir hatte, die ich wie den letzten Schluck eines guten Weines doppelt genoß. Unter Galen, der ein ausgezeichneter Reiter war, wurde flott exerziert und jeden Tag durch den Sprunggarten gegangen. Die Felddienstübungen erschienen mir hochinteressant. Die Schnitzeljagden liebte ich fast noch mehr. Das Leben im Kameradenkreise behagte mir ungemein. Ich habe später die Klubs von Berlin und Wien, von Athen und Bukarest, von St. Petersburg, London und Rom kennengelernt. In keinem Klub der Welt habe ich mich so wohl gefühlt wie in unserem bescheidenen Kasino in der Sterntorkaserne. In keiner Gesellschaft konnte eine schönere Harmonie herrschen als in unserem Offizierkorps. Daran änderte auch der leidige Kulturkampf nichts,

der immer schärfere Formen annahm. Nie fiel im Kreise der Kameraden eine Äußerung, die einen Andersgläubigen hätte verletzen können. Der evangelische Offizier führte, wenn es der Dienst so mit sich brachte, am Sonntag die katholische Mannschaft in den ehrwürdigen Münster, der katholische die evangelischen Husaren in die schöne, neuerbaute evangelische Kirche. Ich will nicht verschweigen, daß wir Evangelischen unser Haupt verhüllten, wenn wir im Gefängnishof die Kapläne spazierengehen sahen, die dafür, daß sie die ihnen pflichtgemäß obliegende Messe gelesen hatten, hier ihre Strafe abbüßten. Erreicht wurde durch diesen wenig würdigen Kleinkrieg nur, daß der religiöse Eifer des katholischen Bevölkerungsteiles noch mehr angefeuert wurde. Der kluge Giacomo Antonelli behielt recht.

Am 11. Juni 1872 wurde ich zu den Reserveoffizieren des Regiments versetzt. Einige Tage später gab mir das Regiment ein Abschiedsessen im Kasino, bei dem der Kommandeur, Prinz Heinrich XIII. Reuß, einen sehr gütigen Trinkspruch auf mich ausbrachte. Als wir nach Aufhebung des Essens in dem kleinen Gärtchen vor der Veranda zusammenstanden, hörte ich meinen Freund Schrader mit seiner Trompetenstimme erklären: „Ich bleibe dabei, daß Tschoppe noch einmal Reichskanzler wird." Tschoppe war der Spitzname, den ich im Regiment trug. Warum ich so genannt wurde, weiß ich nicht mehr und habe es vielleicht nie gewußt. Spitznamen entstehen meist durch Zufall, in der Weinlaune oder durch plötzliche Inspiration. Die Vorsehung hat es weise so eingerichtet, daß der Mensch in seiner Jugend empfänglicher ist für Freud und Leid als im Alter. Bonn und meinem Regiment Lebewohl zu sagen, wurde mir, wie es mir wenigstens heut erscheint, saurer als spätere Abschiede aus größeren Städten und Wirkungskreisen. Ich habe das Kasino meines Regiments und die Sterntorkaserne erst dreißig Jahre später wiedergesehen, als Reichskanzler.

Am Tage nach meinem Abschiedsessen verließ ich Bonn. Es war mir eine große Freude, daß mein lieber Franz Arenberg mir seine Absicht anvertraute, mit mir nach Metz zu gehen. Wir verabredeten, daß wir uns dort Ende August treffen und, wenn möglich, eine gemeinsame Wohnung beziehen würden. Die Zwischenzeit verlebte ich in Klein-Flottbek in der Elbparkvilla, die ich als entamteter Kanzler im Sommer bewohne. Ich hauste in einem Zimmer des zweiten Stockes, das jetzt meine liebenswürdige Sekretärin beherbergt, der ich diese Erinnerungen diktiere. Das Zimmer ist nicht allzu groß, gewährt aber einen schönen Blick auf die schöne Elbe. In Flottbek, das mir immer als meine eigentliche Heimat erschienen ist, freute ich mich des Zusammenseins mit meinen guten Eltern und studierte unter den ernsten Augen meines Vaters den Leitfaden von Martens. Mein Vater kommentierte und erläuterte mir den „Guide diplomatique". Ich konnte mir keinen besseren Mentor wünschen. Bismarck wußte, warum er

meinem Vater ein Jahr später, 1873, den Posten des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt antrug. Mein Vater war ein Diplomat der besten Schule, von großer Würde, dabei von immer gleicher Courtoisie. Wenn er wollte, die Klarheit selbst, und wenn er sein Spiel nicht aufzudecken wünschte, undurchdringlich. Mehrere Jahre nach dem 1879 erfolgten Tod meines Vaters erzählte mir Herbert Bismarck gelegentlich die nachstehende Äußerung seines großen Vaters: „Um eine Politik zu führen und zu einem guten Ende zu führen, wie ich sie von 1862 bis 1871 gemacht habe, dazu gehören, wie ich wohl ohne Überhebung sagen darf, exzeptionelle Gaben und Kräfte, die Gott nur wenigen verleiht, dazu gehört auch sehr viel Gnade von oben. Um das von mir in neun Jahren Erworbene zu erhalten, wie das seit 1871 unsere Hauptaufgabe ist, dazu bedarf es vor allem guter Nerven, einer wohlequilibrierten Seele und einer geschickten Hand. Diese Eigenschaften besaß der Staatssekretär von Bülow in hervorragendem Maße."

Ankunft in Metz

Ende August 1872 traf ich in Metz ein, wo mich Franz Arenberg am Bahnhof erwartete und nach der Wohnung führte, die er in der Rue des Clercs, später in „Priesterstraße" umgetauft, für uns drei gemietet hatte. Der Dritte im Bunde war sein ältester Bruder Philipp, der schon vor seinem jüngeren Bruder das Referendar-Examen bestanden hatte und am Landgericht arbeitete. Er würde gewiß einen vortrefflichen richterlichen oder Verwaltungsbeamten abgegeben haben. Aber es war sein innerster Wunsch, Geistlicher zu werden. Seine Eltern waren eifrige Katholiken, aber sie wollten ihrem Sohn nur dann erlauben, die geistlichen Weihen zu nehmen, wenn er nach längerer Prüfung sich seiner Vokation völlig sicher fühle. Philipp Arenberg war ein Kind Gottes. Einfältig in den Augen frivoler Weltleute, aber sehr weise im Sinne der Bergpredigt (Ev. Math. V, 8 u. 9). Das Ewige stand ihm höher als das Zeitliche. Und die Frage, wie man in den Himmel kommt, erschien ihm viel wichtiger als die Frage, wie weit er es in dieser Welt bringen würde. Er führte in unserem kleinen Kreise den Spitznamen „Piel". Ich hatte „Piel" sehr lieb. Er empfing wenige Jahre nach unserem Zusammensein in Metz die Priesterweihe und hat dann viele Jahre in Eichstätt in Bayern als Domherr und vertrauter Berater des von Leo XIII. besonders geschätzten Bischofs Freiherr von Leonrod still, bescheiden und segensreich gewirkt, Gott hat seinem treuen Diener auch ein seliges Ende beschieden. Er wurde, noch nicht sechzig Jahre alt, auf der Durchreise durch Wien, unmittelbar nachdem er im Stephansdom die heilige Messe gelesen hatte, vom Schlage gerührt und ist ohne Schmerzen noch Todeskampf sanft hinübergegangen.

Bevor ich in diesen meinen Erinnerungen von meinem guten Piel Abschied nehme, möchte ich eines Zwischenfalls Erwähnung tun, der, an

und für sich ohne größere Bedeutung, doch dazu beigetragen hat, die Lebensfreundschaft zwischen François Arenberg und mir zu einer unauflöslichen zu machen. Nachdem wir einen Ausflug zu den Schlachtfeldern bei Metz unternommen hatten, suchten Philipp Arenberg und ich abends in Metz ein kleineres Restaurant auf, das von deutschen Offizieren frequentiert wurde. Uns gegenüber saß ein Hauptmann, der offenbar bezecht war. Nachdem er Philipp Arenberg in provozierender Weise fixiert hatte, erging er sich in Redewendungen über Duckmäuser, die in den Betstuhl gehörten, aber nicht unter Offiziere. Mein lieber Piel blickte traurig und ratlos um sich. Ich intervenierte, indem ich in scharfem Ton den Hauptmann darauf aufmerksam machte, daß ich sein Benehmen unanständig fände. Er entgegnete, daß er sich gar nicht an mir reiben wolle. Ich antwortete, ich verlangte, daß man sich in einem von mir besuchten Lokal und noch dazu gegenüber einem Freund von mir anständig benehme. Im übrigen würde ich ihm am nächsten Morgen meine Sekundanten schicken. Der so Abgefertigte entfernte sich. Als Piel und ich wieder in unserer gemeinsamen Wohnung eintrafen, fiel der Gute mir weinend um den Hals, um mir zu gestehen, warum er dem ihn beleidigenden Hauptmann nicht in gleicher Tonart geantwortet habe. Er habe ebensoviel Mut wie irgendein Offizier und sei jeden Augenblick bereit, sein Leben einzusetzen, um einen Menschen zu retten oder bei schwerer Ansteckungsgefahr Kranke zu pflegen. Aber ein Duell könne er nicht mit seinen religiösen Anschauungen vereinigen, schon weil die Möglichkeit ihn entsetze, vielleicht ohne letzte Sakramente und ohne Absolution von dieser Erde zu scheiden.

Wie dies bei Duellen zu sein pflegt, verging der nächste Morgen in endlosen Verhandlungen zwischen dem Sekundanten des Gegners von Philipp Arenberg und meinem Sekundanten, einem schneidigen Rittmeister von dem damals in Metz stehenden Dragoner-Regiment Nr. 10. Die Sache endigte damit, daß der Beleidiger Philipp Arenberg um Vergebung bat und erklärte, er habe niemals beabsichtigt, diesem ausgezeichneten Kavalier zunahezutreten, worauf ich meine Forderung zurücknahm. Am nächsten Tage sagte mir Franz Arenberg, er würde mir mein Eintreten für seinen Bruder niemals vergessen. „Désormais entre nous c'est à la vie et à la mort." Er hat sein Wort gehalten.

XX. KAPITEL

Beim Kaiserlichen Landgericht in Metz • Rudolf Freiherr von Seckendorff • Staatsanwalt Ittenbach • Assessor Magdeburg • Plädoyer vor dem Metzer Schwurgericht Das deutsche Theater in Metz • Besuch bei den Eltern Arenbergs in Marche-les-Dames Dienst beim Bezirkspräsidium • Kuraufenthalt in Heiden und Reichenhall • Vater zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts ernannt • Bernhard von Bülow Attaché im Auswärtigen Amt • Ratschläge des Vaters für den diplomatischen Dienst

Gönner in Metz

Während meiner Dienstzeit in Metz machte ich die Bekanntschaft von zwei ausgezeichneten Männern, mit denen mich mein ganzes Leben hindurch freundschaftliche Beziehungen verbanden. Freiherr Rudolf von Seckendorff, damals kaiserlicher Prokurator am Landgericht in Metz, war der Sproß eines alten fränkischen Geschlechts, das Preußen und Österreich, Bayern und Württemberg im Militär- wie im Zivildienst treffliche Leute gestellt hat. In Köln als Sohn eines hohen preußischen Beamten und einer rheinländischen Mutter geboren, verband er strenges Pflichtgefühl und unerschütterlichen Rechtssinn mit vollem Verständnis für das Jus aequum und mit weltmännischen Formen. Als ich 1900 Reichskanzler wurde, fand ich Rudolf Seckendorff als Unterstaatssrekretär im Preußischen Staatsministerium vor. Er ist später Präsident des Reichsgerichts geworden und hat als solcher, im ganzen Reich geachtet und verehrt, viele Jahre seines hohen Amtes gewaltet. Mein zweiter Gönner in Metz, Max Ittenbach, war damals Erster Staatsanwalt am Landgericht. Ein echter Rheinländer, der bei aller Energie, wo solche nottat, durch sein joviales Wesen und seinen nie versagenden Humor bei Männern und Frauen gleich beliebt war. Gleich Seckendorff ein hervorragend tüchtiger Jurist, ist Ittenbach im Laufe der Jahre Generalauditeur der Armee und Marine, Kronsyndikus und Mitglied des Staatsrats und des Herrenhauses geworden. Seckendorff und Ittenbach waren beide Katholiken.

Von den jüngeren Herren des Bezirkspräsidiums gefiel mir besonders der damalige Assessor Magdeburg, der später zum Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau und schließlich zum Präsidenten der Oberrechnungskammer in Potsdam aufstieg. Es wäre von meiner Seite ein Zeichen bedauerlicher Oberflächlichkeit oder großer Borniertheit gewesen, wenn mich mein Lebensgang nicht hohe Achtung vor dem Beamtentum

des alten Obrigkeitsstaates gelehrt hätte, das in allen Zweigen der Staatsverwaltung Mustergültiges geleistet und in den Jahren des Umsturzes durch Selbstverleugnung und pflichttreue Hingabe an den Staatsgedanken Reich und Länder vor dem völligen Zusammenbruch gerettet hat.

Unter den Rechtsanwälten am Landgericht Metz war eine viel diskutierte, aber nicht uninteressante Persönlichkeit der Advokat Pistor. Als junger Mensch hatte er sich 1849 am Pfälzer Aufstand beteiligt, war nach dessen Niederwerfung über die französische Grenze nach Metz gegangen und hatte sich dort als Franzose naturalisieren lassen. Sein Sohn war französischer Offizier und leidenschaftlicher Franzose geworden, der sich im Deutsch-Französischen Krieg hervorgetan hatte und seitdem eine höhere Stellung im französischen Nachrichtendienst bekleidete, wo er schon durch seine Beherrschung der deutschen Sprache Vorzügliches geleistet haben soll. Die französische Polizei ist nach meinem Dafürhalten von Fouché bis zu Pietri und von diesem bis heute die beste, findigste und energischste Polizei der Welt. So war auch von jeher das Spionagewesen in Frankreich hervorragend organisiert. Wir sind im Nachrichtendienst wie im Spionieren und auch was die Propaganda in anderen Ländern betrifft, mit den Franzosen verglichen Stümper, wie sich das im Weltkrieg traurig gezeigt hat. Während der Sohn Pistor am Rhein spionierte, wo er einmal in Gesellschaft des Generals Miribel von unseren Militärbehörden abgefaßt wurde, plädierte der Vater seelenruhig am Landgericht in Metz.

Plädoyer vor den Geschworenen

Als ich ihm im Winter 1872/73 auf der Esplanade begegnete, frug er mich, ob ich Lust hätte, vor den Geschworenen zu plädieren. Er sei gern bereit, mir eine Sache anzuvertrauen, in der er als Offizialverteidiger bestellt sei. Der Fall liege freilich so gut wie hoffnungslos. Ein bayrischer Landstreicher habe einen lothringischen Landwirt erschlagen, der ihn aus seinem Garten ausgewiesen habe, wo er Äpfel stahl. Lothringische Geschworene würden diesen Vorgang kaum nachsichtig beurteilen. Es müsse auch in französischer Sprache plädiert werden. Ich erklärte mich gern bereit, die Verteidigung zu übernehmen. Im Laufe des Abends wurde mir der Dossier zugestellt. Ich las das dicke Aktenstück aufmerksam durch und strich alles, was sich zur Verwertung für die Verteidigung eignete, rot, was gegen meinen Klienten sprach, blau an. Dann legte ich mich früher als gewöhnlich schlafen, um am nächsten Morgen frisch zu sein.

Der Zweite Staatsanwalt plädierte auf Totschlag unter erschwerenden Umständen, also auf Zuchthaus. Er sprach fast nachlässig, da die Verurteilung des deutschen Angeklagten durch die französischen Geschworenen ihm ohnehin völlig sicher erschien. Als ich das Wort erhielt, ging ich sofort zum Angriff über: „Le procureur de l'Empereur vous a raconté les faits à sa manière, comme les comprend l'accusation. Je rétablirai la vérité comme

c'est le noble office de la défense." Ich entwarf das Bild eines schönen Sommermorgens, denn der Totschlag war im August begangen worden. Eine friedliche, freundliche, heitere Landschaft, die gesegnete Metzer Gegend. Wiesen, Gärten, Obstbäume. Ein Idyll. Ein müder, von harter Arbeit erschöpfter Wanderer, der wohl die ganze Nacht durchmarschiert war, sieht am Morgen ein Gärtchen vor sich und im Gärtchen einen Apfelbaum, un beau pommier. Lob des Apfelbaums. Ich zitiere Uhlands Gedicht von dem Wirte wundermild:

Ein goldener Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Der Wanderer verzehrt einen, vielleicht auch zwei Äpfel, dann streckt er sich zum Schlafe. Ich zitiere Macbeths Fluch gegen den, der den Schlaf mordet:

. . . . sleep, the innocent sleep,
Sleep that knits up the ravell'd sleave of care,
The death of each day's life, sore labour's bath,
Balm of hurt minds, great nature's second course,
Chief nourisher in life's feast . . .

Der rohe Eigentümer weckt mit brutalen Schelt-, vielleicht auch Drohworten den armen Schlafenden. Ich appellierte an J. J. Rousseau und an den Dichter des „Tell", um diesen Frevel zu brandmarken. Der Beleidigte, wohl auch Bedrohte greift nach einem Stein und wirft ihn nach seinem Beleidiger, sagen wir offen, seinem Angreifer. „Le cas de défense légitime était donné, pleinement donné." Der Stein trifft durch einen nicht vorauszusehenden, wirklich nicht zu ahnenden Zufall die Schläfe. Der Wurf führt den Tod herbei. Der deutsche Gerichtsarzt hatte bei der Autopsie den Toten und sein Gehirn für normal erklärt. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als mich auf einen Tierarzt zu berufen, der auch zum Leichenbefund zugezogen worden war und die Ansicht vertrat, der Tote habe eine auffällig dünne Gehirnschale gehabt. Ich rühmte den Bon sens des Tierarztes, des Mannes aus dem Volk, und deutete an, daß der Gerichtsarzt zu jenen Gelehrten gehöre, die vor Bäumen den Wald nicht sähen. Die deutsche Nationalität des Missetäters erwähnte ich nur, um der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß für die Ehrenmänner auf der Geschworenenbank die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit hoch über den Leidenschaften und Vorurteilen stünden, die leider die Völker und die Menschen entzweiten. Ich schloß, indem ich meinen Platz verließ, auf die Geschworenen zuging und ihnen mit erhobener Stimme zurief, daß ich nicht für mildernde Umstände plädierte, sondern eine glatte Freisprechung

fordere. „Je vous demande l'acquittement pur et simple, et vous me l'accorderez."

Als ich geschlossen hatte, nahm der Leiter der Schwurgerichtsverhandlung, ein Appellationsgerichtsrat aus Kolmar, ein Elsässer, der schon in französischer Zeit im Justizdienst gestanden hatte, das Wort, um die Jury zu warnen: „Le jeune stagiaire qui vient de parler, possède le don dangereux de l'éloquence. Je prie Messieurs les Jurés de ne pas se laisser entraîner trop loin par le brillant plaidoyer que nous venons d'entendre." Ich las in den Augen der Geschworenen, daß diese Warnung gar keinen Eindruck auf sie machte. Nach kurzer Beratung kehrten sie zurück, und der Obmann verkündete die Freisprechung des Angeklagten. Um zu sehen, welchen Eindruck diese Wendung auf meinen hinter mir sitzenden Klienten mache, wandte ich mich um und sah in ein sehr erstauntes Gesicht. „Dös hätt i net denkt, daß Sie mi frei kriegaten. Jetzt müssen's mia aba scho a paar Markl schenka, damit i mia für mein Freispruch an zünftig'n Abend mach'n ka." Ittenbach, Hamm, Seckendorff, Magdeburg, alle meine Freunde vom Landgericht und vom Bezirkspräsidium, gratulierten mir auf das herzlichste. Wenn ich ein Vierteljahrhundert später im Reichstag eine Entgleisung Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. einzurenken hatte, so flüsterte mir Ittenbach, der als Generalauditeur häufig auf der Estrade des Bundesrats erschien, bisweilen boshaft zu: „Das ist ja beinahe so knifflig wie seinerzeit der Fall mit dem Bayern in Metz."

Das Metzer Stadttheater

Wenn Themis mir im Gerichtssaal hold gewesen war, so sollte bald nachher Amor um so grausamer meiner spotten. Um deutsche Sprache und Kultur zu verbreiten, erschien eine deutsche Schauspielertruppe in Metz. Alle deutschen Beamten und Offiziere hielten es mit Recht für ihre Pflicht, im Metzer Stadttheater die Aufführungen der übrigens recht guten Truppe zu besuchen. Der Star der Truppe war die Naive. Sie hieß Ada. Sie war reizend. Sie hatte herrliches blondes Haar, sie hatte sentimentale und dabei doch schelmische Augen. Sie war vom ersten Augenblick an der Liebling des Publikums. Wenn sie als Käthchen von Heilbronn auftrat, entzückte sie, als Klärchen begeisterte sie, als Gretchen rührte sie uns unaussprechlich. Ich fehlte bei keiner Vorstellung. Ich applaudierte, als wäre ich der Chef der Claque. Trotz meines bescheidenen Budgets ließ ich ihr bei passenden Anlässen prächtige Blumensträuße und, wenn sie als Gretchen ihr „Heinrich! Heinrich!" gewimmert hatte, einen Lorbeerkranz überreichen.

Der würdige Regierungsrat Jonas, der das deutsche Theater betreute, stellte mich ihr vor. Aber es wollte mir nicht gelingen, ihr Herz zu rühren. Und warum? Ich hatte einen Rivalen. Und wer war dieser Rivale? Der Komiker der Truppe. Ich empfand alle Qualen der Eifersucht, einer offenbar

begründeten Eifersucht. Ich nahm einen letzten Anlauf. Als Ada, zwei Tage bevor die deutsche Theatertruppe Metz verließ, den Wunsch ausdrückte, Nancy kennenzulernen, schlug ich ihr einen gemeinsamen Ausflug dorthin vor. Sie akzeptierte. Aber bei der Abfahrt vom Metzer Bahnhof erschien sie nicht allein, sondern in Begleitung einer Kollegin, der häßlichsten Dame der Truppe, einer Böhmin, deren ordinärer tschechischer Akzent mir überdies auf die Nerven ging. Man konnte sich keine greulichere Duenna vorstellen. Trotzdem freute ich mich der gemeinsamen Fahrt. Es freute mich auch, Ada das anmutige Nancy zu zeigen und mit meinem Französisch glänzen zu können. Ich freute mich des gemeinsamen Diners in einem eleganten Restaurant. Das konnte ihr der gräßliche Mime kaum bieten.

Aber als wir abends nach Metz zurückkehrten, war ich, um mich französisch auszudrücken, gros Jean comme devant. Und doch — so hartnäckig kann ein Verliebter sein — erschien ich am nächsten Mittag zur Abreise der Truppe auf dem Bahnhof. Ada hatte mir den Wunsch ausgesprochen, ein Schoßhündchen zu besitzen. Ich trieb noch am Vormittag einen kleinen, reizenden Zwergpintscher auf, den ich ihr in einem Körbchen überreichte, ein rosa Bändchen um den Hals. Sie schien wirklich erfreut und gerührt. Als der Zug sich in Bewegung setzte, warf sie mir ein Kußhändchen zu, aber hinter ihrem blonden Köpfchen erschien die höhnische Fratze des Komikers, der, sicher gemacht durch die Entfernung, mir eine Nase drehte. In seinen nachgelassenen Aphorismen zur Metaphysik der Geschlechtsliebe meint Schopenhauer, die Gunst eines schönen Weibes allein durch seine Persönlichkeit zu gewinnen, sei vielleicht ein noch größerer Genuß für die Eitelkeit als für die Sinnlichkeit, denn man erhalte dadurch die Gewißheit, daß die eigene Persönlichkeit ein Äquivalent für jene über alle anderen geschätzte, bewunderte, vergötterte Person sei. Dieses Glück ist mir in meiner Jugend bisweilen zuteil geworden. Es ist richtig, daß der Gedanke, ohne Macht, Stellung, Reichtum, lediglich um seiner selbst willen von einer schönen Frau geliebt zu werden, das Vertrauen zu den eigenen Kräften und der eigenen Person mächtig heben und stärken kann. Aber Fräulein Ada lehrte mich, daß Schopenhauer auch recht hat, wenn er in seinen Aphorismen hinzufügt: Gerade weil die Eitelkeit in der Liebe eine bedeutsame Rolle spielen könne, sei verschmähte Liebe so schmerzlich, besonders, wenn mit begründeter Eifersucht vereint. Ich habe nie wieder von Ada gehört. Was mag aus ihr geworden sein? „Où sont les neiges d'antan?“ „Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr geblieben?“ So frug melancholisch vor dreihundert Jahren der französische Dichter Pierre de Ronsard.

Um mich, der ich anfangs doch etwas verstimmt gewesen war, zu trösten, schlug mir mein lieber Franz Arenberg vor, mit ihm acht Tage bei seinen

Marche-les-Dames

Eltern in Marche-les-Dames bei Namur zu verleben. Man konnte sich kaum ein freundlicheres Heim denken als Marche-les-Dames und sicherlich keinen harmonischeren Familienkreis als den Arenbergschen. Der Vater, Prinz Anton Arenberg, erinnerte in Gesichtsschnitt, Ausdruck und Haltung an die Porträts, die van Dyck im siebzehnten Jahrhundert von Fürsten und Adligen gemalt hat. Jeder Zoll ein Herr! Dem adligen Äußern entsprach die innere Noblesse. Er war von größter Einfachheit, echter Liebenswürdigkeit, einer sich nie verleugnenden Höflichkeit gegen jedermann. Als ich mit ihm und seinen Söhnen an einem schönen Frühlingsmorgen am Ufer der Maas spazierenging, war der Leinpfad, auf dem wir wandelten, mit Arbeitern besetzt, die angelten. Bei jedem Arbeiter zog der Prinz Anton Arenberg den Hut und bat mit immer gleicher Courtoisie um Entschuldigung, wenn er störe. Er besaß die „politesse du cœur", ohne die Name und Rang wenig bedeuten.

Die Prinzessin Maria Ghiselaine von Arenberg, geborene Gräfin Mérode, war eine Frau von Geist und Willenskraft. Sie hatte in jungen Jahren mehrere Winter in Wien verlebt. Ihre Schwiegermutter war eine Prinzessin Lobkowitz, zwei Brüder ihres Gatten hatten im österreichischen Heer gedient und Österreicherinnen geheiratet, der eine, Prinz Josef, eine Prinzessin Liechtenstein, die Schwester der genialen Fürstin Elisa Salm, der langjährigen Freundin meiner Frau, der andere, Prinz Karl, eine Gräfin Hunyady, die Witwe des Fürsten Michael III. von Serbien.

Diese verwandtschaftlichen Beziehungen hinderten die Prinzeß Anton Arenberg nicht, sich über die Ungebildetheit und Oberflächlichkeit der österreichischen Aristokratie frei zu äußern. Fiakerwitze, so erzählte sie mir, bildeten das bevorzugte Thema der Konversation in den hohen und höchsten Kreisen. Ein besonders populärer Fiakerkutscher hatte Schwan geheißen, und Wortspiele, die sich um die Verwechslung von „Schwanerl" und „Schweinerl" drehten, hätten Lachsalven hervorgerufen. „On ne respecte pas l'esprit en Autriche", meinte sie, „et un pays où on ne respecte pas l'esprit est un pays qui baisse." Sie erzählte mir, daß sie in Wien mit Vorliebe die herrlichen Aufführungen im Burgtheater besucht habe, besonders gern, wenn der „Faust" gegeben wurde. Wenn sie auch nicht geläufig Deutsch spreche, so verstehe sie es doch hinreichend, um, das Textbuch in der Hand, einer Theateraufführung folgen zu können. Da habe sie konstatiert, daß in Wien regelmäßig die Szene ausgelassen wurde, wo Mephistopheles von dem guten Magen der Kirche spricht, die ganze Länder aufgefressen und sich doch nie übergessen habe und die allein ungerechtes Gut verdauen könne. Auf ihre Frage sei ihr gesagt worden, daß dieser Passus, als unpassend, nicht rezitiert werden dürfe. „Voyez-vous", meinte sie dazu, „voilà un délit de lèse-esprit. Certes, je suis très bonne catholique, mais on ne sert ni

l'Eglise, ni l'Etat avec une pareille petitesse d'esprit. Louis XIV le comprit, lorsque lui, le roi très chrétien permit la représentation du ‚Tartuffe' de Molière."

Die Prinzessin Maria Arenberg freute sich der deutschen Siege, aber sie sah trotzdem nicht ohne Sorge in die deutsche Zukunft, was bei den interessanten Plauderstunden, die ich im Kreise der Familie verlebte, wiederholt zum Ausdruck kam. Sie meinte: „Deutschland hat Frankreich besiegt, glänzend besiegt. Es ist heute die erste Macht in Europa, in der Welt. Aber Ihre ungeheuren Erfolge, deren ich mich schon als Mutter meiner Söhne aufrichtig freue, sind doch mehr das Werk weniger, sehr hervorragender Männer als die Leistung eines politisch begabten und geschulten Volkes. Ich beklage und bedaure den Zwist zwischen Bismarck und der katholischen Kirche. Aber Bismarck bleibt doch einer der größten Staatsmänner aller Zeiten. Moltke, Roon, Manteuffel, Werder, Blumenthal, Goeben kann ich ohne jede Einschränkung bewundern. Der alte Kaiser ist einer der pflichttreusten, weisesten, besten Fürsten, die je auf einem Throne saßen. Sein Sohn ist ein Held und dabei ein durch und durch edler Mensch. Tout cela est admirable. Aber wie steht es mit der Masse der Deutschen? Würden die Deutschen imstande sein, wie die Engländer, in freiwilliger Unterordnung unter das allen gemeinsame staatliche Interesse alle Parteirücksichten zurückzustellen, wären die Deutschen fähig, in der Stunde der Not geschlossen dem Fahnenträger zu folgen wie jetzt die Franzosen ihrem Gambetta, unter dem die Zouaves pontificaux und die Rothemden des Kirchenfeindes Garibaldi Schulter an Schulter fochten? Ich fürchte: nein! Das Einheitsgefühl und die Zurückdrängung aller Parteigesichtspunkte und jedes Partikularismus, sobald es um Ehre und Ruhm des Landes geht, scheinen mir in Deutschland weniger entwickelt und weniger stark zu sein als in Frankreich, das deutsche Nationalgefühl und der deutsche Patriotismus weniger leidenschaftlich, nicht so alles mit sich fortreißend wie in Frankreich. Und die Mehrheit Ihrer Parlamentarier! Comparez Virchow et Mommsen comme hommes politiques, comme hommes d'état avec Monsieur Thiers! Richter et Lasker et Monsieur Schulze-Delitzsch, Waldeck et Jacoby sont certainement des hommes très vertueux et très honnêtes. Mais vous m'accorderez que, comparés à Léon Gambetta, ce sont des cuistres (Schulmeister). C'est surtout la démocratie allemande, qui, comme élan patriotique, comme esprit politique me semble bien inférieure à la démocratie française."

Als die Prinzessin Arenberg so sprach, dachte ich an das, was mir mein Vater nach der Erstürmung von Düppel und dem Übergang nach Alsen gesagt hatte. Ich dachte an Goethes Wort von dem Deutschen, der als Ganzes oft viel zu wünschen übrig lasse.

Die Prinzessin Anton Arenberg war eine Nichte des Grafen Charles Montalembert, des großen Führers der französischen Katholiken unter Napoleon III. Sie war die Kusine des Monsignore Friedrich Xaver Merode, der in der belgischen Armee gedient, dann in der französischen Armee unter dem Marschall Bugeaud in Algier zwei Feldzüge mitgemacht und sich die Ehrenlegion erworben hatte. Dann ging er nach Rom, studierte dort Theologie, wurde zum Priester geweiht, päpstlicher Kämmerer und Mundschenk und 1860 Kriegsminister des Papstes Pio IX und einer der streitbarsten Verfechter der weltlichen Herrschaft des Römischen Stuhles. 1865, nach der französisch-italienischen Konvention vom 15. September 1864 als Kriegsminister entlassen, starb er 1874 als Erzbischof von Mytilene in partibus und päpstlicher Großalmosenier. Die Prinzessin Anton Arenberg war die Tante des Grafen de Mun und des Grafen Werner de Merode, die in den Kämpfen der französischen Katholiken gegen die kirchenfeindliche Politik von Jules Ferry, Gambetta, Clemenceau, Briand und Combes in vorderster Reihe standen. Man konnte von meinem lieben Franz Arenberg sagen, daß er seinen feurigen, aber stets von edelster Gesinnung getragenen und in vornehmer Weise vertretenen Katholizismus mit der Muttermilch eingesogen hatte.

Beim Metzer Bezirks-präsidium

Am 1. März 1873 wurde ich von meiner Tätigkeit am Landgericht entbunden und dem Kaiserlichen Bezirkspräsidium in Metz zur ferneren Beschäftigung überwiesen. Hier trat ich unter die Leitung eines Mannes, der sich später zu einem unserer tüchtigsten Staatsmänner entwickeln sollte. Dem Grafen Botho Eulenburg, dem damaligen Bezirkspräsidenten von Lothringen, war, wie manchem Ostpreußen, eine zurückhaltende, äußerlich kühle Art eigen. Aber er war in seinem Innersten ein Mann von echter Herzensgüte und feinstem Empfinden. Seine Gegner nannten ihn mit der dem deutschen Parteikampf anhaftenden Ruppigkeit den „Aal", und wenn sie besonders boshaft sein wollten, den „geölten Aal". In Wirklichkeit war er ein Mann von Grundsätzen und festem, sicherem Charakter, aber er war zu klug, um nicht zu wissen, daß ein Volk wie unser Volk, das seit jeher zu Eigensinn und Rechthaberei neigt, mit elastischer Hand geführt werden muß. Er war ein Staatsmann. Ich will schon hier vorgreifend sagen, daß Graf Adolf von Arnim-Boitzenburg, der ihm noch zur Zeit meiner Tätigkeit in Metz im Amte folgte, wenn er auch nicht die glänzende Begabung des Grafen Botho Eulenburg besaß, doch durch seine frische und natürliche Art und seinen gesunden Menschenverstand sich bald Achtung und Vertrauen erwarb. Auch er war ein sehr gewissenhafter und tüchtiger Beamter. Seine jung verstorbene, reizende Frau, eine Gräfin Schweinitz, trug dazu bei, ihm bei Deutschen und Einheimischen Sympathien zu gewinnen.

Ich habe beide, Arnim wie Eulenburg, mehrfach bei Dienstreisen begleitet. Die Bezirkspräsidenten wurden überall in Lothringen nicht nur korrekt, sondern mit fast demonstrativer Freundlichkeit empfangen. In allen Dörfern standen die Schulkinder am Eingang des Ortes aufmarschiert und schrien, immer in dem gleichen Rhythmus: „Vive Monsieur le Président de la Lorraine!" Als ich einmal einem Schullehrer mein befriedigtes Erstaunen über diese loyale Haltung ausdrückte, meinte er ganz harmlos: „Monsieur, autrefois nous avons crié: ‚Vive Monsieur le Préfet de la Moselle!' Aujourd'hui nous crions: ‚Vive Monsieur le Président de la Lorraine!' Au fond cela revient au même. Nous respectons l'autorité." Der französische Präfekt hat unter dem Empire wie unter der Republik immer regiert, d. h. geführt, mit fester und, wo es sein mußte, mit harter Hand. Gegenüber politischer Opposition verstand er keinen Spaß und griff nötigenfalls kräftig zu. Aber seine Formen waren immer weltmännisch, „une main de fer sous un gant de velours", wie es der große Napoleon empfahl.

Elsaß-Lothringen

Verwaltet wurde das Reichsland in deutscher Zeit zweifellos besser als vorher und nachher in französischer. Die Fehler, die im Reichsland von deutscher Seite begangen wurden, erfolgten in der Zentrale, und zwar sowohl in Straßburg wie in Berlin. In Straßburg haben der Wirkliche Geheime Rat von Möller, der Fürst Chlodwig Hohenlohe und der Fürst Karl Wedel ihre Sache am besten gemacht. Der im übrigen hochbegabte, in anderen Stellungen hervorragend bewährte Feldmarschall Manteuffel, der unbedeutende Fürst Hermann von Hohenlohe-Langenburg und der nicht viel bedeutendere Herr von Dallwitz schnitten schlecht ab. Hat Fürst Bismarck gut daran getan, nachdem wir die uns in der Zeit unseres tiefsten Verfalls von den Franzosen geraubten westlichen Provinzen zurückgenommen hatten, Elsaß-Lothringen als Reichsland zu konstituieren? Ich möchte nicht in den Fehler der „vaticinatio ex eventu" verfallen. Wer wie ich nach dem Weltkrieg oft im Ausland geweilt und viel mit Ausländern verkehrt hat, weiß, welchen Spott uns solches Besserwissen ex post bei klügeren Fremden eingetragen hat, wie lächerlich es uns macht. Über weltfremde und aufgeblasene „Historiker" vom Schlage Hans Delbrücks, die mit einem nur bei uns erlaubten Doktrinarismus breit und schwerfällig auseinandersetzen: wenn bei uns so operiert worden wäre, wie dies nachträglich in seinem Studierzimmer, die Brille auf der Nase und die lange Pfeife im Mund, der Herr Professor X. oder der Herr Doktor Y. sich ausdenken, wäre alles besser gekommen, lacht das Ausland. Und am meisten lacht, wer den Herrn Professor X. und den Herrn Doktor Y. kennt, die in der Praxis sofort versagen würden, die weder die Nerven, noch den Kopf, noch die Hand hätten, um auch nur den bescheidensten politischen Plan durchzuführen, den einfachsten diplomatischen Auftrag zu erledigen.

Und doch hat Schiller gesagt, daß die Gedanken leicht beieinander wohnen, die Sachen aber sich hart im Raume stoßen. Und doch hat uns Heinrich Heine die reizende Anekdote von den drei Malern erzählt, die ein Kamel malen wollten. Der Engländer reist nach Afrika, um das Schiff der Wüste an Ort und Stelle abzukonterfeien. Der Franzose fährt nach dem Zoologischen Garten, um dort ein Modell zu finden. Der Deutsche konstruiert das Kamel aus der Tiefe seines sittlichen Bewußtseins.

Ich will weder diesem deutschen Maler gleichen, noch auch meinerseits in die Plattheit der Divinatio ex post verfallen, darf aber wohl folgendes sagen: Als Fürst Bismarck das Reichsland ins Leben rief, überschätzte er, wie auch bei einigen anderen Gelegenheiten, die politischen Fähigkeiten der Deutschen und die Stärke ihres Nationalgefühls. Er rechnete nicht damit, daß die deutschen Parteien, statt Hand in Hand ihr gemeinsames Bestreben darauf zu richten, uns Elsaß und Lothringen geistig und seelisch wieder zu assimilieren, nur darauf bedacht sein würden, in gegenseitigem Kampf und mit allseitiger Gleichgültigkeit für nationale Gesichtspunkte, jede für sich, in den neuen Gebieten möglichst gute Geschäfte zu machen. Es gelang auch den beiden stärksten deutschen Parteien, dem Zentrum und den Sozialisten, in den Reichslanden eine gewisse Anzahl Sitze für sich zu erobern. Als die Franzosen an den Rhein zurückkehrten, wurden in den drei zum Leben erweckten Departements des Haut-Rhin, des Bas-Rhin und der Moselle der Gesichtspunkt der französischen Einheit, der „France une et indivisible", in den Vordergrund gestellt. Alles in allem wären wir vielleicht doch weitergekommen, wenn unser großer Steuermann, wie die gute und liebe Fürstin Johanna Bismarck ihren Gatten nannte, aus Lothringen eine preußische Provinz gemacht hätte mit Metz als Hauptstadt, unter Angliederung des Regierungsbezirkes Trier, das Elsaß aber mit Baden zu einem Königreich Alemannien vereint hätte, unter Verlegung der Hauptstadt und Residenz von Karlsruhe nach Straßburg, unter gleichzeitiger Erleichterung und Pflege der Verbindungen und des Verkehrs zwischen Karlsruhe und dem Hagenauerland, Straßburg und Baden-Baden, Wildbad und Stuttgart, zwischen Kolmar und Freiburg, Mülhausen und dem südlichen Baden.

Kur in Reichenhall

Als mir im Sommer 1873 mein Hals wieder zu schaffen machte, suchte ich den Molkenkurort Heiden im Schweizer Kanton Appenzell-Außerrhoden auf. Die Lage von Heiden ist reizend, der Blick auf das Schwäbische Meer, den Bodensee, herrlich. Aber ich langweilte mich dort so sehr, daß ich beschloß, nach dem bayrischen Bade Reichenhall überzusiedeln, wo ich, gleichfalls in prächtiger Umgebung, im Achselmannsteinbade Molken trank und Sole badete. Ich fand dort außer meinem Regimentskameraden Nimptsch und seiner Mutter und seinen liebenswürdigen Schwestern einen

ausgesuchten Kreis bejahrter preußischer Diplomaten. Bei den Festen der Spartaner sang der Chor der Alten: „Was ihr seid, das waren wir." Die Jungen antworteten: „Was ihr geworden seid, das wollen wir werden." Nun, wenn ich den Grafen Heinrich Redern, den Freiherrn Karl von Werther, den Grafen Guido von Usedom vor mir sah, so fühlte ich im Gegensatz zu den jungen Spartanern kein besonderes Verlangen, diesen Alten nachzueifern.

Der Beste unter ihnen war der Baron Werther. Er war der höflichste, korrekteste, friedfertigste aller Menschen, und doch wollte sein Unstern, daß Krieg ausbrach, wo immer er als preußischer Gesandter gewirkt hatte. Er war Gesandter in Kopenhagen, als die Schleswig-Holsteinische Frage zum Kriege zwischen Preußen und Dänemark führte. Nach Wien gesandt, erlebte er dort den Ausbruch des Krieges von 1866. Als er von Wien nach Paris versetzt wurde, kam der Deutsch-Französische Krieg. Der „Kladderadatsch" nannte Herrn von Werther deshalb den „Sturmvogel". Jedenfalls war er ein Sturmvogel, der gar nichts Stürmisches an sich hatte. Er war in keiner Weise verbittert, räsonierte im Gegensatz zu Usedom auch nicht auf Bismarck, der Herrn von Werther einige Jahre später wieder anstellte und als Botschafter nach Konstantinopel sandte. Kaum war er dort angelangt, als der Russisch-Türkische Krieg ausbrach. Er war wirklich ein Sturmvogel.

Dem Grafen Heinrich Redern, dessen ich bereits ausführlicher gedachte, durfte ich zuhören, wenn er in der Art des Nestor, der den hell umschienten Achaiern von den Heldentaten seiner Jugend erzählt, hier und da Erinnerungen aus seiner diplomatischen Laufbahn zum besten gab. Mit Vorliebe zitierte er einen Brief, den er um die Zeit des Krimkrieges aus Turin an den damaligen preußischen Minister des Äußern, Herrn von Manteuffel, gerichtet hatte. Der gute Heinrich Redern wünschte von seinem jungen Zuhörer bestätigt zu hören, mit welchem Adlerblick er vor anderen die politische Zukunft des Grafen Cavour vorausgesehen habe. Sein Brief an den Minister Manteuffel hatte etwa folgendermaßen gelautet: „Monsieur le Baron, j'ai l'honneur d'attirer l'attention éclairée de votre Excellence sur le premier Ministre de Sa Majesté le roi de Sardaigne, le comte Camillo Benso di Cavour. Malgré ses idées un peu trop libérales, Monsieur de Cavour est un homme fort distingué et qui mérite la faveur dont il jouit auprès de son auguste maître. Agréez avec l'assurance de ma plus haute considération l'expression de mes sentiments respectueusement dévoués." Die politischen Berichte der preußischen Diplomaten wurden bis zum Amtsantritt des Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen in französischer Sprache abgefaßt.

Usedom war mit einer Engländerin verheiratet, Miß Olympia Malcolm, der Tochter des Gouverneurs von Bombay, deren gewaltiger Leibesumfang

ihrem Vornamen Ehre machte und deren Originalität bisweilen in Taktlosigkeit ausartete. Als Usedom preußischer Gesandter in Florenz war, suchte sie in ein Gemach des Palazzo Pitti einzudringen, dessen Betreten untersagt war. Den ihr den Eingang verwehrenden italienischen Kammerherrn schob sie majestätisch mit den Worten beiseite: „Io sono la Prussia!" Die Tochter aus dieser Ehe war ungewöhnlich groß. Man nannte sie allgemein die Usekathedrale. Sie soll, als ihre Eltern sich zeitweilig in München niedergelassen hatten, den Wunsch gehegt haben, König Ludwig II. zu heiraten. Es ist ihr aber nicht gelungen, die Misogynie des Königs zu besiegen.

Während ich in Reichenhall weilte, erhielt ich einen Brief meines Vaters, in dem er mir mitteilte, daß Fürst Bismarck ihm den Posten des Staatssekretärs im Auswärtigen Amte angetragen habe. Er habe einige Zeit geschwankt, ob er annehmen solle oder nicht. Einerseits fühle er sich mit achtundfünfzig Jahren nicht mehr jung genug für einen neuen und so starke Anforderungen stellenden Posten. Andererseits gewähre es ihm doch große innere Befriedigung, am Abend seines Lebens, das er in dänischen Diensten begonnen habe, an der Seite des größten deutschen Staatsmannes dem durch diesen wiedererrichteten herrlichen Deutschen Reich zu dienen. Den letzten Ausschlag gebe der Appell, den Bismarck an die alte, in den verschiedensten Zeiten, Lagen und Stellungen bewährte Freundschaft gerichtet habe, die beide seit nun einem Vierteljahrhundert verbinde. Er habe sich infolgedessen entschlossen, die Berufung anzunehmen.

Attaché im Auswärtigen Amt

Bald nachdem die Ernennung meines Vaters zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes erfolgt war, richtete der Kanzler an ihn die Frage, wie es seinen Söhnen ginge, an die er sich aus Frankfurt a. M. erinnere. Als mein Vater erwiderte, daß sein zweiter Sohn als Leutnant und Adjutant bei den 2. Garde-Dragonern stehe, der älteste, nachdem er den Krieg bei den Königshusaren mitgemacht habe, in Metz am Bezirkspräsidium arbeite, meinte Bismarck: „Wollten Sie nicht einen Diplomaten aus Ihrem ältesten Sohn machen?" Mein Vater wies darauf hin, daß schon drei Bülows dem auswärtigen Dienst angehörten und vier Bülows ein bißchen zu viel seien. Bismarck entgegnete launig und gütig, daß er von der Sorte gar nicht genug bekommen könnte. So wurde ich als Attaché in das Auswärtige Amt einberufen, an dessen Spitze ich vierundzwanzig Jahre später als Staatssekretär treten sollte.

Am Tage meines Eintreffens in Berlin begegnete ich Unter den Linden dem damaligen Ersten Sekretär der Botschaft in London, dem Freiherrn von Brincken, dessen Bekanntschaft ich ein Jahr früher auf der Borussenkneipe in Bonn gemacht hatte. Der treffliche Mann, das Bild eines korrekten Diplomaten in mittleren Jahren, gab mir im Laufe unserer Unterhaltung

drei gute Ratschläge: 1. Mich baldmöglichst in das Kasino aufnehmen zu lassen. 2. Im Kasino und überhaupt in Berlin wenig zu reden und nie Fragen zu stellen. Fragen setze Mißdeutungen aus. 3. Fleißig in Gesellschaft zu gehen und viel zu tanzen, das mache beliebt.

Ernster waren die Regeln, die mir mein guter und weiser Vater auf den Weg mitgab. Ich lasse sie folgen, denn wenn die Verhältnisse sich auch ändern, so bleibt doch der Mensch im Kern derselbe. Auch die diplomatischen Anfänger im besiegten, unglücklichen und wieder aufstrebenden Deutschland können aus diesen Winken mancherlei lernen:

Strengste, peinlichste Wahrhaftigkeit in allem, was berichtet wird. Nur melden, was sicher ist. Nichts berichten, was sich später als unbegründet herausstellen könnte. Nie flunkern. Kein Klatsch, kein Aufbauschen noch Übertreiben, keine zu lebhaften Farben.

Ne pas forcer la note. Besondere Gewissenhaftigkeit, was Zahlen angeht. Point de fantaisie. Die Ereignisse nicht greller malen, als sie sich der nüchternen Beobachtung darstellen.

Vorsicht im Urteil. Selten prophezeien, jedenfalls nicht in Berichten, allenfalls in Privatbriefen. Amtliche Propheten, Sterndeuter und Wahrsager, Haruspices und Auguren gibt es nicht mehr. Davon abgesehen: Tout arrive, on ne peut jurer de rien, tout change.

Kompromittiere in deinen Berichten nicht andere. Es ist nicht anständig und nicht klug. Schreibe nicht ab irato. Fürst Bismarck pflegt zu sagen, Entrüstung und Ranküne seien keine diplomatischen Begriffe. Der Diplomat sei weder ein Bußprediger, noch ein Strafrichter, noch ein Philosoph. Es müsse ihm nur und ausschließlich auf das wirkliche, nackte Interesse seines Landes ankommen.

Vorsicht mit Telegrammen. Große Vorsicht mit dem Chiffre, der nicht gedankenlos in die Hand genommen werden darf.

Kritisiere in Berichten nicht zu scharf. La critique est aisée et l'art est difficile. Außerdem kann jeder Bericht durchsickern.

Ruhig und nüchtern sein. Ne prends rien au tragique, tout au sérieux, wie Thiers zu sagen pflegt. Und vor allem: Take every thing cooly! Aber sei toujours en vedette, nach allen Seiten aufpassen!

Ruhe, Gleichgewicht, Selbstbeherrschung. Keep up your nerves, Sir! Sich weder von Sympathien noch Antipathien bestimmen lassen.

Nicht heikle Wünsche fremder Regierungen nach Berlin melden. Überlasse es der fremden Regierung, solche Anliegen durch ihre eigenen Vertreter in Berlin vorbringen zu lassen, wo sie eventuell leichter abzulehnen sind.

Ohne Ermächtigung des Auswärtigen Amtes nichts unsere Regierung Kompromittierendes von sich geben. Remember: Benedettis Reinfall

mit seinen Kompensations- und Annexions-Vorschlägen gegenüber Bismarck.

Klarer, knapper Stil, nicht zu breit, sachlich, aber nicht ledern. „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux", sagte Voltaire. Allzu oft vergißt es der Deutsche.

Erste Pflicht des Diplomaten ist, sich nicht überraschen zu lassen. In der Politik herrscht steter Wechsel, alles fließt. Laß deiner Phantasie nicht die Zügel schießen. Mache nicht aus jeder Mücke einen Elefanten. Aber halte ungefähr alles für möglich, wenig für sicher. Vor allem emballiere dich nicht. Unseres Lebens schwer Geheimnis liegt zwischen Übereilung und Versäumnis.

Die Hauptaufgabe des Diplomaten im Ausland bleibt stets, was Fürst Bismarck die Arbeit in Menschenfleisch nennt, d. h. die richtige Behandlung der Fremden, um greifbare, tatsächliche Erfolge zu erzielen. Also Fühlung mit den Kollegen halten, nicht als Loup-garou in seinen vier Wänden hocken. Aber sich auch nicht von den Kollegen anlügen oder ausbeuten lassen. Pas trop de zèle ist, richtig verstanden, eine goldene Regel.

XXI. KAPITEL

Beschäftigung im Auswärtigen Amt (1873/74) • Graf Paul Hatzfeldt, seine Fingerzeige für Verhalten mit S. D. • Lothar Bucher • Wilhelmstraße 76 • Abendempfänge im Bismarckschen Hause • Bismarckfeindliche Strömungen in der Berliner Gesellschaft Mangelnde Begabung des Deutschen für Politik

Einberufung

Nach meiner Einberufung in das Auswärtige Amt ließ mich mein Vater zunächst je drei Wochen im Zentralbüro, im Chiffrierbüro, in der Geheimen Registratur und in der Legationskasse beschäftigen. „Wer", sagte er zu mir, „ein Haus bewohnen will, tut gut, sich auch im Erdgeschoß umzusehen und Bekanntschaft mit den Fundamenten zu machen. Und dann sollst du in diesen Büros Respekt vor unseren ausgezeichneten Subalternbeamten bekommen." Später überwies mich mein Vater für je sechs Wochen dem Geheimen Legationsrat Reichardt in der Handelspolitischen und dem Geheimen Legationsrat Hellwig in der Rechts-Abteilung zur Ausbildung, zu recht gründlicher Ausbildung, wie mein Vater den Herren Geheimräten einschärfte.

Meinen Wunsch, schon jetzt der Politischen Abteilung überwiesen zu werden, lehnte mein Vater a limine ab. Mit der großen Politik würde ich früh genug Bekanntschaft machen. Wer von dieser schweren Speise vorzeitig nasche, der verderbe sich leicht den Magen oder er werde zum Dilettanten. Und in der auswärtigen Politik bedeute ein Dilettant so viel wie einen Pfuscher, d. h. ein Mensch, der, weil er den Ernst der Kunst und ihre Schwierigkeiten unterschätze, die Dinge falsch auffasse, falsch anfasse und sie damit verderbe. Aber wenn auch noch nicht mit Problemen der großen Politik befaßt, trat ich doch schon im Winter 1873/74, also in sehr jungen Jahren, den beiden nach meinem Vater bedeutendsten Räten des Auswärtigen Amtes näher, dem damaligen Legationsrat Graf Paul Hatzfeldt und dem Geheimen Legationsrat Lothar Bucher.

Graf Paul Hatzfeldt

Graf Paul Hatzfeldt war ein Sohn des Grafen Edmund von Hatzfeldt-Weißweiler und der Gräfin Sophie von Hatzfeldt-Trachenberg, die mir, wie ich schon erzählt habe, in Leipzig mehr als einmal am Arm bald dieses, bald jenes sozialdemokratischen Freundes in Restaurants und auf der Promenade zwischen dem Grimmaischen und dem Hallischen Tor begegnet war.

Graf Paul Hatzfeldt kam mir mit Liebenswürdigkeit entgegen. Auch ihm verdanke ich manch nützlichen Wink, alle zugeschnitten auf „S. D." (Seine Durchlaucht), wie Bismarck im Auswärtigen Amt genannt wurde. Ich notierte mir diese Winke auf einem inzwischen vergilbten Blatt, das ich jetzt unter meinen Papieren fand und das ich wiedergebe, weil die darin erteilten Ratschläge für beide, für Otto Bismarck wie für Paul Hatzfeldt, bezeichnend sind.

1. Nie in einer Richtung zu weit gehen, sich jedenfalls nie emballieren, womöglich um Dreivierteltakt zurückbleiben. S. D. ist ondoyant et divers. Er liebt nicht die Hunde, die so weit über das Ziel schießen, daß sie keine andere Fährte mehr aufnehmen können.

2. In Berichten nicht zuviel „ich" setzen. S. D. merkt es von selbst, wenn man eine Sache gut gefingert hat.

3. Möglichst wenig bei S. D. anfragen. Besser schreiben oder telegraphieren, man werde so oder so handeln, wenn nicht Contreordre erfolge.

4. Am Schluß des Berichtes andeuten, daß man im übrigen seine eigene Appreziation der höheren Weisheit S. D. unterordne.

5. Alles geht ruhiger, als der junge Anfänger glaubt. Kleine Widerwärtigkeiten, unvermeidlichen Ärger mit der „Wurschtigkeit" nehmen, die S. D. selbst empfiehlt. S. D. liebt nicht aufgeregte Leute, noch weniger Durchgänger. Ruhe, eine gewisse Pomadigkeit, ja Lässigkeit gefallen ihm.

6. Als jüngerer Mann im Verkehr mit S. D. nie vergessen, daß er ein strenger, bisweilen grimmiger Pater familias ist. Am besten kommt der Weltmann mit ihm aus, schlecht der „Kreisrichter" und am allerschlechtesten der „Professor".

Graf Paul Hatzfeldt hatte seine ersten starken politischen Eindrücke im Verkehr mit dem langjährigen Liebhaber seiner Mutter, dem geistvollen Ferdinand Lassalle, erhalten. Es ist eigentümlich, daß ein anderer, auch sehr bedeutender Mitarbeiter von Bismarck, der Geheime Legationsrat *Lothar Bucher* Lothar Bucher, ein intimer Freund desselben Ferdinand Lassalle gewesen war. Bucher hatte sich 1848 als Mitglied der preußischen Nationalversammlung der radikalen Linken angeschlossen und mußte, da er die Opposition bis zur Steuerverweigerung trieb, 1849 nach dem Siege der Reaktion nach London fliehen, wo er mit Karl Marx und Mazzini, mit Friedrich Engels und Auguste Ledru-Rollin, dem Führer der französischen Sozialisten bei dem Pariser Juni-Aufstand von 1848, und manchen anderen Koryphäen der Revolution in regen Verkehr trat. Auch Lothar Bucher zeigte mir freundliches Entgegenkommen. Er sprach mir gern von der Zeit seines Londoner Exils. Er erklärte Karl Marx, den Verfasser des „Kommunistischen Manifestes", nicht allein für einen scharfen und tiefen Denker, sondern

auch für einen kreuzbraven Mann, für den besten Gatten und Vater, der ihm vorgekommen sei. Auch Giuseppe Mazzini bezeichnete er mir als einen ungewöhnlich edlen Menschen. „Er konnte keiner Fliege etwas zuleide tun", meinte er. Als ich auf die verschiedenen Attentate hindeutete, die Mazzini organisiert hatte, erwiderte Bucher: „Da berühren Sie ein Problem, das gründlich zu erörtern allzuviel Zeit erfordern würde, nämlich, wie sich Politik und Moral zueinander verhalten. Es ist unbestreitbar, daß Robespierre nicht nur in Worten, sondern tatsächlich un homme vertueux war, daß viele der sogenannten Terroristen gute, ja weiche und sentimentale Menschen gewesen sind." Lothar Bucher hatte etwas Bescheidenes, Stilles, fast Schüchternes. Seine Beziehungen zu Frauen sollen immer platonisch gewesen sein. Noch als älterer Mann huldigte er auf zarte Weise einigen Geheimratswitwen, denen er ab und zu Veilchensträuße überbrachte.

Im Gegensatz zu Lothar Bucher machte Paul Hatzfeldt in keiner Weise einen gedrückten Eindruck. Sein Aplomb war jeder Situation und jeder Schwierigkeit gewachsen. Er konnte mit Talleyrand von sich sagen: „Avec le sourire sur les lèvres et un front d'airain on passe partout." Mit Talleyrand hatte er auch das gemeinsam, daß er amoralisch war, nicht etwa antimoralisch. Talleyrand wird von allen, die ihn näher kannten, als liebenswürdig, gutmütig und nachsichtig geschildert, für sich wie für andere. Paul Hatzfeldt war seinen Untergebenen ein sehr wohlwollender, bequemer Chef und im Verkehr nie launisch, nie ungeduldig, geschweige denn aggressiv. Aber die bürgerlichen Moralbegriffe erschienen diesen beiden eminenten Diplomaten mehr als konventionelle Formen denn als Gebote eines kategorischen Imperativs im Kantischen Sinne. In religiöser Beziehung begnügten sie sich mit der gelegentlichen Erfüllung der äußeren Formen der katholischen Kirche, der sie angehörten. Als Talleyrand einmal gefragt wurde, wie er einen als lasterhaft bekannten Menschen in seiner Umgebung dulden könne, erwiderte er mit einem charmanten Lächeln: „C'est précisement parce qu'il est si vicieux qu'il m'est sympathique." Das hätte Paul Hatzfeldt, wenn auch nicht sagen, so doch denken können. Ich stelle ausdrücklich fest, daß Perversitäten, wie sie ein Menschenalter später die Berliner Atmosphäre vergifteten, ihm ganz fern lagen.

Lothar Bucher ging nie zu Hofe, da Kaiser Wilhelm erklärt hatte, einen früheren Revolutionär, Steuerverweigerer und Flüchtling nicht empfangen zu können. Der sonst so gütige alte Herr hat nie einen Vortrag von Lothar Bucher entgegengenommen. Vor der Kaiserin Augusta durfte der Name Bucher überhaupt nicht genannt werden. Paul Hatzfeldt dagegen stand bei Ihrer Majestät in hoher Gnade, und auch Seine Majestät behandelte ihn, wenn nicht gerade mit innerer Sympathie, so doch mit großer Courtoisie.

Als Fürst Bismarck stürzte, wandte sich Paul Hatzfeldt von dem Gefallenen ab, nicht mit geschmackloser Eile, noch mit Übertreibung, aber allmählich und kühl, obwohl Bismarck ihn einige Jahre vor seinem Sturz als das beste Pferd in seinem Stall bezeichnet hatte und ihn dienstlich immer bevorzugte.

Lothar Bucher hatte nicht lange vor der Entlassung des Fürsten Bismarck seinen Abschied als Vortragender Rat im Auswärtigen Amt genommen, da sein Feind Holstein den von ihm damals ganz beherrschten Staatssekretär Graf Herbert Bismarck gegen Bucher aufgehetzt hatte und dieser sich von einem so viel jüngeren Vorgesetzten wie Herbert Bismarck nicht schlecht behandeln lassen mochte. Als Bismarck sich als entamteter und verfemter Kanzler nach Friedrichsruh zurückgezogen hatte, stellte sich ihm Lothar Bucher freiwillig zur Verfügung und hat bekanntlich seinem großen Chef bei der Abfassung der „Gedanken und Erinnerungen" zur Seite gestanden. Für künftige Diplomaten füge ich endlich eine Lehre bei, die mir Bucher für die diplomatische Berichterstattung gab: „Der richtige Maßstab für Beurteilung und Berichterstattung bleibt immer derselbe. Facts, Sir, facts. Die konkrete Äußerung irgendeines leading man, Diplomaten, Deputierten oder Finanziers über einen bestimmten Punkt wiegt mehr als ein noch so hervorragender Situationsbericht. Unterdrücken Sie nicht aus Bescheidenheit Ihr eigenes Urteil. Lassen Sie es am Schlusse durchblicken."

Wilhelmstraße 76

Das Haus, in dem ich in Berlin arbeitete, Wilhelmstraße 76, war durch mancherlei Erinnerungen mit meinen Vorfahren verknüpft. Dänischer Gesandter in Berlin war 1818 Graf Christian Günther Bernstorff, der mit einer Tante meines Vaters, der Gräfin Elise Dernath, vermählt war und von 1818 bis 1832 preußischer Minister des Äußern gewesen ist. Er vertrat als solcher Preußen bei den Kongressen von Aachen, Verona, Karlsbad, Troppau und Laibach während der Glanzzeit der Heiligen Allianz und des Fürsten Clemens Metternich. Sein Übertritt aus dem dänischen in den preußischen Dienst war charakteristisch für die ganz alte Zeit. Sein ruhiges Wesen, sein sicheres Auftreten, sein großer Takt waren dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen angenehm aufgefallen. Eines Tages ließ er den dänischen Gesandten zu sich bitten und frug ihn, ob er die Leitung des preußischen Departements für die Auswärtigen Angelegenheiten unter dem allmählich älter und unterstützungsbedürftig werdenden Staatskanzler Fürst Hardenberg übernehmen wolle. Graf Bernstorff dankte für diesen Beweis gnädigen Vertrauens, wies aber darauf hin, daß er in dänischen Diensten stehe. Lächelnd zog Friedrich Wilhelm III. einen Brief des Königs Friedrich VI. von Dänemark aus der Tasche, in dem ihm dieser schrieb: Seinem teuren Bruder und Freund, dem König von Preußen, seinen vortrefflichen

Gesandten in Berlin, den Grafen Christian Günther von Bernstorff, abtreten zu können, gereiche ihm zu wahrer Genugtuung und lebhafter Freude, es sei dies gleich schmeichelhaft für Bernstorff wie für die dänische Krone und Dänemark. Graf Bernstorff trat darauf in preußische Dienste. Wenige Tage später teilte er seiner Gattin die in seinem und ihrem Leben eingetretene Veränderung mit und fügte hinzu, daß er sich schon völlig in seinen neuen Wirkungskreis eingelebt habe. „Du glaubst nicht", schrieb er ihr, „wie wunderlich ich mir selbst vorkomme, wenn ich schon preußischen Sekretären über preußische Angelegenheiten diktiere, als sei es immer so gewesen." Seine Frau aber war über diese Wendung der Dinge weniger erfreut. Es schmerzte sie besonders, sich von dem Bernstorffschen Palais in Kopenhagen trennen zu müssen, das bekanntlich später die Sommerresidenz der dänischen Königsfamilie wurde. König Christian IX. hat dort oft den Besuch seines Schwiegersohns, des Kaisers Alexander III. von Rußland, empfangen, Besuche, die Bismarck mit Argwohn sah, weil er wußte, daß die Königin Luise von Dänemark, obwohl eine deutsche Prinzessin, eine Prinzessin von Hessen, antipreußisch gesinnt war und in diesem Sinne auf ihren Schwiegersohn von Rußland einzuwirken trachtete.

Um den Wohnungssorgen der Gräfin Bernstorff abzuhelfen, gab Friedrich Wilhelm III., sonst sehr sparsam, Weisung, das damals der Witwe des russischen Gesandten Alopäus gehörige langgestreckte Gebäude Wilhelmstraße 76 als Dienstwohnung für den Grafen Christian Bernstorff zu erwerben. Der König nannte hierbei dieses Haus das schönste Haus Berlins. Der Kaufpreis betrug achtzigtausend Taler in Gold, eine für damalige Zeiten nicht unbeträchtliche Summe. Kein Deutscher sollte an diesem Haus vorübergehen, ohne im Geist in Ehrfurcht den Hut zu ziehen, denn hier hat Fürst Bismarck in seiner größten Zeit seines Amtes gewaltet. Sein Arbeitszimmer lag im Oberstock. Es sind die beiden Fenster, die als drittes und viertes von rechts gezählt neben dem Mittelrisalit liegen. Im Speisesaal neben dem Arbeitszimmer war es, wo Bismarck am 13. Juli 1870 jene Emser Depesche empfing, die er zur Fanfare umstilisierte. Im gelben Zimmer tagte unter Bismarck der Ministerrat. Im Arbeitszimmer stand der kleine Mahagonitisch, auf dem er am 26. Februar 1871 den Präliminarfrieden von Versailles unterschrieben hatte. Die Tapete des Arbeitszimmers zeigte goldene Kreuzchen auf grauem Grund, der Teppich helle rote, blaue und grüne Blümchen auf dunkelrotem Grund. Die Wände, mit braunen Streifen in schmalen Goldleisten, waren hübsch eingeteilt. Ganz einfach war dahinter das einfenstrige Schlafzimmer, an das ein Kleiderzimmer stieß.

Weiter folgten nach hinten zu ein zweites Schlafzimmer, ein paar Kabinette und zwei Salons, die zusammen mit dem ovalen Saal Bismarck in seiner größten Zeit für seine Repräsentationszwecke genügten. Der ovale

Saal hatte eine kastenförmig abgeteilte Decke im italienischen Geschmack und dunkelgelbe Wände. Auf den Wänden waren Tänzerinnen dargestellt. Die Sage ging, daß sie eine Anspielung auf die berühmte und vielgefeierte Tänzerin Barberina seien, die, nachdem sie mit ihrer Schönheit und ihrer Kunst das Berlin des achtzehnten Jahrhunderts bezaubert hatte, den Sohn eines großen Juristen, des Präsidenten von Cocceji, heiratete, der 1750 für sie das Haus kaufte, dem einmal Bismarck seinen welthistorischen Stempel aufdrücken sollte. Auch der Name Bismarck war schon einmal mit diesem Haus in Verbindung gekommen. Die Barberina, mit ihrem Mädchennamen Barbara Campanini, verkaufte nach dem Ableben ihres Gemahls das ihr von ihm geschenkte Haus an den Kriegsminister von Eickstedt. Nach dessen Tode übernahm es seine Tochter, die Frau Staatsminister von Decken, verwitwete Schloßhauptmann von Bismarck. Die beiden Sphinxe, die den Eingang der Treppe des historischen Hauses bewachen, stammen aus der Zeit des russischen Gesandten Alopäus, also aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, und sind ein Werk des Bildhauers Pfeffer.

Mein Vater erzählte mir gelegentlich, daß er in demselben Zimmer arbeite, das ein halbes Jahrhundert früher seinem Onkel Bernstorff als Büro gedient habe. Er wies dabei auf den Porzellanofen der Stube hin, mit vier preußischen Adlern an den Ecken. Denselben Ofen habe er schon bei seinem Besuch vor sich gesehen, den er als Student seinem Oheim gemacht hatte. Mein Vater lobte die altpreußische Sparsamkeit und Einfachheit. Er zitierte gern die Antwort, die das Orakel von Delphi einer um die Zukunft ihrer Stadt besorgten lazedämonischen Deputation gegeben hatte: „Reichtum, wahrlich, allein, sonst nichts kann Sparta verderben."

Graf Christian Günther Bernstorff war nach seinem 1835 erfolgten Tode auf dem kleinen Friedhof beigesetzt worden, der vor dem Potsdamer Bahnhof lag, der vor einigen Jahren aufgelassen wurde und dessen sich ältere Berliner wohl noch erinnern. Wenn ich in meiner Amtszeit von Berlin nach Potsdam fuhr, erblickte ich den Friedhof, bevor ich den Zug bestieg. Wenn ich einem schwierigen oder unerquicklichen Vortrag bei Wilhelm II. entgegenging, so dachte ich an meinen Großoheim, der auch seine „Difficultäten" und Nöte gehabt hatte und doch jetzt friedlich und ruhig unter dem grünen Rasen schlummerte, unbekümmert um den Lärm des Potsdamer Platzes. „Nach neun Uhr ist alles aus", so hatte Bismarck in seiner Fankfurter Zeit an seine Frau geschrieben. Die verwitwete Gräfin Elise Bernstorff, meine Großtante, hat Memoiren hinterlassen, die über die Zeit von 1789 bis 1835 manches Interessante enthalten*.

* Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath. Zweite Auflage. Berlin 1896. E. S. Mittler und Sohn.

An den beiden Sphinxen von Pfeffer ging ich vorüber, wenn ich als Attaché des Auswärtigen Amts abends den Salon der Fürstin Bismarck besuchte. Der Fürst und die Fürstin hatten mir durch meinen Vater sagen lassen, sie würden sich freuen, wenn ich abends zu ihnen käme. Die Gäste pflegten um zehn Uhr zu kommen, wo sie die Fürstin an einem großen runden Tisch erwartete, auf dem alle möglichen kalten Speisen und „Delikatessen" standen: jede Art von Wurst, Sardinen, Anchovis, Matjesheringe und Bücklinge, im Winter auch Kaviar, meist Liebesgabe aus Petersburg, Lachs, Italienischer Salat, harte Eier, jede Art von Käse, vom Holländer bis zum Harzer Käse, und ungezählte Flaschen Bier, echte, schwere bayrische Biere. Doktor Ernst Schweninger hatte dem Fürsten noch nicht seine Diät aufgezwungen und ihn noch nicht genötigt, abends statt Bier Milch zu trinken, die Bismarck in späteren Jahren zu sich nahm, freilich auch in enormen Quantitäten. „Alles an dem Mann ist riesig", sagte mir einmal ein witziger liberaler Abgeordneter, „sogar sein Appetit." *In Bismarcks Salon*

Der Fürst erschien selten vor elf Uhr. Als der Philosoph Hegel am Tage nach der Schlacht von Jena Napoleon über den Marktplatz der kleinen Universitätsstadt reiten sah, äußerte er: „Ich habe die Weltseele auf einem Schimmel erblickt." Ich habe Bismarck nie in das Zimmer treten sehen, ohne die Empfindung, daß ich einen Großen, einen ganz Großen vor mir sähe, den größten Menschen, den ich erblickt hätte und je erblicken würde. Er wirkte um so imponierender, als er in keiner Weise posierte, einfach und natürlich war. Das fiel mir gerade in Berlin auf, wo Geheimräte und Volksvertreter, so viele, die es zu einer gewissen Stellung gebracht haben, gern feierliche Würde zur Schau tragen.

Charakteristisch für den Fürsten war seine ungemeine Höflichkeit gegenüber allen seinen Gästen. Auch den jüngsten begrüßte er mit einem freundlichen Händedruck, gewöhnlich begleitet von einem liebenswürdigen, oft scherzhaften Wort. Damen küßte er fast immer die Hand. In späteren Jahren, wo er wegen seiner Ischias viel auf der Chaiselongue liegen sollte, entschuldigte er sich bei jeder Dame, daß er sie in dieser Stellung begrüßen müsse. Es lag in der Natur der Dinge, daß der Fürst, wenn er gekommen war, die Unterhaltung beherrschte. Er sprach über alles, nie dozierend, oft humoristisch, stets geistvoll und originell. Er machte immer einen überlegenen, nie einen eitlen Eindruck. Er sprach langsam, beinahe stockend, mit leiser und feiner Stimme. Wenn er eine Pause im Sprechen machte, pflegten auch die Gäste zu schweigen, um sein Nachdenken nicht zu stören. Ich erinnere mich eines Abends, wo ein unter den Gästen anwesender Prinz Heinrich IX. Reuß nach einer schon einige Minuten dauernden Stille ex abrupto und laut an den Fürsten die Frage richtete: „Wie denken Euer

Durchlaucht eigentlich über unser gegenwärtiges Verhältnis zu Rußland?" Der Gute frug das in einem Augenblick, wo von einer Trübung unserer Beziehungen zu Rußland gesprochen wurde. Bismarck sah den Frager mit seinen großen Augen an. Dann: „In meiner langen Dienstzeit ist selten eine so un—un—" Wir alle erwarteten: ungehörige, unerwünschte, unverschämte Frage an mich gerichtet worden. Der Fürst aber schloß den Satz, sich höflich gegen den Prinzen Reuß verbeugend, mit den Worten: „. . . eine so unerwartete Frage an mich gerichtet worden."

Bismarck und Rußland

Wenn mein Vater zugegen war, unterhielt Bismarck sich gern mit ihm über Erinnerungen aus der Frankfurter Bundestagszeit, bisweilen auch über schwebende Fragen der großen auswärtigen Politik. Ich entsinne mich genau, daß der Fürst schon damals als das schwierigste, aber auch wichtigste Problem unserer auswärtigen Politik die richtige Behandlung des russisch-österreichischen Gegensatzes bezeichnete. Unser Verhältnis zu Rußland beschäftigte Bismarck unablässig. Am 4. September 1872 hatte in Berlin die Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm, Kaiser Alexander II. und Kaiser Franz Josef stattgefunden. Der Augenblick, in dem unser ehrwürdiger Kaiser den beiden anderen Monarchen seine siegreichen Truppen vorführte, war einer der Höhepunkte der preußischen und deutschen Geschichte. Bismarck hätte weder 1866 noch 1870/71 ohne wohlwollende russiche Neutralität seine Politik durchführen können. Aber andererseits lag es auf der Hand, daß völlige Preisgabe der habsburgischen Monarchie an Rußland uns in eine sehr prekäre Lage bringen würde. Weder Österreich-Ungarn zu opfern, noch uns durch Österreich-Ungarn in einen Krieg mit Rußland verwickeln zu lassen erschien Bismarck als eine gewiß nicht leichte, aber für eine ruhige und geschickte deutsche Hand lösbare Aufgabe, namentlich wenn wir nicht so dumm wären, den Russen gerade an den Dardanellen entgegenzutreten, statt das anderen zu überlassen.

Seine Widersacher

Es wäre übrigens ein Irrtum, zu glauben, daß die Verdienste des in der Vollkraft der Jahre und im Zenit des Ruhms stehenden Bismarck um Preußen und Deutschland, seine überragende menschliche Größe damals allgemein gewürdigt worden seien. Im Parlament und in der Presse wurde er von vielen Seiten auf das bitterste, zum Teil auf das unwürdigste angegriffen. Unter seinen Gegnern standen wissenschaftliche Zelebritäten, wie Theodor Mommsen und Rudolph Virchow, in vorderster Reihe. Jeder wußte, daß den beiden ersten Frauen im Lande, der Kaiserin Augusta und der Kronprinzessin Viktoria, der Reichskanzler nicht viel sympathischer war als den Vorkämpfern der drei im Reichstag gegen ihn verbündeten Parteien, den Herren Richter (Freisinn), Windthorst (Zentrum) und Grillenberger (Sozialdemokratie). Wirklich und herzlich wohlgesinnt am preußischen Hofe war Bismarck außer seinem alten Herrn eigentlich nur

die gute Prinzessin Karl von Preußen, die ältere Schwester der Kaiserin Augusta. Als sie im Januar 1877 ihr Ende herannahen fühlte, legte sie die Abzeichen ihres Regiments, des Westfälischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 7, an. Dann ließ sie Bismarck zu sich bitten und dankte ihm in einfachen, rührenden Worten für alles, was er für das Königliche Haus, für Preußen und für Deutschland getan habe. Dann starb sie am 18. Januar, am preußischen Krönungstag.

In der sogenannten Gesellschaft wurde im Winter 1873/74 maßlos über Bismarck räsoniert. Wenige Tage nach meinem damaligen Eintreffen in Berlin aß ich bei dem französischen Botschafter, dem Vicomte de Gontaut-Biron. Neben mir saß der Rittmeister im Garde-Kürassier-Regiment Graf Konrad Lüttichau, ein prächtiger Typus des echten Gardeoffiziers der alten Zeit: stramm im Dienst, vornehm in Haltung und Gesinnung, dabei ein guter Kerl. Als wir beim Braten angelangt waren, sagte er zu mir: „Ich denke, wir werden gute Freunde werden. Gardekürassiere und Königshusaren gehören zusammen. Nur über eins müssen Sie sich klar sein: Wir alle in der guten Gesellschaft können Bismarck nicht leiden." Den Grund zu dieser Stimmung hatte der Kulturkampf gelegt, der bald zu dem Bruch zwischen dem leitenden Staatsmann und den altpreußischen Konservativen führte. Verschärft wurde später die Unzufriedenheit mit Bismarck durch dessen schonungsloses Vorgehen gegen den Botschafter in Paris, den Grafen Harry Arnim, mit dem er die höfische, diplomatische und gesellschaftliche Fronde treffen und einschüchtern wollte.

Bismarck und der Reichstag

Wenn Bismarck in seinen Salon eingetreten war, so erfaßte mich jener heilige Schauer, der den für Großes empfänglichen, Größe begreifenden Menschen erfaßt, wo die Kritik aufhört und das Staunen (*τὸ θαῦμα*) beginnt. Wenn Bismarck sich zurückgezogen hatte und ich wieder, vorbei an den beiden Sphinxen, das Haus Wilhelmstraße 76 verließ, so stieg schon in meinen jungen Jahren die Sorge in mir auf, was ohne Bismarck aus dem deutschen Volke werden würde. Ich brauchte nur die Reichstagsverhandlungen zu verfolgen, die Zeitungen aller Parteien zu lesen, die politische Unterhaltung in den von mir besuchten Häusern anzuhören, um mir klarzuwerden, daß die Vorsehung, die den Deutschen mit so vielen reichen Gaben und edlen Tugenden zierte, ihn leider als *Zῶον ἀπολιτικόν* schuf. Mir schwante, daß uns Deutschen vielleicht gerade wegen unserer Sachlichkeit, Gründlichkeit und Stetigkeit für das unruhige, unstete und sprunghafte Gewerbe der Politik viele Voraussetzungen fehlten. Der Deutsche ist sachlich. „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun", hat Richard Wagner gesagt und damit den innersten Kern des deutschen Wesens getroffen. Der erfolgreiche Politiker aber ist selten sachlich, meist opportunistisch und kennt nur das Interesse seines Landes.

Der Engländer sagt: „Right or wrong my country." Er ist von der naiven, aber urwüchsigen und felsenfesten Überzeugung durchdrungen, daß das, was für England nützlich ist, für die ganze Welt gut sei und daß englische Herrschaft überall menschliche Gesittung fördere. Für den Franzosen ist Frankreich der Punkt, um den sich alle seine Gedanken und Anschauungen drehen. Für den klerikalen Franzosen ist Frankreich la fille aînée de l'Eglise, der die anderen Völker zu huldigen haben. Für den radikal orientierten Franzosen ist Frankreich la mère de la Révolution und deshalb im Interesse der Verbreitung demokratischer und republikanischer Ideen berufen, die Welt und jedenfalls Europa zu leiten und zu beherrschen. Seine Anschauungen, Gefühle und Traditionen führen den Franzosen immer wieder zu der Überzeugung, daß die Prépondérance légitime de la France für die Welt die Voraussetzung wahrer Zivilisation und wirklichen, dauernden Wohlbefindens sei. Der Italiener hat auch in den Zeiten der Zerrissenheit, Schwäche und Ohnmacht der Halbinsel an dem Primato des italienischen Genius festgehalten. Die Fremden galten ihm als „Barbaren", aus innerster Seele rief er sein „Fuori stranieri!" und schulte seine Geisteskräfte an seinem feurigsten Patrioten und gleichzeitig schärfsten Denker, an Nicola Macchiavelli.

Der Deutsche neigt im Innern nicht zur Sammlung und Konzentration, sondern zu Spaltung, Föderalismus, Partikularismus und selbst Separatismus. Nach außen gefallen wir uns in Träumen von dem endlichen Sieg des Guten über das Böse, von Völkerverbrüderung und ewigem Frieden, die, wie die Geschichte leider lehrt, an der Realität der Dinge und dem unveränderlichen Egoismus der Menschen immer wieder zuschanden werden. Da uns der massive Nationalstolz abgeht, laufen wir immer wieder Gefahr, Deutschland zum Aschenbrödel der Völkerfamilie werden zu lassen, wenn nur jeder Deutsche seine verschwommenen Doktrinen in die Praxis umsetzen, vor allem aber seine speziellen Partei-Interessen fördern kann. Ein böses spanisches Sprichwort lautet: „Ein Spanier gleich einem Caballero, ein Engländer gleich zwei Handelsleuten, ein Portugiese gleich vier Gaunern, ein Deutscher gleich acht Bedienten." Vielen Deutschen ist die Bedientenrolle, die unser von Hause aus so tüchtiges, in großen Momenten heroisches Volk in manchen Zeiten seiner überwiegend tragischen Geschichte gespielt hat, nicht einmal klargeworden. Als ich am 11. Dezember 1899 im Reichstag davon sprach*, daß es Zeiten gegeben habe, wo trotz unserer Bildung und trotz unserer Kultur die Fremden auf uns herabsahen wie der hochnäsige Kavalier auf den bescheidenen Hauslehrer, wurde ich von der Mehrheit unserer biederen Volksvertreter gar nicht verstanden.

---

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 96; Kleine Ausgabe I, S. 107.

Berlin 1863

Als ich 1863 zum erstenmal nach Berlin gekommen war, zählte die Stadt kaum vierhunderttausend Einwohner. Noch stand der alte Dom, noch standen die Häuser an der Schloßfreiheit. Auf dem Dönhoffplatz stand noch der Meilenstein, dagegen weder Stein noch Hardenberg. Auf dem Enckeplatz stand die Sternwarte. Der biedere Encke hatte einen Kometen entdeckt, den Enckeschen Kometen. Auf dem Lützowplatz standen noch Buden. Außer den Linden gab es noch manche andere Straße mit grünen Bäumen. Es gab aber auch Straßen mit offenen Rinnsteinen. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, waren selbst elegante Straßen, wie die Behrenstraße und die Französische Straße, von offenen Rinnsteinen durchzogen. Die Kanalufer waren noch mit Rasen bewachsen. Am Mühlendamm feilschten und schrien noch echte polnische Juden.

Am Kreuzberg dehnte sich eine Sandwüste aus. Auf dem Tempelhofer Feld weideten Schafe unter der Obhut eines nachdenklichen Schäfers, der Strümpfe strickte. Viele Drachen stiegen dort in die Lüfte. Der Berliner war noch stolz auf sein Aquarium, auf sein Panoptikum, auf das Café Bauer, auf die Konditorei Kranzler, wo elegante Gardeoffiziere ihre langen Beine vor sich ausstreckten und mit dem Monokel die vorübergehenden Damen beifällig musterten. Ich hatte damals das Berliner Pflaster recht schlecht gefunden, die Droschken noch schlechter. Die langen Straßen erschienen mir, verglichen mit dem Hamburger Neuen Wall und der Frankfurter Zeil, menschenleer, fast öde. Am meisten gefielen mir kaum vierzehnjährigem Knaben die kleinen Buden am Prinzessinnenpalais, wo alle möglichen Waren feilgeboten wurden. Als mein Vater dort eine Kleinigkeit erwarb, erzählte uns die Verkäuferin, daß der alte König Wilhelm in der Weihnachtszeit bei ihr bescheidene Geschenke für seine Familie und seine Umgebung zu kaufen pflegte. Als sie ihm einmal einen etwas kostspieligeren Artikel vorgelegt hatte, habe er diesen Vorschlag abgelehnt und ihr scherzend mit dem Finger gedroht: „Sie sind die Schlange der Verführung.“ Die loyal gesinnte Ladenmamsell meinte dazu: „Unser König ist der beste, gütigste Mensch von der Welt, und doch wird so auf ihn geschimpft.“ Als ich im März 1866 nach meiner Konfirmation einige Tage mit meinen Eltern in Berlin weilte, wurde vor uns in der Konditorei Josty am Potsdamer Platz von demokratisch gerichteten Besuchern höhnisch erzählt, man habe am Tage vorher an das Denkmal Friedrichs des Großen einen Zettel geklebt mit den Worten:

Ach, alter Fritze, steig hernieder,
Und sei du unser König wieder,
Und laß in diesen schweren Zeiten
Nur lieber unsern Wilhelm reiten.

Berlin 1873

Im Winter 1873/74, als ich im Auswärtigen Amt arbeitete, trug Berlin bereits ein großstädtisches Gepräge, sein Straßenbild war lebendiger, sein Verkehr stärker geworden. Schon drängte sich mittags, wenn die Wachtparade aufzog, die Menge um das Palais des alten Kaisers, um ihm zuzujubeln, wenn er, immer freundlich grüßend, an dem nunmehr historisch gewordenen Eckfenster zur bestimmten Stunde erschien. Auch in der Oper konnte man ihn erblicken, wenn er in einer kleinen Seitenloge still und andächtig Wachtel und der Lucca lauschte. In meinem Leben haben mir, wie schon gesagt, nicht viele Menschen imponiert, wenige haben mir den Eindruck wahrer Größe gemacht. Ehrfurcht habe ich, der ich, obwohl begeisterungsfähig, doch von Jugend auf zu einer gewissen Skepsis neigte, ganz selten empfunden. Für keinen Sterblichen eine so tiefe und aufrichtige Ehrfurcht wie für unseren alten Kaiser und König Wilhelm I. Und diese Ehrfurcht galt nicht nur dem Monarchen, sie galt nicht allein dem König von Preußen, dem auf dem Schlachtfeld von Königgrätz sein gleich dem Vater siegreicher Sohn die Hand geküßt, sie galt nicht nur dem greisen Kaiser, der Jena und Sedan erlebt hatte. Sie galt dem Mann, der wie kein zweiter die höchsten Regententugenden besaß: Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit, Charakterfestigkeit und unbeugsamen Mut, ohne Prahlerei noch Renommieren, echte Frömmigkeit ohne Schaustellung noch Mystizismus. Sie galt dem Soldaten, der Soldat war vom Scheitel bis zur Sohle, bis in die Fingerspitzen innerlich straff. Sie galt dem Menschen, der vornehm und schlicht war, fleißig, treu bis in die innerste Faser, nie formlos, aber auch nie geziert.

Er war lange nicht so geistreich wie sein älterer Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., aber er besaß jenen gesunden, hausbackenen Menschenverstand, von dem ein Franzose gesagt hat: „Le génie et le bon sens sont frères, l'esprit n'est qu'un collatéral." Er war kein Genie, aber er hatte alle jene Eigenschaften, die den erfolgreichen Regenten ausmachen. Er war eine harmonische und ausgeglichene Persönlichkeit und deshalb ein gerechter, gütiger und milder Herrscher. Er hatte einen sehr klaren Blick für das Richtige. Er wußte vor allem die rechten Leute zu finden und auf jeden Posten den rechten Mann zu stellen. Für einen Regenten gibt es kaum eine wichtigere Eigenschaft. Der Grundzug seines Wesens, seine Qualité maîtresse, um mit Taine zu reden, war Treue, Treue gegen andere, Treue gegen sich selbst, Treue in seinem Amte. Da er seinen Dienern immer die Treue hielt, so standen sie auch in unerschütterlicher Treue zu ihm. Es hat selten einen Mann gegeben, der so viel, so unablässig an sich selbst arbeitete. Er lernte vor allem durch das Leben, aus jeder Erfahrung, mochte sie gut oder bitter sein, und das bis in sein hohes Alter. Mit Solon konnte er von sich sagen: γηράσκω ἀεὶ πολλὰ διδασκόμενος („Stets und vieles zulernend, altere ich"). Es hat auch selten einen Mann von solcher Selbstbeherrschung und

solcher Selbstzucht gegeben. Aus dieser Selbstzucht erwuchs seine zarte Rücksichtnahme gegen andere, auch gegen die Kleinen, seine Güte, seine Geduld. Er war innerlich rührend bescheiden. Als ihm einmal mein Vater, dem nach seiner ganzen Art Komplimente fernlagen, seine aufrichtige Bewunderung für diese Bescheidenheit aussprach, meinte der damals schon achtzigjährige Kaiser: „Wie sollte ich nicht bescheiden sein, wo doch im Jenseits mein Leibjäger vielleicht einen besseren Platz bekommt als ich, wenn er mehr taugt und seine Pflicht besser erfüllt."

Wilhelm I. war ein gütiger, gerechter, feinfühliger und treuer Mensch, und darum war er ein idealer Monarch. Das höchste Lob, das ihm gespendet werden konnte, war, daß sein genialer Kanzler auf seine Gruft in Friedrichsruh nur die Worte setzen ließ: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I." Wenn ich ihn an seinem Eckfenster stehen sah, dachte ich daran, daß an dasselbe Palais, wo ihm jetzt das Volk zujubelte, im Unglücksjahr 1848 freche Hände das Wort „Nationaleigentum" angeschmiert hatten und daß weder jene Unverschämtheiten noch diese Huldigungen sein inneres Gleichgewicht zu erschüttern vermochten. Nie wird es gelingen, sein edles Bild aus den Herzen des deutschen Volkes zu reißen, das nur dann die von ihm seit dem Zusammenbruch 1918 und dem daraus hervorgegangenen Umsturz erlittene Not und Schmach verdienen würde, wenn es seines alten Kaisers vergäße.

Als ich Wilhelm I. bei der Defiliercour zum erstenmal vorgestellt wurde, als Attaché des Auswärtigen Amts, sagte er mir mit einem freundlichen Blick auf meine Königshusaren-Uniform: „Ihr früherer Kommandeur, der General von Loë, hat mir Gutes von Ihnen erzählt. Hoffentlich machen Sie Ihre Sache als Diplomat auch gut. Dazu brauchen Sie ja nur dem Vorbild Ihres trefflichen Herrn Vaters zu folgen."

XXII. KAPITEL

Berliner Geselligkeit im Winter 1873/74 • Die Salons: Gräfin Perponcher, Frau von Prillwitz, Mimi Schleinitz, Gräfin Luise Benkendorf, Cornelia Richter-Meyerbeer • Oberstkämmerer Graf Wilhelm Redern • Diplomatisches Korps • Die Bonbonnière • Weimar und Potsdam • Sommer am Pfingstberg und in Potsdam

Berliner Salons

Wenn ich auch nicht, wie mir Herr von Brincken geraten hatte, den Schwerpunkt meiner Berliner Tätigkeit im Besuch des Kasinos und möglichst vieler Bälle suchte, so ging ich in diesem meinem ersten Berliner Winter doch viel aus und tanzte viel. Von den Scheußlichkeiten des Twostep, des Foxtrott und des Jimmy war noch nicht die Rede. Den Höhepunkt der Berliner Wintersaison 1873/74 bildete ein Ball in der neueröffneten Passage zwischen den Linden und der Friedrichstraße, zu dem der Kaiser sein Erscheinen zugesagt hatte. Ich gehörte mit dem Prinzen Friedrich von Hohenzollern, dem Grafen Konrad Kanitz, dem Adjutanten des Prinzen Georg von Preußen, mit dem Prinzen Heinrich XVIII. Reuß und dem österreichischen Botschaftsrat Baron Münch dem Komitee an, das den Ball organisierte und arrangierte. Lady-Patronesses waren die österreichische Botschafterin, die schöne Gräfin Franziska Károlyi, eine der drei Schwestern Erdödy, die in Wien die Götterkinder genannt wurden, die Gräfin Wanda Perponcher, die Frau des Hofmarschalls Seiner Majestät, und Marie von Schleinitz, die Gattin des Hausministers. Der Kaiser blieb bis gegen Mitternacht. Wir tanzten bis drei Uhr. Wenige werden heute noch das Licht der Sonne schauen von denen, die bei diesem glänzenden Fest lachten und flirteten, die würdige Quadrille, den noch würdigeren Lancier, den raschen Galopp, die graziöse Polka, den geistigsten und darum ästhetischsten aller Tänze, den Walzer, tanzten. Où sont les neiges d'antan?

Es gab in Berlin damals noch Salons. Über den Salon der Gräfin Wanda Perponcher und ihrer Schwester, der Frau von Prillwitz, ist viel Falsches verbreitet und geglaubt worden, seitdem die „Nouvelle Revue" der chauvinistischen Juliette Lamber, alias Madame Adam, ihre Aufsätze über die „Société de Berlin" veröffentlicht hatte. Wer war der Verfasser dieses Pamphlets? Von Anfang an richtete sich der Verdacht auf den französischen Vorleser der Kaiserin Augusta, Monsieur Gérard. Für deutsche



F. Bruckmann A. G., München

Der Salon der Frau von Schleinitz / Nach einer Zeichnung von A. v. Menzel

Von links nach rechts: Helmholtz, H. v. Angeli, Frau v. Schleinitz, Frau v. Helmholtz, Graf Seckendorff, Gräfin Brühl, Kronprinzessin Viktoria, Graf Pourtalès, der Kronprinz, v. Schleinitz, A. v. Werner, Fürst Hohenlohe-Langenburg

Naivität und französische Gewandtheit war es charakteristisch, daß die Kaiserin Augusta sich einen Franzosen als Vorleser aussuchte und damit in ihre Intimität zog und daß von französischer Seite für diesen Posten ein von dem feurigsten französischen Patrioten, dem Führer der „guerre à outrance" von 1870/71, von Léon Gambetta, empfohlener junger französischer Literat vorgeschlagen und von deutscher Seite akzeptiert wurde. Die deutsche Republik war übrigens in dieser Richtung noch naiver als das weltläufigere Kaiserreich. Erzberger und nach ihm Wirth suchten sich als Vertrauten und Ratgeber einen Monsieur Hemmer aus, einen ganz französisch gerichteten Metzer Oberlehrer, der bald nach Beginn des Weltkriegs von der deutschen Militärbehörde in Schutzhaft genommen und dessen Vater später in dem inzwischen französisch gewordenen Metz von den Franzosen als Beamter belassen worden war, während der Sohn als Chef der Reichskanzlei die Arcana imperii bearbeitete. Mr. Gérard wurde, nachdem er endlich von der Kaiserin Augusta entlassen worden war, in die französische Diplomatie aufgenommen, wo er es bis zum Gesandten gebracht hat. Als ich ihm später einmal in Paris begegnete, brachte er von sich aus die Rede auf die „Société de Berlin" und gab mir proprio motu sein Ehrenwort (foi d'honnête homme), daß er mit diesem Pamphlet nichts zu tun habe. Ich habe diesen Schwur nicht au serieux genommen.

Im Gegensatz zu der in dem französischen Pasquill gegebenen Schilderung waren die „trois sœurs", die Gräfin Perponcher, Frau von Prillwitz und die Gräfin Dankelmann, herzensgute, liebenswürdige Frauen. Sie waren Töchter des Grafen Karl Moltke, der, als ich in Neustrelitz zur Schule ging, dort als Oberstallmeister fungierte. Es ging in ihrem Salon so ehrbar wie möglich zu, womit ich nicht behaupten will, daß dort, um mich berlinerisch auszudrücken, stark „in Geist gemacht" worden sei. Die Unterhaltung drehte sich während der Wintersaison um die kleinen Vorgänge des Berliner Lebens, wobei gelegentlich auch getratscht und geklatscht worden sein mag. Anders im Salon Schleinitz. Hier wurde wirklich „in Geist gemacht". Der Hausherr, Alexander von Schleinitz, blickte auf eine glänzende Laufbahn zurück. Er war 1848 ganz kurze Zeit, dann von 1849 bis 1850 und wieder von 1859 bis 1861 preußischer Minister des Auswärtigen gewesen. Seitdem war er Minister des Königlichen Hauses und damit in einer neuen, einflußreichen Stellung. Er war die „bête noire" des Fürsten Bismarck. Der große Staatsmann hat, wie in manchen anderen Fällen, auch hier mit Kanonenkugeln nach einem Spatzen geschossen. Daß er Schleinitz nicht mochte, war begreiflich. Man konnte sich keine größeren Gegensätze denken. Mit seinen bis in sein Alter — er ist erst 1885, achtundsiebzig Jahre alt, gestorben — schwarzgefärbten Haaren, mit seiner schlanken Taille, die augenscheinlich einem Korsett zu danken war, mit seinem süßlichen

Das Haus Schleinitz

Lächeln und seiner etwas affektierten Sprechweise war Schleinitz in der Tat so verschieden wie möglich von dem Gutsherrn von Schönhausen.

Schleinitz war der Vorgänger von Bismarck gewesen. Damals war das Verhältnis zwischen dem Minister des Äußern Alexander von Schleinitz und dem Gesandten in St. Petersburg Otto von Bismarck noch leidlich. Es wurde ganz schlecht, als Schleinitz in der für Bismarck kritischsten Zeit, in jenen Frühlingstagen von 1866, wo es für den größten deutschen Staatsmann um alles ging, diesem am preußischen Hof giftige Opposition machte und sich in jeder Weise bemühte, dessen Politik zu durchkreuzen. Schleinitz war der besondere Liebling der Kaiserin Augusta. Sie bezog von ihm die Argumente, mit denen sie während jener entscheidenden Krise der preußischen Geschichte den König Wilhelm an seinem gewaltigen Minister irrezumachen suchte. Mein Kriegskamerad und Freund Guido Nimptsch, der als naher Verwandter der Baronin Schleinitz viel in ihrem Hause verkehrte, hat mir erzählt, daß sich im Mai 1866 dort täglich Mitglieder der österreichischen Botschaft einfanden, um Herrn von Schleinitz über die politische Lage im österreichischen Sinne zu informieren und ihrerseits zu hören, was er über die Stimmung am preußischen Hofe mitzuteilen hatte. Diese Quertreibereien, die er „Landesverrat" und „Hochverrat" nannte, hat Bismarck niemals verziehen. Andererseits wollte der alte König, der keinen Diener preisgab, den er für treu hielt, seinen Hausminister nicht opfern. Er hat ihn sogar später, ein Jahr nach dem Berliner Kongreß, in den Grafenstand erhoben, was Bismarck in gewaltigen und übertriebenen Zorn versetzte.

Marie von Schleinitz ging aus dem Trachenberger Hause hervor, wo die verwandtschaftlichen Beziehungen sich so verworren durchkreuzten, daß sie, um verständlich zu sein, einer kurzen Klarstellung bedürfen. Der katholische Fürst Hermann von Hatzfeldt-Trachenberg entführte im Jahre 1830 die Gattin des Grafen Kurt von Götzen, eine geborene Gräfin Mathilde von Reichenbach-Goschütz, die neun Jahre älter war als er. Es gelang ihm, in Rom die Annullierung der Ehe Götzen-Reichenbach zu erreichen, die mit drei Kindern gesegnet war. Der zweiten Ehe des Vaters Götzen entsprossen noch fünf Kinder. Aus der ersten Ehe des Fürsten Hermann Hatzfeldt mit der Gräfin Mathilde Reichenbach stammten der in der Schlacht von Amiens am 27. November 1870 nicht weit von mir gefallene Erbprinz Stanislaus, die Gräfin Franziska Hatzfeldt, die in erster Ehe mit Paul von Nimptsch, später mit dem Generalfeldmarschall von Loë verheiratet war, und die schöne Gräfin Elisabeth Hatzfeldt, die spätere Fürstin Carolath. Einige Jahre nachdem Fürst Hermann Hatzfeldt die Gräfin Mathilde Reichenbach geheiratet hatte, verliebte er sich in die Gattin des preußischen Gesandten beim Päpstlichen Stuhl, Frau Marie von Buch, geborene von Nimptsch.

Ein Versuch, seine Ehe mit der Gräfin Mathilde Götzen annullieren zu lassen, um eine zweite Ehe zu schließen, wurde von der Kurie abgelehnt. Ne bis in idem. So trat er rasch entschlossen aus der katholischen Kirche aus und zu der damals neugegründeten Sekte der Deutschkatholiken, der Lichtfreunde, über, die keinen Anstand nahm, seinen zweiten Lebensbund einzusegnen. Er wurde exkommuniziert, hat aber nach dem Tode seiner ersten Gattin den Rückweg zur Kirche gefunden. Il y a des accomodements avec le ciel. Aus der Ehe Hatzfeldt-Nimptsch stammten der spätere Herzog von Trachenberg und die Gräfin Hermine Hatzfeldt, die nacheinander den ungarischen Grafen Eduard Telecki und, nachdem sie sich von ihm hatte scheiden lassen, den siebenbürgischen Baron Emil Henning-O'Caroll von Elye-O'Caroll und Oriell heiratete und nach der Trennung auch von ihrem zweiten Gatten schließlich in der Nähe von Venedig, in dem kleinen Orte Mestre, in freier Liebe mit einem Gondoliere hauste. Die Fürstin Marie Hatzfeldt, geborene Nimptsch, brachte aus ihrer Ehe mit Herrn von Buch eine Tochter mit, die ihrerseits in erster Ehe den Hausminister von Schleinitz, nach dessen Tode den österreichischen Botschafter in St. Petersburg und Paris, den Grafen Anton Wolkenstein, heiratete. Damit hoffe ich diesen Rattenkönig entwirrt zu haben. Um zu zeigen, wie verwickelt die Verhältnisse im Hause Hatzfeldt lagen, erwähne ich noch, daß Frau Franziska von Loë als Frau von Nimptsch gleichzeitig die Schwägerin und die Stieftochter der Fürstin Marie Hatzfeldt war. Mein Freund Guido Nimptsch konnte sich rühmen, der Enkel und der Neffe des alten Fürsten Hermann Hatzfeldt zu sein.

Marie von Buch hatte, ehe sie 1865 Schleinitz heiratete, mit ihrer Großmutter, Frau von Nimptsch, geborener Gilgenheimb, zwei Winter in Paris verlebt. Man nannte die beiden Damen dort „La jeune Buche et la vieille Nymphe". Bei ihrer Vermählung zählte la jeune Buche fünfundzwanzig, Schleinitz achtundfünfzig Jahre. Es lag auf der Hand, daß die bösen Zungen Berlins sich mit diesem Mißverhältnis beschäftigten. Man erzählte sich, daß Mimi, so wurde die junge Gattin schon damals allgemein genannt, am Morgen nach dem Hochzeitstage etwas enttäuscht zu ihrer Mutter gesagt habe: „Das ist also das berühmte Heiraten!" Sie war eine nicht unbedeutende Frau. Um mit ihren guten Eigenschaften anzufangen, war sie, wie das ihre Abstammung mit sich brachte, eine echte Preußin und ist, als sie 1885 einen österreichischen Diplomaten, den Grafen Anton Wolkenstein, damals Botschafter in St. Petersburg, später in Paris, heiratete, eine solche geblieben. Preußin und Protestantin, hat sie sich zu ihrem Preußentum und zu ihrem Protestantismus in Paris wie in Wien stets offen bekannt. Sie war ein Charakter. Das bewies sie gegenüber Richard Wagner, dessen Sache sie in unerschütterlicher Treue anhing, für dessen Bayreuther

Pläne sie mit unermüdlichem Eifer Propaganda machte. Und es war ihr zu verdanken, daß Kaiser Wilhelm I. die erste Aufführung des Nibelungen-Ringes in Bayreuth besuchte. Sie hat dem alten Kaiser keine Ruhe gelassen, bis er hinfuhr, obwohl ihm, wie er selbst offen zugab, für die Zukunftsmusik das Verständnis fehlte. Es gelang ihr, in ihrem Berliner Salon Bayreuther Patronatsscheine auch bei ganz unmusikalischen, aber zahlungsfähigen Persönlichkeiten zu placieren. Sie verstand es, den türkischen Gesandten zu überreden, zehn Patronatsscheine für den Sultan zu nehmen. Als mein Vater den Gesandten nachträglich frug, wie es ihm gelungen sei, den Padischah zu solcher Munifizenz für das deutsche Unternehmen in Bayreuth zu bewegen, erwiderte dieser unbefangen: „Ich habe dem Sultan geschrieben, daß es sich um ein Opernunternehmen in Beirut handle, und dafür hat er großmütig gegeben."

Neben großen Eigenschaften besaß Mimi Schleinitz auch große Fehler. Sie war manieriert in Haltung, Mienenspiel, Sprache, in der ganzen Art, sich zu geben, oft auch in ihren Gedankengängen. Die „Précieuses ridicules" von Molière würden sie als Schwester begrüßt haben. Sie war sehr eitel, in einer Weise, die bisweilen den Spott herausforderte. Wie die meisten eitlen Menschen war sie eifersüchtig, um nicht zu sagen neidisch. Als einmal ihre Freundin Cornelie Richter ihr sagte, sie litte an heftiger Migräne, antwortete Mimi: „Ich habe auch Migräne." Der Gedanke war ihr schmerzlich, daß ein anderer etwas hätte, womit sie nicht aufwarten könne.

Mimi Schleinitz hat oft versucht, in ein freundliches Verhältnis zu Bismarck zu kommen und dadurch eine Versöhnung zwischen ihm und ihrem Gatten anzubahnen. Bismarck hat auch Ende der siebziger Jahre einmal im Hause Schleinitz gegessen. Nach Tisch brachte ihm Mimi seine lange Pfeife, stopfte sie selbst und zündete sie mit einem Fidibus an. Aber Bismarck war, wo er einmal haßte, nicht leicht wirklich zu versöhnen. Wenige Tage später brachte ein Bismarck nahestehendes Blatt einen Artikel gegen Alexander von Schleinitz, der nicht weniger scharf war als frühere. Der alte, kluge Gerson Bleichröder pflegte zu sagen: „Der Fürst ist wie unser Gott Jehova, der da heimsuchet die Missetat ohne Barmherzigkeit bis ins dritte und vierte Glied."

Gräfin Benkendorf

Ein anderer Berliner Salon, der aber viel banaler war als der Salon Schleinitz, war der Salon der Gräfin Luise Benkendorf, geborenen Croy. Sie war die Tochter eines preußischen und die Witwe eines russischen Flügeladjutanten. In ihrem Salon verkehrten namentlich Diplomaten. Sie hatte am Tage nach dem Siege von Sadowa ein enthusiastisches Glückwunschtelegramm an den Sieger der Schlacht, den alten König Wilhelm, gerichtet. Der König, dem es in keiner Weise an Witz, noch weniger an Humor fehlte, erwiderte ihr: „Je vois avec plaisir que mes victoires ont

fixé votre nationalité.“ Preußin von Geburt, Russin durch ihre Heirat, hatte sie sich zeitweise mit Berufung darauf, daß ein Teil der Familie Croy dem belgischen Untertanenverband angehörte, als Belgierin ausgegeben, war auch einmal Oberhofmeisterin in Stuttgart gewesen, dann aber, da ihr ältester Bruder im österreichischen Dienst stand, nach Wien gegangen und war auch als eifrige Katholikin oft nach Rom ad limina apostolorum gepilgert. Sie schillerte politisch in allen Farben. Bismarck war überzeugt, daß die Gräfin Luise Benkendorf eine Agentin des St. Petersburger Kabinetts sei und vom russischen Ministerium des Äußern die Mittel erhielte, ein Haus zu machen, um im russischen Sinne auf ihre Gäste zu wirken und vor allem nach St. Petersburg zu berichten, was sie in ihrem Salon von ihren Gästen höre. Wenn Bismarck wollte, daß eine Nachricht unauffällig nach St. Petersburg gelangte, pflegte er einem seiner Sekretäre zu sagen: „Das können Sie morgen abend im Salon Benkendorf erzählen, dann erfährt es spätestens in acht Tagen Gortschakow.“

Lieber als den Salon Benkendorf und selbst als den Salon Mimi Schleinitz, lieber als alle anderen von mir frequentierten Salons besuchte ich das Haus des Professors Rudolf Gneist, nicht nur weil die Verstandesschärfe und der glänzende Geist des Hausherrn mich anzogen, sondern auch weil ich dort interessante Professoren und Abgeordnete traf, die mich durch ihre Konversation fesselten und von denen ich etwas lernen konnte. Auch in den Häusern Borsig und Hansemann habe ich gern verkehrt.

Gabriele v. Bülow

Während der Wintersaison pflegte ich am Sonnabend meine Eltern zu meiner Großtante Gabriele Bülow zu begleiten. Sie verbrachte ihre Sommer in dem historischen Tegel, im Winter bezog sie in der stillen und würdigen Dorotheenstraße ein behagliches, aber bescheidenes Appartement. Es gab bei ihr kein reichbesetztes Buffet wie es in Berlin allmählich Sitte oder vielmehr Unsitte wurde, sondern nur Tee mit Gebäck zum Einstippen. Aber große und schöne Erinnerungen umschwebten die alte Dame, die hier empfing. Sie war die Witwe von Heinrich Bülow. Sie war die Tochter von Wilhelm, die Nichte von Alexander von Humboldt. Sie war damals schon über siebzig Jahre alt und ist erst mit fünfundachtzig Jahren heimgegangen. Sie war als Kind mit ihren Eltern nach Rom gekommen und hatte dort Pius VII. und seinen Staatssekretär Consalvi erblickt, Canova und Thorwaldsen als Hausfreunde begrüßt. Zwei ihrer Geschwister waren in Rom gestorben, sie ruhen auf dem akatholischen, stimmungsvollen Friedhof an der Pyramide des Cestius. Sie hatte in Rom auf derselben Höhe des Pincio gewohnt, wo ich, ihr Großneffe, hundert Jahre später, nach meinem Rücktritt, ein schönes Winterheim finden sollte. Sie sprach bis in ihr Alter gern und geläufig Italienisch und hat, als ich ihr nach meiner Verheiratung meine Frau vorstellte, diese als Italienerin mit besonderer Herzlichkeit

begrüßt und sich im besten Italienisch (lingua toscana in bocca romana) angeregt mit ihr unterhalten. Sie weilte 1812, in Deutschlands trübster Zeit, mit ihren Eltern längere Zeit in Wien. Theodor Körner, der damals viel im Hause ihrer Eltern verkehrte, hatte seine Freude an Gabriele, die mit Anmut die kleinen Komödien aufführte, die er zu Familienfesten für sie dichtete. Im Juli 1812 schrieb er an die Seinen: „Dieses graziöse Kind macht auch das Unbedeutendste bedeutend. Sie spielt meine Gelegenheitsstückchen mit unendlichem Talent.“ Körners erster dramatischer Versuch wurde für Gabriele geschrieben. Während sie in Körnerschen Komödien agierte, wurde sie von ihrem Vater im Griechischen unterrichtet. Vier Jahre später verlobte sich Gabriele, noch nicht fünfzehn Jahre alt, mit Heinrich Bülow, der als Legationssekretär ihrem Vater zugeteilt war. Kaum sechs Monate vorher war sie konfirmiert worden. Sie hat allerdings erst vier Jahre später geheiratet. Die Zwischenzeit verlebte sie mit ihrer Mutter in Rom und in Neapel, blieb aber eine gute Deutsche. 1817, nicht lange vor ihrem sechzehnten Geburtstage, schrieb sie an ihren Bräutigam, der wohl gefürchtet haben mag, daß sie ganz Italienerin werden könnte: „Ich fühle mich mit zu starken Banden an das liebe deutsche Vaterland gebunden, und mein ganzes Wesen und Leben ist gottlob so stark daran gekettet, daß es mir ewig teurer sein wird als jedes andere. In Deutschland bin ich geboren, dort habe ich Dich kennen und lieben gelernt, bin dort die Deine geworden, und Du bist auch ein Deutscher.“ In leidenschaftlichen Wendungen versichert die fünfzehnjährige Braut nach einer Besteigung des Vesuvs aus Neapel ihren Heinrich ihrer zärtlichsten Liebe. „Ich möchte mich auflösen in Sehnsucht nach Dir, aber den Frieden, den Deine Liebe mir gibt, kann nichts aus meiner Seele verdrängen, und so gebe ich mich gern der süßen, wehmütigen Stimmung hin, in der ich mich glücklich fühle, weil dann kein anderes Gefühl in mir lebt als einzig Du, Deine beseeligende Liebe und das Vertrauen auf den gütigen Gott, das hier beim Anschauen seiner Schöpfung doppelt erhöht wird.“ Ihre Ehe mit Heinrich Bülow wurde im Januar 1821 in der Berliner Dreifaltigkeitskirche von Schleiermacher eingesegnet, dem Freunde und Geistesverwandten ihres Vaters. Neun Jahre später konfirmierte derselbe Schleiermacher in derselben Dreifaltigkeitskirche den fünfzehnjährigen Gymnasiasten Otto von Bismarck.

Nachdem Heinrich Bülow, dessen ich in meinen Erinnerungen schon früher gedacht habe, mehrere Jahre als Vortragender Rat im Ministerium des Äußern gewirkt hatte, wurde er 1827 zum Gesandten in London ernannt, wo er und seine Frau während seiner vierzehnjährigen Wirksamkeit der königlichen Familie und insbesondere der damals noch ganz jungen Königin Victoria sehr nahe traten. Die Königin hat mir, als ich 1899 als Staatssekretär in Windsor weilte, sehr gütig von „my very dear friend,

Gabriele von Bülow" gesprochen und mir gesagt, wie sehr sie Gabriele geliebt und wie hoch sie deren Gatten geschätzt hätte. Gabriele verlor ihren großen Vater 1835. In ihrer vielgelesenen Biographie* wird von den letzten Stunden Wilhelms von Humboldt eine mit Recht berühmte Schilderung gegeben. Wenigen Menschen wurde eine solche Euthanasie beschieden. Sein Sterben entsprach in der Ruhe und Klarheit, mit denen er dem Tode entgegensah, völlig seinem ganzen Leben, und man könnte kein besseres Motto dafür finden als die Worte Schillers in den „Künstlern", für die auch Humboldt immer eine ganz besondere Vorliebe gehabt hatte:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen, hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotenem Busen
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Während seiner letzten Stunden sagte er zu seiner Tochter Gabriele: „Ich glaube nicht, daß alles mit diesem Leben vorbei ist. Mein Bruder Alexander glaubt nun, daß wir selbst nach dem Tode nichts mehr von der ewigen Weltordnung erfahren werden, ich aber glaube, daß der Geist doch das Höchste ist und nicht untergehen kann." Während seiner Agonie zitierte er griechische Hexameter. Zu seiner Tochter sagte er: „Ich sterbe jetzt noch nicht, denn ich kann noch bis in die Haare der Venus sehen." Man hatte ihn in sein Arbeitszimmer gebracht, wo die Venus von Melos stand. Seine letzten Worte waren: „In mir ist es ganz still, hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann."

Heinrich v. Bülow

Fünf Jahre nach dem Tode seines großen Schwiegervaters, 1841, wurde Heinrich Bülow zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt am Main ernannt, wo er mit Gabriele in derselben freundlichen Mainzer Straße wohnte, in der ich zehn Jahre nachher meine Kindheit verleben sollte. 1842 wurde er zum Minister des Äußern ernannt. Als solcher hat sich Heinrich Bülow in vierjähriger Tätigkeit, wie nach ihm mein lieber Vater in sechsjähriger Amtszeit, zu Tode gearbeitet. Beide starben sie, um eine Bismarcksche Wendung zu gebrauchen, auf ihrem Amtssessel wie ein Soldat im Feuer. Nicht lange vor seinem Heimgang hatte die damalige Prinzessin von Preußen, die nachmalige Königin und Kaiserin Augusta, an Gabriele Bülow geschrieben: „Sie wissen, daß ich in Bülow den einzigen Staatsmann Preußens in dieser ernsten Zeit verehre und gleichzeitig den persönlichen Freund, und das sagt mehr, als ich sonst aussprechen könnte." Heinrich Bülow starb am 6. Februar 1846. Als König Friedrich Wilhelm IV. die

* Gabriele von Bülow, Tochter Wilhelms von Humboldt. Ein Lebensbild. Berlin, bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Todesnachricht erhielt, sagte er, tieferschüttert, zu Alexander von Humboldt: „Es ist für meine Regierungszeit ein wahres Unglück. Solche Klarheit der Ideen, solche Festigkeit, solcher Mut, wenn ein Entschluß gefaßt war und, Humboldt, Sie müssen es wissen, der einzige Minister, bei dem ich fühlte, daß er mich verstand, auch wenn er nicht meiner Meinung sein mochte."

Als am 18. Oktober 1861, am achtundvierzigsten Jahrestage der Völkerschlacht von Leipzig, die Krönung des Königs Wilhelm I. in Königsberg stattfand, stand Gabriele von Bülow als Oberhofmeisterin neben der Königin Augusta. Vier Tage später zog sie mit der Königin in Berlin ein. Sie war sich der geschichtlichen Bedeutung dieses Tages bewußt. Am Abend des Einzugstages sagte sie zu ihren Kindern, daß eine neue Zeit beginne, wie sie hoffe und erwarte, wieder einmal eine wirklich große Zeit. Sie irrte sich nicht. Auf den wüsten Spuk von 1848, auf die schwächlich tastenden und mißglückten Versuche der „neuen Ära", moralische Eroberungen zu machen, sollte die heroische, die größte Zeit der preußischen und deutschen Geschichte folgen. Gabriele von Bülow erlebte noch, daß ihre schöne Enkelin Therese Loë nach ihrer Verheiratung mit dem Grafen Bertram Brockdorff zur Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm ernannt wurde. Sie starb am 16. April 1887 und wurde in Tegel beigesetzt, wo sie ihren Platz zwischen ihrem Mann und Alexander von Humboldt bekam.

Graf Wilhelm Redern

Ich aß häufig bei dem Oberstkämmerer, dem Grafen Wilhelm Redern, der mit einer Tante meiner Mutter, Bertha Jenisch, verheiratet war. Er war damals schon über siebzig Jahre alt. Sohn eines preußischen Hofmarschalls, war er in jungen Jahren in den preußischen Hofdienst eingetreten. Er hatte Friedrich Wilhelm III. bereits 1822 auf einer Reise nach Italien begleitet. Er erzählte gern, daß er neben dem König gestanden habe, als dieser am Posilip vor dem Grabe des Virgil die Nachricht von dem am 26. November 1822 in Genua erfolgten Tode des Staatskanzlers Fürst Hardenberg erhalten hätte. Atemlos überbrachte ein preußischer Feldjäger dem König diese Meldung.

Hardenberg war bis zu seinem Tode, also während eines Vierteljahrhunderts, in nahen und vertrauten amtlichen und persönlichen Beziehungen zu seinem Souverän geblieben. Als dieser die Nachricht von dem Tode des bewährten und hochverdienten Staatsmannes erhielt, meinte er gleichmütig: „Ganz überflüssig sein, mir deshalb einen Feldjäger zu schicken." Der König sprach gern im Infinitiv. Graf Wilhelm Redern schloß seine Erzählung mit den an mich gerichteten Worten: „Mein junger Freund, vergiß nie, daß es weiße Menschen gibt, schwarze Menschen und Fürsten. Die Fürsten sind anders als die anderen Menschen. Das Gefühl der Dankbarkeit ist bei ihnen meist nur schwach entwickelt." Heute, ein halbes Jahrhundert später, muß ich dieser Beobachtung beipflichten,

füge aber hinzu, daß die Volksvertreter und die Parteien nicht viel dankbarer sind.

Je älter der Oberstkämmerer Redern wurde, um so mehr lebte er in der Vergangenheit. Schließlich wiederholte er auch unter ganz anderen Zeitverhältnissen die Redewendungen, die er sich in seiner besten Zeit, unter Friedrich Wilhelm IV., angewöhnt hatte. Ich erinnere mich, daß, als in den siebziger Jahren vor dem inzwischen fast achtzig Jahre alt gewordenen Grafen Wilhelm Redern von dem schwierigen Charakter der Prinzessin Charlotte von Preußen, der ältesten Tochter des kronprinzlichen Paares, gesprochen wurde, er unwirsch erwiderte: „Man soll den Kaiser Nikolaus fragen, was zu machen ist, der weiß immer am besten, was uns frommt." Er hat manchmal zu mir gesagt: „Früher war es leichter als heute. Wir erkundigten uns einfach in der ganz alten Zeit beim Fürsten Metternich, später beim Kaiser Nikolaus, was wir tun sollten, und wir bekamen immer guten Rat. Mit Bismarck ist alles so aufgeregt und stürmisch geworden, die besten Zeiten sind vorbei."

Das, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, von Schinkel erbaute schöne Redernsche Palais stand unter den Linden, wo sich heute das Hotel Adlon befindet, das größte Berliner Hotel. Wenn ich dort absteige, denke ich an meinen alten Onkel Wilhelm Redern, seine altväterische, mehrmals um den Hemdkragen geschlungene schwarze Krawatte, seinen langen Gehrock, seine steife Haltung. Er trug beim Gehen die Nase sehr hoch, und die Berliner hatten ihm deshalb den Spitznamen „Der Wolkenschieber" gegeben. Sein Bruder, der Diplomat Graf Heinrich Redern, wurde wegen seines großen Mundes, den ein gewaltiges Râtelier zierte, der Semmelaffe genannt. Man war nicht gerade wohlwollend im alten Berlin. Es ist verwunderlich, daß in unserer größten Zeit markanten Persönlichkeiten oft Spitznamen angehängt und sie zum Objekt der Satire gemacht wurden. In der Gegenwart, deren Matadore die Satire mindestens ebensosehr herausfordern, ist es anders geworden.

Ein Haus, in dem ich mich wohl fühlte, war das des Malers Gustav Richter und seiner Frau Cornelie, einer Tochter des Komponisten Meyerbeer. Frau Cornelie ist mir bis zu ihrem erst einige Jahre nach dem Weltkrieg erfolgten Tode eine treue, liebe Freundin geblieben. Schon ihr sanftes Organ war mir sympathisch. Ihre Milde und Güte schufen um sie eine Atmosphäre der Harmonie und des Friedens, die mich wie eine Oase anmutete.

Das Diplomatische Korps

Das eleganteste der Berliner diplomatischen Häuser war die Französische Botschaft. Thiers, der die Welt kannte und die Bedeutung einer guten gesellschaftlichen Stellung für einen Diplomaten zu schätzen wußte, hatte nach der Niederlage Frankreichs, und gerade um die Folgen dieser Niederlage

abzuschwächen und obwohl er die republikanische Staatsform in Frankreich erhalten und befestigen wollte, die wichtigsten Auslandsposten mit Aristokraten und Vertretern des alten Systems besetzt. Nach London entsandte er als Botschafter zuerst den Herzog von Larochefoucauld-Bisaccia, dann den Herzog Decazes, nach Wien den Marquis d'Harcourt, nach Rom zum Quirinal den Marquis de Noailles, zum Vatikan den Baron de Corcelle, nach dem militärischen St. Petersburg den General Leflô, nach Kopenhagen den Vicomte de Fériol, nach Madrid den Vicomte de Bouillé, nach Berlin den einer alten und illustren Familie entsprossenen Vicomte de Gontaut-Biron. Ich habe schon gesagt, daß es dem letztgenannten französischen Diplomaten bald gelang, sich die Gunst der Kaiserin Augusta zu erwerben. Das Mißtrauen, das ihm Bismarck vom ersten Tage an entgegenbrachte, hat er nie zu überwinden vermocht.

An Intelligenz stand er weit hinter dem englischen Botschafter, Odo Russell, dem späteren Lord Ampthill, zurück, der eine feine Bildung und liebenswürdige Formen mit politischem Takt und Blick verband. Odo Russell hat es verstanden, nicht nur die Sympathie, sondern auch das Vertrauen des Fürsten Bismarck zu gewinnen. Er und seine schöne Frau waren in der Berliner Gesellschaft gern gesehen. Am kronprinzlichen Hof und im Reichskanzlerpalais waren sie gleich beliebt.

Graf Aloys Károlyi hatte die habsburgische Monarchie schon vor 1866 in Berlin vertreten. Zu ihm hatte 1863 der soeben zum preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte Herr Otto von Bismarck-Schönhausen gesagt, er rate Österreich, seinen Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen. Nicht lange nach dem für uns siegreichen Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges erschien Károlyi zum zweiten Male und diesmal als österreich-ungarischer Botschafter in Berlin, wo in der Zwischenzeit sein Nachfolger, Graf Felix Wimpffen, keine Seide gesponnen hatte. Bismarck, der auch in den kritischen Jahren vor dem Preußisch-Österreichischen Kriege persönlich und gesellschaftlich in freundlichen Beziehungen zu Károlyi geblieben war, hatte sich mit dessen Rückkehr nach Berlin ganz einverstanden erklärt, drückte ihm aber doch sein Erstaunen darüber aus, daß er, ein steinreicher Magnat, von dem man sage, daß er auf seinen Herrschaften so viele Schäfer unterhalte wie andere Leute auf ihren Gütern Schafe, wieder das Joch des Dienstes auf sich nehmen wolle. „Ja, schauen S'," entgegnete ihm Graf Aloys Károlyi, „vormittags reite ich, nachmittags mache ich Besuche und spiele im Klub meine Partie Whist, abends gehe ich in Gesellschaft oder empfange selbst. Nur zwischen zwölf und ein Uhr vormittags wußte ich seit meinem Rücktritt nicht, was ich unternehmen sollte. Diese Stunde werde ich jetzt in der Kanzlei mit Unterschreiben totschlagen."

Der italienische Gesandte, Graf Launay, war ein hervorragender politischer Kopf. Savoyarde von Geburt, war er der italienischen Sprache kaum mächtig und hatte die Erlaubnis, seine Berichte in französischer Sprache zu schreiben. Der Gesinnung nach war Launay nicht nur Italianissimo, sondern leidenschaftlich antifranzösisch. Er war der einzige der fremden Vertreter in Berlin, zu dem Holstein in intimen, nie getrübten persönlichen und politischen Beziehungen stand.

Von allen fremden Diplomaten war der belgische Gesandte, Baron Nothomb, wohl derjenige, der die beste persönliche und politische Stellung hatte. Zu keinem anderen Lande waren unsere Beziehungen so freundlich und sicher wie zu Belgien. Die einzige Tochter des Baron Nothomb war mit dem Oberst von Zedlitz vermählt, der bei der ruhmreichen Attacke von Mars-la-Tour die 2. Garde-Dragoner geführt hatte.

Der russische Botschafter, Herr von Oubril, erzählte selbst, daß er einer distinguierten Emigrantenfamilie entsprossen sei. Der ihm nicht wohlgesinnte Fürst Bismarck behauptete dagegen, Oubril sei in Wirklichkeit der Enkel eines französischen Kochs, dessen „petits pâtés" die große Kaiserin Katharina appreziiert habe. Der russische Botschaftsrat Arapoff und der Militärattaché Kutusoff waren trinkfeste Männer. Arapoff hatte einmal bei einem Hoffest in heiterer Weinlaune sich selbst ein Glas Champagner über den Kopf gegossen und dazu gelallt: „Will ich mir noch einmal taufen, aber diesmal mit Sekt." Auch Kutusoff kam selten von einem Diner oder Souper nüchtern nach Hause. Als er in einer größeren Gesellschaft erzählte, seine Familie stamme aus Pommern und habe ursprünglich Kutus geheißen, meinte der schlagfertige, witzige Minister des Innern, Graf Friedrich Eulenburg: „Den Soff haben Sie sich in Rußland zugelegt." Sehr übel trieb es der langjährige Zweite Sekretär der Russischen Botschaft, Baron Mita Benkendorf. Er und seine Gattin lebten in Berlin auf großem Fuß, bis sie bei Nacht und Nebel unter Hinterlassung beträchtlicher Schulden verschwanden. Die Frau kam so herunter, daß sie schließlich in einem Pariser Freudenhaus endigte. Sie war nicht besonders hübsch, und als sie während mehrerer Tage keinem Besucher gefallen hatte, erschoß sie sich und hinterließ einen Brief, in dem sie erklärte, daß verschmähte Liebe sie in den Tod trieb. Ein französischer Literat ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sie zur Heldin eines damals vielgelesenen Romans zu machen, dem er den Titel gab „Le pistolet de la petite Baronne". Es war bezeichnend für die Frivolität russischer Großfürsten, daß Großfürst Wladimir den Gatten der armen Frau, der durch seinen Leichtsinn und Schlimmeres die Hauptschuld an ihrem Untergang trug, in seine Umgebung zog, mit Vorliebe zum Begleiter bei seiner jährlichen Herbstreise nach Paris wählte und ihn in Chantilly dem Herzog von Aumale mit den Worten vorstellte: „Voici mon ami, le Baron

Mita Benkendorf, célèbre par ses malheurs conjugaux, du reste un homme charmant!“

Bundesstaatliche Vertreter

Von den bundesstaatlichen Gesandten war der Bayer Perglas einer der letzten Vertreter des reichsfeindlichen bayrischen Partikularismus. Bei Berliner Hoffesten hielt er sich demonstrativ zum Diplomatischen Korps, nicht zum Bundesrat. Als Bismarck ihn einmal unter den ausländischen Vertretern stehen sah, redete er ihn auf französisch an. Als Perglas verlegen erwiderte, er sei der bayrische Gesandte und verstehe ganz gut Deutsch, meinte Bismarck: „Da Sie sich immer zu den Ausländern stellen, statt zu Ihren Kollegen vom Bundesrat, hielt ich Sie für einen Fremden.“ Im Gegensatz zu Perglas gehörte der württembergische Gesandte, der Freiherr Hugo von Spitzemberg, zu den Intimen des Bismarckschen Hauses. Er und seine Gattin, eine Tochter des langjährigen württembergischen Ministerpräsidenten Karl von Varnbüler, waren der Familie Bismarck schon in St. Petersburg nähergetreten, als dort gleichzeitig Bismarck Preußen und Spitzemberg Württemberg vertrat. Es gelang Frau von Spitzemberg, den Fürsten Bismarck allmählich mit ihrem Vater zu versöhnen, der im Juni 1866 in der Württembergischen Kammer auf die Frage, was mit einem besiegten Preußen geschehen solle, triumphierend geantwortet hatte: „Vae victis!“ Der Freiherr Karl von Varnbüler wurde ein eifriger Mitarbeiter des großen Kanzlers bei dessen schutzzöllnerischer Politik. Karl von Varnbüler hat, wie sein Schwiegersohn Spitzemberg, den Sturz des Fürsten Bismarck nicht mehr erlebt. Sein Sohn Axel von Varnbüler und seine Tochter, die verwitwete Frau Hildegard von Spitzemberg, gehörten zu den ersten, die von dem gestürzten Bismarck abschwenkten. Axel, der später Württemberg als Gesandter und Bevollmächtigter zum Bundesrat vertrat, folgte dem Beispiel Phili Eulenburgs, mit dem ihn, seitdem sie in Straßburg zusammen studiert hatten, intime Freundschaft verband. Seine Schwester, Hildegard von Spitzemberg, schloß sich mit solchem Enthusiasmus dem Nachfolger von Bismarck an, daß in dem grollenden Friedrichsruh spöttisch behauptet wurde, sie wolle den Hagestolz Caprivi heiraten, um Frau Reichskanzler zu werden.

Von den bundesstaatlichen Vertretern in Berlin gefielen mir der Badener Türckheim und der Hanseate Dr. Krüger am besten. Der Freiherr von Türckheim zu Altdorf, der Baden seit dem Mai 1864 in Berlin vertrat, war ein wackerer Alemanne vom Schlage der Karl Mathy und Ernst Bassermann. Sein lebendiger Patriotismus und seine herzliche Freude an unserem herrlichen, aus der Feuerprobe dreier siegreicher Kriege hervorgegangenen Deutschen Reich berührte in dem bisweilen allzu kritischen und deshalb flach und kleinlich urteilenden Berlin doppelt wohltuend. Dr. Krüger war ein tüchtiger Niederdeutscher, stand mit festen Knochen auf der dauernden

Erde und ließ sich durch den Wind der Berliner Medisance erst recht nicht umwerfen.

Kaiserin Augusta

Die Kaiserin Augusta empfing während des Winters einmal in der Woche. Das Appartement des historischen Palais, in dem sie empfing, hieß die Bonbonnière. Ich habe selten in so vornehmer und zugleich so liebenswürdiger Weise empfangen sehen. Man behauptet, daß die Kaiserin in ihrer ersten Jugend von ihrer Obergouvernante häufig in ein Wäldchen bei Weimar geführt worden sei, wo sie zur Übung für künftiges Cercle-machen an jeden Baum eine nicht allzu banale Frage richten mußte. Goethe, der die 1811 geborene Prinzeß Augusta von Sachsen-Weimar in der Wiege schlummern sah, würde seine Freude an dem Auftreten der Kaiserin und Königin gehabt haben. Der alte Kaiser erschien stets zu den Empfängen seiner Gemahlin. Er sprach jeden der Eingeladenen an, immer freundlich, oft mit gutmütigem Scherz. Wenn die Gesellschaft von der Kaiserin entlassen wurde, führte der Kaiser die älteren Damen am Arm bis an die Tür.

Als ich einmal während einer Soiree in der Bonbonnière mit meinem lieben und langjährigen Freund, dem Prinzen Heinrich XVIII. Reuß, allein in einem kleineren Saale des Appartements stand, zog dieser aus einer Malachitvase eine Liste der Einzuladenden hervor, die ein unachtsamer Lakai dort hatte liegenlassen. Die Kaiserin hatte die Liste mit einem Blaustift revidiert. Wir bedauerten, konstatieren zu müssen, daß Ihre Majestät die Namen einer Anzahl politischer Anhänger des Reichskanzlers und persönlicher Freunde des Bismarckschen Hauses gestrichen hatte. Ebenso eine Reihe ostpreußischer, pommerscher und märkischer Adliger, auch alles, was Stumm hieß. Dafür hatte sie in die ihr vom Oberhofmarschall unterbreitete Liste andere Namen eingetragen, meist Rheinländer, Westfalen und Schlesier, überwiegend katholische Namen. Neben den Namen meines Vaters hatte sie selbst geschrieben: „Mit seinen beiden Söhnen einzuladen." Die alte Kaiserin schätzte meinen Vater und sagte zu ihrem ihr sehr nahe stehenden Kabinettsrat Bodo von dem Knesebeck, meinem alten Kriegskameraden: „Der Staatsminister von Bülow ist ein politischer und wohl noch mehr seit einem Vierteljahrhundert ein persönlicher Freund des Fürsten Bismarck. Ich achte diese seine Treue. Aber in seiner feinen Art sich zu geben, mit seiner Kultur, im Grunde auch mit seiner Weltanschauung gehört Herr von Bülow in die Goethesche, in meine Zeit." Die Kaiserin Augusta hat sich immer als Prinzessin von Weimar gefühlt, auch nachdem sie im Juni 1829, geleitet von den Segenswünschen des greisen Goethe, dem Prinzen Wilhelm von Preußen nach Berlin gefolgt war.

Weimar und Potsdam

Seitdem im Februar 1919, in der unglücklichsten Zeit, die seit dem grauenvollen Dreißigjährigen Krieg und der napoleonischen Zwingherrschaft das deutsche Volk sah, von gedankenlosen Schwätzern die Schlagworte

„Weimar“ und „Potsdam“ in Umlauf gebracht wurden, ist es Mode geworden, diese beiden Begriffe zueinander in Gegensatz zu bringen. Durch solche Plattheit werden die Köpfe verwirrt und wird das Vaterland geschädigt. In Wahrheit sind Potsdam und Weimar gar keine Gegensätze, sondern sie ergänzen einander. Mein Freund, der Dichter Adolf Wilbrandt, hat in einer tiefsinnigen und dabei anmutigen Komödie, die, wenn ich mich recht erinnere, „Der Unterstaatssekretär“ heißt, Potsdam und Weimar einander gegenübergestellt. Ein junger, tüchtiger, kluger Beamter und ein reizendes, liebenswürdiges Mädchen, die Tochter eines Gelehrten, fühlen sich zueinander hingezogen, streiten sich über Politik. Er sagt: „Ich stehe zu Bismarck, Moltke, Blücher, zu Fridericus Rex, zu Zieten und Seidlitz, zu dem Schöpfer der vorbildlichen und mustergültigen preußischen Verwaltung und unserer herrlichen Armee, zu König Friedrich Wilhelm I., zu dem Großen Kurfürsten, mit dem das Wiedererwachen des deutschen Volkes aus langem politischem Todesschlaf beginnt.“ Sie lispelt: „Und ich folge Goethe, Schiller, Herder, Lessing.“ Schließlich fallen sie sich beide in die Arme, um sich für immer zu finden und zu verbinden. In der Rede, die ich am 16. Juni 1901 vor dem Nationaldenkmal des Fürsten Bismarck in Berlin hielt, sagte ich*: „Fürst Bismarck ist auf politischem Gebiet und im Reiche der Tat für uns geworden, was Goethe im Reiche der Geister, auf dem Gebiete der Kunst und Kultur für uns gewesen ist. Auch er hat, wie Schiller von Goethe sagte, die Schlange erdrückt, die unseren Genius umschnürte. Goethe hat uns auf dem Gebiete der Bildung geeinigt, Bismarck hat uns politisch denken und handeln gelehrt. Und wie Goethe für immer als Stern an unserm geistigen Himmel steht, so ist Bismarck uns die Gewähr dafür, daß die Nation ihre Gleichberechtigung mit andern Völkern, ihr Recht auf Einheit, Selbständigkeit und Macht niemals aufgeben kann. Er hat uns das Beispiel gegeben, nie zu verzagen, auch in schwierigen und verworrenen Zeiten nicht.“ Und am 30. September 1907 sagte ich im Reichstag**, daß nur die Verbindung von altpreußischer, konservativer Tatkraft und Zucht mit deutschem, weitherzigem, liberalem Geist die Zukunft der Nation zu einer glücklichen gestalten könne. Das habe ich mehr als einmal wiederholt, und das gilt auch heute. Macchiavelli hat recht, wenn er sagt, daß die Völker immer wieder zum Ausgangspunkt ihrer Größe zurückkehren müßten. Ritornare al segno.

Die Kaiserin Augusta war zu klug, zu weise, um nicht auch Potsdam würdigen zu können. Aber sie hielt es für die Aufgabe der Monarchie, ausgleichend, versöhnend zu wirken. Sie wünschte nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen. Sie wollte die Wunden heilen, welche die harte Hand des

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe I, S. 222; Kleine Ausgabe I, S. 246.
** Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe III, S. 93/94, Kleine Ausgabe V, S. 43.

eisernen Kanzlers geschlagen hatte. Ihr Leitstern war das Goethewort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Im Sommer 1874 wohnte ich bei meinen Eltern in Potsdam, die dort am Pfingstberg eine Villa gemietet hatten, um der Hitze der Großstadt zu entgehen. Das Haus bot wundervolle Ausblicke. Weit lag vor unseren Augen die Havellandschaft ausgebreitet. Wie große silberne Flächen erschienen uns die Seen. Wenn sich der Tag neigte, wurden die Segel der die Seen durchkreuzenden Kähne vom Abendrot purpurrot gefärbt, Hunderte von Fenstern schimmerten im scheidenden Licht. Wie herrlich war in Potsdam das „Neue Palais", die Schöpfung des großen Königs, das Haus, wo unser lieber Kaiser Friedrich geboren war und wo er sein Haupt im Tode neigen sollte. Die Garnisonkirche, in der des großen Königs Sarg steht! Wie viele überwältigende historische Erinnerungen! Und gleichzeitig welche landschaftlichen Schönheiten!

XXIII. KAPITEL

Attaché in Rom • Reise durch Südfrankreich und Italien • Eintreffen in Rom (15. X. 1875) • Gesandter von Keudell • Reise nach Sizilien • Gregorovius • Mommsen • Römische Gesellschaft • Pius IX. und das Königreich Italien • Kirche und Staat in Italien

Dienst im Ausland

Im Herbst 1874 sagte mir mein Vater, er halte es, nachdem ich nunmehr meine erste Ausbildung im Auswärtigen Amt erhalten hätte, für angezeigt, mich ins Ausland zu schicken. „Wo möchtest du denn hin?" Ich antwortete ohne Besinnen: „Nach Italien!" Mein Vater schlug mir gütig vor, mir bei diesem Anlaß auch Südfrankreich anzusehen. So machte ich mich auf den Weg.

Nachdem ich einige Tage an dem mir immer lieb gebliebenen Genfer See verweilt hatte, besuchte ich Lyon, Avignon, Nîmes, Tarascon, Arles, Marseille, Toulon, Nizza. Bevor ich meine Italienfahrt antrat, hatte ich einige gute Bücher gelesen: Taine, „Voyage en Italie", Stendhal, „Rome, Naples et Florence", und von demselben Stendhal die „Promenades dans Rome". Ich las die drei Bände, die Adolf Stahr, der Gatte von Fanny Lewald, 1847 unter dem Titel „Ein Jahr in Italien" veröffentlicht hat, ein Buch, das mir auch heute nicht antiquiert erscheint und das ich jedem Deutschen empfehlen möchte, der über die Alpen geht. Ich las die „Philosophie de l'art en Italie" von Hippolyte Taine, ich las andächtig die „Chartreuse de Parme" von Stendhal, das psychologisch feinste Werk, das über Land und Leute in Italien geschrieben worden ist. Als ich vor meiner Abreise von meinem Vater Abschied nahm, legte er mir als letzten Rat das Wort Goethes ans Herz: „Lust, Freude an den Dingen ist das einzig Reale und was wieder Realität hervorbringt, alles andere ist eitel und vereitelt nur."

Südfrankreich

In Südfrankreich frappierte mich zweierlei: Die außerordentliche Gleichförmigkeit Frankreichs. Die Menschen in der Provence waren in ihren Gewohnheiten und Sitten, in ihrem Auftreten dieselben wie in der mir schon bekannten Normandie und Picardie. Überall tranken die pensionierten Offiziere nachmittags ihren Absinth, spielten die Bürger an den Tischen vor den Cafés Domino, besuchten die Frauen morgens die Messe, wartete alles auf die Zeitungen aus Paris. Ich begriff, daß ein französischer Minister

des Innern anstandslos einen Präfekten von Lille nach Montpellier, von Bordeaux nach Nancy versetzen kann und daß das französische Volk in entscheidender Stunde, wenn von energischer Hand geführt, nur einen Willen hat. Daß sich Frankreich nach Niederlagen, nach jedem Mißgeschick immer wieder rasch erholt hat, ist nicht zum kleinsten Teil auf die von Richelieu, dem Konvent und Napoleon I. durchgeführte und von allen französischen Regierungen aufrechterhaltene straffe Zentralisation und die aus ihr hervorgehende innere Einheit der französischen Nation zurückzuführen. In der meisterhaften Rede, in der Thiers am 19. Februar 1871 in der französischen Nationalversammlung in Bordeaux die Notwendigkeit des Friedens mit Deutschland auseinandersetzte, hob er als einen der Gründe, aus denen er auch in dieser für Frankreich grausamen und furchtbaren Stunde nicht an der Zukunft seines Landes verzweifele, dessen „alte und mächtige Einheit" hervor. Die französische Einheit ist auch der Hauptgrund, weshalb das französische Volk Gebietsabtretungen schmerzlicher empfindet als andere Völker und speziell als das deutsche Volk. Die meisten Franzosen hatten nach dem Frankfurter Frieden wirklich die Empfindung, als ob sie mit Straßburg und Metz ein Glied ihres Körpers verloren hätten. So charakterisierte mir gegenüber einmal ein französischer Minister des Auswärtigen, Challemel-Lacour, persönlich weder ein Chauvinist noch besonders deutschfeindlich — er hatte sogar Schopenhauer gekannt und übersetzt —, die französische Mentalität seit dem Frankfurter Frieden. Denkt die Mehrheit der Deutschen ebenso über den Verlust von Westpreußen und Posen, die wir seit über hundert Jahren besaßen, von Thorn und Graudenz und Bromberg, von Danzig und Memel, von Oberschlesien, das nie polnisch war, über den Verlust der wunderschönen Stadt Straßburg und der Feste Metz, über die ungeheuren Verluste des Deutschtums in fast allen Teilen der früheren österreichischen Monarchie?

Das Zweite, was mich diese Reise durch Südfrankreich lehrte, war, daß dieses Land zwar heftigere innere Kämpfe gekannt hat als irgendein anderes Land, daß aber die Franzosen leichter, viel leichter als wir Deutschen, ich sage das zum Ruhm der Franzosen, sich wieder in gleicher Liebe zu ihrem Vaterland zusammenfinden. Die Geschichte hat, wenn wir von dem in voller Entwicklung befindlichen bolschewistischen Rußland absehen, kaum größere Greuel, blutigere innere Kämpfe gesehen als in Frankreich. Wieviel Blut floß unter der Herrschaft des Konvents! „Quatre-vingt-treize, épouvantable année, de lauriers et de sang grande ombre couronnée!" sang der französische Dichter, und er denkt zuerst an den Siegeslorbeer, mit dem sich damals Frankreich bekränzte, dann erst an das stromweise vergossene Blut. Wieviel Blut floß in Paris 1849, während des Juni-Aufstandes und 1871 während der Kommune!

In Lyon stand ich auf der Place des Brotteaux. Hier hatte von einem Balkon aus, zwischen zwei wenig bekleideten Kurtisanen sitzend und eine wohlgedeckte Tafel vor sich, Joseph Fouché sich an dem Anblick der Tausende geweidet, deren Kopf unter dem Fallbeil der Guillotine fiel, die auf dem Platz aufgestellt war. Zu gleicher Zeit wurden Esel durch die Straßen getrieben, an deren Schwänzen heilige Kirchengefäße angebunden waren, auf deren Profanierung es Fouché, ein ehemaliger Mönch, besonders abgesehen hatte. Diese Vergangenheit verhinderte ihn nicht, unter Napoleon erst Polizeipräfekt von Paris und dann Minister des Innern zu werden. Allerdings erfreute Fouché sich eines unerschütterlichen Aplomb. Bei dem großen Galadiner, das Napoleon zu Ehren seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise in den Tuilerien gab, frug er den ihm gegenüber sitzenden Fouché, den er zum Herzog von Otranto erhoben hatte, mit der ihm gelegentlich eigenen Brutalität: „Est-ce vrai, Duc d'Otrante, que vous avez voté la mort du roi Louis XVI, oncle de l'Impératrice qui est assise à ma droite?" Mit lauter, dröhnender Stimme erwiderte Fouché: „Parfaitement, Sire, et c'est même le premier service qu'il m'a été donné de rendre à Votre Majesté Impériale et Royale."

Avignon, Nîmes, Toulon und Marseille haben um die gleiche Zeit, 1793, ähnliche Schandtaten gesehen. Nach dem Sturz von Napoleon wütete in Südfrankreich die Terreur blanche, die es nicht viel besser trieb als seinerzeit die Terreur rouge und der u. a. der Marschall Brune in Avignon zum Opfer fiel, den der Pöbel in Stücke riß. Alles das vergißt ganz Frankreich, wenn die Marseillaise ertönt: „Aux armes, citoyens, formez vos bataillons." Bei uns ist es niemals zu annähernd so blutigen Parteikämpfen gekommen wie in Frankreich, aber die Parteien werfen sich Reden vor, die dieser oder jener Angehörige der Gegenpartei vor einem Jahrzehnt gehalten hat.

Florenz und Pisa

In Genova la superba gedachte ich des „republikanischen Trauerspiels" unseres Schiller, des „Fiesco", während ich die herrlichen Adelspaläste Durazzo, Pallavicini, Balbi, Doria besuchte. Auf Florenz verwandte ich acht Tage. Der schöne Roman „Le Lys rouge" von Anatole France war noch nicht geschrieben, sonst hätte ich ihn vor meiner Ankunft in Firenze, la bella, gelesen, um mich in die richtige Stimmung zu versetzen.

Eine besondere Anziehungskraft hat immer Pisa auf mich ausgeübt. Wenn ich mich gelegentlich abgehetzt fühlte oder mich geärgert hatte, dachte ich, wie schön es sein müßte, im stillen Pisa zu leben, vormittags den herrlichen Campo Santo zu besuchen, dessen Wandgemälde uns so ergreifend die Macht und den Ernst des Todes vor Augen führen, nachmittags am Lungarno zu schlendern und auf den Fluß zu blicken, der ruhig und still vorbeifließt.

Am 15. Oktober 1874 in Rom eingetroffen, stieg ich an der Piazza di Spagna im Hôtel de Londres ab, dem heutigen Hôtel des Princes. Dann suchte ich den auf der Höhe des Kapitols gelegenen Palazzo Caffarelli auf, in dem ich gerade zwanzig Jahre später als Botschafter mit meiner geliebten Frau glückliche Jahre verleben sollte. 1874 empfing mich der Gesandte von Keudell (Rom wurde erst später zur Botschaft erhoben) mit biederem Händedruck, aber ohne ein Wort zu sagen. Dann wurde das Luncheon gemeldet, zu dem außer mir der schon vor längerer Zeit in Rom eingetroffene Rittmeister Otto von Senden von den 2. Garde-Dragonern eingeladen war, den ich als Regimentskameraden meines Bruders Adolf gut kannte. *Rom*

Während des Frühstücks sprach Keudell kaum ein Wort. Nachdem wir stumm eine Zigarre geraucht hatten, schlug er mir vor, am nächsten Tage nach Neapel abzureisen, das ich so bald wie möglich kennenlernen müßte. Von dort möge ich nach Sizilien fahren, auf das ich mindestens drei Wochen verwenden solle. Ich war durch diesen Empfang von seiten meines neuen Chefs etwas enttäuscht. Ich hatte nicht erwartet, daß er gleich Probleme der italienischen Politik zur Sprache bringen würde, aber ich hatte immerhin auf einen Hinweis auf meine künftige Tätigkeit unter seiner Leitung, auf eine Art dienstlicher Ermunterung gerechnet. Als ich mit Otto Senden an den rossebändigenden Dioskuren vorbei die Flachtreppe des Kapitols hinunterstieg, sagte ich zu ihm: „Keudell scheint es gräßlich zu sein, daß man mich ihm als Attaché geschickt hat. Er hat kein Wort mit mir geredet. Ich werde meinem Vater schreiben und ihn bitten, mich an eine andere Mission zu versetzen. Der Wechsel tut mir leid, denn ich hatte mich so auf Rom gefreut und hoffte hier einen schönen Winter zu verleben." Senden erwiderte mir lachend: „Ich fand im Gegenteil Keudell heute eher gesprächig. Gewöhnlich gibt er noch weniger von sich."

Robert von Keudell war in der Tat einer der einsilbigsten Menschen, die mir vorgekommen sind. Solange er bei Bismarck gut angeschrieben war, galt seine Schweigsamkeit für einen Beweis von Gedankentiefe und geistiger Überlegenheit. Als er später bei dem großen Kanzler in Ungnade fiel, hieß es, seine völlige Unbedeutendheit zeige sich auch darin, daß er nie den Mund auftue. Keudell dankte seine Karriere nicht zuletzt dem Umstand, daß er als junger Mann mit Fräulein Johanna von Puttkamer vierhändig Klavier gespielt hatte. Die gute, treue Johanna hat ihrem Jugendfreunde Robert Keudell stets ihre Freundschaft bewahrt, auch nachdem sie den großen Otto Bismarck geheiratet hatte. Während dieser Gesandter in Frankfurt war, hatte Keudell mehrfach als Logierbesuch im Bismarckschen Hause geweilt. Auch in St. Petersburg hat er die Bismarcks besucht. Als Bismarck zum Ministerpräsidenten und Minister des Äußern ernannt wurde, empfand er das Bedürfnis, sich mit einigen ganz sicheren Mitarbeitern zu umgeben. *Keudell und Bismarck*

Deshalb zog er neben seinem Vetter, dem Grafen Karl von Bismarck-Bohlen, auch Robert von Keudell als Mitarbeiter in das Ministerium des Äußern, wo dieser die neun bedeutungsvollen Jahre von 1863 bis 1872 als Personaldezernent verlebte.

Weshalb verlor Keudell später das Vertrauen seines großen Chefs? Vielleicht hat es diesen verstimmt, daß Keudell, nachdem er sich mit der reichen Tochter des früheren liberalen Handels- und Finanzministers von Patow vermählt hatte, ins Ausland drängte. Es scheint, daß Keudell, der gute Beziehungen zu Publizisten und Literaten hatte, nach der Ansicht seines hohen Chefs zu viel Reklame für sich machte. Zweifellos haben aber auch Intrigen von Holstein, der, seitdem er 1860 als Attaché in St. Petersburg unter Bismarck gedient hatte, dessen intimster Vertrauensmann geworden war, dazu beigetragen, das Verhältnis zwischen Bismarck und Keudell zu trüben. Keudell hat mir selbst, als ich Attaché bei ihm war, erzählt, Holstein habe Bismarck eingeredet, Keudell habe in Berlin die Nachricht verbreitet, daß von ärztlicher Seite behauptet würde, der große Minister gehe einer Gehirnerweichung entgegen, die mit der Zeit zu völliger Geistesstörung führen würde. Jedenfalls ein echt Holsteinscher Giftpfeil.

Als ich in Rom 1874/75 unter Keudell arbeitete, war das Verhältnis zwischen ihm und seinem Chef äußerlich noch leidlich. Die Fürstin Johanna schrieb regelmäßig an ihren Jugendfreund. Sie hatte auch dessen Gattin, die sehr liebe und gütige Frau Hedwig, in ihr Herz geschlossen. Aber Keudell fühlte sich nicht mehr sicher und sprach nicht selten davon, daß er sich nach Ruhe sehne. Er reichte an diplomatischer Brauchbarkeit an andere deutsche Vertreter der Bismarckschen Zeit, wie Paul Hatzfeldt, Schweinitz, Savigny, Goltz, Prinz Heinrich VII. Reuß, nicht heran. Er besaß nicht die Gedankentiefe Lothar Buchers oder meines Vaters. Aber er war fleißig und gewissenhaft, er hatte den ostpreußischen klaren und nüchternen Verstand. In Rom war er allgemein beliebt. Er galt mit Recht für einen Bewunderer und Freund des modernen Italien. Die damals sehr zahlreiche deutsche Kolonie schwärmte für Keudell.

Neapel und Sizilien

Mein Chef hatte mir einen guten Rat gegeben, als er mir empfahl, Neapel und Sizilien zu besuchen. Ich denke nicht daran, die dort im Herbst 1874 verlebten Wochen zu beschreiben, da ich nicht den Ehrgeiz habe, mit Goethe zu wetteifern. Den Vesuv bestieg ich zu Fuß, was bei der herrschenden Hitze einigermaßen anstrengend war. Ein dicker württembergischer Herr, der mit mir hinaufkletterte, wurde vom Schlag gerührt. Wegen seiner Beisetzung gab es allerhand Schwierigkeiten, weil die katholische Geistlichkeit der umliegenden Orte dem armen schwäbischen Ketzer keinen Platz in geweihter Erde gönnte. In Sorrent wurde ich gewarnt, die Berghöhe des Deserto aufzusuchen, da sich dort Briganten

herumtrieben. In Sizilien wurde die Postkutsche, mit der ich von Palermo nach Girgenti fuhr, von berittenen Karabinieri begleitet. Der Brigantaggio war auf der schönen Insel noch nicht ausgerottet.

In Girgenti wurde ich in den „Circolo Empedocle" eingeführt, der nach dem berühmtesten Sohn der Stadt, dem Philosophen Empedokles benannt war. Die dort anwesenden Herren führten ein politisches Gespräch. Ich frug, was man in Girgenti von dem damaligen italienischen Ministerpräsidenten, Marco Minghetti, denke. Man antwortete mir: „Una iena alterata di sangue. (Eine blutberauschte, blutdürstige Hyäne.)" Diese Äußerung ist mir im Gedächtnis geblieben, denn sie ist charakteristisch für den Wert oder vielmehr Unwert parteipolitisch gefärbter Urteile. Marco Minghetti war, wie heute ziemlich allgemein anerkannt wird, einer der gemäßigtesten und weisesten Staatsmänner und gleichzeitig einer der gebildetsten und humansten Männer seiner Zeit.

Als ich von meiner mich sehr befriedigenden Reise durch Süditalien nach Rom zurückkehrte, bot mir Keudell an, im Palazzo Caffarelli abzusteigen, wo ich ein im dritten Stock gelegenes Zimmerchen bezog, das eine herrliche Aussicht gewährte. Als ich nach und nach die Mitglieder anderer Missionen kennenlernte, hörte ich namentlich von Österreichern und Franzosen sagen, daß ein Zusammenleben des Papstes und des Königs von Italien in Rom auf die Dauer nicht möglich sei. „Ceci tuera cela", meinte ein geschwätziger französischer Kollege, der Vicomte de Mareuil. „Entweder der Papst exkommuniziert den König, oder der König läßt den Vatikan besetzen, in beiden Fällen großer Krach."

Je mehr ich Gelegenheit hatte, mich über den Stand dieses Problems zu unterrichten, desto mehr wurde mir klar, daß die Ausländer die römischen Verhältnisse oft falsch beurteilen und namentlich jene italienische Gabe unterschätzen, die Anatole France das „génie italien de la juxtaposition" genannt hat. Eine katholische deutsche Dame erzählte mir, daß Pius IX., der bekanntlich geistvoll und sogar witzig war, sie gefragt habe, was sie in Rom am merkwürdigsten gefunden hätte. Sie antwortete natürlich: „Die Peterskirche." Der Heilige Vater schüttelte den Kopf. Da meinte sie: „Das Forum und den Palatin." Wiederum schüttelte der Heilige Vater den Kopf und sagte sodann lächelnd: „Das Merkwürdigste bleibt doch, daß in Rom ich, der Papst, der König Viktor Emanuel und Garibaldi zusammen leben und daß wir uns untereinander nicht auffressen." Garibaldi war damals zum Abgeordneten gewählt worden. Ich bin ihm öfters begegnet. Er hatte schöne, gütige Augen, ein sehr einfaches Auftreten, etwas Naives, Schwärmerisches und dabei doch Heroisches.

Von meinem Freunde, dem Prinzen Franz Arenberg, hatte ich schon, als wir zusammen am Landgericht in Metz arbeiteten, gehört, daß sein

Onkel, der päpstliche Kriegsminister Graf Friedrich Merode, von 1860 bis 1864 Waffenminister des Papstes, ihm gelegentlich und vertraulich den nachstehenden, für die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Italien bezeichnenden kleinen Vorfall erzählt hatte. Pius IX., hinter dessen Stuhl der Graf Merode stand, empfing einen deutschen, katholischen Grafen. Dieser klagte über alles Leid, das die italienische Einheitsbewegung über die Kirche gebracht habe. Der Papst hörte andächtig zu und gab hier und da Zeichen bewegter Zustimmung. Als der deutsche Herr entlassen worden war, sagte Pius IX., der vergessen hatte, daß Merode noch hinter seinem Stuhle stand, zu dem diensttuenden italienischen Kämmerer neben sich: „Questo bestione tedesco non capisce la grandezza e la bellezza dell'idea nazionale italiana. (Dieses deutsche Tier versteht nicht die Größe und Schönheit der italienischen Nationalidee.)" Aus dieser und ähnlichen Erzählungen Arenbergs hatte ich schon lange, ehe ich nach Rom kam, erkannt, daß die Beziehungen zwischen der Kurie und dem modernen Italien wesentlich komplizierter sind, als der Nichtitaliener annimmt.

Römische Geselligkeit

Die Geselligkeit dieses Winters war sehr angeregt. Ich tanzte viel. Während eines Balles im Quirinal hatte ich bei dem sehr rasch getanzten Kehraus-Galopp das Pech, Seiner Majestät dem König Viktor Emanuel II. auf den Fuß zu treten. Ich sah in ein sehr erzürntes, hochrotes, überaus martialisches Gesicht mit einem riesigen Knebelbart. Ich hütete mich wohl, mich zu entschuldigen, sondern tanzte so rasch wie möglich weiter. Der große König hat Gott sei Dank nie erfahren, wer ihm auf den Fuß trat. Das schönste Fest der Saison war ein Kostümball bei dem Herzog Onorato Sermoneta in dem herrlichen Palazzo Caëtani, ein echt römischer Palazzo in der Mitte der Stadt, in der engen und dunkeln Via delle Botteghe oscure gelegen, aber im Innern von einer Pracht, wie sie in Privathäusern anderswo als in Italien nicht häufig zu finden ist. Der Herzog war der Chef einer der wenigen uradligen römischen Familien und leitete seine Abstammung von Docibilis I. Magnificus, Herrn von Gaeta ab, der in der Zeit der Karolinger lebte. Herzöge von Gaeta seit dem zehnten Jahrhundert, gaben die Caëtani der Kirche zwei Päpste, Gelasius II. im zwölften und Bonifazius VIII. im dreizehnten Jahrhundert. Das Grabmal der Caecilia Metella auf der Via Appia, das jeder Romfahrer kennt, gehörte im Mittelalter den Caëtani, die das Gebäude mit einem Zinnenaufsatz versahen und zum Turm einer Raubburg machten, von der aus sie, wenn es ihnen paßte, Streifzüge in die Campagna unternahmen und gelegentlich auch einem ihnen unbequemen Papst Trotz boten. In mittelalterlicher Tracht sah der Herzog Onorato auf seinem Ball aus, als ob er am nächsten Tage allen seinen Feinden den Fehdehandschuh hinwerfen würde. Auch andere Kostüme, sowohl italienische wie französische, englische und deutsche, waren prächtig.

Ich war als Wallensteinscher Reitersmann gekleidet, da ich als guter Patriot keine ausländische Verkleidung anlegen wollte. Wenn ich mich heute in Rom umsehe, erblicke ich nur noch wenige von denen, die dieses schöne Fest mitgemacht haben. Donna Teresa Caracciolo, die damals, ein reizendes, schlankes Mädchen, am Arme ihres Bräutigams, des Fürsten Marco Antonio Colonna, durch die Säle des Palazzo Caëtani schritt, ist inzwischen eine siebzigjährige Matrone geworden, und wenn wir uns jetzt begegnen, freue ich mich an ihrer unverwelklichen geistigen Frische. Alberto Pansa, der, während ich der deutschen Gesandtschaft attachiert war, im italienischen Ministerium des Äußern als Attaché arbeitete und auf dem Ball Caëtani ein herrliches Kostüm trug, wurde im weiteren Verlauf seiner Karriere mit drei Botschaften: Konstantinopel, London und Berlin, betraut. Er geht im Winter jeden Sonntag mit mir auf dem Pincio spazieren, und wir tauschen alte Erinnerungen aus. Aber so viele andere Tänzer und Tänzerinnen vom Kostümball Caëtani im Februar 1875?

Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Auf einem anderen Balle, den Keudell im Cafarelli gab, leitete ich die Tänze. Plötzlich winkte mich der Gesandte heran und sagte mir, daß Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin Margherita unsern Landsmann Gregorovius auffordere, mit ihr die nächste Quadrille zu tanzen. Ich ging auf Gregorovius zu und übermittelte ihm diese Aufforderung der hohen Frau. Er sah mich lange an, dann kreuzte er die Arme und sagte mir mit feierlicher Stimme: „Sagen Sie der Frau Prinzessin, daß Ferdinand Gregorovius nicht tanzt.“ Er betonte das Wort „nicht“ mit starkem Nachdruck. Die kleine Episode war mir charakteristisch für den schweren Ernst deutscher Gelehrter, tat aber meiner Bewunderung für Gregorovius keinen Eintrag. Es gibt wenige deutsche Schriftsteller, die ich mit solchem Genuß gelesen habe wie Gregorovius. Mein Freund, der englische Botschafter in Rom, Sir Rennel Rodd, sagte mir einmal, daß ihn der amerikanische Präsident Roosevelt gefragt habe, welche Lektüre er ihm für eine lange Reise empfehle, die er unternehmen wolle und auf der er viel Zeit zum Lesen haben würde. Rodd hatte ohne Zögern erwidert: „Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius.“ Ich teile die Bewunderung von Sir Rennel Rodd für dieses herrliche Buch.

Ferdinand Gregorovius

Es ruft mir eine Äußerung Theodor Mommsens ins Gedächtnis, die auf dessen Sarkasmus ein bezeichnendes Licht wirft. Mommsen machte in Rom im Salon der Gräfin Ersilia Lovatelli, der Schwester des Herzogs von Sermoneta, die eine geistvolle und sogar gelehrte Dame war, die sich viel mit Archäologie beschäftigte, die Bekanntschaft von Gregorovius. Das

Gespräch wandte sich den Schicksalen der Ewigen Stadt zu, in der sich die beiden großen Männer begegneten. Gregorovius erzählte mit Geist und Feuer manches Neue über das römische Mittelalter. Darauf Mommsen, als Gregorovius eine kleine Pause machte: „Ich will Ihnen etwas sagen, schreiben Sie eine Geschichte Roms im Mittelalter." Vielleicht noch bezeichnender für die Malice, über die Mommsen gebot, ist die Art und Weise, wie er einmal Herman Grimm abfertigte. Dieser, der Neffe von Jakob, Sohn von Wilhelm Grimm, hatte Biographien von Raffael und Michelangelo verfaßt, auch einiges über Goethe geschrieben. Seine Werke standen nicht ganz auf der Höhe der sehr guten Meinung, die er von sich hatte. Er erzählte vor Mommsen, daß unter der Leitung von Stephan die deutsche Post staunenswerte Fortschritte mache. Vor einigen Tagen sei ein Brief aus Amerika richtig und pünktlich in seine Hände gelangt, der als Adresse nur die beiden Worte getragen habe: „Grimm, Europa." Darauf Mommsen mit einem unbeschreiblich boshaften Blick: „In Amerika scheint man nicht zu wissen, daß Jakob Grimm lange tot ist." Herman Grimm war mit Gisela von Arnim, der Tochter Bettinas von Arnim, des Goetheschen „Kindes", verheiratet. Sie versuchte die Originalität ihrer Mutter zu kopieren, aber ohne deren Geist und Temperament zu besitzen.

Die Stimmung in Italien war während meines ersten Aufenthalts in dem Bel paëse für Deutschland sehr freundlich. Es hing das auch damit zusammen, daß der Ton der französischen Presse gegenüber Italien sehr gehässig war. Der dem italienischen Nationalstaat feindliche Klerikalismus übte in Frankreich noch große Macht aus. Ausgesprochene Klerikale, wie der Herzog von Broglie, der Herzog Decazes, General Cissey und Fourton, saßen in der Regierung. Der Präsident der Republik, der Marschall Mac Mahon, war ein gläubiger Katholik und innerlich Legitimist. In ganz Frankreich fanden unausgesetzt Wallfahrten statt, bei denen für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes gebetet und demonstriert wurde. In Civitavecchia lag die französische Fregatte „Orénoque", um den Papst, wenn er des französischen Schutzes bedürfen sollte, in Sicherheit zu bringen. Da sich gleichzeitig infolge des deutschen Kulturkampfes das Verhältnis zwischen dem jungen Deutschen Reich und dem Päpstlichen Stuhl verschlechtert hatte und Papst Pius IX. seiner Unzufriedenheit über das Vorgehen der deutschen Regierung lauten und sehr ungenierten Ausdruck gab, fühlten sich die italienischen Patrioten doppelt zu Deutschland hingezogen. Die italienische Regierung aber hütete sich wohl, die deutsche Kulturkampfpolitik nachzuahmen. Sie enthielt sich aller Eingriffe in das innere Leben der katholischen Kirche.



Attaché Bernhard von Bülow
auf einem Kostümball im Palazzo Caëtani in Rom (1875)

Im Februar 1875 hatte Pius IX. an den preußischen Episkopat eine leidenschaftliche Enzyklika gerichtet, in der er „allen, welche es angeht", d. h. zunächst den preußischen Katholiken, „ganz offen" erklärte, daß die Maigesetze, die unter voller Wahrung der durch die preußische Verfassung vorgeschriebenen Form zustande gekommen waren, ungültig seien, was, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch implicite die Entbindung der katholischen preußischen Untertanen von der Pflicht des Gehorsams gegen die Maigesetze bedeutete. Nicht lange nachher eröffnete mir Herr von Keudell mit sorgenvollem Gesicht, er habe aus Berlin einen überaus heiklen Auftrag erhalten. Fürst Bismarck habe ihm geschrieben, er lasse sich den öffentlichen Tadel und die Drohungen des Papstes nicht länger gefallen. Vor der Besitzergreifung Roms durch Italien würde er einfach manu militari gegen den Pontifex Maximus vorgegangen sein, wie dies in vergangenen Jahrhunderten Frankreich, Spanien und die römischen Kaiser deutscher Nation mehr als einmal getan hatten. Jetzt müsse er die italienische Regierung für das Verhalten des Papstes verantwortlich machen und sie ernstlich ersuchen, ihn zur Ruhe zu bringen. Keudell fühlte, daß die Ausführung dieses Auftrags schwierig war, andererseits zitterte er vor seinem großen Chef, dessen Temperament er nur zu gut kannte. Er beschloß, seinen Auftrag noch am selben Abend während eines Hofballes im Quirinal auszuführen. Er wies mich an, wenn er mit dem Minister des Äußern, Visconti-Venosta, ein Gespräch beginnen sollte, mich in seiner Nähe zu halten, um, wenn er über die Unterredung nach Berlin berichte, seinem Gedächtnis zu Hilfe kommen zu können.

Enzyklika gegen die Maigesetze

Emilio Visconti-Venosta, damals fünfundvierzig Jahre alt, war einer der berechnendsten und vorsichtigsten Politiker, die mir vorgekommen sind. Ich glaube nicht, daß er je in seinem Leben auf irgendeinem Gebiet eine Dummheit begangen hat. Er stammte aus dem Veltlin und besaß die Gerissenheit (furberia) der Bewohner dieser Landschaft, die während so vieler blutiger Kämpfe des Mittelalters sich bald der Schweizer, bald der Mailänder erwehren mußten. In jungen Jahren nach Mailand gekommen, hatte er sich dort der radikalen Partei angeschlossen und Zeitungsartikel geschrieben, in denen er das Volk aufforderte, die Straßen der Stadt mit den abgeschnittenen Köpfen der Aristokraten zu pflastern. Später ließ er sich nicht ungern zum Marchese erheben. Er war, wie ich schon erwähnte, Privatsekretär von Mazzini gewesen. Er wurde viermal Minister des Auswärtigen, zuletzt 1896, während ich Botschafter in Rom war.

Keudell benutzte einen Augenblick, wo Visconti allein in einer Ecke des großen Tanzsaales stand, um auf ihn zuzugehen, gefolgt von mir, dem bescheiden, aber aufmerksam zuhörenden Attaché. Wie sich die beiden gegenüberstanden, der biedere, im Grunde warmherzige Deutsche und der

kühle, vorsichtige Italiener, bildeten sie einen pikanten Kontrast. Während Keudell eifrig, wenn auch mit sichtlicher Verlegenheit, häufig stockend, mit rotem Kopf, auf den Minister einsprach, zupfte dieser, ohne eine Miene zu verziehen, an seinen langen, rotblonden Bartkoteletten. Als der Gesandte geendigt hatte, schwieg Visconti mindestens fünf Minuten, was Keudells innere Unruhe und Verlegenheit steigerte. Dann erwiderte Visconti, jede Silbe betonend: „Ich muß diese unerwartete, mich sehr überraschende Eröffnung zunächst dem Ministerpräsidenten Minghetti und Seiner Majestät dem König zur Kenntnis bringen. Ich glaube aber schon jetzt folgendes sagen zu können: Es ist der italienischen Regierung unmöglich, in der gewünschten Richtung einen Druck auf den Papst auszuüben. Das stünde in Widerspruch mit den Gefühlen des katholischen italienischen Volkes, es stünde aber auch in Widerspruch mit dem von Kammer und Senat angenommenen und vom König bestätigten Garantiegesetz vom 16. Mai 1871, durch das dem Papst nach der Einverleibung Roms in Italien seine Stellung als unabhängiger Souverän gesichert wurde. Es heißt in Artikel I des Garantiegesetzes: ‚Die Person des Papstes (sommo pontifice) ist heilig und unverletzbar.' Da aber Italien auf die von ihm hochgeschätzten guten Beziehungen mit dem Deutschen Reich nicht verzichten will und kann, werde ich, wenn der von uns allen bewunderte Fürst Bismarck auf seinem Willen besteht, dem Ministerpräsidenten und Seiner Majestät dem König Viktor Emanuel vorschlagen, Rom zu räumen und die italienische Hauptstadt nach Neapel zu verlegen." Als Keudell, der sehr wohl die Ironie in der Antwort des italienischen Ministers fühlte, andererseits aber voraussah, daß das bisherige Ergebnis seiner Demarche den Fürsten Bismarck kaum befriedigen würde, insistierte, hüllte Visconti sich in Schweigen. Es blieb Keudell nichts übrig, als, von mir gefolgt, den Rückzug anzutreten.

Vatikan und Quirinal

Am nächsten Tage berichtete der Gesandte brieflich dem Kanzler über den Verlauf seiner Unterredung mit Visconti. Fürst Bismarck ist auf die ganze Sache, während ich in Rom war, nicht wieder zurückgekommen. Dagegen wurde das Verhältnis zwischen Papsttum und Italien, wie ich vorgreifend hier schon erwähnen möchte, bei der Begegnung, die im Oktober 1875 in Mailand zwischen Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel stattfand, von meinem Vater mit Minghetti erörtert. Der Kaiser war von meinem Vater begleitet. Fürst Bismarck hatte diesen angewiesen, den italienischen Ministerpräsidenten ernstlich vor weiterer Schwäche gegenüber dem Papsttum zu warnen. Wenn die italienische Regierung sich nicht zu größerer Energie aufraffe, werde der italienische Nationalstaat an den Umtrieben und Intrigen der Kurie zugrunde gehen. Als mein Vater in Mailand in diesem Sinne mit Minghetti sprach, antwortete ihm der

italienische Ministerpräsident: „Wir Italiener haben seit tausend Jahren mit dem Papsttum zu tun, und wir kennen es, wenn Sie mir gestatten, Ihnen das offen zu sagen, doch besser als die Fremden, selbst als die sehr von uns geschätzten und bewunderten Deutschen, die alles von der wissenschaftlichen Erforschung erwarten und glauben, das historische Seminar sei der richtige Ort, um große politische Fragen zu lösen. Ich bin überzeugt, daß wir mit dem Papsttum in denselben, ganz erträglichen Beziehungen stehen werden wie heute, ohne Nachgiebigkeit in politischen Lebensfragen, aber unter Schonung aller religiösen Empfindungen und ohne unnötig reizende Gewalttätigkeiten, wenn der große Fürst Bismarck längst seine Maigesetze revidiert und damit den Rückzug angetreten haben wird."

Als im März 1875 in Berlin in die Presse durchgesickert, vielleicht auch lanciert worden war, daß die deutsche Regierung die italienische aufgefordert habe, den Papst zu ruhigerer Haltung gegenüber Deutschland zu bewegen, erklärte die italienische Presse sofort und mit Bestimmtheit, daß keine italienische Regierung einem solchen deutschen Verlangen entsprechen könne und werde. Das italienische Garantiegesetz sichere die kirchliche Unabhängigkeit des Papstes. Wenige Tage nach der Mailänder Begegnung erklärte Minghetti vor seinen Wählern in Bologna, es sei behauptet worden, der Mailänder Besuch des Deutschen Kaisers könne eine Änderung der italienischen Kirchenpolitik veranlassen. Das sei ein Irrtum. Die Kirchenpolitik Italiens beruhe auf dem Prinzip der Trennung zwischen Kirche und Staat. Die mit diesem Prinzip erreichten Resultate zeigten keinen Grund zur Änderung der bisherigen Politik. Meinem Vater gegenüber hatte sich Minghetti schon in Mailand auf die berühmten Worte berufen, die der sterbende Cavour dem ihm die Sakramente reichenden Mönch zugerufen hatte: „Frate, frate, libera chiesa in libero stato!" Ich selbst habe noch erlebt, daß bei der fünfzigsten Wiederkehr des Tages der Proklamation des Königreiches Italien, am 10. März 1911, der Ministerpräsident Luigi Luzzatti, ein Israelit, auf dem Kapitol in meinem Beisein eine Rede hielt, in der auf das nachdrücklichste und feierlichste der Grundsatz von der freien Kirche im freien Staat noch einmal verkündigt wurde. Auf diesem Wege ist Italien weiter gekommen als wir mit dem von den guten Professoren in Greifswald und wohl auch an anderen deutschen Hochschulen mit hellem Jubel begrüßten unseligen Kulturkampf.

XXIV. KAPITEL

Kaisers Geburtstag im Palazzo Caffarelli • Albano • Spaziergänge in Rom und Ritte in der Campagna • Der Kronprinz und die Kronprinzessin • Erste Begegnung mit Gräfin Marie Dönhoff • Reise des Kronprinzen nach Neapel

Eine Soiree

Am 22. März 1875, dem Geburtstag unseres alten Heldenkaisers, fand im Palazzo Caffarelli eine Soiree statt, zu der Einladungen an zahlreiche in Rom vorübergehend oder dauernd weilende deutsche Landsleute ergangen waren. Herr von Keudell brachte das Kaiserhoch aus. Ihn reden zu hören, war eine Qual. Es ist mir immer peinlich gewesen, wenn in meiner Gegenwart ein anderer beim Reden steckenblieb. Die Unbehilflichkeit des guten Keudell aber übertraf das, was man bei solchen Gelegenheiten erwarten kann. Er nahm einen Anlauf, dann schwieg er. Eine Stille von mehreren Minuten folgte. Dann holte er aus der Seitentasche einige weiße Blätter hervor, auf denen er den Text seiner Rede sauber niedergeschrieben hatte, fand aber nicht sogleich das richtige Blatt, stockte wieder und verlor ganz den Faden, und eine neue, noch längere Pause entstand. Während dieser Pause stieß eine ältere deutsche Dame aus Mitgefühl oder aus Nervosität einen lauten Schrei aus.

Als endlich die Rede überstanden und das dreimalige Hoch verklungen war, wandte sich Keudell den Damen zu, die er nach ihrem Rang durch die Säle führte. In dem Zimmer, wo die Bilder preußischer Könige und Königinnen hingen, begegnete er mir. An seinem Arm führte er eine sehr schöne Frau. Sie hatte braunes Haar, von jener Farbe, die der Engländer „auburn" nennt. Auch Gretchen, mein kleiner Kölner Schatz, hatte solches Haar, aber im übrigen glich sie der Dame am Arm des Gesandten von Keudell wie das Heckenröschen der Gardenia. Womit ich nichts gegen das Heckenröschen sagen will, das eine reizende Blume ist. Die Dame am Arm meines Chefs hatte seltsame Augen, Augen, die nicht blau und nicht schwarz und nicht grün waren, die aber bald blau, bald schwarz, bald grün schillerten, Augen, aus denen Stolz und Härte sprachen und dann wieder eine tiefe Melancholie, Augen, die streng, die aber auch kokett und die sogar zärtlich blicken konnten, Nixenaugen. Wer sie ansah, verstand, daß diese Frau viele Köpfe verdreht, daß sie große Leidenschaften entzündet

hatte. In ihrem Wesen lag etwas Lässiges, Gleichgültiges, gewissermaßen Verhaltenes, das die Sinne reizte. Wenn nicht ein langer Galopp oder ein rascher Tanz sie erhitzt hatte, bedeckte eine bei deutschen Frauen seltene Blässe das wohlgeformte Oval ihrer Wangen. Während ich die schöne Frau nicht ohne Bewunderung betrachtete, sprach mein Chef zu mir: „Ich stelle Sie der Fürstin Y. vor, der Sie die Honneurs unseres Caffarelli machen sollen. Erzählen Sie ihr die Geschichte unseres Palazzo. Ich muß mich noch anderen Damen widmen."

Die Fürstin nahm meinen Arm, und wir machten einen Rundgang durch die Säle. Ich erzählte ihr die Geschichte des Palazzo, der ein halbes Jahrhundert später dem Reich verlorengehen sollte. „Die Caffarelli", setzte ich ihr auseinander, „waren eine alte Herzogsfamilie, die schon im dreizehnten Jahrhundert zu der kaisertreuen Ghibellinischen Partei stand. Ein Caffarelli fiel auf dem Schlachtfeld von Tagliacozzo als treuer Gefolgsmann unseres armen und lieben Konradin von Schwaben." Meine schöne Begleiterin hörte aufmerksam zu. „Sie stehen", belehrte ich sie weiter, „auf dem Kapitolinischen Hügel, auf den Fundamenten eines alten Jupitertempels, aber gleichzeitig umgeben Sie hehre deutsche Erinnerungen. Auch im sechzehnten Jahrhundert waren die Caffarelli Anhänger der Deutschen Kaiser. Dafür wurden sie belohnt, als Kaiser Karl V., der große Carolus Quintus, im Laufe seiner Regierung einmal Rom besuchte. Er ernannte den jungen Ascanio Caffarelli, der ungefähr in meinem Alter stand, das heißt vierundzwanzig Jahre alt war, zu seinem Pagen und schenkte ihm, nachdem er längere Zeit persönlich Dienste bei ihm getan hatte, den südlichen Teil des Kapitolinischen Hügels. Mir hat noch niemand ein so schönes Geschenk gemacht. Als der so ausgezeichnete Ascanio als Greis wieder in seine Heimat zurückkehrte, ließ er sich auf seinem neuen Grundstück durch den trefflichen Canonica, einen Schüler des großen Baumeisters Giacomo Vignola, einen Palast erbauen, unseren Caffarelli, den Sie mit Ihrer Gegenwart beglücken. Hier hausen seit einem halben Jahrhundert deutsche Diplomaten. Der erste Deutsche von Namen, der hier geweilt hat, war der Sohn von Goethe, der freilich ein weniger großer Poet war als sein Vater. Er soll in seinem Leben nur einen einzigen Vers gemacht haben. Der lautet: ‚Hier steh' ich auf dem Kapitol und weiß nicht, was ich sagen soll.' Hier hat als Gesandter beim Papst der Historiker Barthold Niebuhr gewirkt, der eine dreibändige, ganz ausgezeichnete Römische Geschichte geschrieben hat, mit der ich Sie verschonen will. Nach ihm kam Josias von Bunsen, den Bismarck nicht mochte, der aber bei Friedrich Wilhelm IV. in großer Gunst stand." Ich führte die Fürstin in ein kleines Zimmer neben dem großen Saal. „In diesem kleinen Zimmer", fuhr ich fort, „hat sich in den fünfziger Jahren eine Tragödie abgespielt. Preußischer Gesandter war damals ein Herr von Kanitz, ein

Palazzo Caffarelli

tüchtiger und allgemein beliebter Mann. Zum Besuch weilte in Rom der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, unser jetziger Kronprinz. Er war im Caffarelli abgestiegen. Am Abend sollte ein großes Diner stattfinden. Alle eingeladenen Gäste waren gekommen. Auch Prinz Friedrich Wilhelm war schon erschienen. Nur der Gastgeber fehlte. Endlich trat er ein. Aber wie! Er erschien in dem Anzug, in dem die römischen Fuchsjagden geritten werden, also in rotem Rock, weißen Breeches und Stulpenstiefeln, eine Hetzpeitsche in der Hand. Natürlich war alle Welt starr. Nur einer der Anwesenden bewahrte seine Geistesgegenwart, der damalige französische Gesandte, der Herzog Agenor von Gramont. Der hat erst viel später den Kopf verloren, nämlich am 6. Juli 1870, als er seine dumme, provozierende Rede im Pariser Gesetzgebenden Körper hielt. Damals in Rom behielt er allein den Kopf oben. Er faßte den ihm persönlich befreundeten Herrn von Kanitz unter den Arm, flüsterte ihm zu, er habe ihm etwas sehr Wichtiges und Vertrauliches mitzuteilen, und brachte ihn in dieses kleine Zimmer. Dort blieb Kanitz die ganze Nacht, bewacht von dem trefflichen Kanzleirat Schulze, der noch lebt und den Sie täglich unter einer Palme vor der Casa Tarpeia sitzen sehen können, mit einer langen deutschen Pfeife im Munde. Der arme Kanitz ist übrigens wieder ganz bei Trost. Als ich im vorigen Winter bei einem Diner neben ihm saß, erzählte er mir seine ganze Leidensgeschichte und schloß mit den Worten: ‚Daß ich Ihnen das alles sage, beweist Ihnen, daß ich gar nicht mehr verrückt bin.'" Ich sprach der Fürstin auch von dem armen Friedrich Wilhelm IV., der als gemütskranker Mann, nachdem er seinen Bruder Wilhelm mit seiner Stellvertretung betraut hatte, einige Wochen in Caffarelli weilte und in der erhabenen Größe der römischen Trümmerwelt Trost und Erholung fand.

Während ich noch im besten Erzählen war, näherte sich der schönen Fürstin ihr Gemahl. Wie das leider bisweilen der Fall ist, stand er in keiner Weise auf der Höhe seiner Frau, weder als äußere Erscheinung noch an innerem Wert. Es schien ihr nicht erwünscht, daß er das Zeichen zum Aufbruch gab. Sie drückte mir die Hand und gab der Hoffnung Ausdruck, daß ich sie auch in den nächsten Tagen als Cicerone führen würde, aber nicht durch die Säle des Caffarelli, sondern durch das Ewige Rom. Ich erwiderte, daß mir das leider unmöglich sei, ich würde mich am nächsten Morgen ganz früh nach Albano begeben. „Und warum?" fragte sie. Ich erwiderte, daß ich dort in völliger Abgeschiedenheit und Stille eine Arbeit über die italienischen Finanzen für das mir bevorstehende diplomatische Examen verfassen wolle. Nicht ohne Gereiztheit erwiderte sie: „Sie ziehen also dem Verkehr mit mir Ihre lederne Prüfungsarbeit vor." Ohne mir die Hand zu reichen, verließ sie mit ihrem Gatten das Fest. Die Empfindung, mit der ich mich von ihr trennte, war unklar. Ich hatte vor allem den Eindruck,

daß von der Frau, deren Arm während einer Stunde in meinem geruht hatte, ein dämonischer Zauber ausging und daß das Schicksal uns wieder zusammenführen würde. Zum Guten? Zum Bösen? Das ruhte noch im Zeitenschoße.

Am nächsten Morgen fuhr ich auf der Via Appia Nuova an Zypressen und Pinien, Steineichen und Oliven vorbei nach Albano. Ich fuhr in einer alten gelben Postkutsche zwischen zwei dicken Bäuerinnen, die stark nach Knoblauch dufteten. In Albano angelangt, suchte ich eine kleine, bescheidene Osteria auf. Man wies mir ein Stübchen an, in dem außer dem Bett nur ein Tisch und ein Rohrstuhl standen, aus dessen Fenstern ich aber eine herrliche Aussicht auf die Campagna hatte. Und am Rande dieser klassischen Landschaft erblickte ich einen schmalen blauen Streifen, das Meer, das Tyrrhenische Meer. *Albano*

Für ein paar Soldi erwarb ich Tinte, Feder und das ordinärste Konzeptpapier, auf dem ich je geschrieben habe. Dann machte ich mich an die Arbeit, für die ich statistisches Material mitgebracht hatte, in derselben Art wie drei Jahre früher an der Ostsee, in Greifswald. Nur daß ich in Albano nicht ritt, sondern nachmittags ein bis zwei Stunden an dem herrlichen Albaner See umherschlenderte.

Die Arbeit war in acht Tagen fertiggestellt. Dann kehrte ich nach Rom zurück, diesmal nicht mit der Postkutsche, sondern per pedes apostolorum auf der Via Appia Antica, an einem herrlichen Frühlingsmorgen. Als ich nachmittags auf dem Corso schlenderte, begegnete ich der Fürstin Y. Die Begrüßung von ihrer Seite war nicht so ungnädig, wie ich angenommen hatte. „Da sind Sie ja, Sie Ausreißer! Jetzt entwischen Sie mir aber nicht wieder. Von heute ab lege ich Beschlag auf Sie." Am nächsten Tage begannen wir denn auch unsere Wanderungen. Als Führer nahm ich nicht den Baedeker, auch nicht den Gsell-Fels, sondern Byron, Canto IV des „Childe Harold". Ich führte sie nach der Peterskirche.

But lo! the dome — the vast and wondrous dome,
To which Diana's marvel was a cell —
Christ's mighty shrine above his martyr's tomb!
Thou, of temples old, or altars new,
Standest alone — with nothing like to thee —
Worthiest of God, the holy and the true.
Since Zion's desolation, when that He
Forsook his former city, what could be,
Of earthly structures, in his honour piled,
Of a sublimer aspect? Majesty,
Power, Glory, Strength, and Beauty, all are aisled
In this eternal ark of worship undefiled.

Ich wies ihr von der Höhe des Kapitols das Forum —

and in yon field below,
A thousand years of silenced factions sleep —
The Forum, where the immortal accents glow,
And still the eloquent air breathes-burns with Cicero!

Wir stiegen zum Palatin hinauf. Nicht weit von dem „Casino" der ehemals Farnesischen Gärten stellte ich ihr einen Freund vor, zu dem ich schon damals oft pilgerte, denn in Rom hat mich der Palatin immer besonders angezogen. Dieser mein Freund war ein marmorner Satyr. Er steht inmitten von Rosengeschlinge am Eingang zu den obersten Terrassen. Mit Heiterkeit betrachtet er die Menschen der neuen Zeit in ihrer geschmacklosen Kleidung, wie er einst mit größerer Sympathie auf die römischen Konsuln, Senatoren und Prätoren in ihrer malerischen Toga geblickt haben wird. Ich habe Rom nie verlassen, ohne diesem Satyr einen Abschiedsbesuch zu machen, und wenn ich wieder nach Rom zurückkehrte, sprach ich bei ihm vor. Seine göttliche Heiterkeit war die gleiche, als ich ihm 1897 vor meiner Abreise nach Berlin Lebewohl sagte, wie zwölf Jahre später, als ich ihn nach meiner Rückkehr in die Ewige Stadt wieder aufsuchte.

Campagna

Im April 1875 schlug ich der Fürstin Y. vor, sich nicht auf die Stadt zu beschränken, sondern auch die Campagna kennenzulernen. Ich trieb zwei gute irländische Hunters auf. Sie war eine vortreffliche Reiterin und schreckte vor keiner Stagionata, keiner Hürde der Campagna zurück. Wir ritten nach dem Grabdenkmal der Caecilia Metella und von da nach dem Hain der Egeria, wo die liebenswürdige und liebenswerte Nymphe die Besuche Seiner Majestät des Königs Numa empfing. Auch dem Hain der Egeria hat Byron unsterbliche Verse gewidmet:

Here didst thou dwell, in this enchanted cover,
Egeria! thy all heavenly bosom beating,
For the far footsteps of thy mortal lover;
The purple Midnight veil'd that mystic meeting
With her most starry canopy, and seating
Thyself by thine adorer, what befel?
This cave was surely shaped out for the greeting
Of an enamour'd Goddess, and the cell
Haunted by holy Love — the earliest oracle!

Im Haine der Egeria machten wir gern Rast. Ich nehme an, daß Egeria selten ihren Hain verließ, so daß Numa meist sicher war, sie dort zu treffen.

Meine schöne Fürstin mußte leider abreisen, denn ihr Gatte drängte nach Florenz, wo er Verwandte besuchen wollte. Ein Abschiedsdiner wurde für

den Vorabend der Abreise bei Spillmann, einem damals vielbesuchten Restaurant in der Via Condotti verabredet, an dem außer dem Fürsten und der Fürstin Y. die Herren der Deutschen Gesandtschaft und einige österreichische und englische Diplomaten teilnahmen. Obgleich ich einen leichten Anfall von römischem Fieber gehabt hatte, wollte ich bei diesem Abschiedsfest nicht fehlen. Das Diner verlief sehr angeregt. Während sich die Herren erhoben, um ihre Mäntel in der Garderobe anzulegen, schob mir die Fürstin einen Zettel zu, auf dem ich las: „Write to Florence. Don't be ill! I love you." Diese mich beglückende Eröffnung klebte ich am nächsten Tag in meine Brieftasche und legte darüber eine kleine Photographie, die den klassisch geformten Kopf der schönen Frau wundervoll wiedergab.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Kronprinzenbesuch in Italien

Während des Winters 1874/75 war auf italienischer Seite wiederholt der Wunsch hervorgetreten, daß Kaiser Wilhelm I. den Besuch erwidern möge, den ihm König Viktor Emanuel im September 1873 in Berlin abgestattet hatte. Der König war bei diesem Besuch von seinem Ministerpräsidenten Marco Minghetti und dem Minister des Äußern Emilio Visconti-Venosta begleitet gewesen. Jener hatte Bismarck sehr gut, dieser gar nicht gefallen. Nach längerem Meinungsaustausch war man auf deutscher wie auf italienischer Seite zu der Überzeugung gekommen, daß bei den damaligen schlechten Beziehungen zwischen der Kurie und der deutschen Regierung und dem delikaten Verhältnis zwischen der italienischen Regierung und der Kurie ein deutscher Besuch in Rom ausgeschlossen sei. Tatsächlich ist ein solcher erst im Oktober 1888 erfolgt, als Kaiser Wilhelm II. kurz nach seiner Thronbesteigung Rom aufsuchte, weniger aus ernsthaften politischen Motiven als aus unruhiger Reiselust.

Aus den letzten „Römischen Briefen" von Kurd von Schlözer ist bekannt, daß dieser erste Besuch Wilhelms II. in der Ewigen Stadt ein Fiasko war, und zwar nach beiden Seiten. Der junge Kaiser verstimmte den Papst, indem er in einem im Quirinal ausgebrachten Toast, ohne besonderen Grund, demonstrativ von Rom als von der unantastbaren Hauptstadt des Königreichs Italien sprach. Noch schlimmer war, daß er seine Unterredung mit Leo XIII., der viel auf dem Herzen hatte und dem Kaiser noch allerlei sagen wollte, in überstürzter, unhöflicher Weise abbrach. Das königliche Italien verstimmte Wilhelm II. dadurch, daß er, wo er nur Gelegenheit fand, in diesem, damals seit Jahren liberal und parlamentarisch regierten Lande über Parlamentarismus und Liberalismus räsonierte, die ihm vorgestellten Senatoren und Deputierten kaum eines Wortes würdigte und so König

Humbert in arge Verlegenheit setzte. Der Staatssekretär Herbert Bismarck, der den Kaiser 1888 begleitete, hatte durch sein eigenes Verhalten die Mängel und Fehler seines Souveräns noch verstärkt. Bei reichen Gaben des Herzens und des Geistes fehlte es ihm nicht selten an Takt, was sich auf dem schwierigen römischen Terrain besonders bemerkbar machte.

Ich kehre zum Frühjahr 1875 zurück, wo unter einem weisen, pflichttreuen, immer taktvollen Souverän solche Entgleisungen und Exzentrizitäten, wie wir sie später erleben mußten, nicht möglich waren. Mitte April 1875 erhielt der Gesandte von Keudell die Nachricht, daß Kaiser Wilhelm zu seinem aufrichtigen Leidwesen den längst von ihm beabsichtigten Gegenbesuch in Italien aus Gesundheitsrücksichten neuerdings aufgeben müsse. Keudell wurde beauftragt, dem König Viktor Emanuel, der sich gerade in Neapel befand, ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers zu überreichen, das dessen Bedauern warmen Ausdruck gab. Gleichzeitig hatte Keudell dem König mitzuteilen, daß das deutsche Kronprinzenpaar einen längeren Aufenthalt in Italien nehmen, sich zunächst in Florenz aufhalten und daß der Kronprinz von da dem König Viktor Emanuel einen Besuch in Neapel abstatten werde. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, sagte mir Herr von Keudell, daß er sich am 23. April nach Florenz begeben werde, um dort den kronprinzlichen Herrschaften seine Aufwartung zu machen. Ich solle ihn begleiten.

Am 24. April in Florenz eingetroffen, wurde Keudell mit mir bei den kronprinzlichen Herrschaften zum Frühstück befohlen. Sie waren im Hotel New York abgestiegen. Wir wurden zunächst in das Empfangszimmer geführt, wo die Suite Ihrer Kaiserlichen Hoheiten wartete, unter ihnen die dicke, immer übellaunige Hofdame Gräfin Hedwig Brühl und der biedere General Mischke, der Jugendgespiele und treue Adjutant des Kronprinzen, der bei Königgrätz, bei Weißenburg und Wörth im Granatfeuer neben dem Kronprinzen gehalten hatte, wie sein hoher Herr ein Ritter ohne Furcht und Tadel, tapfer und treu. Die Flügeltüren wurden geöffnet, und die Kronprinzessin trat ein, neben ihr eine zierliche, weiß gekleidete Dame, die jedem sogleich durch ihre wundervollen Augen auffallen mußte, schwarze Augen, aus denen Geist, aus denen vor allem Güte und Gemüt sprachen. Ich frug den General Mischke: „Wer ist die kleine Dame neben der Kronprinzessin?“

Gräfin Marie Dönhoff

Er antwortete mir: „Das ist die Gräfin Marie Dönhoff, die Tochter von Donna Laura Minghetti und Freundin der Frau Kronprinzessin.“ Ich bat, mich der Gräfin vorzustellen, welcher Bitte der General gern entsprach. Ich wurde von der Gräfin keines Wortes gewürdigt, hatte aber keine Zeit, darüber Reflexionen anzustellen, denn man ging sogleich zu Tisch.

Die Kronprinzessin führte die Konversation, lebhaft, angeregt und in bester Laune. „Sie ist immer guter Laune, wenn sie nicht in Berlin oder in

Potsdam ist", meinte seufzend der General Mischke, neben dem ich placiert war. „Sie hat große Eigenschaften, reiche Gaben, Charakter, Verstand und auch Herz. Aber sie kann sich nun einmal nicht an unsere preußische Art gewöhnen."

Am Abend war Galavorstellung im Teatro della Pergola. Ich saß in einer kleinen Loge, neben einer größeren, in der Donna Laura Minghetti und ihre reizende Tochter saßen, wurde aber wiederum von ihnen keines Blickes gewürdigt. Meine liebe und von mir sehr geliebte Schwiegermutter amüsierte es in späteren Jahren köstlich, wenn ich ihr sagte, ich würde ihr diese kühle Haltung gegenüber einem so charmanten jungen Mann, wie ich es gewesen sei, niemals verzeihen.

Am nächsten Tage trat Keudell früh in mein Zimmer. Im Gegensatz zu seiner sonstigen kühlen Art war er sichtlich erregt. Er sagte mir, er müsse sich mit mir aussprechen, denn er habe soeben eine Nachricht erhalten, die ihn tief erschüttert habe. Er fühle das Bedürfnis, mir sein Herz auszuschütten. Wenn ich auch noch jung sei, so sei ich doch über meine Jahre gereift. Auch wisse er sich meiner Diskretion sicher. „Ich habe die mir gnädig gesinnte Donna Laura Minghetti, die Gemahlin des Ministerpräsidenten, gebeten, die Umgebung der kronprinzlichen Herrschaften zu sondieren, wie ich bei Ihren Kaiserlichen Hoheiten angeschrieben wäre. Das Ergebnis ist für mich wahrhaft betrübend. Donna Laura hat mit dem Kammerherrn der Frau Kronprinzessin, dem Grafen Götz von Seckendorff, gesprochen, der sich des vollen Vertrauens Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten erfreut und andererseits Donna Laura sehr devouiert ist. Er hat Madame Minghetti ganz offen und ganz bestimmt gesagt, daß die Frau Kronprinzessin mich nicht ausstehen könne. Sie hielte mich für einen blinden Anhänger von Bismarck, für einen von jenen bösen Leuten, die, um nicht Bismarcks Gunst zu verlieren, zu jeder Schandtat bereit wären." Keudell seufzte tief. Dann fuhr er fort: „Und während die Frau Kronprinzeß mich für einen blinden Bismarckianer hält, fühle ich, daß ich beim Fürsten nicht mehr so gut angeschrieben bin wie früher. Ich sehe trübe in meine Zukunft. Ich fühle mich in Rom so glücklich. Ich hänge so sehr an meinem römischen Posten." So gut ich es vermochte, suchte ich meinen Chef zu trösten. Ich erlaubte mir, ihn an das weise Wort des Generalfeldmarschalls Derfflinger zu erinnern, der gesagt habe, daß man sich über schlechtes Wetter, Frauenlaunen und fürstliche Ungnade nie aufregen müsse. Meine wohlgemeinten Tröstungen schienen auf meinen Chef keinen großen Eindruck zu machen. Dagegen gereichte es ihm augenscheinlich zur Genugtuung, daß es nach dem, was Graf Seckendorff der Gemahlin des italienischen Ministerpräsidenten weiter anvertraut hatte, meinem Vater und also auch mir bei einem Thronwechsel in Deutschland nicht besser

ergehen werde als ihm. Solamen miseris socios habuisse malorum. Die Frau Kronprinzessin hielte den Staatssekretär von Bülow für einen unerschütterlichen Bewunderer des Kanzlers, mit dem er seit vielen Jahren persönlich befreundet sei. Der Vater Bülow neige auch mehr zu konservativen als zu liberalen Ideen, und der Sohn sei nicht besser als der Vater. „Die Frau Kronprinzessin", schloß Keudell, „die, wie Sie wissen, liberal ist, kann Sie so wenig leiden wie Ihren Herrn Vater."

Als ich diese traurige Mär vernommen hatte, fühlte ich das Bedürfnis, mich zu sammeln, und griff nach dem Buch, das ich mir als Reiselektüre mitgenommen hatte. Ich habe immer das Lesen eines ernsten und gehaltvollen Buches als ein gutes Mittel befunden, Gemütserregungen zu beruhigen und wieder zu innerem Gleichgewicht zu gelangen. Das Buch, das ich in Florenz aus meiner Reisetasche hervorzog, war ein Roman des von mir in meinen jungen Jahren sehr bewunderten und auch jetzt noch hochgeschätzten Honoré de Balzac. Es war der Roman „Le Père Goriot". Ich las das Buch in einem Zug durch. Dann schrieb ich auf die erste Seite des Bandes die Sätze, mit denen der „Père Goriot" schließt: „Rastignac, resté seul, fit quelques pas vers le haut du cimetière, et vit Paris tortueusement couché le long des deux rives de la Seine, où commençaient à briller les lumières. Ses yeux s'attachaient presque avidement entre la colonne de la place Vendôme et le dôme des Invalides, là où vivait ce beau monde dans lequel il avait voulu pénétrer. Il lança sur cette ruche bourdonnante un regard, qui semblait par avance en pomper le miel, et dit ces mots grandioses: – A nous deux, maintenant! Et pour premier acte de défi qu'il portait à la société, Rastignac alla dîner chez madame de Nucingen." Ich beschloß, es ebenso zu machen wie Rastignac, und schrieb noch am selben Abend an die Fürstin Y., indem ich mich für den Mai zum Besuch bei ihr auf ihrem Schloß ansagte.

Fahrt nach Neapel

Am nächsten Morgen teilte mir Keudell mit, daß der Kronprinz, von ihm und mir begleitet, nach Neapel fahren würde, um dort dem König Viktor Emanuel einen Besuch abzustatten. Die lange Fahrt von Florenz nach Neapel bot mir zum erstenmal Gelegenheit, dem Kronprinzen näherzutreten. Als ich bei der Parade des VIII. Armeekorps auf dem Schlachtfeld von Amiens am 13. März 1871 im Gliede vor ihm hielt, erschien mir der Sieger von Weißenburg und Wörth, im Koller der Pasewalker Kürassiere, als die Verkörperung deutscher Heldenhaftigkeit. Jetzt lernte ich den gütigen, wohlwollenden Menschen kennen. Man fühlte sich dem Kronprinzen gegenüber in keiner Weise befangen. Er unterhielt sich mit Keudell über die italienischen Zustände und über die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland. Alles, was er sagte, war so verständig wie möglich. Er hörte dem Gesandten aufmerksam zu, ohne ihn zu unterbrechen. Wo er

anderer Meinung war, gab er seiner Auffassung ruhigen und bestimmten, aber freundlichen, beinahe bescheidenen Ausdruck. Als die Rede auf den Deutsch-Französischen Krieg kam, erzählte er einige Episoden aus den Schlachten von Wörth und Weißenburg, ohne Prahlerei noch Überhebung. Von seinem persönlichen Verhalten sprach er gar nicht, nur von der Tapferkeit der Truppe. Mit Wärme und großer Entschiedenheit betonte er seine friedliche Gesinnung und daß er mit seinem Vater und Bismarck ganz darin übereinstimme, daß es die erste Pflicht der Regierung und das vornehmste Bedürfnis unseres Volkes sei, den Frieden mit Ehren aufrechtzuerhalten.

Als sich der Kronprinz im Laufe des Tages zurückzog, um sich vor der Ankunft in Neapel eine Stunde auszuruhen, kam ich in ein längeres Gespräch mit seinen beiden Adjutanten. Sie waren des Lobes voll über ihren Prinzen, und dies Lob kam, wie ich fühlte, aus aufrichtigem Herzen. „Ein Löwe in der Schlacht und dabei ein gütiges, ja weiches Herz! Streng in allen Fragen der Sittlichkeit und dennoch ohne Vorurteil." Sie erzählten mir, daß der Kronprinz 1866 wie 1870, so oft er konnte, die Verwundeten besuchte, wie er auch stets bemüht gewesen sei, die Bevölkerung des feindlichen Landes die harten Seiten des Krieges möglichst wenig fühlen zu lassen.

Der Kronprinz über Bismarck

Ich hatte in Berlin oft sagen hören, der Kronprinz sei kein Freund des Fürsten Bismarck. Um so mehr freute es mich, aus dem eigenen Munde des hohen Herrn Worte der Anerkennung und der Bewunderung für den Fürsten Bismarck zu hören. Er erwähnte eine feine Äußerung seines Oheims, des Großherzogs Karl Alexander von Weimar, der, als man Bismarck einmal Härte und Schlimmeres vorwarf, geantwortet habe: „Man muß einen Michelangelo nicht mit dem Maßstab eines Watteau messen." Der Kronprinz selbst verglich Bismarck mit Richelieu. Man könne Richelieu manche Vorwürfe machen, sein Verhalten gegenüber Cinq-Mars und anderen seiner Gegner beklagen und tadeln, er bleibe doch immer einer der größten Staatsmänner aller Zeiten. Mit leiser Stimme fügte er hinzu, zu Keudell gewandt: „Ich bin, besonders in Fragen der inneren Politik, oft anderer Meinung gewesen als Bismarck. Er ist mir zu schroff, fast rücksichtslos entgegengetreten. Er ist überhaupt kein bequemer Minister. Aber wir dürfen nie vergessen, was unser Haus und Deutschland ihm schulden. Sich von ihm zu trennen, würde ich, wie die Dinge bei uns und in der Welt liegen, für ein Verbrechen halten."

In Neapel angelangt, wo der Kronprinz von einer zahlreichen Volksmenge mit Jubel begrüßt wurde, stattete er dem König Viktor Emanuel einen langen Besuch ab, über den er uns am Abend allerlei erzählte. Der Kronprinz charakterisierte den König nicht übel als einen Gemsjäger, das

heißt als einen Mann mit sicherem Auge und festem Fuß, schwindelfrei und unermüdlich, unerschrocken und dabei listig und schlau, wenn es gilt, ein Wild zu erlegen. Wenn er den Regenteneigenschaften des Königs Gerechtigkeit widerfahren ließ, so zog ihn sein Herz offenbar noch mehr zu dem Kronprinzen Humbert. „Ich liebe ihn wie einen Bruder", äußerte er wiederholt. Als der Kronprinz auf der Rückfahrt von Neapel nach Florenz Keudell und mich in Rom entließ, schenkte er mir sein Bild mit einer gütigen Widmung. Das Bild steht noch auf meinem Schreibtisch.

XXV. KAPITEL

Die Kollegen an der Gesandtschaft • Professor Karl Hillebrand • Berlin im Mai 1875 Soiree im Hausministerium • Staatssekretär von Bülow über die politische Lage • In Varzin • Besuch auf dem Lande • Über Wien nach Ischl • Idyll am St.-Wolfgang-See Salzburg • Lothar Bucher und der Ernst des Lebens

Abberufung von Rom

In Rom war meines Bleibens nur noch kurze Zeit. Ein Erlaß meines Vaters an den Gesandten von Keudell verfügte meine Abberufung von der Gesandtschaft. Gleichzeitig erhielt ich vier Wochen Urlaub, um meine französische Probearbeit über Verfassung und Neutralitätsverhältnisse der Schweiz fertigzustellen. Ich trennte mich nicht leicht von Rom, wo auch die gesellschaftlichen Verhältnisse sehr angenehm gewesen waren. Herr von Keudell war weder interessant noch bedeutend, aber ein wohlwollender Vorgesetzter, und namentlich für die Bearbeitung der laufenden Angelegenheiten hatte ich manches bei ihm gelernt. Sehr sympathisch war mir der erste Sekretär Fürst Alexander Lynar. Er war mit einer ganz hübschen Amerikanerin verheiratet. Die Heirat war in ungewöhnlicher Weise zustande gekommen. Er hatte im Juni 1870 in Paris, wo er damals Sekretär der Botschaft war, die Bekanntschaft der niedlichen Miß May Parsons gemacht. Als plötzlich, ihm jedenfalls unerwartet, der Krieg ausbrach, hielt er telegraphisch um ihre Hand in Columbus in Ohio an. Seine Bewerbung wurde freundlich aufgenommen. Es scheint, daß Miß Parsons glaubte, ein deutscher Fürst müsse sehr reich sein, während er annahm, eine junge Amerikanerin aus Columbus würde eine sehr große Mitgift mitbekommen. Die kleine Enttäuschung, die eintrat, als sich nach der Heirat herausstellte, daß beide kein Vermögen besaßen, hat übrigens nicht verhindert, daß die Ehe glücklich wurde.

Die beiden Gesandtschaftssekretäre, Herr von Schweitzer und Herr von Hasperg, glichen sich in ihrer Harmlosigkeit. Schweitzer habe ich gelegentlich als badischen Ministerresidenten in Florenz erwähnt. Als dieser Posten 1871 eingezogen wurde, war die gütige Großherzogin Luise von Baden bemüht gewesen, Herrn von Schweitzer die Aufnahme in den Reichsdienst zu erwirken, und hatte in diesem Sinne an ihre Mutter, die Kaiserin Augusta, geschrieben. Diese Verwendung war, ich weiß nicht wie, zur

Kenntnis des Fürsten Bismarck gekommen. Als nun Herr von Schweitzer bei einem Hofball im Berliner Schloß auf die unglückliche Idee kam, sich dem großen Kanzler vorzustellen, apostrophierte ihn dieser mit den Worten: „Sie sind also der Mann, der gemeinsam mit Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin und Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Luise von Baden meiner nach bestem Wissen und Gewissen geführten Politik beständig Schwierigkeiten macht und trotzdem die Un . . . Un . . . Unverfrorenheit hat, in den diplomatischen Dienst des Reichs eintreten zu wollen. Aber ich werde mir diese Intrigen nicht länger gefallen lassen!“ Schweitzer, ein ungewöhnlich höfliches, sehr ängstliches Männchen, war ob dieser Anrede so erschrocken, daß er den Chapeau claque, den er in der Hand hielt, fallen ließ. Mit einiger Mühe gelang es den Gönnern des Herrn von Schweitzer, den Fürsten davon zu überzeugen, daß der Arme wirklich nicht am Sturze des großen Ministers arbeite, und so kam er denn als Zweiter Sekretär an die Gesandtschaft in Rom, wo er mit dem Mundieren Keudellscher Berichte nützlich beschäftigt wurde. Wenn der Name des Fürsten Bismarck in seiner Gegenwart genannt wurde, so überkam ihn noch immer ein gewisses Unbehagen. Herr von Hasperg war ein Sohn der Freien und Hansestadt Hamburg, wo er es in dem Hamburger Kontingent der Bundestagszeit bis zum Major gebracht hatte. Durch freundliche Fürsprache Hamburger Gönner, die Beziehungen zu einflußreichen Berliner Stellen hatten, war es ihm gelungen, der römischen Mission attachiert zu werden. Wie viele Hamburger, war Hasperg ein großer Feinschmecker. Er war namentlich stolz auf seine Rotweine, die auch wirklich sehr gut waren. Als er einmal die Ehre hatte, den Prinzen Friedrich Karl, den großen Feldherrn, bei sich zu Tisch zu sehen, setzte er ihm einen Lafitte vor mit den Worten: „Den Wein müssen Eure Königliche Hoheit aber mit Verstand trinken!“

Aus dem Diplomatischen Korps

Im römischen Diplomatischen Korps wurde viel geklatscht. Mein geistreicher Freund, Herr von Villers in Wien, pflegte zu sagen, geklatscht wird in jedem Korps, im Corps de Ballet so gut wie im Diplomatischen Korps. Der Klatsch im römischen Diplomatischen Korps drehte sich damals vielfach um den Streit der russischen Gesandtin, Frau von Uexküll, und der englischen Gesandtin, Lady Walburga Paget. Frau von Uexküll war in erster Ehe mit dem Legationssekretär von Glinka verheiratet gewesen, hatte sich aber von ihm scheiden lassen, um seinen Chef, den Gesandten Uexküll, zu heiraten. Lady Paget hatte die Baronin Uexküll schon als Frau von Glinka viele Jahre gekannt, verlangte aber, daß sich diese, nachdem sie nunmehr ihre Kollegin geworden sei, ihr noch einmal vorstellen lassen müsse, was Frau von Uexküll als eine Demütigung ablehnte. Lady Paget, eine Preußin, eine Gräfin Hohenthal, war übrigens allgemein unbeliebt. Wie

leider so manche an Engländer verheiratete deutsche Frauen, legte sie, nachdem sie geheiratet hatte, einen outrierten englischen Chauvinismus an den Tag. Viel belacht wurde die Antwort, die Madame de Corcelle, die Gattin des französischen Botschafters beim Päpstlichen Stuhl, dem Papst Pio IX gegeben hatte. Der Papst hatte in einer ihr gewährten Audienz lebhafte Klage über die seit dem Einmarsch der Italiener in Rom herrschende gesellschaftliche Spaltung zwischen den Schwarzen, den Päpstlich-, und den Weißen, den Königlichgesinnten, geführt. Die für ihre Zerstreutheit berühmte Botschafterin erwiderte: „C'est bien triste, mais tout cela va changer avec la mort du Pape."

Karl Hillebrand

Als der interessanteste unter den damals in Italien weilenden Deutschen erschien mir der Publizist und Historiker Karl Hillebrand. Als zwanzigjähriger Jüngling hatte er sich 1849 an dem badischen Aufstand beteiligt und war nach dessen Niederwerfung nach Frankreich geflohen, wo er in Douay als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur angestellt wurde. Ich hatte ihn schon bei meiner Durchreise durch Florenz besucht, wohin er nach dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges übergesiedelt war. Wenn er von dort nach Rom kam, hatte er meist die Freundlichkeit, bei mir vorzusprechen. Sein Buch über Frankreich und die Franzosen gehört zu dem psychologisch Feinsten, was über unsere Nachbarn jenseits der Vogesen geschrieben worden ist. Auch seine in deutschen und italienischen Revuen publizierten Essays sind kleine Meisterstücke. Bei unsern Gesprächen im Winter 1874/75 warnte er vor Übermut gegenüber unserm besiegten Gegner, dessen leidenschaftlichen Patriotismus er immer wieder betonte, auch seine Fähigkeit, in der Stunde der Gefahr einem entschlossenen Führer in einheitlicher Front ohne kleinliche Kritik zu folgen. Er meinte, daß seit den großen Siegen der Bismarckschen Ära wir Deutsche uns ein wenig überschätzten. Mancher biedere Deutsche spreche so, als ob er selbst Sadowa und Sedan gewonnen und die Politik von 1862 bis 1871 gemacht hätte. Das „Sedan-Lächeln", mit dem der deutsche Philister, der früher zu übertriebener Demut geneigt habe, jetzt im Ausland auftrete, mache uns keine Freunde. Unsere Riesenerfolge seien das Werk von Bismarck und Moltke, zwei ganz großen, sehr ungewöhnlichen Genies. Bismarck habe seine foudroyanten Erfolge gegen den Widerspruch der deutschen öffentlichen Meinung, im Kampf mit dem Widerstand der Liberalen, fast aller Intellektuellen erfochten. Karl Hillebrand rühmte die hohen Verdienste des alten Kaisers, der auf der Armee-Reorganisation bestanden und trotz des Tobens unverständiger Demokraten an seinem großen Minister festgehalten habe. „Man kann darüber streiten, ob das Hauptverdienst an einer schönen Statue dem Künstler gebührt, der sie formt, oder dem Mäzen, der ihm den Auftrag gab. Aber was würde man

sagen, wenn der Marmor erklärte, ihm allein gebühre Anerkennung und Lob.“ Auch Karl Hillebrand erklärte unser Volk für ein bedauerlich unpolitisches, weil es weniger als andere Völker, und insbesondere als die Franzosen, Engländer und Italiener, den Parteistandpunkt dem allgemeinen Wohl unterzuordnen wisse, auch mehr als andere zu Doktrinarismus und Ideologie neige, zu gründlich, bisweilen schwerfällig gründlich sei, sich nicht selten in verstiegenen Gedankengängen gefalle. Ich dachte wieder an das, was mir einst über dasselbe Thema mein Vater und die Prinzessin Marie-Ghiselaine Arenberg gesagt hatten, dachte an Goethes böses Wort über die Miserabilität der Deutschen als Ganzes.

Abreise von Rom

Herr von Keudell hatte die Freundlichkeit, mich bei meiner Abreise von Rom selbst an die Bahn zu bringen. Als ich neunzehn Jahre später Botschafter in Rom wurde, legte mir der damalige Kanzleivorstand, der treffliche Geheime Hofrat Stock, einen bei den Akten der Botschaft befindlichen Bericht vor, den am 10. Mai 1875 der Gesandte von Keudell über mich an Bismarck erstattet hatte. Es hieß in diesem Bericht: „Der Referendar Bernhard von Bülow hat die kurze Zeit seiner hiesigen Verwendung sehr gut benutzt, die ihm übertragenen Arbeiten in zweckdienlicher Weise erledigt und sich in der hiesigen ersten Gesellschaft schnell eine gute Stellung zu machen vermocht. Ich zweifle nicht, daß dieser im Verhältnis zu seinen Jahren schon sehr gereifte Beamte jedes ihm anzuweisende Dienstverhältnis angemessen auszufüllen wissen wird.“ In Genf, wohin ich mich, dem Wunsche meines Vaters entsprechend, begeben hatte, ging ich an meine französische Prüfungsarbeit. Sie wurde mir fast leichter als meine beiden deutschen Examensarbeiten. Die französische Sprache ist nicht nur flacher, sondern auch ärmer als die deutsche. Man vergleiche den „Faust“ von Goethe mit der „Athalie“ von Racine! Wie Orgelklang tönt der Faust, wie das Zirpen der Grille die Athalie. Aber gerade wegen des geringeren Reichtums der französischen Sprache ist es für denjenigen, der sie beherrscht, weniger schwer, in ihr den richtigen Ausdruck zu finden als im Deutschen.

Rückkehr nach Berlin

Als ich Ende Mai 1875 in Berlin eintraf, erwartete mich eine Einladung zu einer Soiree, die am Abend im Hausministerium stattfinden sollte und zu der die kronprinzlichen Herrschaften ihr Erscheinen zugesagt hatten. Der Kronprinz beehrte meinen Vater mit einer langen Ansprache. Der hohe Herr sah sorgenvoll aus, mein Vater war sichtlich bemüht, ihn zu beruhigen. Als die kronprinzlichen Herrschaften sich zurückgezogen hatten, verabschiedete sich mein Vater mit mir bei Mimi Schleinitz, unserer liebenswürdigen Gastgeberin, und forderte mich zu einem Spaziergang in der zu vorgerückter Stunde menschenleeren Behrenstraße auf.

Ich frug meinen Vater, was die alarmierenden Artikel unserer offiziösen Presse zu bedeuten hätten, die seit Anfang April die Welt in Aufregung versetzten und in Berlin das allgemeine Gesprächsthema bildeten. Ich muß sie kurz resümieren. Ende März hatte die regierungsfreundliche „Kölnische Zeitung" einen Artikel gebracht, der, an die überhastige Vermehrung des französischen Heeres durch das Cadre-Gesetz anknüpfend, die Möglichkeit einer Aussöhnung des Papstes mit Italien und einer Allianz zwischen dem Vatikan, Frankreich, Österreich und Italien an die Wand malte. Diese in Vorbereitung befindliche „Katholische Liga" sei freilich erst nach dem Sturz des Grafen Andrássy, des österreich-ungarischen Ministers des Äußern, möglich. An diesem Sturz, so schloß der Warnungsruf der „Kölnischen Zeitung", werde von verschiedenen Seiten und mit Eifer gearbeitet. Am 8. April brachte unter der Überschrift „Ist Krieg in Sicht?" eine offiziöse Berliner Zeitung, „Die Post", einen weiteren Artikel, der mit den Worten anfing: „Seit einigen Wochen hat sich der politische Horizont mit dunklen Wolken bezogen." „Die Post" reproduzierte das „in sehr ernsten Farben gehaltene Gesamtbild", das die „Kölnische Zeitung" von der gegenwärtigen Lage entworfen habe, und fügte ihrerseits hinzu, daß sie weit davon entfernt sei, die Richtigkeit der Ausführungen des rheinischen Blattes „im Ganzen" in Abrede zu stellen. Sie könne vielmehr dieses trübe Gesamtbild durch manche Züge ergänzen, die sie ihrer eigenen Beobachtung entnehme. Wenn sie demnach ihre an die Spitze gestellte Frage: „Ist der Krieg in Sicht?" beantworten wolle, so müsse sie sagen: „Der Krieg ist allerdings in Sicht, was aber nicht ausschließt, daß die Wolke sich zerstreut."

„Ist Krieg in Sicht?"

Wieder einige Tage später hatte die hochoffiziöse „Provinzial-Korrespondenz" einen Beschwichtigungsartikel gebracht, der aber deshalb keinen dauernden Eindruck machte, weil nicht lange nachher die Londoner „Times" einen Alarmartikel gegen Deutschland publizierte, der in der Behauptung gipfelte, daß Deutschlands Industrie, sein Handel, seine Finanzen, seine sozialen Verhältnisse den Druck seiner militärischen Ausgaben nicht mehr lange aushielten. Wenn Deutschland aber, um seinen Ruin abzuwenden, sich entwaffne, würde Frankreich in drohender Bereitschaft gerüstet dastehen. Um nun diesem Dilemma zu entgehen, betrachte die deutsche Militärpartei den gegenwärtigen Moment als besonders günstig, um dem Deutschen Reich eine lange Periode des Gedeihens und des Friedens zu sichern. Die „Times" hatte diesen Alarmartikel ausdrücklich als eine ihr von Paris zugesandte „französische Vogelscheuche" bezeichnet. Das hinderte aber nicht, daß diese Auslassung, die auf den französischen Minister des Äußern, den Herzog Decazes, zurückgeführt wurde, von allen Gegnern Deutschlands nach Kräften gegen uns ausgebeutet wurde.

Die allgemeine Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als am 10. Mai der Kaiser Alexander II. von Rußland, von seinem Reichskanzler, dem Fürsten Gortschakow, begleitet, auf dem Wege nach Ems für einen dreitägigen Besuch in Berlin eintraf. Ehe der Zar Berlin verließ, empfing er die dort anwesenden fremden Botschafter und erklärte ihnen, der Friede sei gesichert. Gleichzeitig richtete Fürst Gortschakow eine Mitteilung gleichen Inhalts an die russischen Vertreter im Ausland, deren Wortlaut er vor der Absendung den hervorragendsten Mitgliedern des Diplomatischen Corps in Berlin vorlas.

Bismarcks Motive

So standen die Dinge, als mein guter Vater, der sichtlich noch unter dem Eindruck seines Gesprächs mit dem Kronprinzen stand, zwischen elf und ein Uhr nachts in der Behrenstraße mit mir auf und ab ging und mir die Situation darlegte. Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis und entsinne mich genau seiner Ausführungen. Er sagte zu mir: „Wenn du den wirklichen Zusammenhang der Dinge wissen willst, so kann ich dir im Vertrauen auf deine Diskretion folgendes sagen: Unser großer Kanzler hat sich nach und nach davon überzeugt, daß die Franzosen uns ihre Niederlage und die Abtrennung von Elsaß-Lothringen nicht verzeihen und jedem als Bundesgenossen zur Verfügung stehen, der bereit ist, es auf den Krieg mit uns ankommen zu lassen, am liebsten natürlich den Russen, unter gewissen Voraussetzungen auch den Engländern. Andererseits hat Fürst Bismarck allmählich den Eindruck gewonnen, daß wir zwar Frankreich als permanenten Gegner in unsere diplomatische Rechnung einstellen müssen, daß wir es aber doch nicht tödlich getroffen, es nicht wirtschaftlich und namentlich militärisch dauernd aktionsunfähig gemacht haben. Die Hoffnung, daß die Franzosen sich durch innere Parteikämpfe zugrunde richten werden, ist bei ihrem leidenschaftlichen Patriotismus und ihrer strammen Zentralisation keineswegs sicher. Alle diese Erwägungen beunruhigen den Kanzler. Du mußt aber deshalb nicht glauben, daß er den Krieg will. Auch der Kaiser und der Kronprinz wollen von einem anderen als von einem Verteidigungskrieg nichts hören. Der Kronprinz war soeben sehr zufrieden, als ich ihm die Überzeugung ausdrückte, daß wir Frieden behalten würden. Und was Bismarck angeht, so wiederhole ich dir, daß er seit dem Frankfurter Frieden keine weiteren Kriege geplant noch gewünscht hat. Vestigia Napoleonis terrent. Aber er hielt es für nützlich, die Franzosen einzuschüchtern. Er wollte einen sehr kräftigen kalten Wasserstrahl, wie er das nennt, nach Paris richten. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß wir einen zweiten Krieg gegen Frankreich nicht würden führen können, ohne daß die Russen und wohl auch die Engländer sich einmischen. Ein lokalisierter Krieg unter den europäischen Hauptmächten, zwischen Deutschland und Frankreich, Italien und Frankreich, Rußland und

Österreich, England und Frankreich, Rußland und England, ist bei der Kompliziertheit der diese Staaten teils verbindenden, teils trennenden politischen und wirtschaftlichen Interessen kaum noch möglich. Das alles mahnt zur Vorsicht."

So mein Vater in der Behrenstraße. Schließlich sagte er mir noch, daß leider Fürst Bismarck aus Stuttgart Kenntnis von einem Telegramm erhalten habe, das Kaiser Alexander II. am Tage seiner Abreise von Berlin nach Ems an seine Schwester, die Königin Olga von Württemberg, gerichtet und das gelautet habe: „J'ai arrêté l'emporté de Berlin." Das habe den Fürsten Bismarck geärgert. Noch mehr habe ihn gereizt, daß Gortschakow einer Reihe von Journalisten und Diplomaten in Berlin gesagt habe, er habe den europäischen Frieden gerettet („J'ai sauvé la paix de l'Europe"). Als wir uns trennten, äußerte mein Vater noch, Gortschakow sei nicht ohne Eifersucht auf Bismarck. Als Bismarck, um ihn zu beruhigen, ihm neulich durch unseren Botschafter in St. Petersburg, den Prinzen Heinrich VII. Reuß, habe sagen lassen, er betrachte sich nach wie vor als den Schüler von Gortschakow, habe der russische Kanzler sauersüß geantwortet: „Oui, comme Raffael était l'élève du Perugino." Mein Vater schloß: „In dem persönlichen Verhältnis zwischen Bismarck und Gortschakow liegt eine Gefahr. Gortschakow ist nun einmal eitel wie ein Affe und empfindlich wie eine alte Jungfer. Und unser großer Bismarck ist zuweilen zu heftig, ist rankünös und kann sein Temperament nicht immer zügeln."

Ich glaube, es ist Larochefoucauld, der gesagt hat, daß durch die Trennung zweier Liebender schwache Gefühle erstickt, Leidenschaften gestärkt werden. Ein kleines Feuer wird vom Wind ausgelöscht, ein großes zu noch hellerem Brand entfacht. Als ich von Berlin nach dem Schloß fuhr, wo ich von der Fürstin Y. erwartet wurde, konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich dem Wiedersehen mit meiner schönen römischen Freundin mit lebhafter Ungeduld entgegensah, daß also meine Gefühle für sie die Feuerprobe einer längeren Trennung bestanden hatten. Ich überzeugte mich davon, daß es ihr ebenso ging. Wir fühlten uns hier nicht so unabhängig wie in Rom. Die Anwesenheit ihres stumpfsinnigen Gatten wirkte störend. Da er aber erfreulicherweise die Gewohnheit hatte, früh zu Bett zu gehen, so waren wir am Abend frei. Wir pflegten dann Arm in Arm um das alte Schloß zu wandeln, links hohe Schloßmauern, rechts schweigender, dunkler, geheimnisvoller Wald. Am westlichen Himmel leuchtete der Abendstern, Hesperos, der Venus goldener Stern. Als ich zu ihm aufblickte, hob ich die Hand und flüsterte im Überschwang meiner Gefühle ihr zu: „Und wenn ich hundert Jahre alt werde, nie, nie, nie werde ich diese Stunde vergessen, niemals werde ich sie vergessen." Ach, der große Dichter

hat recht, wenn er sagt, daß Jupiter über die Schwüre der Verliebten lacht. Wieviele solcher Schwüre hat er gehört, und wie wenige wurden gehalten!

Bülow nach Varzin eingeladen

Mein Aufenthalt in Y. war nur kurz. Ich mußte mich nach Varzin begeben, wohin mich, wohl mehr aus Freundschaft für meine Eltern als aus Interesse für meine noch sehr jugendliche Person, der Fürst und die Fürstin Bismarck eingeladen hatten. Ich fand den großen Mann körperlich sehr wohl. Er unternahm täglich mit mir und seinem Sohn Wilhelm lange Spazierritte durch Feld und Wald, wobei ich die Rüstigkeit des schon Sechzigjährigen bewunderte.

Seine Stimmung schien mir weniger gut. Ich hatte den Eindruck, daß die Krieg-in-Sicht-Episode keine angenehme Erinnerung bei ihm hinterlassen hatte. Er sprach zwar verächtlich von dem Krieg-in-Sicht-Rummel, kam aber immer wieder darauf zurück. Er schalt auf das Preßbüro, das seine Instruktionen mit plumpem Übereifer und Ungeschick ausgeführt habe. Er sprach sich auch tadelnd über den Geheimen Legationsrat Josef von Radowitz aus, der damals in der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes arbeitete. Radowitz habe nach einem Diner auf der Französischen Botschaft dem französischen Botschafter Gontaut-Biron im Laufe eines längeren Gespräches durch unvorsichtige und jedenfalls übertriebene Drohungen die Möglichkeit geboten, an die ihm nahestehende russische Fürstin Obolensky zu schreiben, daß Deutschland einen Angriffskrieg gegen Frankreich plane. „Josef Radowitz", meinte der Fürst, „hat alle üblen Eigenschaften seines Vaters, des großen Komödianten Josef Maria, und dazu noch die Schwäche, daß, wenn er ein Glas über den Durst getrunken hat, er seine Zunge nicht mehr in der Gewalt hat. Die Eitelkeit Gortschakows, der sich von der französischen Presse als Friedensengel bewundern und umschmeicheln lassen wollte, hat das übrige getan. Ich werde Gortschakow diesen üblen Streich nicht vergessen. Ich werde es ihm bei passender Gelegenheit heimzahlen."

Herbert war verreist, dagegen weilte sein jüngerer Bruder Wilhelm, von seiner Familie und von allen Bill genannt, bei seinen Eltern. Ich habe die beiden Brüder oft zusammen gesehen. Wenn ich das Verhältnis zwischen Herbert und Bill mit dem Gegensatz von Don Quixote und Sancho Pansa vergleichen möchte, so soll darin keine Herabsetzung des einen oder des anderen Bruders liegen, die beide, besonders Herbert, meinem Herzen sehr nahe gestanden haben. Ich denke vielmehr bei dieser Gegenüberstellung an ein schönes Wort von Richard Wagner, das er zu dem geistreichen und dabei tief angelegten Grafen Arthur Gobineau sprach, dem Verfasser des „Essai sur l'inégalité des Races humaines". Der Meister von Bayreuth sagte zu seinem französischen Freund, Don Quixote sei eine der edelsten und erhabensten Figuren der Weltliteratur, Sancho Pansa der unsterbliche

Vertreter des nicht ganz zu entbehrenden gesunden Menschenverstandes. Bill war nicht so interessant wie Herbert, nicht so sympathisch, auch nicht so warmherzig, aber nüchterner, vorsichtiger, alles in allem klüger.

Bill sagte mir: „Mein Vater gleicht den Gläsern, durch die man alle Gegenstände zu groß sieht. Er selbst hat Eugen Richter, Windthorst und andere, die, mit ihm verglichen, doch nur Frösche sind, zu Ochsen aufgebläht. So ist es auch mit dem eitlen Geck, dem Gortschakow. Mein Vater sollte seiner Ranküne gegen diesen alten Komödianten nicht zu sehr die Zügel schießen lassen. Er wiederholt ja immer selbst, daß ein gutes Verhältnis zu Rußland der Pivot unserer auswärtigen und bis zu einem gewissen Grade auch unserer inneren Politik sei. Ob mein Vater Gortschakow ärgern kann, ohne Kaiser Alexander II. zu verletzen und gegen sich aufzubringen, erscheint mir fraglich."

Nach Wien und Ischl

Noch in Varzin hatte ich einen Brief der Fürstin Y. erhalten, die mir vorschlug, sie in Ischl zu treffen, wohin ich von Varzin direkt fuhr. In Wien, wo ich am Jahrestag von Königgrätz, am 3. Juli 1875, eintraf, begegnete ich meinem Freund Baron Münch, damals Botschaftsrat der Österreichisch-Ungarischen Botschaft in Berlin. Sein Vater war in den fünfziger Jahren hessen-darmstädtischer Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main gewesen. Er war nebenbei gesagt ein Verwandter des späteren Reichskanzlers Georg von Hertling. Während ich auf dem Ring und im Prater mit Münch spazierte, sprachen wir von alten Zeiten und der gegenwärtigen Lage. In einem festen und sicheren Freundschaftsverhältnis zwischen der habsburgischen Monarchie und dem Deutschen Reich erblickte er die beste Gewähr für die Sicherheit beider Länder und den europäischen Frieden. „Daß ich, ein guter Österreicher, Ihnen das in Wien am Jahrestage von Königgrätz sage, ist wohl der Beweis, daß das, was Österreich und Preußen früher trennte, überwunden ist." So sprach neun Jahre nach Sadowa der Freiherr Joachim von Münch-Bellinghausen zu mir, während die Julisonne durch der Zweige Grün auf uns herabschaute. Ich ahnte nicht, daß ich schon wenige Jahre später am Sterbebette desselben guten Münch stehen würde.

Am 4. Juli traf ich in Ischl ein, wo mich die Fürstin Y. im Hotel Elisabeth erwartete. Als wir uns wiedersahen, war uns zu Mute wie Verlobten am Hochzeitsmorgen. Wir drückten uns stumm die Hand. Am Nachmittag unternahmen wir eine mehrstündige Ausfahrt nach der Gosau-Mühle. Am Abend warf ich mich der schönen Frau zu Füßen, bittend, flehend, bestürmend. Sie wehrte mich ab: „Nein, nein! Warum? Sind wir nicht glücklich? Warum unsere Liebe entweihen?" Sie sah mich starr an, mehr ängstlich als erzürnt. Meine Leidenschaftlichkeit schien sie abzustoßen. Als ich sie frug, warum sie vor mir zurückschrecke, schloß sie mir

mit ihrer kleinen Hand den Mund. Sie fürchte im Gegenteil, mich zu sehr zu lieben. „Ich habe das dunkle Gefühl", meinte sie, „als ob diese Liebe mein Unglück werden könnte. Große Liebe führt zu großem Leid, sagt man."

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Ischl machten wir bei strahlender Julisonne einen Ausflug nach Strobl am Wolfgangs-See, auf dessen grünblaue Wasser wir lange blickten, bevor wir den Heimweg antraten. Am Abend, es war eine sternenklare Nacht, und eine ganz milde Luft strömte durch die offenen Fenster ihres Schlafzimmers, durchmaß ich das Zimmer mit großen Schritten, halb von Sinnen. „Ich werde wahnsinnig", wiederholte ich, meiner Sinne nicht mehr mächtig, monoton, wie eine Litanei, immer wieder. Endlich erhob sie sich von dem Stuhl, auf dem sie saß. Mit leiser Stimme, lächelnd und doch mit einem traurigen Ausdruck in den schönen Zügen, meinte sie: „Es wäre doch zu schade, wenn ein so liebenswürdiger und dabei begabter Jüngling wegen mir ganz den Verstand verlöre." Und sie sank in meine Arme. Während der ganzen Nacht hörten wir das Rauschen der Traun, wie ein Hochzeitslied der Natur.

Als ich am Morgen in mein Zimmer zurückkehrte, erwartete mich dort eine Überraschung. Ein Brief meines Vaters war eingetroffen, der die Meldung des Direktors im Auswärtigen Amt, Exzellenz von Philipsborn, über das Ergebnis meiner diplomatischen Prüfungsarbeit enthielt. Adolf Wagner hatte nach dieser Mitteilung meine Arbeit über die italienischen Finanzen als eine „sowohl in materieller wie in formeller Hinsicht in außergewöhnlichem Maße gelungene" beurteilt. In dem Augenblick, in dem ich diesen mich sehr interessierenden Brief las, trat die Fürstin in mein Zimmer. In ihren Augen war ein feuchter Schimmer, den ich noch nicht bei ihr gesehen hatte. Sie hielt mir die Lippen zum Kusse hin. „Erst lies diesen Brief", rief ich ihr zu, „die Arbeit, die ich im April in Albano über die italienischen Finanzen verfaßte, ist von Adolf Wagner, dem großen Nationalökonomen, sehr günstig beurteilt worden." Sie sah mich starr an, dann brach sie in Tränen aus. „Dir", schluchzte sie, „wird der Ehrgeiz immer höher stehen als die Liebe." Hatte sie recht? Zweifellos für sich selbst und in ihrem eigenen Falle. Aber ich sollte noch der Frau begegnen, deren Liebe mir höher stand als jede persönliche Ambition. Gewiß nicht höher als das Vaterland, das mir immer und in jeder Lage am höchsten stand. Aber höher als das, was die Menschen Karriere nennen, als alle äußeren Auszeichnungen und Triumphe der Eigenliebe.

St. Wolfgang

Zwei Tage später siedelten wir nach St. Wolfgang über. Ischl war uns zu sehr Modebad, zu unruhig und zu banal. Wir zogen St. Wolfgang vor, mit seinem See, der sich bei Strobl so freundlich und so einladend vor uns ausgebreitet hatte. Wir fuhren durch das Tal des Ischlflusses, zwischen hohen Waldbergen und den über sie aufragenden Schroffen des Looskogels

und des Rettenkogels. In St. Wolfgang stiegen wir im „Weißen Roß" ab, nahe dem Landungsplatz der Dampfboote. Als ich viele Jahre später im Berliner Metropoltheater sehr gut gegeben das „Weiße Rössel" sah, dachte ich an das idyllische St. Wolfgang zurück. Das erschien uns mit seinen engen Gäßchen, den wirr durcheinander gebauten Häusern mit ihren Erkern und Wasserspeiern wie ein wiedererstandenes Stück Mittelalter. Oft besuchten wir nachmittags die Pfarrkirche, einen schönen gotischen Bau mit einem prachtvollen Hochaltar, der bis zum Gewölbe der Kirche emporstrebt. Auf diesem Altar waren in erhaben geschnitzten Holzfiguren die heiligen drei Könige zu bewundern, darüber lebensgroß der Gekreuzigte zwischen seiner heiligen Mutter und Johannes, daneben der Erzengel Michael und ein Heiliger, über dessen Namen man sich stritt, ganz oben Gottvater zwischen reizenden Engeln. Vor dem himmlischen Vater kniet Maria und wird von ihm gesegnet. Wir bewunderten auch an den Enden des Altars vier würdige Bischöfe, den heiligen Wolfgang von Regensburg, Pilgrim von Passau, Adalbert von Prag und einen vierten Bischof, dessen Name auch umstritten war, den wir aber schließlich als den heiligen Ruppert von Salzburg feststellten. Benedikt, der Abt von Mondsee, hatte diesen herrlichen Altar erbauen lassen. Vollendet hatte ihn Meister Michael Pucher von Bruneck im Jahre des Heils 1481. St. Wolfgang verdankte seine Entstehung den guten Benediktinern von Mondsee, denen Kaiser Ludwig der Fromme die ganze Gegend zur Besiedelung übergeben hatte. Hierher hatte sich der von seinen bösen Diözesanen vertriebene Bischof Wolfgang von Regensburg geflüchtet. Hier hatte er, während der phantastische Otto III. das deutsche Reich regierte, am Falkenstein in einer Einsiedlerhütte ein frommes Leben geführt, bis er entdeckt und von den Regensburgern reumütig in seine Diözese zurückgeführt wurde, nachdem er den Markt Wolfgang gegründet und dort viele Wunder gewirkt hatte. Aus Ehrerbietung vor dem Heiligen hatten die Bayern, als sie in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im Salzkammergut übel hausten, den Markt Wolfgang mit Kriegskosten und Einquartierung verschont. Aus begreiflicher Dankbarkeit ließen die Bewohner durch den Passauer Meister Lienhart Raunacher zu Ehren des heiligen Wolfgang, ihres Schutzpatrons, neben ihrer Kirche einen aus Glockenerz gegossenen, schönen Brunnen errichten.

Für das idyllische Leben, das wir wochenlang führten, ließ sich kein schönerer Rahmen als St. Wolfgang denken. Die biederen Bürger von St. Wolfgang kümmerten sich so wenig um uns wie wir uns um sie. Niemand belästigte, niemand störte uns. Wir gingen Arm in Arm am Seeufer spazieren. Wir fuhren im schmalen Nachen auf dem See, zwischen dessen blaugrünen Wellen und den Nixenaugen der Fürstin Y. ich Vergleiche

anstellen konnte. Wir fuhren zum Falkenstein, wo ein berühmtes Echo ist, und freuten uns, wenn das Echo den Unsinn, den wir ihm zuriefen, verstärkt wiedergab. Wir betrachteten mit Bedauern das Hochzeitskreuz, das auf einem Felsenriff nach Art der landesüblichen Marterln zum Gedächtnis des tragischen Endes einer Hochzeitsgesellschaft errichtet war, die vor langer Zeit auf dem Eis des Sees sich vergnügt hatte und, als es brach, ertrunken war. Besser war es einem Metzger ergangen, dessen Ochse wild geworden war und in den See sprang. Der resolute Metzger war ihm nachgesprungen, hatte den Ochsen beim Schwanze gepackt und war so bis zum jenseitigen Ufer geschwommen. Ihm zu Ehren hatte man das Ochsenkreuz errichtet. Zweimal bestiegen wir von St. Wolfgang aus den Schafberg, der im Salzkammergut „unser Rigi“ genannt wurde. Wir übernachteten oben im Heu und fanden, daß am Morgen beim Sonnenaufgang die Aussicht vom Schafberg, wenn auch nicht so umfassend und weit, so doch noch schöner und malerischer sei als vom Schweizer Rigi.

Ich will nicht verschweigen, daß ich mich geistig nicht ganz mit meiner schönen Freundin verstand. Sie hatte eine mir unverständliche Vorliebe für jene Art Literatur, die man heute mit einem mir übrigens nicht besonders sympathischen Ausdruck als Kitsch bezeichnet. Sie schwärmte für Louisa de la Ramée und ihren unter dem Pseudonym „Ouida“ erschienenen faden Roman „Under two flags“. Ein nicht viel besserer Roman von Jules Sandeau, dem ersten Liebhaber der ihm sehr überlegenen George Sand, die ganz banale „Marianne“, entlockte ihr Tränen der Rührung. Meinen Enthusiasmus für die Ilias und die Aeneis, für Aristophanes und Tacitus verstand sie nicht. Und als ich ihr „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ vorlas, gähnte sie. Ich fürchte, daß sie, wenn ich ihr „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ vorgelesen hätte, eingeschlafen wäre. Ich kann nicht sagen, daß mich solche literarische Meinungsverschiedenheiten damals gestört hätten. Aber bei dauernder Lebensgemeinschaft würden sie sich bemerkbar gemacht haben.

Wenn ich heute als alter Mann an jene Zeit und insbesondere an die Tage am Wolfgang-See zurückdenke, so frage ich mich, wie ich mich damals mit meinem Gewissen abfand. Dachte ich nach, handelte ich unter dem Druck des Sturmes der Gefühle? Machte ich mir Vorwürfe, oder fand ich alles in schönster Ordnung? Offen gesagt, weder das eine noch das andere! Ich befand mich in jenem Seelenzustand, den italienische Theologen „la pace del impio“ nennen. Wenn mir hie und da Gedanken über die moralische Seite der mich erfüllenden Leidenschaft kamen, so tröstete ich mich mit dem englischen Sprichwort, das meint, daß „in war and in love everything is fair“. Da ich außerdem selbstverständlich bereit war, als Edelmann und Offizier mit der Waffe in der Hand jede Art von Genugtuung zu gewähren,

so machte ich mir weiter keine Skrupel. Jetzt, wo ich die Geschichte meines Lebens niederschreibe und alle Geschehnisse in bunter Reihe an mir vorüberziehen lasse, wünsche ich auch diese Episode nicht zu übergehen. Wie ich schon im Eingang des ersten Bandes sagte, haben Memoiren nur dann einen Wert, wenn sie innerlich wahr sind, nichts verschweigen und nichts korrigieren. Auch wer als Staatsmann Ernst in Lebensführung und Lebensarbeit gezeigt hat, mag in jungen Jahren über die Stränge geschlagen haben. Am Abend des Lebens die Jugendzeit in selbstzufriedener Rückschau mit dem Mantel der Tugend zu drapieren, ist der Versuch einer Unwahrheit. Meinem Lebensbilde eingefügt, möge die Episode von St. Wolfgang und manche andere dieser Art zeigen, daß ein Mann, dem es Ernst ist mit Leben und Amt, sich selber meistern kann, wenn seine Zeit gekommen ist. Heute sage ich mit dem Psalmisten: Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Übertretungen, gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit um deiner Güte willen. (Ps. 25,7.)

In Salzburg, das wir wiederholt von St. Wolfgang aus aufsuchten, sollte ich eine Begegnung haben, die wie eine mahnende Stimme mich an berufliche Arbeit, an schaffendes Streben, an den Ernst des amtlichen Lebens erinnerte. Die Szene steht mir heute noch in lebhafter Erinnerung. Ich war mit meiner Freundin vom Gaisberg, an dessen wundervoller Aussicht wir uns erfreut hatten, herabgestiegen, und wir gedachten uns in St. Peters Stiftskeller zu erquicken. Des schönen Augenblicks froh, betraten wir den stimmungsvollen Raum. Vor uns stand, offenbar in tiefe Gedanken versunken und uns vorerst nicht beachtend — Lothar Bucher. Woran dachte er? Dachte er an seinen einstigen Parteifreund und Gefährten während ihres gemeinsamen Exils in London, an Karl Marx? Dachte er an seinen jetzigen Chef, Otto von Bismarck? Wog er, der zu stillem Grübeln neigte, den einen gegen den andern ab? Als er mich erblickte, noch dazu in Begleitung einer schönen und sehr eleganten Frau, wich er scheu zurück, während wir uns an den guten Weinen des Stiftskellers labten, froh, glücklich und geschwätzig wie Kinder, die Ferien haben und dem Lehrer begegnen. Aber der Anblick des bedeutenden Mannes, der so viel gesehen, erlebt und gedacht hatte, erinnerte mich wieder an den Ernst, an die Tatsächlichkeiten des Lebens. Vor mir stand Berlin, das Auswärtige Amt, stand mein strengdenkender Vater, stand mein bisheriger und mein künftiger Pflichtenkreis. Es war wie Reif in Frühlingsnacht.

DIPLOMATENJAHRE

XXVI. KAPITEL

Diplomatisches Examen • Versetzung nach St. Petersburg (1875) • Reise dorthin • Graf Alvensleben • General von Werder • Der Raswod • Zar Alexander II. • Der Zarewitsch Reformprogramm Andrássys für den Balkan • Die Petersburger Gesellschaft • Slawische Frauen, russische Mädchen • Russische Literatur

Als ich wenige Tage nach der Begegnung mit Lothar Bucher nach Berlin zurückkehrte, merkte ich meinem Vater an, daß mein etwas langer Aufenthalt in St. Wolfgang nicht nach seinem Sinn gewesen war. Ich hatte an sich ja kein sehr gutes Gewissen, konnte aber ein Aktivum buchen, das bewies, daß ich auch während jenes Idylls meiner Arbeit nicht vergessen hatte. Ich hatte in St. Wolfgang die vielleicht schwierigste meiner Arbeiten für das diplomatische Examen angefertigt. Sie war mir von Professor Gneist gestellt worden und behandelte die Frage, welche Regeln bei inneren Parteikämpfen eines europäischen Staats für das Verhalten anderer Mächte nach internationalem Rechte aufzustellen sind. Ich bilde mir noch heute etwas darauf ein, daß ich gerade in St. Wolfgang eine Arbeit zustande brachte, die Gneist zu nachstehendem, offenbar befriedigtem Urteil veranlaßte: „Die Darstellung ist von löblicher Kürze, sachgemäß, klar und fließend. Das Urteil des Verfassers ist überall praktisch und unbefangen. Die Arbeit kann als eine gute bezeichnet werden." Mein Vater aber sah offenbar mehr auf die Passiva der Tage in St. Wolfgang. Er enthielt sich jeder Äußerung, die meine Gefühle hätte verletzen können. Er sprach aber mit ernstem, dienstlichem Nachdruck die bestimmte Erwartung aus, daß meine bevorstehende diplomatische Prüfung „glatt", wie er sich ausdrückte, verlaufen würde. „Es wäre noch besser, wenn du als Sohn des Staatssekretärs nicht gut abschneiden würdest."

Mit Auszeichnung bestanden

Ich arbeitete unter dem Eindruck dieses väterlichen Appells mit verstärkter Intensität und ging am 15. November in das Examen. Ich wachte an diesem Morgen mit einer starken Migräne auf, ein Übel, an dem ich damals häufig litt. Mein Vater, dem meine Blässe auffiel und dem ich deshalb meine Migräne eingestehen mußte, meinte: „La migraine est le mal des gens d'esprit", hat Voltaire gesagt. „Wir werden sehen, ob das auf dich zutrifft. Übrigens freue ich mich fast über dein Kopfweh, denn eine ohne

Hindernis bestandene mündliche Prüfung wäre bei deiner Schlagfertigkeit und der dir von Gott gnädig verliehenen Begabung kaum rühmlich. A vaincre sans péril, on triomphe sans gloire."

Das mündliche Examen verlief, wie es mein guter Vater gefordert und erwartet hatte. In dem darüber ausgestellten Zeugnis der Professoren Rudolf Gneist und Adolf Wagner und des französischen Examinators Professor Auber, eines geborenen Franzosen, hieß es: „Bei seiner mündlichen Prüfung hat der Referendarius von Bülow die ihm vorgelegten Fragen aus dem Staats- und Völkerrecht mit einer gründliches Studium bezeugenden Sachkenntnis und Sicherheit prompt beantwortet. In den zur Frage gebrachten staatswissenschaftlich-statistischen Gegenständen zeigte der Kandidat sich durchweg gut unterrichtet, offenbarte auch ein richtiges Verständnis der theoretischen und volkswirtschaftlichen Seite der berührten Fragen und antwortete rasch und präzis. Bei Beantwortung der verschiedenen ihm vorgelegten historisch-politischen Fragen bewies derselbe ausgedehnte und genaue Kenntnisse und drückte sich geläufig und korrekt französisch aus. Nach dem Gesamtresultat der schriftlichen und mündlichen Prüfung erachtet die unterzeichnete Kommission dafür, daß der Referendarius Bernhard von Bülow das diplomatische Examen mit Auszeichnung bestanden hat und für den diplomatischen Dienst ebenso gründlich wie vielseitig vorbereitet erscheint." Der erste, der mir gratulierte, und auf das herzlichste gratulierte, war Herbert Bismarck. Er hatte, da er wußte, daß ich infolge meiner Migräne nicht ganz auf dem Damm war, das Resultat der Prüfung in einem Nebenzimmer abgewartet. Man konnte keinen sympathischeren, keinen herrlicheren Jüngling sehen, als es Herbert Bismarck damals war.

Wendt Eulenburg †

Im Sommer 1875 hatte sich die einzige Tochter des Fürsten Bismarck, die Gräfin Marie, mit dem Grafen Wendt Eulenburg verlobt. Er war der jüngste und vielleicht begabteste von vier hervorragenden Brüdern, von denen Botho preußischer Minister des Innern und Ministerpräsident, August Oberhofmarschall und Hausminister, Karl General der Kavallerie werden sollte. Im Spätherbst 1875 erlag Wendt Eulenburg in Varzin, wo er zum Besuch weilte, einem tückischen Nervenfieber. Ich habe seinen Tod immer als ein politisches Unglück betrachtet. Er würde, wenn er am Leben geblieben wäre, zwischen seinem großen Schwiegervater und dem jugendlichen Wilhelm II. geschickter vermittelt haben als der allzu stürmische und nicht immer taktvolle Sohn Herbert. Ich werde nie den Ausdruck in den Zügen des Fürsten Bismarck vergessen, als er bei der Leichenfeier vor dem Sarge stehend die Kriegsorden des jung verstorbenen Bräutigams seiner Tochter, die Feldzugsmedaillen von 1866 und 1870, durch die Finger gleiten ließ und sie sinnend betrachtete. Wie ernste, wie tiefe Gedanken mögen in



Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakow, russischer Reichskanzler

ihm aufgestiegen sein! Die junge Braut, pietistisch gerichtet wie ihre Mutter, flüsterte mir zu, Gott habe sie wohl dafür strafen wollen, daß sie ihren Bräutigam zu heiß geliebt hätte. Sie hat ihn tief und aufrichtig betrauert und erst mehrere Jahre später in einer harmonischen Ehe mit dem trefflichen Grafen Kuno Rantzau Glück und Frieden gefunden.

Eine Vakanz in Petersburg

Einige Tage nach meiner diplomatischen Prüfung besprach mein Vater mit mir die Frage, wohin ich als Legationssekretär versetzt werden wolle. Er sagte mir, in St. Petersburg sei durch die schwere Erkrankung des Botschaftssekretärs Graf Bernhard Wartensleben eine Vakanz entstanden. Petersburg sei zur Zeit einer der interessantesten Posten. Der derzeitige Geschäftsträger in Petersburg, Graf Alvensleben, sei ein trefflicher Beamter und sehr geeignet, mich anzulernen. Wenn der auf Urlaub befindliche Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß zurückkehrte, würde ich in ihm einen unserer hervorragendsten Diplomaten kennenlernen, der in Paris, München und jetzt in Petersburg glänzend abgeschnitten und namentlich während des Deutsch-Französischen Krieges Bedeutendes geleistet habe. Sollte Prinz Reuß nicht im Dienste bleiben, so würde wohl der General von Schweinitz sein Nachfolger werden, der ebenfalls ein erfahrener und dabei geschickter Diplomat von großer Bildung und weitem Horizont sei.

Ich bat meinen Vater, mir die Sache überlegen zu dürfen. Was mich im stillen zu dieser Bitte veranlaßte, war die Rücksicht auf meine schöne Freundin, die Fürstin Y. Sie wünschte, daß ich, sofern ich nicht im Auswärtigen Amt bleiben könne, wenigstens einen deutschen Posten bekäme. Als Ideal schwebte ihr Dresden vor. Wie rührend egoistisch sind oft Frauen, wenn sie lieben. Als ich ihr sagte, daß St. Petersburg für mich in Frage käme, brach sie in Tränen aus. Eine Trennung bei so weiter Entfernung erschien ihr unerträglich. Auch fürchtete sie, daß ich mit meiner damaligen Neigung zu Halsleiden das russische Klima nicht vertragen würde. Sie fand es grausam, ja verbrecherisch von meinem Vater, mich dieser Gefahr auszusetzen. In ihrer Angst und Liebe für mich suchte sie den preußischen Gesandten in Dresden auf, den liebenswürdigen Grafen Eberhard Solms, und bat ihn, nicht an den Staatssekretär, wohl aber an den Fürsten Bismarck selbst zu schreiben, daß ihm als Sekretär niemand so erwünscht sein würde wie der Legationssekretär Bernhard von Bülow. Sie gestand mir, daß sie dem nicht mehr ganz jungen, aber immer noch galanten Grafen Solms für den Fall, daß er ihre Wünsche erfülle, einen Kuß versprochen habe. Als Pfand und Vorauszahlung hatte sie ihm schon jetzt erlaubt, sie auf die Stirn zu küssen. Ich selbst stand wie Herkules am Scheidewege zwischen Ehrgeiz und Liebe. Statt „Liebe“ müßte ich jugendliche Erregung setzen. Und mein Ehrgeiz war kein unedler, denn ich fühlte, daß es für meine diplomatisch-politische Ausbildung förderlich sein würde, schon in jungen

Jahren Rußland kennenzulernen. In einer letzten und entscheidenden Unterredung erklärte ich meinem Vater, daß ich meine Versetzung nach Petersburg mit Dank begrüßen würde.

Reise durch Rußland

So trat ich nach einem bewegten Abschied von der Fürstin Y. die Reise nach St. Petersburg an, das in ihrer gezierten Sprechweise die russischen Damen damals „la Palmyre du Nord" nannten, dessen Name nach dem Ausbruch des Weltkrieges, um jede Erinnerung an deutsche Sprache und Kultur zu verwischen, in Petrograd verwandelt wurde und das heute Leningrad heißt. Wie wird die Stadt Peters des Großen in abermals fünfzig Jahren heißen? Werden sich ihre jetzt schon verwaisten und zerfallenden Paläste dann noch in den Fluten der Newa spiegeln? Oder wird bis dahin der konsequente, integrale Marxismus, der Bolschewismus, dessen Tscheka an Borniertheit und Brutalität alles übertrifft, was hundertfünfundzwanzig Jahre früher das „Comité de Salut public" der Jakobiner fertigbrachte, Petersburg völlig verwüstet haben, die Stadt, die vom großen Zar Peter bis zum kleinen Zar Nikolaus II. der Mittelpunkt eines gewaltigen Reichs war?

Das Reisen war im alten Rußland sehr bequem. Das kam von der Langsamkeit, mit der gefahren wurde. So stießen und schwankten die überdies auf breiten Gleisen fahrenden Wagen nicht, in denen der Reisende mit Behagen lesen, schreiben oder auch dem Kartenspiel huldigen konnte, für das der Russe angeborenes Talent und ausgesprochene Neigung besitzt. Zwischen Wirballen und Petersburg gab es wenige Stationen. Wurde aber haltgemacht, so dauerte der Aufenthalt mindestens eine halbe Stunde, und der Reisende stärkte sich in aller Ruhe an einem mit den vielen Leckerbissen der russischen Küche besetzten Büfett für die weitere Fahrt. Im alten Rußland hatte man immer und für alles Zeit. In Wirballen erwartete mich, der ich als Kurier reiste, der preußische Grenzkommissar mit seinem russischen Kollegen, der einen gräflichen Namen trug. Während ich mit dem letztern in französischer Sprache artige Komplimente austauschte, bat mich der Preuße leise um fünfundzwanzig Rubel, verstohlen gab er sie dem Russen, unbefangen steckte dieser sie in seine Brusttasche. Dann erklärte er uns in charmanter Form, daß alle Zoll-, Grenz- und Paßformalitäten erledigt seien und er mir eine weitere angenehme Fahrt wünsche.

Von der Grenze an verschwand das Laubholz, nur hier und da tauchte eine verschneite Birke auf. An den Stationen standen, in dicke Schafpelze gehüllt, Gendarmen, die Nase und Ohren zum Schutz gegen die im November schon sehr fühlbare Kälte mit Tüchern verbunden hatten. Ärmlich aussehende Juden im Kaftan und mit Schmachtlocken hielten sich ängstlich im Hintergrund und boten, wenn sie sich von den Gendarmen nicht

beobachtet glaubten, den Reisenden in einem entsetzlichen Deutsch geschmuggelte Zigaretten an, echten Eckauer Kümmel und, sotto voce, ein feines Mädchen. So sah ich bei meinem ersten Betreten der russischen Erde sogleich zwei charakteristische Typen des altrussischen Lebens vor mir: den Gendarmen und den Juden. Lange hat der letztere vor dem ersteren gezittert, aber schließlich ist er doch mit ihm fertig geworden, ob zum dauernden Wohl des Landes, muß die Zukunft lehren.

Ankunft

In Petersburg erwartete mich der kaiserliche Geschäftsträger Graf Johann Alvensleben an der Bahn. Er frug mich, ob ich trotz meiner langen Fahrt Lust zu einer Schlittenfahrt durch die Stadt hätte. Gern nahm ich den gütigen Vorschlag an, die mir neue Stadt zunächst als Gesamtbild auf mich wirken zu lassen. Mein erster Eindruck hier wie schon auf der langen Fahrt seit der preußisch-russischen Grenze war der einer unendlichen Monotonie. Alles war weiß. Der Boden, auf dem unser Schlitten dahinflog, die beschneiten Häuserdächer, Kirchenkuppeln und vereisten Turmspitzen, das Eis der zugefrorenen Newa. Dieses einförmige Weiß floß zusammen mit dem grauen Himmel, so daß mir mit seinen verschwommenen und verschwindenden Linien Petersburg wie die Schattenstadt eines Märchens erschien, ohne Fundamente, ohne Ecken, luftig und locker. Ich verstand das Verschwommene vieler echt russischer Physiognomien, das Unklare, Unstete, Uferlose im russischen Denken und Handeln. Ob nun Peter der Große gegen die Tradition der russischen Geschichte, im Widerspruch mit den innersten Instinkten des russischen Volkes, im Kampf mit der Natur, mit Sumpf und Meer, gewaltsam eine neue Hauptstadt ins Leben ruft, oder ob Wladimir Lenin das in zwei Jahrhunderten Geschaffene ebenso gewaltsam wieder zerstört.

Wir fuhren im Nebel am Winterpalais vorbei, in dem sechstausend Menschen wohnen sollten und das, nachdem es abgebrannt war, Kaiser Nikolaus in wenigen Monaten wieder aufgebaut hatte, noch dazu im Winter. Den Minister, der diesen Bau leitete und der seine Karriere als der lettische Lakai Kleinmichl, der kleine Michael, begonnen hatte, erhob er in den Grafenstand und verlieh ihm ein tadelloses Wappen mit der Devise: „Für Eifer habe ich dich belohnt." Der Wiederaufbau des Palastes verschlang Millionen von Rubeln und kostete vielen Menschen das Leben. Bei einer Kälte von zehn bis zwanzig und selbst bis dreißig Grad unter Null mußte das ganze Gebäude beständig geheizt werden, um die Materialien flüssig zu erhalten und die Wände schnell trocknen zu lassen. Das war der Geist, in dem die Pharaonen ihre Steinpyramiden erbaut, die Tamerlan und Dschingiskan ihre Schädelpyramiden errichtet hatten. Wir durchfuhren den Newski-Prospekt, die längste und belebteste Straße der Stadt, die an glänzenden Läden, an stolzen Palästen vorbeiführt und in

einer Vorstadt endigt, echt russisch zwischen Branntweinschenken, einem Kloster und einem Kirchhof. Von überall erblickten wir im Nebel die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitäts-Turms.

Parade

Am nächsten Tage nahm mich unser Militärbevollmächtigter, General von Werder, zum Raswod mit. Der Raswod war eine Parade, die im Winter wöchentlich einmal in einer großen, gedeckten und geheizten Reitbahn abgehalten wurde. An der einen Seite der Michaels-Manege, wie die Bahn hieß, standen die Suitzkys, die in Rußland sehr zahlreichen Generaladjutanten, Generäle à la suite und Flügeladjutanten. An den anderen drei Seiten waren Vertreter aller in Petersburg garnisonierenden Truppen aufgestellt, unter ihnen die Elitetruppen der Garde-à-cheval und der Chevaliers-Gardes, die mit ihren Adlerhelmen an unsere Gardes-du-Corps und Gardekürassiere erinnerten. Neben Husaren, Dragonern und Ulanen die malerischen Tscherkessen und die wild ausschauenden Kosaken mit ihren langen Lanzen und gefürchteten Peitschen.

Der Zar begrüßte die Mannschaften mit einem lauten: „Guten Morgen, Kinder, seid ihr mit Kost und Traktament zufrieden?“ Das war offenbar für die biederen Krieger keine ganz unerwartete Frage. Jedenfalls antwortete die Truppe ohne Besinnen und mit anerkennenswertem Schwung: „Wir sind mit allem zufrieden und glücklich, unsere Schuldigkeit zu tun.“ Nun wandte sich der Zar der Suite zu. Ich stand am rechten Flügel neben dem General von Werder, dem der Zar die Hand reichte und der mich ihm vorstellte. Alexander II. sah mich aufmerksam an. Er hatte ungewöhnlich schöne Augen, aus denen so viel Güte sprach, wie dies für einen Zaren zweckentsprechend und erlaubt war.

Es lag in diesen Augen freilich auch jene Schwermut, die man bei Menschen finden soll, denen ein frühes und gewaltsames Ende bevorsteht. Diese ausdrucksvollen Augen waren starr auf meine Husarenuniform gerichtet, verwundert und fragend. War etwas an meinem Anzug nicht in Ordnung? Hatte ich meine Pelzmütze vergessen? Ich hielt sie in der rechten Hand. Hatte ich meinen Säbel nicht umgeschnallt? Ich hatte ihn umgeschnallt und hielt ihn vorschriftsmäßig zwischen dem Daumen und zwei Fingern meiner linken Hand. Hatte ich meine Schärpe nicht um? Ich fühlte sie, und ein rascher Blick bestätigte mir meine Empfindung. Unser alter Wachtmeister Wunderlich vom Königshusaren-Regiment würde seine Freude an meinem propern Anzug gehabt haben. Gott sei Dank! Aber warum blickte der Zar unverwandt auf meine Uniform? „Wie heißt dieses Kreuz, das Sie in Ihrer Ordensschnalle tragen?“ frug eine tiefe Stimme. Ich antwortete, das wäre das mecklenburgische Verdienstkreuz für Auszeichnung im Kriege. „Aber das ist ja golden, und Ihr Kreuz ist silbern“, replizierte der Beherrscher des geographisch größten Reiches der Erde, der unumschränkte

Herrscher über hundert Millionen Untertanen, nicht ohne Gereiztheit, jedenfalls ungeduldig. Ich erwiderte mit militärischer Kürze, bestimmt und sehr laut, das mecklenburg-schwerinsche Tapferkeitskreuz sei allerdings vergoldet, das Strelitzer aber sei aus Silber. „Sehr interessant, wirklich sehr interessant!" meinte, zum General von Werder gewandt, der selbstherrschende Zar, der Zar Ssamodershez, und seine bis dahin strengen Züge nahmen einen gütigen Ausdruck an. „Das habe ich wirklich nicht gewußt." Alexander II. sprach Deutsch mit hartem russischem Akzent, aber geläufig und gern. Seitdem wurde ich bei jedem Raswod von Kaiser Alexander II. angesprochen, kurz, aber gnädig, wozu mir Alvensleben und Werder gratulierten.

Bernhard v. Werder

Am Raswod nahm nach alter Tradition von ausländischen Missionen nur die preußisch-deutsche Vertretung teil. Der Person des Zaren war seit den Freiheitskriegen, wo Preußen und Russen siegreich Schulter an Schulter gefochten hatten, ein Adjutant des Königs von Preußen attachiert, der sich der russischen Suite anschloß. Umgekehrt war ständig zum Könige von Preußen ein russischer Flügeladjutant kommandiert.

Seit dem Frühjahr 1870 fungierte in St. Petersburg der General von Werder, General à la suite des Deutschen Kaisers. Bernhard von Werder war eine echt preußische, eine echt militärische Erscheinung. Kerzengerade stand Werder da, mit durchgedrückten Knien und durchgedrücktem Kreuz, so gerade, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte. So aufrecht hatte er, für alle ein Vorbild, im Kugelregen von Königgrätz dagestanden wo er sich als Kommandeur der Gardefüsiliere den damals sehr selten gegebenen Orden pour le mérite verdiente. So gerade und aufrecht stand er noch vierzig Jahre später da, im Juli 1906, bei der Taufe des ältesten Sohnes des Kronprinzen, wo ich Werder zum letztenmal sah. Er hatte 1831 als Page der Taufe des nachmaligen Kaisers Friedrich beigewohnt und wollte 1906 bei der Taufe von dessen Urenkel nicht fehlen. Der aufrechten Haltung des Generals entsprach seine aufrechte Gesinnung. Er war durch und durch vornehm, wahrhaftig und unabhängig. Dieser Gesinnung verdankte er das unbedingte Vertrauen, das nicht nur sein eigener Souverän, Kaiser Wilhelm I., sondern auch Kaiser Alexander II. von Rußland ihm schenkte. Auch Kaiser Alexander III., der nicht sentimental war und die Deutschen im allgemeinen nicht besonders goutierte, empfand für Werder eine fast zärtliche Achtung.

Am Ende der achtziger Jahre wußte jeder in Petersburg und insbesondere bei Hofe, daß Kaiser Alexander III. den Bulgarenfürsten Alexander Battenberg nicht ausstehen konnte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß bei solcher allerhöchsten Stimmung viele Höflinge dem Zaren dadurch zu gefallen suchten, daß sie schlecht von Alexander Battenberg sprachen. Als an der kaiserlichen Tafel wieder einmal über den Battenberger räsoniert

wurde, erklärte der General von Werder, der neben dem Zaren saß, mit lauter Stimme und indem er diesem fest in die Augen sah: „Und ich sage, daß ich den Fürsten Alexander liebe und schätze, denn er hat sich im Felde gut gehalten und war auch persönlich nett zu mir. Eure Majestät sollten zu Ihrem leiblichen Vetter netter sein." Alles schwieg, aber Alexander III. legte dem preußischen General seine breite Hand auf die Schulter und sagte zu ihm: „Werder, Sie sind der weitaus beste Mensch an diesem Tisch." Fürst Bismarck mochte Werder nicht, hatte aber darin unrecht. Gerade durch seine ehrliche und offene Art hat Werder am besten die Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen uns und Rußland gefördert, die Bismarck innerlich immer als eine Lebensfrage für Deutschland betrachtete.

Alexander III. und seine Gattin

Unter den in Petersburg akkreditierten Diplomaten fand ich einen alten Freund wieder. Herr von Wind, einst in der Bundestagszeit Sekretär meines Vaters in Frankfurt am Main, war inzwischen zum dänischen Gesandten in St. Petersburg aufgerückt. Er hieß mich, als ich ihn aufsuchte, herzlich willkommen und hat sich mir in mancher Hinsicht nützlich gemacht. Er stellte mich der späteren Kaiserin Maria Feodorowna vor, die sich freundlich daran erinnerte, daß wir als Kinder zusammen gespielt hatten, in Rumpenheim am Main, als sie noch die vierzehnjährige Prinzessin Dagmar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg war. Ich lernte auf diese Weise schon damals ihren Gatten, den nachmaligen Kaiser Alexander III. kennen.

Der breitschultrige, stämmige Mann galt für deutschfeindlich. Er mag gefunden haben, daß sein Vater die Hinneigung zu Preußen-Deutschland übertriebe. Er war zweifellos weniger distinguiert als dieser, auch weniger international. Ich hatte aber schon 1876 den Eindruck, daß der spätere Kaiser Alexander III. nicht sowohl antideutsch als überhaupt fremdenfeindlich war und, dem Zug der Zeit folgend, echt russische Allüren und Gesinnung zur Schau trug. Nicht nur die Fürstenhäuser, sondern vor allem die Völker wurden im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts mit jedem Jahrzehnt nationalistischer. Schon in den fünfziger Jahren hatte Grillparzer geklagt: „Von Humanität durch Nationalität zur Bestialität." Der Weltkrieg wäre dem größten deutsch-österreichischen Dichter als die Bestätigung seiner trüben Prophezeiung erschienen. Wir wollen aber nicht vergessen, daß die nationalistische Bewegung weniger durch die lange international gebliebenen Fürstenhäuser und die diesem Beispiel folgende Aristokratie gefördert wurde als durch Literatur und Presse, durch Professoren und Parlamentarier. Wir dürfen vor allem nicht vergessen, daß, soweit von Nationalismus in Deutschland die Rede war und noch ist, er durch die Raubzüge der Franzosen ins Leben gerufen

wurde. Und nach dem infamen Versailler Diktatfrieden wird jeder Deutsche, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, den lieben Gott bitten, daß er den Söhnen des Teut gegenüber anderen Völkern das Nationalgefühl stärke, das sich freilich nicht in Maulheldentum und noch weniger in unüberlegten Putschen betätigt, sondern darin, daß das Vaterland über alles gestellt wird, über persönliche Selbstsucht, über jede fraktionelle Borniertheit und allen Klassenkampf.

Der Aufstand in der Herzegowina

Ich verkehrte während meines ersten Petersburger Winters viel im Hause der verwitweten Gräfin Protassow. Ihr verstorbener Gatte war unter Kaiser Nikolaus vom Kommandeur der Gardehusaren zum Prokurator des Heiligen Synods aufgerückt, eine Stellung, die derjenigen des Präsidenten des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats entsprach. Als eines Vormittags Kaiser Nikolaus, der sich am Tage vorher über den früheren Prokurator des Synods geärgert hatte, einem Regimentsexerzieren der von Protassow kommandierten Gardehusaren beiwohnte, das sehr flott ging, winkte er den Kommandeur heran und sprach zu ihm: „Ich ernenne dich zum Prokurator des Heiligen Synods, überzeugt, daß du mir die Bischöfe, Popen und Mönche ebensogut in Ordnung halten wirst wie deine Husaren.“ Graf Protassow soll die ihm gestellte Aufgabe gar nicht übel gelöst haben. Wie alle Damen der Petersburger Gesellschaft, zupften die Gräfin Protassow und ihre liebenswürdigen Töchter im Winter 1875/76 eifrig Scharpie. Warum und für wen? Für die Aufständischen in der Herzegowina. Einundzwanzig Jahre nach dem Pariser Frieden zog sich wieder ein Gewitter über dem Balkan zusammen. Am 29. Oktober 1875 hatte der russische Regierungsanzeiger die Aufmerksamkeit der europäischen Kabinette auf die Beschwerden und Leiden der Christen in der Türkei gelenkt, für die Rußland in der Vergangenheit zu viele und zu große Opfer gebracht habe, als daß es nicht das Recht haben sollte, seine Stimme für sie zu erheben. Am 30. Dezember 1875 richtete Graf Andrássy an die K. und K. Missionen in London, Paris und Rom eine Depesche, in der er das von ihm ausgearbeitete, in Berlin und St. Petersburg approbierte Reformprogramm für die Balkanhalbinsel entwickelte, das die vollständige, rechtliche und tatsächliche Gleichstellung der christlichen Religion mit dem Islam forderte. Während des Winters 1875/76 wurde die Eintracht zwischen den drei Kaisermächten nicht gestört, die Fürst Bismarck wichtiger schien als das Schicksal der Türkei oder gar das Los der rivalisierenden Balkanvölker, die er nur als Objekte seiner Politik betrachtete. So schiebt der Schachspieler die Bauern auf dem Brett hierhin und dorthin, verliert sie nie ganz aus den Augen, aber überschätzt sie noch weniger in ihrer Bedeutung.

Graf Johann Alvensleben

Graf Alvensleben war mir ein Vorgesetzter, von dem ich gelernt habe. In der vortrefflichen Schule seines langjährigen Chefs, des Prinzen

Heinrich VII. Reuß, war er zu Ruhe und Takt erzogen worden. Er nahm nie etwas übereifrig oder gar aufgeregt, aber alles achtsam und gewissenhaft. Als ich mir einmal beim Dechiffrieren einer Berliner Depesche einen Flüchtigkeitsfehler zuschulden kommen ließ, gab er mir einen scharfen Verweis, der mir für meine ganze dienstliche Zukunft nützlich gewesen ist. *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* (Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen). Goethe hat diesen Vers als Motto vor den ersten Teil von „Dichtung und Wahrheit" gestellt. Ich halte diese Gnome des alten Menander aus Athen für eine der weisesten Lehren, die je erteilt wurden. Aus aufrichtiger Dankbarkeit und in verdienter Anerkennung seiner dienstlichen Eigenschaften habe ich als Reichskanzler den trefflichen Alvensleben als Botschafter und gerade für Petersburg in Vorschlag gebracht.

Prinz Ferdinand Wittgenstein

Alvensleben hielt als mein Vorgesetzter auch darauf, daß ich fleißig in die Welt ging. Ich tanzte viel. Ich lernte bald die Mazurka, den Nationaltanz der Polen und Russen. Neben dem schon einmal von mir gepriesenen Menuett und dem Walzer, den nur Barbaren mißachten können, erschien mir die slawische Mazurka als der schönste Tanz. Der beste Mazurkatänzer in St. Petersburg war weder ein Pole noch ein Russe, sondern ein Deutscher, der Prinz Ferdinand Wittgenstein. Er war ein Sohn des Prinzen August von Sayn-Wittgenstein, der vor 1848 nassauischer Ministerpräsident und vom Mai bis zum Dezember 1849 sogar Reichskriegsminister gewesen war. Ganz international gesinnt, wie damals viele deutsche Standesherren, hatte er seine beiden Söhne Emil und Ferdinand in russische Dienste treten lassen. Ihre schöne Mutter Franziska von Schweitzer war übrigens eine Verwandte des Sozialdemokraten Jean Baptiste von Schweitzer, der von 1864 bis 1871 Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins war. Prinz Ferdinand Wittgenstein war trotz aller oder gerade wegen seiner Exzentrizitäten in Petersburg sehr beliebt. Er hatte einmal gewettet, daß er in einer Troika von Petersburg nach Perm an der Kama, an der Grenze des europäischen und des asiatischen Rußlands fahren und auf jeder Poststation einen großen Teller der überaus schwer verdaulichen russischen Nationalsuppe Badwinia zu sich nehmen, eine Flasche Wein trinken und ein Mädchen umarmen würde. Er hat die Wette gewonnen. Sein älterer Bruder, Prinz Emil Wittgenstein, war weniger originell, stand aber geistig höher. Er verband deutsche dienstliche Tüchtigkeit mit der „shirokaja natura", der breiten russischen Art, die er in Rußland angenommen hatte. Er hatte während des polnischen Aufstandes von 1862 bis 1864 die Insurrektion in dem von ihm verwalteten russisch-polnischen Gouvernement mit Energie unterdrückt, aber die unterworfenen Rebellen vernünftig und human behandelt.

Er war ein glänzender Causeur und wurde von Alexander II., der für Geist und Witz empfänglich war, öfters zur Tafel befohlen. Er war in erster Ehe mit einer reichen rumänischen Erbin, der Prinzessin Pulcheria Kantakuzenos, vermählt. Nach ihrem Tode heiratete er eine bekannte polnische Tänzerin, Mademoiselle Camilla Stefanska. Als eine prüde deutsche Fürstin Emil Wittgenstein frug, wie er eine Tänzerin habe heiraten können, entgegnete er: „Ist Ihnen die Antwort bekannt, die einst die hochselige Königin Friderike von Hannover auf eine ähnliche Bemerkung einer ihrer Hofdamen erteilte? Die hatte sich darüber aufgehalten, daß eine andere Dame des Hofes sich die Cour von einem Herrn machen ließ, der keinen besonderen Ruf hatte. Die Königin frug die Hofdame, ob sie ein Verhältnis mit jenem Herrn gehabt habe. Als die Frage entrüstet verneint wurde, meinte Ihre Majestät: ‚Dann haben Sie über den Fall überhaupt kein Urteil.' So sage auch ich: Wer Camilla nicht näher kennt, hat kein Urteil über meine Heirat."

Aristokratinnen

Obwohl ich der Fürstin Y. fast täglich schrieb, war ich doch nicht unempfänglich für die Reize slawischer Frauen. Ich war offenbar noch zu jung, um mich auf ein einziges Gefühl einstellen zu können. Und wenn ich von der moralischen Seite absehe, die ich als Siebziger natürlich anders beurteile wie als Zwanzigjähriger, halte ich es für nützlich, daß ich schon früh Gelegenheit fand, an slawischen Frauen den russischen wie den polnischen Charakter zu studieren. Bismarck unterschied gern zwischen männlichen und weiblichen Nationen. Zu den ersteren rechnete er die Deutschen, die Engländer, die Skandinavier, die Holländer und Schweizer, auch die Türken, zu den letzteren die Romanen und Slawen. Die polnische Prinzessin R. war schlank und biegsam wie eine Weidengerte, brünett mit großen, erstaunten Augen, phantastisch, verwegen, im Guten wie im weniger Guten zu vielem fähig. Sie war kaum achtzehn Jahre alt. Fünfzehnjährig war sie mit einem sehr unbedeutenden Mann verheiratet worden. Ich habe von ihr gelernt, daß die Polen, und ich sage es zum Lobe der Polen, an leidenschaftlichem Patriotismus nur von den Franzosen übertroffen werden. Ich habe auch von ihr gelernt, daß der Pole in dem Deutschen immer seinen einzigen wirklichen Feind sehen wird. Daß die Prinzeß R. mir das offen sagte, obwohl sie die Güte hatte, zu meinen Gunsten eine für mich persönlich schmeichelhafte Ausnahme zu machen, gab ihrem Urteil besonderen Wert.

Was auch Pedanten sagen mögen, man lernt aus dem Leben mehr als aus allen Büchern, selbst aus solchen, die auf Grund „wissenschaftlicher" Forschung entstehen. Die Gräfin T., eine Russin, einige Jahre älter als ich, war nicht weniger reizvoll und doch anders. Ihr Gatte war nicht so einfältig wie der Prinz R., dagegen selbst für einen Petersburger

Lebemann der damaligen Zeit ungewöhnlich zynisch. Sie liebte ihr Volk, war aber nicht blind für dessen Mängel. Sie zitierte gern das Wort von Alexander Herzen, dem großen russischen Revolutionär, der gemeint hatte, daß in Rußland zweimal zwei zuweilen, wenn auch sehr selten, fünf, meistens drei, aber fast nie vier ergebe. Ihr verdanke ich die frühe Bekanntschaft mit der russischen Literatur, mit Turgenjew und Grigorowitsch, die ich beide in späteren Jahren persönlich kennenlernen sollte, mit Puschkin und Lermontow, mit Gogol und Gontscharow, mit den beiden ganz Großen, mit Dostojewski und Lew Nikolajewitsch Tolstoi. Diese Namen sind heute jedem geläufig. Aber noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts begegnete ich in Paris bei gebildeten und geistreichen Leuten erstauntem und ungläubigem Lächeln, wenn ich von Tolstoi und Dostojewski sprach und schwärmte. Damit will ich nicht etwa eine Eigenart der zeitgenössischen Franzosen feststellen. Verständnislosigkeit und Unduldsamkeit gegenüber neu aufsteigenden oder nicht verstandenen literarischen und künstlerischen Strömungen sind in allen Ländern und zu allen Zeiten zu verzeichnen gewesen. Voltaire verachtete Shakespeare, Friedrich der Große das Nibelungenlied, Goethe wollte von Gottfried August Bürger und Heinrich von Kleist nichts wissen. Meisterwerke wie der „Lohengrin" und der „Tannhäuser" wurden bei ihrem Erscheinen von der Berliner und Wiener Kritik in Grund und Boden verdammt und noch der „Nibelungenring" bei seiner Aufführung in Bayreuth 1876 von „hochstehenden" Publizisten mit Hohn und Spott übergossen.

Russische Literatur

Ich hatte also allen Grund, meiner russischen Freundin dankbar zu sein, die mir das Verständnis für die Literatur ihres Volkes und damit für seine Psyche erschloß. Sie wies gern darauf hin, daß viele russische Romane und gerade die schönsten keinen rechten Abschluß hätten. Einer der berühmtesten aller russischen Romane endige damit, daß der Held in denkbar trübster Stimmung, mit moralischem Kater und, was beinahe noch schlimmer sei, mit fürchterlichen Zahnschmerzen in einem langsam fahrenden Eisenbahnzug einer ganz ungewissen, unklaren Zukunft entgegenfahre. So gehe es dem Russen auch im wirklichen Leben. Es fehle ihm eben an Intensität und Konsequenz. „Lisez Oblomow!" So gehe es auch dem ganzen russischen Volk. Hat es den Traum von Byzanz, von Zarigrad verwirklicht? „Im Westen", meinte die Gräfin T., „fabelt man von einem Testamente Peters des Großen und unterschiebt uns Welteroberungspläne. Das Testament hat nie existiert, und wir werden auch nie die Welt erobern. Wir gleichen dem Nebel, der mit dem Schnee uns sieben Monate einhüllt." Die Gräfin T. hat bisweilen hart am Rande des gesellschaftlichen Abgrundes gestanden, ist aber nicht abgestürzt. Die arme Prinzeß R. ging unter.

Durch den Nebel und Schnee des russischen Winters machten wir herrliche Schlittenfahrten, zu denen mein Kollege von der Botschaft, alter Regimentskamerad und treuer Freund während meines ganzen Lebens, Graf August Dönhoff-Friedrichstein, und ich von den liebenswürdigen Familien Stroganoff, Kreutz, Barclay de Tolly und Woronzow häufig aufgefordert wurden. Neben der Wonne eines langen und flotten Galopps auf einem guten Pferd in der römischen Campagna oder am Strande der Nordsee halte ich eine russische Schlittenfahrt in einer mit drei Pferden bespannten Troika für eine der wenigen wirklichen Freuden unseres Lebens, über dessen Unvollkommenheit sich alle ernsthaften Philosophen einig sind, von König Salomo bis zu Arthur Schopenhauer. Unter den jungen Damen, mit denen ich während meines ersten Petersburger Winters zu tanzen den Vorzug hatte, sind mir zwei in der Erinnerung geblieben, weil sie in hohem Maße die Eigenschaften besaßen, die das russische junge Mädchen sympathisch machen, die Reinheit der Seele, verbunden mit hochfliegendem Idealismus, die Fähigkeit, um einer Idee willen auf die Güter zu verzichten, die das Leben vergänglich zieren, die Selbstverleugnung, für eine Idee selbst in den Tod zu gehen. Die junge Komteß Perowskij war ein stilles Mädchen, die anmutig tanzte und in liebenswürdiger Bescheidenheit mit ihrem Tänzer die übliche Ballkonversation führte, aber mit ihren Gedanken offenbar ganz wo anders war. Das entnahm ich aus der gelegentlichen Bemerkung, daß die Welt voll Ungerechtigkeit sei, daß das Volk unglücklich und daß nur der ein guter Mensch sei, der imstande ist, sich für eine gute Sache zu opfern. Sie ist später, wie die Nihilisten das nannten, „unter das Volk gegangen". Und als Alexander II. am 13. März 1881 in Petersburg einem nihilistischen Bombenattentat zum Opfer fiel, war sie es, die mit ihrem Taschentuch den auf ihn lauernden Attentätern das Zeichen gab, daß der Zar sich nähere. Sie wurde gehängt. Turgenjew richtete an ihre Mutter ein stimmungsvolles Gedicht, in dem er das junge Mädchen pries, das auf blumigen Wiesen hätte wandeln können, aber den steinigen, steilen Weg mit dem Blick auf ein hohes Ziel vorgezogen habe.

Schlittenfahrten

Sofie Perowskaja

Meiner anderen Tänzerin, Fräulein von K., ist ein so tragisches Ende erspart geblieben. Ich hatte ihr nie den Hof gemacht, unterhielt mich aber gern in den Tanzpausen mit ihr. Eines Tages frug sie mich ziemlich unvermutet, ob ich das Gefühl hätte, daß sie und ich zusammen glücklich werden könnten. Ich kam mir sehr schlau vor, als ich ihr erwiderte, daß wir beide noch viel zu jung seien, um an eine Verbindung für das ganze Leben denken zu können. Ich bildete mir nämlich ein, daß sie, ein junges Mädchen ohne Vermögen und ohne Konnexionen, den hoffnungsvollen jungen Diplomaten zu einem Heiratsantrag ermuntern wolle. Mit einer

Träne im Auge erwiderte sie mir: „Vous vous trompez du tout au tout. J'ai cru un instant que nous pourrions être heureux ensemble. Mais puisque vous ne voulez pas de moi je ferai un parti beaucoup plus brillant que vous." Am nächsten Tage erfuhr ich, daß sie sich mit einem hochstehenden und dabei bedeutenden und guten Manne verlobt hatte. Ich schämte mich meiner „fatuité" (ich weiß keinen ganz treffenden deutschen Ausdruck für dieses französische Wort). Ich bin dem jungen Mädchen, das mir diese kleine Lektion erteilte, später wieder begegnet. Wir sind gute Freunde geblieben.

XXVII. KAPITEL

Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß • Botschafter von Schweinitz • Mission Radowitz Alexander II. • Kaiserin Maria Alexandrowna • Katharina Dolgorukij • Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz • Kaiser Paul, das autokratische Regime und die Knutenstrafe • Abschiedsbesuch bei Gortschakow (1876)

Ich möchte nicht den Anschein erwecken, als ob ich in Petersburg nur den Freuden der Gesellschaft gelebt und meine dienstlichen Obliegenheiten nicht ernst genommen hätte. Nicht lange nach seinem Eintreffen in Petersburg ersuchte mich der Botschafter von Schweinitz eines Abends, ihm über die Lage in Zentralasien und namentlich über den Stand der dortigen russisch-englischen Beziehungen baldmöglichst eine Aufzeichnung zu unterbreiten. Ich machte mich sofort ans Werk und arbeitete ununterbrochen von zehn Uhr abends bis acht Uhr früh. Dann schlief ich eine kleine Stunde und brachte meinem Chef vor zehn Uhr das gewünschte Promemoria, mit dem er zufrieden war.

Wechsel in der Botschaft

Während ich arbeitete und studierte, tanzte und Schlitten fuhr, vollzog sich der seit einiger Zeit erwartete Wechsel in der Leitung unserer Botschaft. Der bisherige Botschafter Prinz Heinrich VII. Reuß hatte sich mit der ältesten Tochter des Großherzogs von Sachsen, der Prinzessin Marie von Weimar, verlobt. Bei ihrer nahen Verwandtschaft mit dem russischen Hof fürchtete man in Berlin, daß sie als deutsche Botschafterin gerade in St. Petersburg in eine schwierige Lage geraten könnte. So entschloß sich Bismarck, den Botschafter in Wien, General von Schweinitz, an die Stelle des Prinzen Reuß nach Petersburg zu versetzen. Prinz Reuß ist nach wenigen Jahren wieder in den diplomatischen Dienst zurückgetreten und hat 1877/78 als Botschafter in Konstantinopel während des Russisch-Türkischen Krieges, dann von 1878 bis 1894 als Botschafter in Wien dem Deutschen Reich weitere ausgezeichnete Dienste geleistet. Er hat, seitdem er mich in Petersburg kennenlernte, meine dienstliche Laufbahn mit immer gleichem Wohlwollen verfolgt und mir mit seinem weisen Rat oft helfend und fördernd zur Seite gestanden. Er war mein Trauzeuge, als ich am 9. Januar 1886 in Wien heiratete. Er freute sich sechs Jahre später über meine Ernennung zum Botschafter in Rom wie über einen eigenen Erfolg.

Als er in Wien als Botschafter zurücktreten mußte, um Phili Eulenburg Platz zu machen, lud ich ihn ein, die ersten Wochen nach seinem Scheiden aus dem Dienst mit seiner Frau bei uns im Palazzo Caffarelli zu verleben, in der Stadt, die wie kaum eine andere Resignation lehrt und erleichtert. Außer meinem alten Kriegsobersten, dem Feldmarschall Loë, hat sich über meinen Aufstieg zum Reichskanzler niemand mehr gefreut als Reuß. Als ich 1906 im Reichstag von einer Ohnmacht befallen wurde, lag der inzwischen einundachtzig Jahre alt gewordene Prinz Heinrich VII. Reuß im Sterben. Fast seine letzten Worte im Leben waren, daß er seine Söhne beauftragte, mir seine herzlichsten Wünsche für meine baldige Wiederherstellung und für mein langes Bleiben im Reichskanzleramt auszusprechen. „Nicht nur für ihn selbst, sondern vor allem für das Land." Ich werde diesem nicht nur durch seine Geburt, sondern vor allem als Charakter hochstehenden, durch und durch edlen Mann bis an mein eigenes Ende ein dankbares Andenken bewahren.

Josef v. Radowitz

Der Fortgang des Prinzen Reuß von St. Petersburg wurde dort allgemein bedauert. Er wie Alvensleben waren in der russischen Gesellschaft beliebt und genossen Vertrauen. Dagegen war die 1875 erfolgte, vielbesprochene Entsendung des Geheimen Legationsrates von Radowitz in besonderer Mission als außerordentlicher Gesandter nach St. Petersburg ein Fehlschlag gewesen. Fürst Bismarck, seit der Krieg-in-Sicht-Episode vom Frühjahr 1875 schwer gereizt gegen Gortschakow, hatte gefunden, daß Prinz Reuß den alten russischen Kanzler zu sehr mit der Courtoisie eines immer höflichen Grandseigneurs behandele, während Alvensleben in Gortschakow mehr als erforderlich den dienstlich über ihm stehenden Kanzler erblicke. Radowitz sollte Gortschakow einmal recht deutlich werden. Josef von Radowitz, noch jung, sehr ehrgeizig, hatte, von kühnem Mut beflügelt, beglückt in seines Traumes Wahn, die ihm übertragene Mission mit Wonne übernommen. Es trat hinzu, daß er, der mit einer Tochter des russischen Gesandten in München, Ozerow, verheiratet und der Schwager eines höheren Beamten im russischen Ministerium des Äußern, eines Herrn Petersen, war, wegen dieser russischen Verwandtschaften an der Newa einer glänzenden Aufnahme sicher zu sein glaubte. Es kam leider anders. In den Petersburger Salons wurde Radowitz kühl empfangen. „Nous ne voulons pas faire des infidélités à ce bon Alvensleben ni au très sympathique Prince Reuß", meinten die in jener Zeit an der Newa noch sehr maßgebenden eleganten Frauen, die Femmes huppées. Der Zar nahm kaum Notiz von Radowitz. Sein Kanzler zeigte sich mehr als kühl. Die „außerordentliche Mission" war ein Fiasko.

Zu Ehren des scheidenden Botschafters Reuß fand Ende März 1876 bei den russischen Majestäten ein Abschiedsdiner en petit cercle statt, zu dem

auch ich befohlen wurde. Das Diner wurde in einem kleineren Saal des kaiserlichen Palais serviert. An der Wand hing, als einziger Schmuck, ein Bild: Parade auf dem Tempelhofer Feld. Kaiser Wilhelm I. führt seinem Neffen, dem Kaiser Alexander II., dessen preußisches Regiment vor, das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1. Wenn der hochgewachsene, sehr gut aussehende Alexander II. bei einer Parade einen brillanten Eindruck machte, so war es andererseits schwer, sich in kleinem Kreise seinem Charme zu entziehen. Ohne sich etwas zu vergeben, war er natürlich, einfach und liebenswürdig. Seine Konversation war die eines Weltmannes, interessant, nicht ohne Geist. Er war ein Causeur. Er war vor allem ein vollkommener Gentleman. Das war Franz Josef auch, aber Alexander II. war geistig bedeutender als sein Wiener Kollege. Gewiß war er nicht so glänzend begabt wie Wilhelm II., aber er hatte einen besseren Geschmack und mehr Takt. Die Gerechtigkeit erheischt, anzuerkennen, daß kein anderer russischer Herrscher so viel für sein Volk und für den Fortschritt seines Landes getan hat wie Alexander II. Rußland verdankt ihm die Aufhebung der Leibeigenschaft, eine der größten sozialen Maßnahmen aller Zeiten, eine Gerichtsreform nach europäischem Muster, eine freie Kommunalverwaltung, Steuererleichterungen, große Verbesserungen im Schulwesen, eine Milderung der Zensur, die zu einer früher für unmöglich gehaltenen Preßfreiheit führte, die allerdings in erster Linie den chauvinistischen Panslawisten zugute kommen sollte. Neben Alexander II. hatte seine Gemahlin, die Kaiserin Maria Alexandrowna, etwas Mißmutiges, Gedrücktes, Still-Pikiertes. Obwohl damals erst fünfzig Jahre alt, war sie schon völlig verblüht. Auch wer nicht gewußt hätte, daß sie seit fünf Jahren eine glückliche Nebenbuhlerin hatte, würde ihr die wenn auch nicht verstoßene, so doch vernachlässigte, zurückgesetzte und als lästige Fessel empfundene Ehefrau angesehen haben. Und doch war ihre Heirat mit dem damaligen Cäsarewitsch Alexander Nikolajewitsch eine Liebesheirat gewesen.

Abschiedsdiner für den Prinzen Reuß

Als der künftige Kaiser Alexander II. 1840 eine Rundreise bei den deutschen Höfen angetreten hatte, um sich nach dem hundertfünfzigjährigen Usus seines Hauses in dem „deutschen Gestüt", wie sich der Reichsfreiherr vom Stein kräftig ausdrückte, eine Lebensgefährtin auszusuchen, hatte ihn in Darmstadt die kaum sechzehnjährige Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt bezaubert. Er verhehlte dem russischen Gesandten in Darmstadt, dem späteren Botschafter in Berlin, Herrn von Oubril, nicht den günstigen Eindruck, den die anmutige Prinzessin auf ihn gemacht hatte. Oubril stimmte freudig in das Lob ein, das der Cäsarewitsch den Reizen der Prinzessin Marie spendete. Aber er machte gleichzeitig ehrerbietig auf ein, wie er meinte, ernstes Ehehindernis aufmerksam. Jeder Mann in Darmstadt wisse, erklärte er dem Thronfolger, daß der wirkliche Vater der Prinzessin

Marie und des Prinzen Alexander von Hessen nicht der hochselige Großherzog Ludwig II. sei, sondern der großherzogliche Oberststallmeister Freiherr August Senarclens von Grancy. Unmutig erwiderte der Cäsarewitsch: „Steht die Prinzessin Marie im Gothaischen Genealogischen Hofkalender?" Als der Gesandte diese Frage bejahte, meinte der verliebte Thronfolger: „Alors, de quoi vous mêlez-vous, imbécile (durak)?" In der russischen Kaiserfamilie war die Abstammung der späteren Kaiserin Maria Alexandrowna und des Prinzen Alexander von Hessen von dem schönen Oberststallmeister wohlbekannt. Als ich, damals Botschaftsrat in St. Petersburg, 1885 oder 1886 einmal mit dem Großfürsten und der Großfürstin Wladimir von Zarskoje Selo nach Petersburg fuhr und der Großfürst, der wie gewöhnlich sehr spät zu Bett gegangen war, unterwegs einschlief, machte mich seine Frau auf sein gut geschnittenes Antlitz und seine Gesichtszüge aufmerksam, die fast etwas Klassisches hätten. Man sehe, meinte sie, daß ihr Mann nicht der Enkel des berühmt häßlichen Ludwig II. von Darmstadt sei, sondern des „schönen" Grancy. Übrigens seien die Grancy eine gute Familie. Die Familie Senarclens von Grancy ist in der Tat eine sehr gute Familie. Sie stammt aus dem Waadtland, wo, nicht weit von Lausanne, ihr Stammschloß steht.

Die 1841 abgeschlossene Ehe zwischen Alexander II. und Maria Alexandrowna war während mehr als zehn Jahren glücklich gewesen. Aber die Kaiserin war von Hause aus kränklich. Sie hat das naßkalte Petersburger Klima nie recht vertragen. Sie hatte dem Kaiser fünf große und starke Söhne und eine stattliche Tochter geboren. Auf Rat der Ärzte mußte sie seit der 1880 erfolgten Geburt ihres jüngsten Sohnes, des im Laufe der russischen Revolution 1919 in der Peter-und-Paul-Festung in Petersburg von den Bolschewisten erschossenen Großfürsten Paul Alexandrowitsch, ein zurückgezogenes Leben führen, das Leben einer Monaca di casa, wie man in Sizilien eine Frau nennt, die auf alle irdischen Genüsse verzichten muß. Seitdem entglitt ihr der Kaiser. Er verliebte sich in ein ganz junges Mädchen, die Prinzessin Jekaterina Michailowna Dolgorukij. Ihre Eltern gehörten dem ältesten russischen Adel an, erfreuten sich aber keines besonderen Rufes. Die Mutter galt für eine Intrigantin, der Vater für einen Taugenichts. Kaiser Alexander hatte die kleine Katharina zum erstenmal in Smolny erblickt, in dem Adligen-Fräulein-Stift, das die Kaiserin Maria Feodorowna, die Witwe des Kaisers Paul, dort nach dem Vorbild von Saint-Cyr, der Schöpfung der Madame de Maintenon, ins Leben gerufen hatte. Nebenbei gesagt, hat später, als die Bolschewisten die Macht an sich gerissen hatten, die Tscheka ihr erstes Hauptquartier im Adligen Stift Smolny aufgeschlagen, was sich in den Tagen ihrer Unschuld Jekaterina Michailowna wohl nicht träumen ließ. Als ich 1875 in Peters-

burg eintraf, begegnete ich allgemein der Annahme, daß die damals noch nicht dreißigjährige Katharina Dolgorukij seit etwa zehn Jahren die Geliebte des Kaisers Alexander II. sei. Im Jahre 1872 hatte sie ihm den ersten Sohn geboren, was namentlich in der Familie des Thronfolgers starke und begreifliche Erregung hervorrief, 1873 eine Tochter. Katharina Dolgorukij war geistig nicht bedeutend, aber gerade ihre „Simplicité", ihre kindliche Naivität hatten nach der Ansicht der Welt den Kaiser in dem raffinierten Petersburger Milieu erst bezaubert, dann dauernd gefesselt.

Peter Schuwalow

Es stand außer Zweifel, daß Alexander II. für alles, was seine junge Geliebte betraf, empfindlicher war als für seine eigene Person. Diese Erfahrung blieb selbst dem einflußreichsten Mann am russischen Hof und somit, wie die Dinge in jener Zeit lagen, im russischen Riesenreich, dem Chef der sogenannten Dritten Abteilung, das heißt der Politischen Geheimen Polizei, dem Generaladjutanten und General der Kavallerie Graf Peter Schuwalow, nicht erspart. Ein Jahr vor meinem Eintreffen in Petersburg war dem Kaiser Alexander II. zugetragen worden, daß Peter Schuwalow, als vor ihm über den Einfluß der Prinzessin Katharina Dolgorukij auf Seine Majestät geklagt wurde, lächelnd geäußert habe, mit dem „Mädel" würde er schon fertig werden. Bald darauf wurde Graf Peter Schuwalow von heute auf morgen, Hals über Kopf, als russischer Botschafter nach London geschickt. In der Nähe der Deutschen Botschaft, in der Großen Morskaja, wohnte der Oberschenk Graf Hendrikow, dessen liebenswürdige und gute Frau allgemein beliebt war und viel empfing. Dem Kaiser war hinterbracht worden, daß sie eine maliziöse Bemerkung über die Prinzessin Katharina gemacht habe. Daraufhin erschienen bei ihr eines schönen Tages oder vielmehr in einer für sie nicht schönen Nacht Gendarmen, ließen ihr nur eine Stunde Zeit, sich anzuziehen und sich in einen Pelz zu hüllen, setzten sie dann in einen Schlitten und fuhren sie nach einem im Innern Rußlands gelegenen, viele Werst von Petersburg entfernten Gute ihres Gatten mit der Weisung, bis auf weiteres dort zu bleiben. Dieses Vorgehen erinnert an den grimmigen Philipp II., der bei Schiller der Hofdame Marquise de Mondecar zehn Jahre Zeit vergönnt, fern von Madrid über eine Unvorsichtigkeit nachzudenken. So lange wie die arme Mondecar brauchte die Gräfin Hendrikow nicht in der Verbannung zu schmachten. Sie erhielt schon nach einigen Monaten die Erlaubnis, nach der Hauptstadt und in ihr Palais zurückzukehren. An diese Erlaubnis wurde eine originelle Bedingung geknüpft. Sie war seit Jahren mit unserem lieben Kaiser Wilhelm I. befreundet, der seit seiner frühesten Jugend durch die Heirat seiner Schwester Charlotte mit dem damaligen Großfürsten, späteren Kaiser Nikolaus I., viele Beziehungen zu Rußland hatte. Die Rückkehr nach Petersburg wurde der Gräfin Hendrikow nur unter der Bedingung

gestattet, daß sie dem Kaiser Wilhelm I. nichts über diesen ganzen Vorgang schreibe. Was damals der Gräfin Hendrikow geschah, sollte zweiundvierzig Jahre später mancher Dame der Petersburger Gesellschaft, nur in noch weit roherer Form, von Seiten der Bolschewisten widerfahren. Tragisch ist der Fall der Gräfin Marie Kleinmichl, die mir ihre Erlebnisse selbst berichtet hat. Auch sie wurde nachts von Gendarmen aus ihrer Wohnung geholt, auf einen Schlitten gesetzt und abgeschoben. Nur mit dem Unterschied, daß die bolschewistischen Gendarmen, die sie arretierten, der siebzigjährigen Frau nicht einmal einen Pelz ließen, sie auch nicht auf eines ihrer Güter brachten, sondern vor Gericht stellten, wo sie mit knapper Not dem Tod entging. Als sie, vor Kälte zitternd, unter Berufung auf ihr hohes Alter um ihren Pelz bat, fuhr sie der die Gerichtsverhandlung leitende Bolschewist, ein Schlingel von kaum zwanzig Jahren, mit den Worten an: „Schämen Sie sich Ihres Alters, Bürgerin Maria Eduardowna! Proletarierinnen werden nicht so alt."

Herzog Georg von Mecklenburg

Ich habe schon einmal den Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz erwähnt, der sich 1851 mit der Großfürstin Katharina Michailowna von Rußland vermählt hatte und gleichzeitig in russische Dienste getreten war. Obgleich er als strenger Legitimist die Politik des Fürsten Bismarck und namentlich die Annexionen von 1866 mißbilligte, blieben seine freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Vater die gleichen, als dieser in preußische Dienste getreten und zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt worden war. Ich fand in seinem Hause freundliche Aufnahme. Er hatte Verstand und Humor. Die Schilderungen, die er mir von Kaiser Nikolaus I. und dessen Zeit entwarf, waren interessant. Sein Schwiegervater, der Großfürst Michael Pawlowitsch, war der jüngste Bruder des Kaisers Nikolaus I. In ihm verkörperte sich wie in kaum einem anderen Mitglied der kaiserlichen Familie der Geist des Gamaschendienstes der Nikolaitischen Ära. Kaiser Nikolaus liebte enge Hosen. Als sich sein jüngerer Bruder einmal ein Paar neue Reithosen bestellt hatte, sagte er zu dem französischen Schneider, der sie ihm brachte: „Si je peux entrer dans vos pantalons, je ne les prends pas." Der Großfürst Michael Pawlowitsch erinnerte in manchem an seinen Vater, den Kaiser Paul, hatte aber nicht die Möglichkeit, sich so auszuleben wie dieser. Der Herzog Georg war voll von Anekdoten über den Vater seines Schwiegervaters. Zwei sind mir in Erinnerung geblieben. Die eine ist der prägnanteste Ausdruck des despotischen Absolutismus, der mir je vorgekommen ist: Kaiser Paul besichtigte einst am frühen Morgen eine Kadettenanstalt. Er stellte einen Verstoß gegen eine seiner zahlreichen Verordnungen fest und dekretierte: „Der Kommandant der Anstalt erhält vierundzwanzig Stunden Arrest." Sehr verlegen meldete ihm sein diensttuender Generaladjutant, daß er vergessen habe, Seiner

Großfürst Michael

Majestät zu sagen, daß der Kommandant in der Nacht plötzlich gestorben sei. Darauf Kaiser Paul: „Einen neuen ernennen und den einsperren!“ Um dem englischen Gesandten in Petersburg zu imponieren, hatte Kaiser Paul ihn eingeladen, einer Dienstübung beizuwohnen, die er mit seinem Leibhusarenregiment auf dem Petersburger Marsfeld abhalten wollte. Der Zar setzte sich an die Spitze seines Regiments und kommandierte: „Galopp! Karriere! Marsch! Marsch!“ Er selbst sprengte vor, da er aber eine sehr dünne Stimme hatte, war sein Kommando von dem Regimentskommandeur nicht verstanden worden, und das Regiment blieb ruhig stehen. Als der Zar sich umsah, war er allein auf weiter Flur. Erst einige Zeit später fand sich höhnisch lächelnd der Lord bei ihm ein. In seiner Wut ritt Kaiser Paul auf das Regiment zu und kommandierte: „In Zügen rechts schwenkt marsch nach Indien!“ Der Kommandeur hatte die Geistesgegenwart, den Befehl zu wiederholen und in einer beliebigen Richtung loszumarschieren. Kaiser Paul kletterte auf einen möglichst hohen Turm und verfolgte mit Hilfe eines Fernrohres das marschierende Regiment, so lange ihm dies möglich war. Nach achtundvierzig Stunden hatte er den ganzen Vorfall vergessen, und die Leibhusaren kehrten still in ihre Kaserne zurück. Schon Herzog Georg von Strelitz machte mich darauf aufmerksam, daß Kaiser Paul im russischen Volke beliebt war und bei ihm ein gutes Andenken hinterlassen hatte. Trotz aller seiner Sonderbarkeiten und obwohl er ein Tyrann war, der beispielsweise verlangte, daß, wenn er vorbeikam, jeder Passant vor ihm niederknien mußte, auch im Schnee, auch im Dreck. In der Tat wurde noch lange nach seinem Tode in der Erbgruft der Romanows in der Peter-Pauls-Kirche kein Zarensarg vom Volke so ständig und liebevoll bekränzt wie der des Kaisers Paul. Ich selbst habe gerade vor diesem Sarge oft fromme Muschiks knien, beten und sich bekreuzigen sehen.

Die Verschwörung des Grafen Pahlen

Als im neunten Jahrhundert die Slawen in der Gegend von Nowgorod nach und nach in fast völlige Anarchie verfallen waren, schickten sie eine Deputation zu den normannischen Warägern und ließen ihnen sagen: „Wir bewohnen ein schönes und reiches Land. Aber wir können uns selbst nicht regieren. Kommt und herrscht über uns.“ So war es zu Beginn der russischen Geschichte, so blieb es unter Iwan dem Schrecklichen, unter Peter dem Großen, unter der großen Katharina und unter Kaiser Nikolaus I. So ist es auch heute unter bolschewistischer Herrschaft. Plus ça change, plus c'est la même chose. Das russische Volk will mit harter Faust regiert werden. Nicht nur der Herzog Georg von Strelitz und der Herzog Georg Leuchtenberg, sondern in späteren Jahren auch der Großfürst und die Großfürstin Wladimir haben mir mit Unbefangenheit gesagt, daß die Gemahlin des Kaisers Paul, die Kaiserin Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, und sein ältester Sohn, der nachmalige Kaiser Alexander I., um

die Verschwörung gegen den Kaiser gewußt und sie nicht verhindert hätten. „L'empereur s'était rendu tellement insupportable que tout le monde désirait sa suppression." Die eigentliche Seele dieser Verschwörung war der Günstling des Kaisers, der General der Kavallerie, Generaladjutant, Gouverneur von Petersburg und Minister des Äußern Graf Peter Ludwig von Pahlen, ein baltischer Edelmann. Dieser sah schon seit einigen Wochen voraus, daß es mit Seiner Majestät nicht mehr lange gehen würde, und schrieb an den russischen Gesandten in Berlin, als er ihm einen sehr exzentrischen Befehl des Monarchen zu übermitteln hatte: „Voilà les ordres de Sa Majesté. Vous ferez bien de ne pas vous presser à les exécuter, car la santé de notre Auguste Maître laisse, hélas, à désirer, et les dessins de la divine Providence sont impénétrables." Nachdem Pahlen aus jüngeren Offizieren, Fähnrichen und Kadetten eine Stoßtruppe gebildet hatte, führte er sie nachts vor das kaiserliche Palais, ließ ihnen in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Hauptstadt die Tore öffnen und dem Schicksal seinen Lauf. Er selbst hielt in großer Uniform mit dem blauen Band des Andreasordens vor dem Eingang des Palais. Mißglückte der Anschlag, so wollte er durch die halbe Kompagnie, die er zu eigener Verfügung zurückbehalten hatte, die Verschwörer verhaften lassen und sie dem Zaren ausliefern, der seinen Diener loben würde. Gelang der Coup, so hoffte Pahlen als der erste seine Früchte zu pflücken. Der Coup gelang. Als Kaiser Paul in der Nacht Lärm hörte, Geschrei auf den Korridoren, Pistolenschüsse und das Aufstoßen von Gewehrkolben, verkroch er sich, feige, wie es meist Tyrannen sind, unter sein Bett. Die Verschwörer stießen mit Degen und Bajonetten so lange nach ihm, bis er herauskam und an den Bettpfosten gebunden werden konnte. Dann ließen sie durch einen der Ihrigen den Grafen Pahlen fragen, was mit dem Zaren geschehen solle. Pahlen antwortete: „Pour faire une omelette il faut casser les œufs." Die Verschworenen verstanden den zarten Wink. Sie schlangen um den Hals des zitternden Autokraten eine Offiziersschärpe. An dem einen Ende zog Graf Subow, der letzte Amant der Mutter des Kaisers Paul, der großen Katharina, am anderen Ende der General à la suite Ouschakow. Die Eier wurden zerbrochen. Kaiser Paul wurde supprimiert.

Legende um Alexander I.

Im russischen Volk, das, wie schon gesagt, dem Kaiser Paul ein pietätvolles Andenken bewahrt, war, wie mir die Großfürstin Wladimir weiter erzählte, lange der Glaube verbreitet, daß Kaiser Alexander I., der auf einer Reise nach Südrußland im Dezember 1825 in Taganrog starb, in Wirklichkeit noch viele Jahre gelebt habe. Er habe aus Reue über seine Beteiligung an der Ermordung seines Herrn Vaters beschlossen, sich dem geistlichen Stand zu widmen. Zu diesem Zweck habe er die Leiche eines zufällig verstorbenen Kosaken in einen mit der Kaiserkrone geschmückten

Sarg legen lassen, der dann mit großem Pomp nach Petersburg überführt worden sei. Kaiser Alexander I. selbst habe sich in ein ganz entferntes Kloster zurückgezogen, wo er als frommer, seine Sünden abbüßender Mönch noch viele Jahre gelebt habe.

Sobald er den Tod des Kaisers Paul erfahren hatte, war Graf Pahlen in alle Kasernen gefahren und hatte die Truppen dem Kaiser Alexander Pawlowitsch Treue schwören lassen. Dann suchte er die Witwe Seiner Majestät, die Kaiserin Maria Feodorowna, auf. Als sie den Tod ihres hohen Gemahls erfuhr, machte sie ein sehr betrübtes Gesicht, faßte sich aber bald und erklärte Pahlen, sie setze voraus, daß, wie neununddreißig Jahre früher auf Kaiser Peter III. die Kaiserin Katharina gefolgt sei, so jetzt sie als Kaiserin Maria die Zügel ergreifen würde. Sie erwarte die Minister zum Vortrag. Die Truppen möchten sofort vereidigt werden. Mit höhnischem Lächeln erwiderte Graf Pahlen, daß die Truppen bereits dem Kaiser Alexander Pawlowitsch Treue geschworen hätten und die Minister der Befehle Seiner Majestät harrten. Die Kaiserin verlor einen Augenblick ihre fürstliche Haltung und schleuderte dem Grafen Pahlen die Worte ins Gesicht: „Vous avez assassiné l'Empereur, votre Maître." Als Graf Pahlen sich stumm und kalt verbeugte, zog die ehrgeizige, stolze und schöne Frau sich in ihre Gemächer zurück. Sie hat diese Enttäuschung innerlich nie überwunden, obwohl Kaiser Alexander I. ebenso wie Kaiser Nikolaus, ihre beiden Söhne, sie bis an ihr Lebensende mit ritterlicher Courtoisie behandelten. Sie behielt als Kaiserin-Mutter den ersten Rang am Hofe, vor der regierenden Kaiserin, eine Rangordnung, die in Rußland eine stehende blieb. Alexander I. übertrug ihr die Oberaufsicht über die von ihr schon gegründeten oder noch zu gründenden Wohltätigkeitsanstalten und Erziehungsinstitute, die bis zum Sturz des Hauses Romanow den Namen „Wohltätigkeitsanstalten und edle Stiftungen der in Gott ruhenden Kaiserin Maria Feodorowna" trugen. Kaiser Nikolaus bereitete ihr großes Vergnügen, als er ihr nicht lange nach seiner Thronbesteigung das Gardekorps in Parade vorführte.

Helene Pawlowna

Die Schwiegermutter des Herzogs Georg von Strelitz, die Großfürstin Helene Pawlowna, eine württembergische Prinzessin, war eine bedeutende, geistig hochstehende Frau. Von ihr stammt das melancholische Wort, daß Petersburg die Stadt der feuchten Straßen und der kalten Herzen wäre. Ihr Haus war schon in der harten Nikolaitischen Ära und erst recht unter dem milderen Alexander II. ein Mittelpunkt für Gelehrte, Künstler und alle Intellektuellen. Sie war durchaus liberal und unterstützte, wo und wie sie konnte, liberale Ideen und Reformen. Aber sie beklagte es, daß das junge Rußland, die russischen Liberalen, mehr und mehr überspannten nationalistischen Ideen huldigten, nach außen chauvinistisch auf-

traten und im Innern die Deutschen in Rußland und speziell den durchaus loyalen baltischen Adel verfolgten. Sie hatte schon früh, schon als Bismarck von 1859 bis 1862 Gesandter in Petersburg war, den Genius in ihm erkannt und lud ihn häufig zu sich ein. Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz erzählte mir aus dieser Zeit einen für Bismarck bezeichnenden Zug. Er war mit seiner Frau von der Großfürstin zum Abendtee eingeladen worden. Es entspann sich eine angeregte Konversation. Bismarck sprach lange, glänzend. Als er eine kleine Pause machte, sagte bei allgemeiner Stille seine Frau zu ihm: „Aber, Ottochen, warum hast du deine Lackpotten angezogen, wir sind ja nur ganz wenige Personen?" Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete Bismarck: „Du hast ganz recht, mein Herz, die Lackschuhe waren überflüssig." Dann fuhr er in der angefangenen Auseinandersetzung fort. Der Herzog Georg fügte hinzu: „Ich wußte nicht, was mir mehr gefiel, der unerschütterliche Aplomb des Mannes oder die unbefangene Natürlichkeit der Frau."

Preußisch-russische Generäle

Bei dem Herzog Georg begegnete ich mehreren russischen Generälen, die in der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. aus preußischen in russische Dienste übergetreten waren, sich aber ein deutsches Herz bewahrt hatten. Ich nenne unter anderen die Generäle von Erckert und von Schack. Ich legte ihnen die Frage vor, ob sie an eine längere Dauer des autokratischen Regiments in Rußland glaubten. Sie antworteten mir, daß dieses Regiment an und für sich den Traditionen, Instinkten und Wünschen des russischen Volkes entspreche. Es könne sich lange halten, aber nur unter der Bedingung, daß nicht ein unglücklich verlaufender Krieg die Massen aufrüttele. Daß auch in Rußland Revolutionen nicht unmöglich seien, habe der Dekabristen-Aufstand von 1825 bewiesen, der fast zu einem liberalen Umschwung geführt hätte. In den letzten Regierungsjahren des Kaisers Nikolaus und in der ersten Zeit des Kaisers Alexander II. habe die von Alexander Herzen in London redigierte revolutionäre Zeitung „Kolokol" in Rußland zahlreiche Leser gefunden und einen starken Einfluß ausgeübt. Der unglücklich verlaufene Krimkrieg habe das Ende des Kaisers Nikolaus, wenn nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt und seinen Nachfolger genötigt, seine Regierung mit großen Reformen zu beginnen. Weitere unglücklich verlaufende Kriege könnten zu radikaleren Reformen und schließlich einmal zu einer wirklichen, ernsten und großen Revolution führen. Diese Voraussage sollte sich nach dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877/78, in verstärktem Maße nach dem Russisch-Japanischen Kriege von 1904/05 und schließlich und endgültig im Weltkrieg erfüllen.

Ältere Russen konnten sich während meines ersten Aufenthaltes an der Newa noch sehr wohl an die Zeit der Knutenstrafe erinnern. Damals wurde die Todesstrafe nur für politische Sünden in Anwendung gebracht.

Für nichtpolitische Verbrechen trat an ihre Stelle die Knute. Die Beschreibung dieses Strafinstrumentes entnehme ich einer zeitgenössischen Schilderung russischer Zustände und Sitten unter Kaiser Nikolaus I., deren Verfasser, I. C. Petri, weder ein böser Demokrat noch ein frecher Nörgler war. Er schilderte die Knutenstrafe wie folgt: „Die Knute ist eine höchst schmerzhafte Strafe. Die Knute ist eine etwa fünf Fuß lange und ein halbes Pfund schwere Peitsche. Sie besteht aus einem zwei Schuh langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Talers, am Stiel acht, an der Spitze drei Linien breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann in der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch wie Horn und Pergament wird. Vermittels einer eisernen Zwinge ist er an einen starken Stiel befestigt. In der Hand eines geschickten Knutenmeisters kann der Missetäter mit sechs bis acht Hieben zu Tode gepeitscht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate stark auffallen. Durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150 bis 200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Exekution tritt der Nachrichter hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schrägstehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weshalb er auch vor jedem Hieb einige Schritte zurücktritt. Der Knutenpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Block oder einer dergleichen Bohle und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber vier solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und die Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten." Die Brutalität des bolschewistischen Rätesystems konnte sich an der nicht minder verruchten Grausamkeit des altrussischen Regiments ein Vorbild nehmen.

Fürst Gortschakow

Meine Zuteilung zur Petersburger Botschaft war von Anfang an als eine provisorische gedacht gewesen. So mußte ich denn Ende April 1876 nach fünfmonatigem Aufenthalt die russische Hauptstadt verlassen. Vor meiner Abreise ließ mich der Reichskanzler Fürst Gortschakow zu sich bitten. Er empfing mich in einem überheizten Zimmer, in einem wattierten, sehr eleganten Schlafrock. Er klagte mir über eine heftige Erkältung, die ihn ans Zimmer fessele. Hinter Brillengläsern blickten mich kluge, noch mehr schlaue als kluge Augen an. Haltung und Manieren waren die eines Grandseigneurs. Der Ausdruck des Gesichtes war materiell, sinnlich, fast gemein. In einem sehr gewählten, sehr gesuchten, affektierten Französisch sagte mir der Kanzler, er wolle mir Grüße für Berlin mitgeben. „On me dit que vous avez beaucoup réussi dans notre société. Je vous en félicite. Vous raconterez à Berlin l'acceuil hospitalier, l'acceuil charmant que les Allemands trouvent chez nous. Cet acceuil est conforme aux rapports qui unissent si heureusement

les deux empires. Cet accord est la clef de voûte de la paix du monde et le rocher de l'ordre moral et monarchique en Europa. Puisse-t-il subsister longtemps!" Bevor ich mich empfahl, sagte mir der damals achtundsiebzigjährige Fürst: „Vous pouvez dire au Prince de Bismarck que vous avez vu le lion dans sa cage." Als ich schon im Begriff war, die Tür hinter mir zu schließen, rief er mich noch einmal zurück mit den Worten: „Et vous transmettrez à votre excellent père l'expression de mon ancienne et fidèle amitié."

Petersburg war wie die Stadt der Medisance so auch die der geistreichen Wortspiele, natürlich auf französisch. Nicht nur mir gegenüber hatte sich Fürst Gortschakow mit dem Löwen im Käfig verglichen. Dasselbe sagte er nicht lange nachher einem für seinen Witz bekannten russischen Diplomaten, dem Baron Ernst Meyendorff, der gleichfalls vor einer Reise nach Berlin bei ihm vorsprach. Dieser antwortete: „Oui, mon Prince, je dirai à Berlin que j'ai vu cet animal." Den Witz würde Gortschakow vielleicht verziehen haben. Aber er verzieh nicht, daß Meyendorff ihn weitererzählte und daß der nicht üble Witz in Petersburg allgemein belacht wurde. In seniler Rachsucht ließ Gortschakow den unglücklichen Meyendorff zur Strafe viele Jahre in Brüssel als Legationssekretär versauern. Viel älter als ich, war er 1895 noch Botschaftsrat in Rom, als ich dort schon Botschafter war. Meyendorff hat noch andere geistreiche und geflügelte Worte in die Welt gesetzt. Er machte eifrig der schönen Madame P. den Hof. Sie war die Adoptivtochter eines reichen Bankiers, der sie als Findelkind in sein Haus genommen hatte. Sie war etwas manieriert. Meyendorff sagte zu ihr: „Ne soyez pas si affectée! Il n'y a rien de naturel en vous que la naissance." Verliebte Frauen tragen und dulden alles. Madame P. erwiderte mit einem zärtlichen Blick: „Tout le monde ne peut pas être né Meyendorff." Die Meyendorffs sind eine alte und sehr gute deutsch-baltische Adelsfamilie.

XXVIII. KAPITEL

Rückkehr nach Berlin • Staatssekretär von Bülow über die auswärtige Lage • Versetzung nach Wien • Botschafter Graf Otto Stolberg-Wernigerode • Das offizielle Wien: Freiherr von Schmerling, Fürst Richard Metternich, Graf Hübner • Die politische Stimmung gegenüber dem Deutschen Reich • Bismarck und die deutsch-österreichischen Liberalen • Graf Gyula Andrássy • Unruhen in Saloniki • Begegnung des Kaisers Alexander II. mit Kaiser Franz Josef in Reichstadt (5. VII. 1876) • Türkische Greueltaten in Bulgarien

Europa 1876

Als ich Ende April wieder in Berlin eintraf und meinem Vater die Grüße des Fürsten Gortschakow übermittelte, meinte er lächelnd: „Der alte Geck ist wohl noch ebenso eitel wie vor einem Vierteljahrhundert. Habeat sibi! Worauf es ankommt, ist, daß kleine und kleinliche Eifersüchteleien, Empfindlichkeiten und Friktionen zwischen ihm und Bismarck nicht zu sachlichen, politischen Gegensätzen zwischen uns und unseren östlichen Nachbarn führen, die unberechenbare Konsequenzen haben könnten."

Mein Vater gab mir einen längeren Überblick über die politische Situation und schloß seine Darlegung mit den nachstehenden, in die bei ihm gewohnte klare und knappe Form gebrachten Sätzen: 1. „Das Ideal des Fürsten Bismarck ist nach wie vor das Dreikaiserbündnis, das Bündnis zwischen uns, Rußland und Österreich. Dieses Bündnis wünscht er aus Gründen der äußern wie der innern Politik. Also, wenn du willst, ein Dreigespann, eine Troika, wie du sie jetzt in Rußland gesehen hast. Österreich ist dabei das dritte Pferd." 2. „Bismarck ist im allgemeinen kein Freund von Allianzen. Er hat in seiner allergrößten Zeit, das heißt von 1862 bis 1871, wo er, wie man wohl sagen kann, keinen einzigen diplomatischen Schnitzer gemacht hat, nur ein Bündnis abgeschlossen, ein befristetes Bündnis, ein Bündnis ad hoc, das Abkommen mit Italien für den Krieg gegen Österreich. Bismarck will sich immer freie Hand wahren. Er sagt ja selbst, daß sich Staaten und Staatslenker auch durch das feierlichste Bündnis nur so lange binden können und dürfen, als Tendenz und Wirkung dieses Bündnisses nicht in Widerspruch mit der Staatsräson des eigenen Landes treten. Das Bündnis, das Bismarck freilich gern abschließen würde, wäre ein Bündnis mit Rußland unter und zu gegenseitiger Garantie des Besitzstandes der beiden Reiche. Ich fürchte aber, daß Gortschakow sich

nicht darauf einlassen wird. Er wird sich sagen, daß, sobald er uns den Besitz von Elsaß-Lothringen garantiert, Rußland die Trumpfkarte aus der Hand gibt, mit der es, so lange die Franzosen hoffen können, mit russischer Hilfe früher oder später unsere Reichslande wiederzubekommen, in Frankreich jeden Stich machen kann, welche auch die französische Regierungsform sein möge, die große Karte, die gegenüber jeder französischen Regierung und jeder französischen Partei immer sticht und gewinnt." 3. „In acht bis vierzehn Tagen wird Kaiser Alexander II. mit Gortschakow in Berlin erwartet. Bismarck hat Andrássy eingeladen, während der Anwesenheit des Zaren und des Fürsten Gortschakow nach Berlin zu kommen, um persönlich Fühlung mit den Moskowitern zu nehmen. Die Andrássysche Note vom 30. Dezember soll die Basis bilden, auf der man zu einem praktischen Ausgleich zwischen der Pforte und den Insurgenten und damit zur endlichen Beruhigung in der Herzegowina zu kommen hofft." 4. „Wir werden uns an den bevorstehenden russisch-österreichischen Besprechungen nicht unmittelbar beteiligen. Wir erklären aber schon jetzt, daß wir unsere moralische Unterstützung jeder friedlichen Lösung gewähren werden, über die unsere russischen und österreichischen Freunde sich einigen. Das Einvernehmen zwischen Rußland und Österreich ist und bleibt die Voraussetzung für jede verständige, das heißt für eine friedliche Regelung der Orientalischen Frage. Unsere Aufgabe besteht darin, ein solches Einvernehmen unter Berücksichtigung der allgemeinen europäischen Verhältnisse in jeder Weise zu fördern."

Fritz v. Holstein

Über meine persönliche Zukunft sagte mir mein Vater, er habe eigentlich beabsichtigt, mich an die Pariser Botschaft zu versetzen, dieser sein Wunsch sei aber von Holstein durchkreuzt worden. „Wer ist eigentlich Holstein?" frug ich meinen Vater. „Ich kenne ihn so gut wie gar nicht, habe ihn nur einmal bei Herbert getroffen und ein anderes Mal abends bei der Fürstin Bismarck. Wir haben kaum zusammen gesprochen." Mein Vater antwortete: „Wer Holstein ist? Ja, mein guter Peter (als ich ein kleiner Junge war, nannte mich mein Vater scherzweise, besonders wenn er plattdeutsch mit mir sprach, Peter), diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Fritz von Holstein kam als blutjunger, noch ganz unfertiger Mensch als Attaché zu Bismarck nach Petersburg. Seitdem spielt er bei unserm großen Mann die Rolle, die bei einem andern großen Mann, bei Richelieu, der Père Joseph gespielt haben soll." Nach einer kurzen Pause fügte mein Vater hinzu: „Mir ist Holstein im Grunde unheimlich. Ich habe das auch Bismarck gesagt und ihn vor Holstein gewarnt. Der Fürst meinte, er müsse einen Menschen haben, auf den er sich ganz und gar verlassen könne. Als ich replizierte, er wisse doch, daß er sich auf mich verlassen könne, meinte der Fürst lächelnd: ‚Ja, aber nur für das Gute! Ich muß aber zuweilen auch

Böses tun, sonst kommt man in dieser allzu bösen Welt wirklich nicht durch. A corsaire corsaire et demi. Holstein ist ein Korsar und für alles Böse wie gemacht. Übrigens ist Holstein neben seiner Qualifikation für schmutzige Aufträge (ipsissima verba Seiner Durchlaucht) tatsächlich ein hervorragender politischer Kopf, ein sehr starker politischer Intellekt.' Daß er dir, mein guter Sohn, Paris verpatzte, das ich dir zugedacht hatte, ist wohl auf seine Besorgnis zurückzuführen, daß du, der Sohn des Staatssekretärs, dort über seine unterirdischen Machinationen gegen Harry Arnim mehr hören könntest, als ihm lieb ist. Du wirst aber auch in Wien lernen und deinen Horizont erweitern können."

Graf Otto Stolberg

Mein Vater erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß Bismarck ihm vor einiger Zeit für den Fall, daß er der „Schinderei" im Auswärtigen Amt überdrüssig werden sollte, angeboten habe, ihn Seiner Majestät für die Wiener Botschaft in Vorschlag zu bringen. Mein Vater bemerkte hierzu, er habe dies Angebot mit Dank abgelehnt. Abgesehen davon, daß meine Mutter seit dem Tode ihrer einzigen Tochter und bei ihrer Kränklichkeit nicht mehr in die Welt gehen möge, wolle er, so lange seine Kräfte reichten, im Auswärtigen Amt Bismarck unterstützen. Wenn er sich dieser Arbeit nicht mehr gewachsen fühlen sollte, werde er sich ein holsteinisches oder mecklenburgisches Gut kaufen und dort seine Erinnerungen schreiben. So plauderte mit mir mein guter Vater, den Gott von dieser Erde abberufen sollte, bevor er an die Niederschrift seiner Denkwürdigkeiten gehen konnte. Er empfahl mir noch, mich bald bei meinem neuen Chef, dem Grafen Otto Stolberg, zu melden, der sich in den nächsten Tagen auf seinen Wiener Posten begeben würde. Es war meinem Vater nicht entgangen, daß die Fürstin Y. von ihrem Landschloß in Berlin eingetroffen war, als ich von Petersburg dorthin zurückkehrte. Er ließ aber mit der Güte und dem Takt, die ihm zur zweiten Natur geworden waren, nur durchblicken, daß es meine Pflicht sei, alles zu vermeiden, was eine von mir offenbar sehr verehrte Dame ins Gerede bringen könnte.

Mein Wiedersehen mit meiner schönen Freundin löste bei ihr eher innige und zärtliche, bei mir mehr stürmische und leidenschaftliche Gefühle aus. Sie hatte, wie ich mir nicht verhehlen konnte, unter der fast halbjährigen Trennung sehr gelitten. Ich wollte die kleinen Seitensprünge wieder gutmachen, zu denen mich an der Newa jugendliche Unreife und die mir neue Anziehungskraft slawischer Frauen verleitet hatten. Unser Zusammensein dauerte diesmal nicht lange, denn mein neuer Chef, Graf Stolberg, ließ mich wissen, daß er sich am nächsten Morgen auf seinen Posten begeben würde und mir vorschlage, mit ihm zusammen zu reisen. Graf, später Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode war der Chef eines mediatisierten, ehemals reichsunmittelbaren Hauses, das seit uralter Zeit am Harz begütert war. Die

Stolbergs führen in ihrem Wappen einen schwarzen Hirsch in Gold und zwei rote Forellen in Silber. Der Hirsch ist der Stolz der Harzer Wälder, die Forelle belebt die Harzer Bäche. Ich habe, als ich die Fußreise erwähnte, die ich als Schüler des Haller Pädchens im Harz unternahm, die Verse zitiert, mit denen der Dichter Friedrich Leopold Stolberg das werte Cheruskerland feiert, dem die Mutter Natur aus vergeudender Urne männlichen Schmuck verliehen habe. Otto Stolberg war ein würdiger Sohn des Harzer Landes. Alles an ihm war einfach und tüchtig. Er wußte, was er seinem Namen und seiner Stellung schuldig war. Eitelkeit und Überhebung lagen ihm fern. Er hat sich nie um irgendeine Stellung beworben und weilte am liebsten im Harz. Er hat aber jedes der vielen ihm übertragenen Ämter mit Pflichttreue und Auszeichnung betreut. Er war durch und durch patriotisch, aber ohne Engherzigkeit, ohne Borniertheit. Er war schon mit kaum dreißig Jahren Oberpräsident des kurz vorher von Preußen annektierten Hannover geworden. Er hat unter schwierigen Verhältnissen dieses Amt während sechs Jahren mit Festigkeit und dabei mit Güte und Takt, immer als vornehmer Mann, geführt. Er war vier Jahre lang, von 1872 bis 1876, ein trefflicher Präsident des Preußischen Herrenhauses gewesen. Als Bismarck ihn frug, ob er Lust habe, die Wiener Botschaft zu übernehmen, erwiderte Stolberg, der damals noch nicht vierzig Jahre alt war, es fehle ihm an jeder diplomatischen Vorbildung. Darauf Bismarck: „Sie waren ein junger Premierleutnant der Gardes du Corps, als Sie ein sehr guter Oberpräsident von Hannover wurden. Sie werden als gewesener Oberpräsident und Herrenhauspräsident einen vortrefflichen Botschafter in Wien abgeben." Stolberg hat diese Erwartungen erfüllt.

Antritt in Wien

Bei dem Empfang, den er, wie jeder neue Botschafter, bald nach seinem Eintreffen abhalten mußte, erschien das ganze offizielle Wien. Ich werde nie den verbissenen Ausdruck vergessen, mit dem Freiherr Anton von Schmerling in die Botschaft trat, damals der Führer der österreichischen Verfassungspartei, in noch älterer Zeit der Begründer und Führer der Großdeutschen Partei, vom Juni bis zum Dezember 1848 unter dem Reichsverweser Erzherzog Johann Reichsminister in Frankfurt a. M. Solchen Groll im Gesicht eines Staatsmannes habe ich nur noch einmal wiedergesehen, bei Gortschakow, am Tage, wo im Kongreßsaal des Reichskanzlerpalais der Berliner Vertrag unterzeichnet wurde. Aber bei Gortschakow war dieser Groll persönliche Ranküne wegen verletzter Eitelkeit und ihm, wie er meinte, widerfahrener schlechter Behandlung. Schmerling dagegen trug Leid um Höheres, um das Scheitern seiner politischen Ideale und Aspirationen.

Fürst Richard Metternich

Mit heiterer Miene, ein Lächeln auf den Lippen, der echte Typus altösterreichischen Leichtsinns, erschien Fürst Richard Metternich, der

Sohn des großen Staatskanzlers und des schönen rotblonden Fräulein Antoinette von Leykam. Er selbst hatte als österreichischer Botschafter in Paris während zwölf Jahren, von 1859 bis 1871, mit Erbitterung die preußisch Bismarcksche Politik bekämpft. Eine Dame, der Fürst Metternich gerade im Sommer 1866 nahegestanden hatte, erzählte mir später von ihm den nachstehenden kleinen Zug, der besser als die längsten Traktate die liebenswürdige Frivolität des Altösterreichertums charakterisiert. Am Vormittag des 4. Juli 1866 weilte Richard Metternich bei der in Rede stehenden Dame, als ihn die Nachricht von einer vernichtenden Niederlage des österreichischen Heeres erreichte, das sich, auf der ganzen Linie geschlagen, in vollem Rückzug befinde. Er erbleichte, faßte sich aber rasch, hob die Rockschöße, setzte sich auf das offenstehende Klavier und fuhr ein paarmal über die Tasten. „Schrumm, schrumm! Glücklich ist, wer vergißt, was doch nit zu ändern ist!" Der Vater Klemens war, bevor er Minister des Äußern wurde, von 1806 bis 1809, österreichischer Gesandter in Paris. Als solcher huldigte er der Königin Karoline von Neapel, der Schwester des großen Korsen. Der Sohn Richard huldigte der Kaiserin Eugénie. Als Thiers im Februar 1871 Präsident der jungen französischen Republik wurde, verlangte er die Abberufung von Richard Metternich, der zu intim mit dem bonapartischen Regime und der bonapartischen Partei liiert sei. Als Metternich sich von Thiers verabschiedete, blieb er mit seinen langen Rockschößen in der Tür hängen. „Voyez, comme vous êtes attaché à la France", meinte lächelnd Thiers, indem er die Rockschöße aus der Türangel befreite. „Il vous fallait pour me détacher", antwortete Metternich.

Der das habsburgische Reich regierende Hochadel ist während des halben Jahrhunderts, das Königgrätz vom Weltkrieg trennt, nicht viel ernster geworden. Der k. und k. Minister des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Äußern, Graf Leopold Berchtold, der Österreich-Ungarn im Hochsommer 1914 in den Weltkrieg gleiten ließ, verbrachte den ersten Winter nach dem Zusammenbruch der Monarchie in einem eleganten Hotel der Schweiz, wo er unter den neugierigen Blicken der fremden Gäste und zum Erstaunen der biederen Schweizer mit Eifer Onestep und Boston tanzte.

Konstantin Hohenlohe

Höfliche Würde, mit einer gewissen Zurückhaltung verbunden, zeigte auf jenem Empfang des neuen deutschen Botschafters der mächtigste Mann am Wiener Hof, der Erste Oberhofmeister Fürst Konstantin von Hohenlohe-Schillingsfürst. Er war der jüngste von vier Brüdern, die ich alle wohl gekannt habe. Der älteste, der Herzog Viktor von Ratibor, war preußischer Standesherr und Präsident des Preußischen Herrenhauses, der zweite, der Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, nacheinander bayrischer Ministerpräsident, deutscher Botschafter in Paris,

Statthalter von Elsaß-Lothringen und deutscher Reichskanzler. Der dritte war der Kardinal Prinz Gustav.

Baron Hübner

Auch der Freiherr Alexander von Hübner kam, einer der letzten Vertreter altösterreichischer Grundsätze und Ideen. Als Alexander Hafenbrädl 1811 in einem bescheidenen Bürgerhause im Herzen Wiens geboren, wurde er, nachdem er sich mit kaum zweiundzwanzig Jahren mit der Tochter des einflußreichen Hofrats von Pilat verheiratet hatte, in die Staatskanzlei berufen, 1844 als Generalkonsul nach Leipzig geschickt, wo er die sächsischen Demokraten zu überwachen hatte, und 1848 dem Erzherzog Rainer in Mailand attachiert, wo er von den Aufständischen während der Cinque Giornate, der ersten großen italienischen Erhebung gegen Österreich, um ein Haar ermordet worden wäre. 1848 spielte er bei der Abdankung des Kaisers Ferdinand und der Erhebung des Erzherzogs Franz Josef auf den Kaiserthron eine diskrete, aber nicht unwichtige Rolle. Einige Jahre später wurde er unter dem wohlklingenden Namen Hübner in den Freiherrnstand erhoben und erst zum Gesandten, später zum Botschafter in Paris ernannt. An ihn richtete am 1. Januar 1859 beim Empfang des Diplomatischen Korps Napoleon III. die berühmte Ansprache, die dem Französisch-Österreichischen Kriege vorausging wie der erste Donnerschlag einem plötzlichen und schweren Gewitter. Mit dem vier Jahre früher erfolgten Tode des Kaisers Nikolaus ist diese Neujahrsansprache von 1859 das sensationellste politische Ereignis, dessen ich mich aus meiner Kindheit erinnere. An allen Börsenplätzen brach eine Panik aus, bei der namentlich in dem austrophilen Süddeutschland viele Rentner ihr Geld verloren. Es ging ein Ahnen durch die Welt, daß Österreich, das sich im Krimkriege durch seine Undankbarkeit die Freundschaft von Rußland verscherzt hatte, es durch seine ungeschickte italienische Politik jetzt auch mit den Franzosen verderbe. Nach dem Italienischen Kriege war Hübner zwei Monate lang ein nicht sehr glücklicher Polizeiminister in Wien, von 1865 bis 1867 Botschafter beim Päpstlichen Stuhl, wo er durch seinen outrierten Klerikalismus die frömmsten Mitglieder des Sacro Collegio der Kardinäle in Staunen versetzte. Wenn Hübner in der Politik wenig Glück hatte, so sind seine in französischer Sprache geschriebenen Bücher über Sixtus V. (Sixte-Quint, d'après des correspondances diplomatiques inédites) und die Beschreibung einer von ihm mit zweiundsechzig Jahren unternommenen Weltreise (Promenade autour du monde) inhaltlich schätzenswerte Arbeiten in gefälliger Form. Alexander Hübner, der erst 1892 mit einundachtzig Jahren in seiner Vaterstadt Wien starb, hat vor seinem Tode noch zwei für ihn erfreuliche Eindrücke gehabt: 1888 seine Erhebung in den Grafenstand und zwei Jahre später die Entlassung des Fürsten Bismarck durch Wilhelm II. Namentlich über die Entlassung von Bismarck wird er sich mit allen

Feinden des neuen, starken Deutschen Reichs herzlich gefreut haben. Persönlich war Graf Hübner ein liebenswürdiger Greis. Mit seinem glatt rasierten Gesicht und seiner gemessenen Redeweise ein Bild der Metternichschen Ära. Ich verdanke ihm, der mir, wo ich ihm begegnete, im Klub und im Prater, liebenswürdig entgegenkam, manchen interessanten Aufschluß über österreichische Geschichte und über Altösterreich.

Hofchargen

Die Namen der großen Wiener Hofchargen, die 1876 zum Empfang in der Deutschen Botschaft erschienen, sprachen von der stolzen Vergangenheit der habsburgischen Monarchie. Der Oberstkämmerer Graf Folliot de Crenneville, der Oberststallmeister Graf von Grünne, der Generaladjutant Graf von Bellegarde, der Generalmajor Graf Bylandt gehörten Familien an, die seit der Zeit, wo das Haus Habsburg über die Niederlande gebot, in habsburgischen Diensten standen. Viele Offiziere der kaiserlichen Suite stammten aus dem „Reich", wie man in alter Zeit in Wien sagte: die Taxis und Bechtolsheim aus Bayern, die Wimpffen und Hornstein vom Neckar, der damalige Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers und spätere Chef des Generalstabes, Friedrich von Beck, und der schneidige Kavallerist Leopold von Edelsheim aus Baden, die Gablenz und Globig aus Sachsen, die Kielmannsegg, Löhneisen und Wersebe aus Hannover. Auch in der Front des k. k. Heeres dienten damals noch manche Norddeutsche: Lühe und Bülow, Oertzen und Hammerstein.

Ignaz von Plener

Die politische Stimmung gegenüber dem neuen Deutschen Reich war in den bürgerlichen Wiener Kreisen im großen und ganzen freundschaftlicher und insbesondere aufrichtiger freundschaftlich als in der österreichischen Aristokratie. 1876 lebte noch „der alte Plener", der erst 1906 fast hundertjährig verstorbene Ignaz Edler von Plener. In schwierigen Zeiten, von 1860 bis 1865 war er Finanzminister, von 1867 bis 1870 im sogenannten Bürgerministerium Handelsminister gewesen. Ein erfahrener, vorsichtiger Verwaltungsbeamter. Ein würdiger Typus des k. k. Hofrats, den die Magyaren und Tschechen, die Slowaken und Polen haßten und schmähten, die „Bedientenvölker", wie sie in seinem Gedicht Hebbel zornig gescholten hatte. In Deutschland, namentlich in Berlin, spottete man gern und nicht immer geschmackvoll über den österreichischen Hofrat. Mit Unrecht, denn er hatte seit der großen Maria Theresia und dem feurig-edlen Joseph II. die vielsprachige Monarchie fleißig und ehrlich verwaltet. Ihm verdanken die Nationen mit den „struppigen Karyatidenhäuptern" das bißchen Ordnung, Sauberkeit und wirkliche Kultur, das sie besitzen.

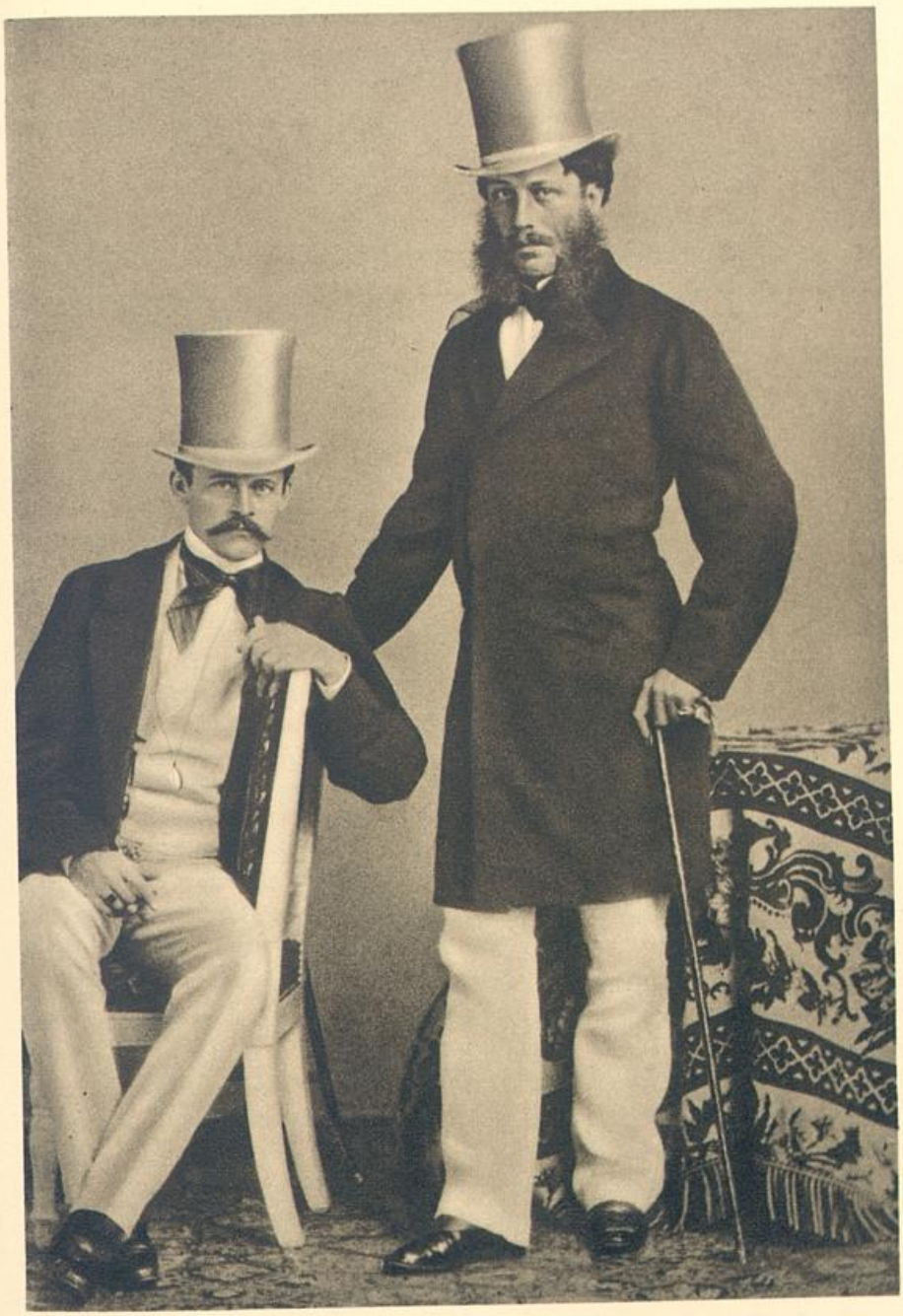
Ernst von Plener

Dem Sohn des alten Plener, Ernst von Plener, der von 1893 bis 1895 österreichischer Finanzminister, später Präsident des österreichisch-ungarischen Obersten Rechnungshofes und während vieler Jahre Führer der Liberalen im Reichsrat war, bin ich im Verlaufe meines Lebens noch manchmal

begegnet. Ich habe mit ihm und seiner Gattin einige interessante Wochen in einem belgischen Seebad verlebt. Sie war die hochgebildete Tochter des ungarischen Staatsmannes Eötvös, der wiederholt Kultusminister und dauernd Präsident der ungarischen Akademie war, auch einige nicht üble Romane geschrieben hat. Ihr Bruder, Rudolph Eötvös, war in der alten, für die Magyaren in der Tat guten Zeit in Transleithanien erst Kultusminister und dann gleichfalls Akademiepräsident. Ernst Plener war während einiger Jahre Sekretär an der Österreichischen Botschaft in London gewesen und hat gute, noch heute lesenswerte Bücher über englische Fabrikgesetzgebung und englische Baugenossenschaften geschrieben. Ich habe mit Ernst Plener viel über österreichische Verhältnisse gesprochen.

Dr. Eduard Herbst

Er und die meisten österreichischen Liberalen litten unter der wenig freundlichen Behandlung, die ihnen Fürst Bismarck zuteil werden ließ. Namentlich das gegen ihren Führer geprägte Wort von den „Herbstzeitlosen" hat sie tief verletzt. Dr. Eduard Herbst, der Führer der Deutsch-Böhmen, im Bürgerministerium von 1867 bis 1871 Justizminister, dann Führer der vereinigten Linken im Reichsrat, hatte den Zorn des großen Kanzlers durch die Opposition erregt, die er der Andrássyschen Okkupationspolitik, der Besetzung Bosniens und der Herzegowina und damit im Zusammenhange dem erneuten Ausgleich zwischen Zis- und Transleithanien machte. Es ist richtig, daß die Opposition von Herbst nicht nur Andrássy, sondern auch die österreichische Armee und vor allem den Kaiser Franz Josef tief verstimmte. Der alte Kaiser sah in der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina ein spätes Aktivum seiner Regierung nach vielen Passiven, einen Trost für manche schmerzliche Einbuße der Vergangenheit, einen Trost für den Verlust der Vorherrschaft in Deutschland und in Italien, für die Abtretung des prächtigen lombardisch-venezianischen Königreichs, über dem während eines halben Jahrhunderts die schwarzgelbe Fahne geweht hatte. Die Verstimmung des Kaisers über die in der Form allerdings unnötig gehässige, vielfach kleinliche Opposition der von Herbst geführten Deutsch-Liberalen hat den Sturz des deutsch-liberalen Ministeriums herbeigeführt und Graf Eduard Taaffe in den Sattel geholfen, unter dessen die Tschechen und Polen begünstigender Politik des „Fortwurschtelns" es den Deutschen leider noch viel schlechter ging als vorher. Die Herbstzeitlose ist bekanntlich eine Giftpflanze, die im Spätherbst mäßig schöne Blumen und erst ein Jahr später spärliche Früchte treibt. Die Kritik des scharf und weit blickenden Genius war an und für sich in diesem Falle richtig. Aber Bismarck hätte ihr eine weniger bissige Form geben sollen, schon im Hinblick auf die Tschechen und Polen, die über den Peitschenhieb jubelten, der ihren Hauptgegner und mit ihm seine Stammesgenossen traf. Bismarck hat auch hier seiner Abneigung gegen „liberale Kammerhelden" und



Heinrich VII. Prinz von Reuß (links) und Richard Fürst von Metternich
Pariser Aufnahme in den sechziger Jahren

„demokratisch-spießbürgerliche Nörgelsucht" zu sehr die Zügel schießen lassen. „Was willst du", hatte mein Vater gemeint, als ich ihm meine Bedenken in dieser Richtung wieder einmal in bescheidener Form vortrug, „Bismarcks Widerwille gegen die Tiefenbacher in den Parlamenten und die demokratischen Gevatter Schneider und Handschuhmacher in Presse und Kammer ist beinah physisch. Es ist leider nichts dagegen zu machen. Unser großer Mann erinnert mich immer an Coriolan. Erinnerst du dich an Coriolan? Wir haben ihn zusammen gelesen. Mich dünkt, es war in Neustrelitz, als du in die Sekunda gingst, oder war es schon in Frankfurt? Erinnerst du dich, wie Coriolan, Cajus Marcius Coriolanus, einen edlen Römer nennt ihn Shakespeare, die Volkstribunen apostrophiert?

Behold, these are the tribunes of the people,
The tongues o' the common mouth: I do despise them,
For they do prank them in authority,
Against all noble sufferance.

Und weiter:

What should the people do with these bald tribunes?

Und wie Coriolan die „Doppelherrschaft" in Grund und Boden verdammt:

Where one part does disdain with cause the other
Insult without all reason; where gentry, title, wisdom,
Cannot conclude, but by the yea and no
Of general ignorance . . .

Ähnlich wie mein Vater hatte sich gelegentlich auch der kluge Bill Bismarck mir gegenüber ausgesprochen. Im Psalm 62, Vers 10 heißt es: „Große Leute fehlen auch." Jedenfalls übertreiben große Leute hier und da. Der von Bismarck so hart behandelte Dr. Eduard Herbst hat übrigens, wie Hübner und Anton Schmerling, den Sturz des größten deutschen Staatsmanns noch erlebt. Herbst und Hübner starben 1892, Schmerling 1893.

Graf Julius Andrássy

Am Tage nach dem feierlichen Empfang in der Deutschen Botschaft lernte ich dort bei einem kleinen Diner den Grafen Gyula Andrássy kennen. Er war, nachdem Franz Deák die Magyaren mit dem Hause Habsburg versöhnt und den friedlichen Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn zustande gebracht hatte, der erste Ministerpräsident des selbständigen Ungarn gewesen. 1871 trat er an die Stelle von Beust als Minister des Äußern der Gesamtmonarchie. Es entsprach dem Kräfteverhältnis innerhalb der Monarchie wie der europäischen Gesamtlage, daß damals ein Magyar zum Minister des Äußern ernannt wurde. So war es der Ausdruck der österreichischen wie der europäischen Verhältnisse gewesen, als in der

ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein großer Herr vom Rhein, aus dem „Reich", Klemens Metternich, mit Österreich nicht nur Deutschland, sondern auch Europa führte. Und es war ebenso natürlich gewesen, daß nach der Revolution von 1848 ein hochfahrender böhmischer Kavalier, Fürst Felix Schwarzenberg, die alte Monarchie gegen Italiener, Magyaren und Preußen verteidigte. Andrássy besaß gesunden Menschenverstand, einen unbefangenen Blick für das Reale in der Politik, Courage und gute Nerven. Es fehlte ihm nicht an Flair und auch nicht an Intuition. Er besaß die „Kavaliers-Perspektive", die Bismarck von dem Leiter eines großen Staatswesens verlangte. Aber es fehlte ihm an Gründlichkeit, bisweilen auch an Stetigkeit. Er verachtete zu sehr die Kleinarbeit, die Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört. Er war ungebildet, und als eine sehr gebildete Dame ihm das vorhielt, protestierte er: „Ich bin nicht so ungebildet, wie Sie glauben. Ich weiß zum Beispiel sehr gut, daß der ‚Fiesco' von Goethe ist und der ‚Tasso' von Schiller." Graf Andrássy hatte sich 1848 an dem Aufstand der Ungarn unter Ludwig Kossuth beteiligt. Er wurde nach der Niederwerfung der Insurrektion zum Tode am Galgen verurteilt, und als es ihm gelang, rechtzeitig zu entfliehen, wurde wenigstens sein Name in Arad an den Galgen geschrieben, an dem eine größere Anzahl ungarischer Rebellen baumelte. Ich habe aus seinem eigenen Mund das witzige Diktum gehört, der Kaiser Franz Josef habe ihn früher an einem hanfenen Strick aufhängen wollen, jetzt aber ihm das Goldene Vlies umgehängt. Dabei deutete Graf Andrássy auf sein Goldenes Vlies. Er erzählte oft, vielleicht etwas zu oft, daß ihm, als er nach der Kapitulation von Vilagos über die türkische Grenze floh, ein österreichischer Gendarm in den Weg getreten sei. „Ich zog meine Pistole und schoß ihn über den Haufen, und jetzt bin ich k. und k. Minister des Äußern." Andrássy galt für überaus eitel. Aber seine Eitelkeit war so naiv, daß sie nicht verletzte. Ich erinnere mich, daß, als in einer Gesellschaft die Frau eines Diplomaten ihre Befriedigung darüber aussprach, daß sie die großen Männer des Jahrhunderts, Otto Bismarck und Richard Wagner, kennengelernt habe, er nicht ohne Pikiertheit frug: „Und ich? Halten Sie mich etwa nicht für einen großen Mann?" In die Rubrik der unschuldigen Eitelkeit gehörte auch, daß er sich mit fast sechzig Jahren Haar und Backenbart pechschwarz färbte.

Er hatte bei seiner Ernennung die ausgesprochenen Preußenfeinde aus dem Ministerium entfernt, die alle aus dem „Reiche" stammten und fast alle Konvertiten waren, die Meysenbug und Gagern, die Onno Klopp, Biegeleben und Blome. Auch der Pole Klaczko mußte gehen, den Beust herangezogen hatte. Er rächte sich durch das giftige Pamphlet „Les deux Chanceliers", in dem er die Eifersucht Gortschakows gegen Bismarck

aufstachelte und Bismarck diffamierte. Die einzige, freilich nicht allzu hohe Säule, die von der verschwundenen Pracht der Beustschen Ära zeugte, war der Sektionschef Freiherr von Hofmann. Er war ein so unverfälschter Wiener, daß kein Österreicher ihm gram sein konnte. Als echter Wiener war er ein alter Drahrer, um mich wienerisch auszudrücken. Als alter Drahrer huldigte er eifrig den Damen. Während ich in Wien an der Botschaft arbeitete, lag er einer schönen Schauspielerin zu Füßen, Fräulein J. Im Foyer des Burgtheaters wurde erzählt, daß, als sie ihn endlich erhört hatte, sie mit niedergeschlagenen Augen und ein wenig komödienhaft zu ihm sagte: „Ach, wie müssen Sie mich verachten!" Darauf der alte Sektionschef: „Und Sie erst mich!"

Das Berliner Memorandum

Am 6. Mai 1876 ermordete in Saloniki der fanatisierte türkische Pöbel den deutschen und den französischen Konsul. Daß er sich gleichzeitig an dem Deutschen und dem Franzosen vergriff, trug zur Einigkeit der Mächte bei. Vom 11. bis zum 13. Mai weilte Kaiser Alexander II. mit Gortschakow in Berlin, wo um dieselbe Zeit Graf Andrássy aus Wien eintraf. Am Tage ihrer Abreise wurde in Berlin ein langes Memorandum ausgegeben, das sich mit den „beunruhigenden" Nachrichten beschäftigte, die fort und fort aus der Türkei einliefen, und in dem offen ausgesprochen wurde, daß Ruhe und Ordnung auf der Balkanhalbinsel nicht vollkommen wiederhergestellt werden könnten, solange nicht der Herd aller Unruhen mit der Beruhigung Bosniens und der Herzegowina erstickt würde. Am gleichen Tage hatte beim Fürsten Bismarck eine Besprechung stattgefunden, an der außer dem Fürsten Gortschakow und Andrássy mein Vater und Baron Jomini, die rechte Hand des alten Gortschakow, teilnahmen und zu der die Botschafter von Frankreich, England und Italien gebeten worden waren. Jomini las das Memorandum vor, über das die drei Kaisermächte sich geeinigt hatten. Gortschakow sprach die Hoffnung aus, daß die drei anderen Mächte baldmöglichst ihre Zustimmung aussprechen möchten, und erklärte als Ziel der Politik der drei Kaisermächte den „verbesserten Status quo". Bismarck betonte mit Wärme die Wichtigkeit der Übereinstimmung und Mitwirkung von Frankreich, England und Italien, die denn auch am nächsten Tage dem Memorandum beitraten.

Am 18. Mai hielt Andrássy im Budgetausschuß der Reichsratsdelegation eine lange Rede, in der er mit erheblichem Optimismus konstatierte, der europäische Friede sei durch das „Berliner Memorandum" tatsächlich gesichert, die Teilnahme von Montenegro und Serbien an der Insurrektion sei verhindert. Er halte es für seine Pflicht, in erster Linie vor der „weitverbreiteten Schwarzseherei" zu warnen. Es grassierte also schon damals jene Schwarzseherei, über die sich viele Jahre später Kaiser Wilhelm II. so sehr ärgerte, daß er erklärte, er dulde keine Schwarzseher und fordere sie

alle auf, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und sein Reich zu verlassen. In dieser Rede von Andrássy kam zweimal die Wendung vor, er beabsichtige, sich mit den anderen Mächten „von Fall zu Fall" zu verständigen, er treibe eine Politik „von Fall zu Fall". Eine witzige Wiener Schauspielerin, Fräulein G., übersetzte das ins Französische mit „une politique de chute en chute". Sie meinte, sie hoffe, Andrássy würde nicht so oft „fallen", wie sie in ihrem Leben gefallen sei.

Abd-ul-Hamid wird Sultan

Ende Mai entsandten wir ein deutsches Panzergeschwader nach Saloniki. Es war, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, das erstemal, daß deutsche Panzerschiffe in einer Frage der großen Politik eingesetzt wurden. Im Juni wurde der Sultan Abd-ul-Asis entthront und tötete sich bald nachher mit einer langen Schere, die man ihm freundlicherweise gelassen hatte. Sein Nachfolger Abd-ul-Murad-Khan war ein so vollkommener Trottel, daß er nach einigen Wochen durch seinen Bruder Abd-ul-Hamid ersetzt werden mußte. Der war ein Herrscher, wie sie in den letzten Zeiten des Byzantinischen Reichs auf dem Thron saßen: Halb schlauer Despot, halb närrisches Kind, eine originelle Mischung von List und Albernheit, feige und grausam. Er zitterte vor Verschwörungen und war immer von solchen bedroht. So hat er es zweiunddreißig Jahre getrieben.

Die Entrevue von Reichstadt

Am 8. Juli 1876 fand im Schlosse Reichstadt eine Begegnung statt zwischen dem Kaiser Alexander von Rußland, der den Fürsten Gortschakow mit sich brachte, und dem Kaiser Franz Josef von Österreich, den Graf Andrássy begleitete. Das Ergebnis dieser Entrevue sollte von weitgehendem Einfluß auf die Geschicke der Welt sein und auch mir in meinem späteren amtlichen Leben noch ernstlich zu schaffen machen. Offiziös wurde über die Zusammenkunft zunächst nur verbreitet, daß Rußland und Österreich über das Prinzip der Nichteinmischung in die augenblicklichen türkischen Wirren übereinstimmten, sich aber vorbehielten, wenn die Kriegsereignisse eine Entscheidung herbeigeführt hätten, mit allen christlichen Großmächten ein vertrauliches Einvernehmen herbeizuführen. Von Wien aus wurde betont, die Begegnung von Reichstadt habe „jede Gefahr" beseitigt, den Krieg über die bisherigen Grenzen nach Europa getragen zu sehen. Am Abend der Zusammenkunft in Reichstadt telegraphierte Andrássy an den damaligen österreichischen Botschafter in London, seinen Vorgänger Beust: „Teilen Sie als Ergebnis der Reichstadter Begegnung dort vertraulich mit, daß wir mit Beseitigung aller neueren Vorschläge übereingekommen sind, an Nichtintervention unter gegenwärtigen Verhältnissen festzuhalten. Erst wenn die Umstände es erfordern und wenn ein konkreter Fall vorliegen wird, soll ein weiteres vertrauliches Einvernehmen zwischen allen christlichen Großmächten eingeleitet werden." Beust erwiderte am nächsten Tage, daß Lord Derby diese Mitteilung mit lebhafter

Befriedigung entgegengenommen und geäußert habe: Jetzt erst könne er erklären, daß kein allgemeiner Krieg zu befürchten sei, dessen Möglichkeit in England so sehr beunruhigt habe. Am Tage nach seiner Rückkehr von Reichstadt suchte Andrássy den deutschen Botschafter Stolberg auf, um ihm vertraulich mitzuteilen, daß Österreich für den Fall eines russisch-türkischen Krieges wohlwollende Neutralität versprochen habe. Dafür habe sich Rußland damit einverstanden erklärt, daß im Falle eines Orientkrieges die Provinzen Bosnien und Herzegowina von Österreich-Ungarn besetzt und verwaltet werden sollten.

Ich hatte mir nach meinem Eintreffen in Wien mit freundlicher Erlaubnis meines Vaters eine Lippizaner Fuchsstute gekauft, die ich jeden Morgen im Prater ritt. Ich begegnete dort nicht selten dem Grafen Andrássy. Er hatte Spaß an meiner Stute, die sehr flott ging. Er forderte mich nicht selten auf, mit ihm zu reiten, wobei er sich freundlich mit mir unterhielt. Am Morgen nach seiner Rückkehr aus Reichstadt trafen wir uns wieder zu Pferde. Mit sichtlichem Stolz, strahlend sagte er zu mir: „Stolberg wird Ihnen erzählt haben, daß ich mich mit den Russen arrangiert habe. Ich habe nicht die Dummheit wiederholt, die Buol während des Krimkrieges machte, wo er die Russen tief verletzte, ohne für Österreich einen realen Vorteil zu erzielen. Die Erwerbung von Bosnien und der Herzegowina ist in politischer, wirtschaftlicher und strategischer Hinsicht gleich erfreulich und wichtig. Namentlich Bosnien ist ein magnifikes, ein sehr entwicklungsfähiges Land mit einer schön gelegenen Hauptstadt, Sarajewo. Wir knüpfen an die großen Traditionen von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, an.“ Der k. und k. Minister ahnte nicht, daß in diesem „schön gelegenen“ Sarajewo ein Menschenalter später der Erbe der österreichischen Krone ein frühes und grausames Ende finden sollte. Er ahnte ebensowenig, daß diese Ermordung der Ausgangspunkt für einen vierjährigen Krieg sein würde, einen Weltkrieg, den fürchterlichsten Krieg, der die Menschheit seit dem Dreißigjährigen Kriege heimsuchte, und daß in diesem Weltkriege das alte habsburgische Reich und mit ihm das Reich der Stefanskrone, Ungarn, und die madjarische Vorherrschaft zugrunde gehen würden.

Türkisches Blutbad in Bulgarien

Die Türken haben die Ähnlichkeit mit manchen wilden Tieren, daß sie trotz einer gewissen Gutmütigkeit nach langer Passivität plötzlich in sinnlose Wut geraten können. Wie sie später, im 20. Jahrhundert, durch ihre bestialische Niedermetzelung der Armenier viele Sympathien einbüßten, so richteten sie im Juni 1876 in Bulgarien ein Blutbad an, das in Europa große Erregung hervorrief. Namentlich in England entstand ein ungeheurer Lärm. Das englische Volk hat zweifellos menschenfreundliche Regungen und Gesinnungen. Es gibt kaum ein Volk, das so allgemeiner und tiefer Entrüstung fähig wäre. Aber diese Entrüstung pflegt sich nur in einer

Richtung zu entladen, die für die spezifisch englischen Interessen nicht gefährlich ist. Gladstone machte sich zum Sprachrohr der englischen Empörung über die bulgarischen Greueltaten der Türken. Er sprach und schrieb mit der wundervollen Beredsamkeit und dem tiefen sittlichen Ernst, die ihm eigen waren, gegen die fluchwürdigen türkischen „Atrocities". Überall fanden „Entrüstungs-Meetings" statt. Die in England trotz seiner damaligen eher türkenfreundlichen Tory-Regierung mehr und mehr um sich greifende antitürkische Agitation machte Serbien und Montenegro Mut. Beide erklärten der Türkei den Krieg, der für die Montenegriner glücklich, für die Serben trotz des starken Zuzugs russischer Freiwilliger ungünstig verlief.

XXIX. KAPITEL

Gesellschaftliches Leben in Wien • Volksgarten und Prater • Kuraufenthalt in Montreux und San Remo • Versetzung als Geschäftsträger nach Athen • Weihnachten auf Korfu Paxos • Übernahme der Dienstgeschäfte in Athen

An unserer Botschaft in Wien begegnete ich zum zweitenmal der Gräfin Marie Dönhoff, deren wundervolle Augen ich gerade ein Jahr vorher in Florenz aus der Ferne bewundert hatte. Damals würdigte sie mich keines Wortes. Jetzt sahen wir uns öfter. Ihr Gatte war Erster Sekretär der Botschaft, zu deren Zweitem Sekretär ich ernannt worden war. Ich beobachtete mit Erstaunen, daß sie, die in meinem Alter stand, also in der ersten Jugend, geistig weit über ihre Jahre gereift war. Für deutschen Geist und deutsche Literatur besaß sie, die Italienerin, ungewöhnliches Verständnis. Sie kannte Goethe besser, als ihn die meisten deutschen Frauen und selbst viele deutsche Männer kennen. In meinen Lieblingsphilosophen, in Schopenhauer war sie tief eingedrungen. Von allen Seiten hörte ich ihre geniale musikalische Begabung rühmen. In dieser Beziehung durfte ich mir kein eigenes Urteil erlauben, da ich leider ganz unmusikalisch bin. Aber ich fühlte und begriff, daß das ganze Wesen dieser seltenen Frau Musik war. Der Mut, mit dem sie für die damals gerade in Wien viel und gehässig angefeindete Bayreuther Sache und den großen Meister von Bayreuth eintrat, imponierte mir. *Der Salon der Gräfin Dönhoff*

In ihrem ohne auffälligen Luxus, aber mit feinstem künstlerischem Verständnis eingerichteten Salon begegnete ich interessanten Leuten. Hier lernte ich den Dichter Adolf Wilbrandt kennen, der mir später ein Freund für mein ganzes Leben werden sollte. Hier begegnete ich zuerst Lenbach, dem großen Maler und guten Menschen. Hier sah ich den damals schon mehr als siebzigjährigen Gottfried Semper, den ausgezeichneten Architekten, dem Wien seine neuen Museumsbauten verdankt. Als Gottfried Semper, Richard Wagner und Gyula Andrássy hier einmal zusammen zu Tisch geladen waren, stießen sie mit bedeutungsvollem Lächeln mit ihren Gläsern an. Sie waren alle drei 1849 zum Tode verurteilt worden, Wagner und Semper in Dresden, Andrássy in Arad. Hier traf ich den an Wuchs kleinen, an koloristischer Begabung als Maler und an Originalität großen Hans Makart. Er war Salzburger wie Mozart, aber *Makart*

weniger liebenswürdig, als dieser gewesen sein soll. Makart war sehr einsilbig. Als er einmal bei einem Souper eine Stunde lang neben der witzigen Schauspielerin Fräulein Gallmeyer gesessen hatte, ohne den Mund aufzutun, sagte sie endlich zu ihm: „Makart, sprechen wir von etwas anderem." Ich erfreute mich an dem sprühenden Witz des alten Villers, der es in der diplomatischen Karriere nicht weiter als bis zum Sekretär der Sächsischen Gesandtschaft in Wien gebracht hatte, der aber mehr Geist besaß als zwanzig Durchschnittsdiplomaten zusammen.

Wiener Gesellschaft

Unter den Freundinnen der Gräfin Marie Dönhoff erweckte die Gräfin Katinka Andrássy durch ihre Schönheit Aufmerksamkeit, durch ihren starken und vorurteilslosen Geist Interesse. Sie hing mit großer Liebe an ihrem Gyula. Die beiden waren sich zwanzig Jahre früher in Paris begegnet, Katinka als junge siebenbürgische Komteß Kendeffy, die viel auf der Österreichischen Botschaft verkehrte, Gyula als exilierter siebenbürgischer Rebell, der von derselben Botschaft vigiliert wurde, die später von ihm Erlasse und Instruktionen erhalten sollte. Eine andere interessante Dame im Salon der Gräfin Dönhoff war die Gräfin Marie Festetics, die intime Freundin des Grafen und der Gräfin Andrássy und langjährige vertraute Hofdame der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Der österreichische Geschichtschreiber Heinrich Friedjung sagte mir später einmal, die Gräfin Marie Festetics wisse mehr, Wichtigeres und Interessanteres über die Österreichische Geschichte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als die ganze Wiener Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Häufige Gäste der Gräfin Dönhoff waren die vier Schwestern Liechtenstein, wie sie in Wien genannt wurden, die verwitwete Fürstin Anna Trautmannsdorff, die Prinzessin Franziska Arenberg, die Fürstin Marie Kinsky und die Fürstin Elise Salm. Namentlich letztere war meiner Frau und später auch mir bis zu ihrem bald nach meiner Ernennung zum Botschafter in Rom erfolgten zu frühen Tod eine treue Freundin. Sie war eine jener Frauen, wie Wien sie hervorbringt, eine Frau von vollkommener Natürlichkeit und angeborener Vornehmheit und deshalb von sicherem Takt, die Anmut mit originellem Geist verband, die vor allem, und zwar nicht nur in Worten, sondern wirklich, das vielgerühmte „goldene Wiener Herz" besaß.

Ich durfte die Gräfin Marie Dönhoff von Zeit zu Zeit in den Stadtpark oder in den Volksgarten begleiten. Den Volksgarten hatte Kaiser Franz (Gott erhalte Franz den Kaiser) nach dem deutschen Befreiungskriege für seine lieben Wiener angelegt. Diesen Beweis landesväterlichen Wohlwollens erhielten sie im Jahre der Karlsbader Beschlüsse, der Einführung der Zensur für Zeitungen und Bücher, der Auflösung der patriotischen Burschenschaften und des Verbotes des Körper und Geist stärkenden Turnens. Trotz-

dem scheint Altösterreich von der Überzeugung erfüllt gewesen zu sein, daß Kaiser Franz ein großer Monarch war. Auf seinem Monument in der nicht weit vom Volksgarten entfernten k. k. Hofburg geleiten die Religion und der Friede, die Gerechtigkeit und die Tapferkeit den im prächtigen Ornat des Ordens vom Goldenen Vlies seinen Untertanen entgegenreitenden Herrscher. Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Berg- und Hüttenbau knien in Hochrelief zu seinen Füßen. Ein Mailänder, Signor Marchese, ein Sohn derjenigen Stadt, die zuerst die Fahne des Aufruhrs gegen Altösterreich erheben sollte, formte das grandiose Monument. Als Inschrift stehen auf der Vorderseite die Worte, mit denen das Testament des „guten" Kaisers Franz begann: „Populis meis amorem meum." Kaiser Franz, um dessen Erhaltung die österreichische Volkshymne in so rührenden Tönen bat, war gewiß davon überzeugt, daß er trotz glatter Ablehnung aller konstitutionellen Wünsche und liberalen Ideen im Grunde recht beliebt sei.

Im Stadtpark hatte die Gräfin Marie Dönhoff Freude an den frischen Rasenplätzen, am Schwanenteich, vor allem an den Blumenbeeten auf beiden Ufern der anmutigen Wien, die innerhalb der Stadt in die Donau mündet. Sie blieb immer vor der Marmorstatue von Franz Schubert stehen, dessen Musik sie so sehr liebte. Ich freute mich ihrer Verehrung für den deutschen Meister Schubert, ihrer Liebe für Bäume und Blumen wie ihrer nie banalen und noch weniger gezierten, aber stets interessanten und geistvollen Unterhaltung. Ich erinnere mich eines Ausflugs, der von Herren und Damen der Deutschen Botschaft mit einigen österreichischen Freunden und Freundinnen an einem schönen Julitage auf der Donau nach dem freundlichen Nußdorf unternommen wurde. Die Gräfin Marie saß vorn im Schiff. Die Sonne beleuchtete ihr süßes, noch kindliches und doch schon nachdenkliches Gesicht. Sie trug einen Florentiner Strohhut, der mit Kirschen garniert war. Ich stand in einiger Entfernung von ihr und konnte kein Auge von ihr abwenden. So werden meine Augen noch in meiner letzten irdischen Stunde diese wunderbare Frau vor sich sehen, die einzige Frau, die ich wirklich geliebt habe.

Im Bann der Fürstin Y.

Ich frage mich heute, wie es möglich war, daß so viel Liebreiz mich nicht schon damals stärker anzog. Ich stand wohl noch mehr, als ich glaubte, im Bann der Fürstin Y., die mir fast täglich schrieb, leidenschaftlich, sehnsüchtig, immer melancholisch, oft zu Tode betrübt. Ich besuchte sie fast jede Woche von Wien aus auf ihrem Landschloß. Als ich im Herbst dort wieder einmal weilte, erhielt ich ein Telegramm meines Vaters aus Berlin, in dem er mir den Wunsch ausdrückte, mich zu sprechen. Nach meiner Ankunft in Berlin musterte er mein Aussehen und fand mich blaß, auch heiser. Der von ihm befragte Hausarzt konstatierte einen Lungenspitzen-

katarrh, der noch nicht sehr bedenklich sei, aber Schonung und Pflege erheische. Am nächsten Tage fand eine nochmalige Untersuchung statt, die damit endigte, daß der Arzt meinen weiteren Aufenthalt in dem zugigen und staubigen Wien für gefährlich erklärte und dringend zu einem baldigen und mehrwöchigen Aufenthalt am Genfer See oder, noch besser, an der Riviera riet.

Schmerzlicher als das Ergebnis dieser Konsultation war für mich, daß mein Vater bei dieser Gelegenheit zum erstenmal rückhaltlos meine allzu häufigen Besuche im Schlosse Y. zur Sprache brachte. Ich hätte nicht das Recht, sagte er mir, ohne Schärfe, ohne ein verletzendes Wort für die schöne Fürstin Y., aber mit tiefem Ernst, eine von mir verehrte Frau zu kompromittieren oder gar ihr Leben zu zerstören. „Von einer Heirat kann natürlich nicht die Rede sein. Du bist weit jünger als die Fürstin Y. Du bist erst vor einem halben Jahr Legationssekretär geworden. Das bedeutet noch keine Stellung, nicht einmal eine sichere Anwartschaft auf eine solche vor zehn bis fünfzehn Jahren. Du hast kein eigenes Vermögen. Du hast einer an Reichtum und Luxus gewöhnten, sehr verwöhnten Dame, die ein prächtiges Schloß auf dem Lande, ein elegantes Stadthaus, die Diamanten und Perlen, die alles hat, was Menschenbegehr, außer deiner Verliebtheit gar nichts zu bieten. Von deiner Christenpflicht will ich gar nicht reden. Aber deine Pflicht als Ehrenmann ist, einer Frau, die du aus glänzenden Verhältnissen herausreißen würdest, ohne ihr eine gesicherte Zukunft bieten zu können, reinen Wein einzuschenken. Wahr sein — vor allem wahr gegen sich selbst —, darauf kommt alles im Leben an.“ Mein Vater verlangte von mir mein Ehrenwort, daß ich der Fürstin Y., wenn ich den Genfer See oder die Riviera aufsuchte, nicht erlauben würde, mich dort zu besuchen. Noch weniger dürfe ich sie wieder aufsuchen. „Eure Wege müssen sich trennen, das verlangt von dir nicht allein dein Vater, das verlangt die Vernunft, das fordern deine Ehre und deine Pflicht.“

Der Brief, den ich noch in derselben Nacht an die Fürstin schrieb, wurde mir schwer. Ich sagte ihr mit einiger Übertreibung, aber vollkommen aufrichtig, daß sich selten oder nie ein Mensch in einem schwereren Konflikt zwischen Ehre und Liebe befunden habe als ich. Ich dächte mit jenem französischen Marquis des achtzehnten Jahrhunderts: „Ma vie à madame.“ Aber wie dieser müsse ich hinzufügen: „Mon honneur à moi.“ Wenn ich es bis zu einer Scheidung zwischen ihr und ihrem Gatten kommen ließe, würde ich nicht nur unvernünftig handeln, sondern unehrenhaft, da ich ihr keine gesicherte Zukunft bieten könne. Wäre ich dazu in der Lage, so würde ich keinen Augenblick zögern, ihr Leben mit dem meinigen zu verbinden. Aber ohne eine solche Möglichkeit ihr Leben zu zerstören, könne ich weder mit meinen Ehrbegriffen vereinigen, noch über das Herz bringen. Als

Antwort erhielt ich ein Telegramm, worin mich die Fürstin beschwor, ihr eine mündliche Aussprache zu ermöglichen. Die Unterredung dauerte bis vier Uhr morgens. Sie war für uns beide sehr schmerzlich. Die Fürstin war weniger gereizt, als ich gedacht hatte, aber sie weinte und schluchzte unablässig. „Wenn Frauen weinen" ist der Titel eines bekannten und recht hübschen Lustspiels. In diesem Falle aber handelte es sich nicht um eine Komödie, sondern um ein Trauerspiel. Ich versprach meiner Freundin, ihr jeden Tag zu schreiben. Aber auch hier war bei aller Willigkeit des Geistes das Fleisch schwach. Unser Briefwechsel schlief allmählich ein.

Vorgreifend will ich erwähnen, daß mir, als ich im Sommer 1878 zum Kongreß nach Berlin berufen wurde, die Fürstin Y. schrieb und mich einlud, sie auf dem Land zu besuchen. Ich ließ diesen Brief unbeantwortet und habe meine schöne Freundin erst fünfundzwanzig Jahre später wiedergesehen. Inzwischen war ihr Lebensschiff gescheitert. Wie dies in der Anlehnungsbedürftigkeit mancher in nicht glücklicher Ehe lebender Frauen begründet ist, hatte sie nach der Trennung von mir Trost in einer neuen Liebe gesucht und die stürmischen Huldigungen eines ritterlichen Jünglings akzeptiert, der viele gute, schöne und glänzende Eigenschaften besaß, aber nicht jene für das Leben vielleicht allerwichtigste, die der Franzose „esprit de conduite" nennt und die von den alten Griechen μῆτις genannt wurde. Gewohnt, immer und überall seinen Willen durchzusetzen, hatte er sie zur Scheidung von ihrem Gatten gedrängt, mit der festen Absicht, sie sodann zu heiraten. Als die Scheidung erfolgt war, unternahm er mit ihr in erklärlicher Verliebtheit, aber sehr unvorsichtigerweise, eine längere gemeinsame Reise, die Aufsehen machte und Anstoß erregte. Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, blieb zu ihrer Rettung nichts anderes übrig als eine sofortige Heirat, zu der ihm, gegenüber dem Widerstand seiner Eltern, im entscheidenden Augenblick die Entschlußkraft fehlte. So erfüllte sich das tiefe Wort von Honoré de Balzac, daß, wenn eine Frau den Eisenbahnzug der sozialen Konvention verläßt, sie sich meistens den Hals bricht.

Ein Wiedersehen

Als ich die Fürstin Y. wiedersah, war ich inzwischen Reichskanzler geworden. Ich verbrachte einen kurzen Urlaub in der italienischen Stadt, in der sie seit ihrer Scheidung lebte. Ihre Schwester, der ich zufällig bei einem Spaziergang begegnete, frug mich, ob ich die Fürstin nicht einmal aufsuchen wollte. Als ich in ihre Wohnung trat, empfand ich wie Faust, der Gretchen im Kerker besucht: „Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer, und ihr Verbrechen war ein guter Wahn." Ihre Wohnung war kein Kerker. Aber wenn ich die zwei kleinen „camere mobiliate" betrachtete, in denen sie nun schon seit zwanzig Jahren ihr Leben verträumte, so erfaßte mich ein Schauer. Verwaschene Gardinen, ein abgetretener Teppich, unsaubere Tapeten, als Schmuck an der Wand ein mäßiges Bild ihres Vaters, das

einzige Stück ihrer schönen Einrichtung, das man ihr nach ihrer Scheidung gelassen hatte. Ich hatte schon von verschiedenen Seiten gehört, daß sie mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, da ihre Berater unbesonnenerweise bei ihrer Scheidung keine Apanage für sie ausgemacht hätten, ihr geschiedener Gatte sich weigere, eine solche zu zahlen, und ihre eigenen Verwandten auch keine Lust hätten, ihr zu Hilfe zu kommen. Die sogenannte „gute Gesellschaft" der Stadt, in der sie lebte, hatte sich mit der Härte und der Heuchelei, die überall der „guten Gesellschaft" eigen sind, gänzlich von der armen Frau zurückgezogen. Nach dem Skandal, den die Begleitumstände ihrer Scheidung hervorgerufen hatten, wünschten auch ihre deutschen Verwandten nicht, sie bei sich aufzunehmen. Körperlich fand ich die Fürstin Y. nicht allzu sehr verändert. Sie hatte noch immer ihre elastische Gestalt, ihre schmalen, weißen Hände und ihre auffallend kleinen Füße. Sie hatte noch dieselben in blau und in schwarz schillernden und schimmernden Sirenenaugen, die so viele Köpfe verdreht hatten. Aber aus ihrem Gesicht sprach statt des früheren harten Stolzes und der alten Sicherheit eine Hilflosigkeit, eine Hoffnungslosigkeit, eine dumpfe Verzweiflung, die mich erschütterten. Sie frug mit ihrer mir wohlbekannten Stimme, die mir wie aus einer anderen Welt zu kommen schien: „Wissen Sie, daß wir uns fünfundzwanzig Jahre nicht mehr gesehen haben? Das ist eine lange, eine sehr lange Zeit, ein Vierteljahrhundert. Wo sind Sie heute! Und wo bin ich! Wie ist es möglich, daß wir uns nie wiedersahen? Hatten Sie den grünblauen Wolfgangs-See ganz vergessen? Und Ischl? Und das Rauschen der Traun? Wir konnten uns doch als gute Freunde wiederfinden." Es gibt Situationen, wo es das beste ist, wie Nietzsche dies empfiehlt, miteinander zu schweigen. Aber endlich konnte ich unser beiderseitiges Schweigen nicht mehr ertragen. „An jedem Abend", hub ich an, „verlassen in Berlin um dieselbe Zeit zwei Schnellzüge denselben Bahnhof. Während einer halben Stunde, bis Zehlendorf, fahren sie nebeneinander. Dann nimmt der eine Zug die Richtung nach Westen, der andere fährt nach Osten. Der Reisende im ersten Zug ist am nächsten Morgen in Köln, der im andern Zug ist in Breslau. Am nächsten Abend ist der eine in Paris, der andere in Warschau. Am übernächsten Morgen ist der nach Westen fahrende Reisende in Biarritz, der nach Osten fahrende in Moskau. Und am dritten Tage ist der eine in Madrid, der andere im Ural. Und Ural und Manzanares sind sehr weit voneinander entfernt." Das war ziemlich banal. Jedenfalls blieb es ohne Wirkung. Sie schwieg weiter. Ich hub noch einmal an: „Wilhelm von Humboldt hat schön gesagt, es komme weniger auf das an, was einem passiere, als auf die Art und Weise, wie man es trüge." Dieses Zitat wirkte noch weniger. Ach, die Philosophie hat bekanntlich noch nie eine Träne getrocknet. Ihre Schwester, die mich begleitet hatte, machte mir ein

Zeichen, daß es für mich Zeit sei, zu gehen. Ich küßte der Fürstin beide Hände, dann wandte ich mich zur Tür. In dem Augenblick, wo ich das Zimmer verließ, warf sie mir einen langen, einen guten und innigen Blick zu. Sie war der Konfession nach katholisch, aber seit ihrer Jugend religiös völlig indifferent. Trotzdem machte sie in der Richtung, wo ich stand, dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes. Ich habe sie nie wiedergesehen. Sie hat noch zwölf Jahre gelebt. Dann erst hat sie, nicht lange vor dem Beginn des Weltkrieges, der Tod erlöst, nachdem sie über dreißig Jahre, vor dem Tode den Toten gleich, ein Leben geführt hatte, das kein Leben war.

Herbst in Montreux

Ich kehre zurück zu den Lebenden, von denen Schiller sagt, daß sie recht haben, und zwar nach Montreux, wohin mich im Herbst 1876 die Ärzte und mein guter Vater geschickt hatten. Dort angekommen, beschloß ich, für meine geistige Beschäftigung einen Stundenplan zu entwerfen und ihn ebenso genau einzuhalten wie die Inhalationen und Bepinselungen, die ich für meinen Hals zu machen hatte. Ich las zwei Bücher, die mir einen bleibenden Eindruck machten: „History of Civilisation" von Buckle, ein Buch, das aus meinem Gehirn manche irrige Idee fortfegte und mich an nüchternes Denken und an die induktive Methode gewöhnte. Ich las gleichzeitig Taine, seine „Philosophie de l'Art", seine „Histoire de la Littérature anglaise" und den ersten Band der „Origines de la France contemporaine", die meisterhafte Abhandlung über das Ancien régime. Henry Thomas Buckle und Hippolyte Taine sind zwei Schriftsteller, die man von Zeit zu Zeit immer wieder lesen sollte, um nicht geistig einzurosten. Ich las vor allem, mit dem Bleistift in der Hand, jede Seite annotierend und über jeden Satz nachdenkend, das monumentale Werk von Ludwig Hahn über das politische Leben und Wirken des Fürsten Bismarck. Ich bewohnte ein kleines Zimmer, unmittelbar am See gelegen, aus dessen Fenster ich meine alte Freundin, die Dent du Midi erblickte.

Nach San Remo

So wohl es mir auch an meinem lieben Genfer See gefiel, so siedelte ich doch, als es kälter wurde, nach San Remo über. Dort hielt ich an dem Stundenplan fest, den ich mir am Genfer See entworfen hatte. Nur daß ich mich außer Taine und Buckle auch Renan zuwandte. Ich las seine „Essais de Critique et de Morale", die schönen Aufsätze über den Baron Silvestre de Sacy, den bedeutenden Orientalisten, der nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs einer der Führer der aufsteigenden liberalen Richtung wurde, über Victor Cousin, den Begründer der eklektischen Schule, über Augustin Thierry, einen der größten französischen Geschichtschreiber, groß nicht allein durch wissenschaftlichen Ernst, sondern auch durch vollendete Form, Klarheit und Geschmack. Zu dem Besten, was Renan geschrieben hat, gehört sein Aufsatz über Lammenais und die Schwenkung, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die

Politik der römischen Kurie, die für das Kommende immer eine feine Witterung gehabt hat, von ihrem früheren aristokratisch-monarchisch-feudalen Standpunkt zu Verständnis für demokratische Ideen und zu Anpassung an demokratische Ziele und, wo es ihr nützlich schien, sogar an republikanische Institutionen führte.

Renan hat vielfach anregend auf mich gewirkt. Ich habe mir durch seine Bibel-Kritik meinen Glauben an Jesus Christus und sein Wort nicht rauben lassen, sehe aber in ihm einen jener französischen Prosaisten, deren Lektüre gerade dem Deutschen zu empfehlen ist. Hier kann er lernen, daß Gründlichkeit nicht Schwerfälligkeit bedeutet, Ernst noch lange nicht Pedanterie. Hier kann er Ironie lernen, jene höfliche, geschmackvolle, feine Ironie, der gegenüber wir Deutsche vielleicht deshalb so empfindlich sind, weil wir sie selbst nicht so recht anzuwenden verstehen. Man vergleiche mit der feingeschliffenen Polemik eines Renan die geschmacklosen Grobheiten und plumpen Gehässigkeiten, die, noch dazu nicht wenig stolz auf unsere Ehrlichkeit, unseren Freimut und unsere wissenschaftliche Methode, deutsche Gelehrte dem Gegner an den Kopf zu werfen lieben. Charakteristisch für die Art, in der die Franzosen Feinheit und Geschmack des Stils bewerten, war, daß sie die Leitung ihrer Propaganda während des Weltkrieges nicht einem Abgeordneten oder Professor, sondern einem der glänzendsten Schriftsteller Frankreichs, Marcel Prévost, anvertrauten. Er war der Verfasser der „Lettres de Femmes", der „Nouvelles Lettres de Femmes", der „Demi-Vierges" und anderer reizender Schriften, die mancher deutsche Kritiker in die pornographische Literatur einreiht. Nun hat aber leider die französische Propaganda im Weltkrieg viel stärker und penetranter gewirkt als die vielen, von tiefer Überzeugung getragenen, in gelehrten Seminaren wissenschaftlich geprüften Bücher, Broschüren und Zeitungsartikel der Werner Sombart und Hans Delbrück, Haller und Lasson, Meinecke und Troeltsch, der Breysig und Gebrüder Weber e tutti quanti, die im Ausland die wenigsten beachtet oder gar gelesen haben.

Außer Taine, Buckle und Renan las ich mit Vorliebe die „Maximes" des Duc de La Rochefoucauld, die „Pensées diverses" von Montesquieu und die „Oeuvres choisies" von Vauvenargues. Ich ließ sie zusammen binden und schrieb auf die erste Seite als Mahnung zwei Worte von Vauvenargues: „Les gens vains ne peuvent être habiles car ils n'ont pas la force de se taire", und „L'activité porte les hommes à la gloire, les petits talents, la paresse, le goût des plaisirs, la vanité les fixent aux petites choses."

Bei meinen Spaziergängen in der Umgebung von San Remo trug ich das Kompendium gern in der Tasche. Wenn ich zu der weißen Madonna de la Costa emporgestiegen war oder zu der Madonna della Guardia auf dem Capo Verde, von wo aus man bei klarer Luft und gutem Willen als kleinen

fernen Punkt am Horizont Korsika erblicken konnte, holte ich mein Buch hervor und suchte in dieser Umgebung bei solcher Aussicht doppelt gern Belehrung bei so erfahrenen Männern wie Montesquieu, Vauvenargues und La Rochefoucauld. Als ich in jener Zeit auf dem Corso von San Remo schlenderte, ahnte ich nicht, daß diese Straße zwölf Jahre später die Via dolorosa für unsern lieben Kaiser Friedrich werden sollte, daß er hier grausame körperliche Leiden und, schlimmer als das, unsägliche seelische Qualen erdulden sollte. Und mit ihm sollte Deutschland leiden, dem dieser edle, verständige Fürst zu früh, viel zu früh entrissen wurde.

Mit den Kurgästen von San Remo verkehrte ich wenig, wie ich auch in früheren Zeiten mich bei Reisen selten an andere anschloß. Die einzige Ausnahme, die ich in San Remo machte, war für ein zwölf- oder dreizehnjähriges, verwachsenes und kränkliches Mädchen, um das sich niemand kümmerte als seine selbst leidenden und sehr bescheidenen Eltern. Ich lehrte das Kind das Dame-Spiel und spielte abends im Lesezimmer mit ihr. Ich erzählte ihr auch Märchen, abwechselnd orientalische, phantastische Märchen und liebe deutsche Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm. Wenn ich das Lesezimmer betrat, blickte mir das Kind mit großen, erwartungsvollen Augen entgegen, wenn ich ihr Gutenacht sagte, machte sie einen kleinen Knix und schien sehr betrübt.

Versetzung nach Athen

Als ich Mitte Dezember von der Madonna della Guardia in mein Hotel zurückkehrte, fand ich einen Brief meines Vaters, der mir meine Versetzung nach Athen ankündigte. Es hieß in diesem Brief, der kaiserliche Gesandte in Athen, Herr von Radowitz, sei für längere Zeit in das Auswärtige Amt als Hilfsarbeiter berufen worden; der Sekretär der Gesandtschaft, Herr von Hirschfeld, müsse nach Konstantinopel versetzt werden, wo durch die von uns übernommene Vertretung der russischen Interessen eine Verstärkung des Personals notwendig geworden sei. Ich möge mich unverzüglich nach Athen begeben, um dort die Leitung der Mission zu übernehmen. Gütig und weise wie immer fügte mein Vater hinzu, es sei für meine dienstliche Ausbildung nützlich, schon in jungen Jahren selbständig eine Mission zu leiten. Die weitere Haltung des bisher neutral gebliebenen griechischen Königreichs und des von Athen beeinflußten hellenischen Elements im Türkischen Reich sei für den Ausgang des Russisch-Türkischen Krieges nicht ohne Bedeutung. Ich fände Gelegenheit, interessante Berichte zu schreiben. Ich möge die Augen auf- und die Nerven zusammenhalten. Toujours en vedette, aber ohne excès de zèle, damit er „wieder" mit mir zufrieden sein könne. Mein Vater, der niemals ausschließlich in Politik aufgegangen war, betonte in diesem Brief an mich, er hoffe und erwarte, daß der Aufenthalt in Athen für meine weitere geistige Entwicklung und für meine allgemeine Bildung förderlich sein werde. Er erinnerte den jungen

Mann noch einmal an das Goethesche Wort, das er dem Knaben eingeschärft hatte, und empfahl mir, mich am Fuße der Akropolis am diamantenen Schilde der Griechen zu prüfen, um die Lücken meiner Bildung und wohl auch manche andere Unvollkommenheiten nicht nur meiner Bildung zu erkennen.

Ende Dezember 1876 reiste ich von San Remo ab, in der Tasche die Odyssee, im Hinblick auf die mir bevorstehende Seefahrt, die mich zu homerischen Gestaden führen sollte. Die Eltern meiner kleinen Freundin, die ich das Dame-Spiel lehrte, der ich Märchen erzählte, baten mich, das Kind nichts von meiner bevorstehenden Abreise merken zu lassen, da sie das gar zu sehr betrüben würde. Sie würden ihr nach meinem Fortgang sagen, daß der große Bismarck mir befohlen habe, sofort nach der schönen Stadt Athen abzureisen, um dort auf die unruhigen und bösen Griechen aufzupassen, damit sie keinen Unfug trieben. Ich bin nicht abgeneigt, zu glauben, daß die Zuneigung dieses armen, kranken und verwachsenen Mädchens zu mir inniger und jedenfalls reiner war als die mancher jener Weltdamen, deren ewig Weh und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu kurieren ist.

Genua

Am Tage vor Weihnachten verließ ich den schönsten Fleck der Ligurischen Küste. Ich fuhr über Porto Maurizio, Alassio und Savona nach Genua, der Stadt, in der mir zwei Jahre früher die Pracht italienischer Baukunst und der Zauber italienischer Natur zuerst entgegengetreten waren. Genova la Superba, die Stadt, wo Cristoforo Colombo und Giuseppe Mazzini das Licht der Welt erblickten, wo Camillo Cavour als junger Artillerieoffizier in Garnison stand, die Stadt, wo selbst Christian Friedrich Nicolai, dieser echte Repräsentant Berliner Spießbürgerlichkeit und Suffisance, sich zu dem Geständnis bewogen fühlte, daß Genua „allerdings" schöner sei, als es die kühnste Phantasie ersinnen könne. Von da ging es über Bologna und Ancona nach Brindisi längs des mir noch unbekannten Adriatischen Meeres, der im Laufe der Jahrhunderte von vielen Dichtern gefeierten Adria, die in unseren Tagen Gabriele d'Annunzio im Groll gegen Österreich das „amare Adriatico" nannte und wo sich jetzt nach dem Zerfall der habsburgischen Monarchie Südslawen und Italiener mißtrauisch in die Augen sehen.

Korfu

Ein schwankendes, rollendes und übelriechendes griechisches Schiff brachte mich in der Nacht von Brindisi nach Korfu. Aber üble Gerüche und mit ihnen die Seekrankheit schwanden, als am Morgen Korfu am Horizont auftauchte. Trübe lag's wie ein Schild in der dunkelwogenden Meerflut, heute wie in den Tagen des Odysseus. Ich bewunderte wieder die unerreichbare Plastik homerischer Naturschilderungen. Stolz und schroff überragte der Pantokrator Insel, Berge und Meer. Am Landungssteg von

Korfu erwartete mich der Wahlkonsul Fels, in dessen Haus ich einen gemütlichen deutschen Weihnachtsabend verlebte. Von keinem Teil des deutschen Volks war die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs, eines starken Deutschen Reichs, verständnisvoller und freudiger begrüßt worden als von den Auslandsdeutschen. Die kleinliche Kritik, das doktrinäre Besserwissen und die ganze Narrheit, mit der sich in der Heimat manche Deutsche die Freude am herrlichen Bismarckschen Reich vergällten, wurde von den Auslandsdeutschen, die von fernen Horizonten aus nur das Gradlinige und Große der Bismarckschen Schöpfung sahen, kaum begriffen.

Neben dem Konsul stand ein griechischer Hauptmann. Der Brave hieß Kokinos. Das Mißtrauen, das mir dieser Name wegen seiner fatalen Ähnlichkeit mit Coquin zunächst einflößte, erwies sich bald als unbegründet. Kokinos war mir während drei Tagen ein unermüdlicher und freundlicher Führer durch Korfu. So jugendfrisch wie in den Tagen der Nausikaa lag Korfu nicht mehr vor den Augen des Besuchers. Aber noch hatte keine melancholische Kaiserin Elisabeth dort das Achilleion erbaut und in diesem Schloß ihrem unglücklichen Sohn und ihrem Lieblingsdichter Heinrich Heine Denkmäler errichtet. Noch hatte Kaiser Wilhelm II. die Insel der Phäaken nicht mit seiner Unruhe, mit seiner immer zu zahlreichen Suite und seinen nicht immer glücklichen architektonischen Einfällen besucht. Der brave Kokinos führte mich durch Olivenhaine, wie ich sie so üppig noch nicht gesehen hatte, über grüne Wiesen, an deren Rainen der Asphodelos blühte und duftete, nach der Landzunge Canone. Er wies mir dort die Stelle, wo Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Nausikaa geruht hatte, sich des Königs von Ithaka anzunehmen, der splitternackt, in Ermangelung aller Kleidungsstücke nur einen laubichten Zweig vor sich haltend, ihr entgegentreten und eine wohlgesetzte Anrede an sie halten durfte, die gnädig aufgenommen wurde. Es waren glückliche Zeiten. Der Hauptmann Kokinos zeigte mir mit der frommen Gläubigkeit, mit der in Italien Reliquien und auf der Wartburg der von Dr. Martinus Luther herrührende Tintenfleck gezeigt werden, das Phäakenschiff, das Poseidon zur Strafe für die Rettung des bei dem Meergott schlecht angeschriebenen Odysseus im Angesicht der sehr erschrockenen Phäaken versteinert hatte. Dieses Phäakenschiff ist im Laufe der Jahrhunderte ein reizendes, mit den herrlichsten Zypressen bewachsenes Inselchen geworden, das Pontikonisi, Mäuseinsel, heißt.

Konsul Fels und Kokinos brachten mich nach mehrtägigem Aufenthalt auf Korfu wieder auf ein Schiff, diesmal auf einen Triester Lloyddampfer, und weiter ging die Fahrt. Paxos kam in Sicht. Ich gedachte der Sage vom Tode des Pan. Es war in den Tagen des Tiberius, als ein griechisches

Handelsschiff, das nach Italien fuhr, durch eine Windstille in der Nähe dieser Insel festgehalten wurde. Es war Abend. Die Passagiere zechten, lachten und sangen. Plötzlich vernahm man von Paxos her eine Stimme, die den Steuermann anrief, einen Ägypter, der Thamos hieß. Allgemeine Verwunderung. Dem biederen Thamos war die Sache nicht geheuer. Er gab erst auf den dritten Anruf eine zögernde Antwort. Darauf rief eine heisere Stimme vom Land zum Schiff: „Wenn du an Palodos vorüberkommst, so melde dort, daß der große Pan gestorben ist." Alle befiel ein Schauer. Sie stritten darüber, ob dieser seltsame Auftrag ausgeführt werden solle oder nicht. Thamos, ein vorsichtiger und gottesfürchtiger Mann, entschied, daß, wenn der Wind günstig sei, er still an Palodos vorbeifahren wolle. Sollte aber wieder eine Windstille eintreten, so werde er darin einen Wink der Götter erblicken und der geheimnisvollen Stimme gehorchen. Als das Schiff sich Palodos näherte, flaute der Wind von neuem ab. Alle Segel hingen schlaff. Da rief Thamos vom Hintersteven, so laut er konnte, zum Lande: „Der große Pan ist tot!" Sogleich erhob sich ein gewaltiges Jammern und Stöhnen, Laute des Erstaunens wurden vernommen, nicht wie von einem einzelnen, sondern wie von einer großen Volksmenge. Kaiser Tiberius, nach Tacitus ein übler Tyrann, nach Professor Adolf Stahr ein vortrefflicher Regent, hörte von dem Vorgang. Er fühlte sich beunruhigt und berief eine Kommission von Philosophen, die aber, wie die meisten Kommissionen, unverrichteter Sache auseinanderging. Schon dem Stiefvater des Tiberius, dem Kaiser Augustus, war die bevorstehende Weltwende angekündigt worden. Als nämlich der greise Augustus mit begreiflicher Wißbegierde die ihm befreundete Sibylle des Kapitols frug, wer sein Nachfolger sein würde, erwiderte sie: Vom Himmel werde der göttliche Sohn der Jungfrau kommen, um die Götzenaltäre zu stürzen und sein Reich in aller Welt aufzurichten. An der Stelle, wo dem Augustus diese Offenbarung wurde, ließ er einen Altar errichten mit der Inschrift: „Haec ara filii dei est." Es soll dies nach der Sage der Ursprung einer der ältesten und merkwürdigsten Kirchen von Rom sein, der Kirche Santa Maria in Aracoeli, wo in einer Kapelle das „Santo Bambino" gezeigt wird, dem zu Ehren in der Weihnachtszeit Kinder mit der rednerischen Begabung des italienischen Volkes schwungvolle Lobpredigten halten. Die Idee, Christi Geburt sei zur Zeit des Kaisers Augustus schon geheimnisvoll angekündigt worden, beherrschte das Mittelalter. Die Scholastik erblickte in der vierten Ekloge des Virgil ein Vorzeichen für die Geburt des Erlösers.

Ultima Cumaei venit jam carmicia aetas;
Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo.
Jam rediit Virgo; redeunt Saturnia regna;
Jam nova progenies coelo demittur alto.

In Wirklichkeit ist diese Ekloge ein artiges Carmen, das Virgil, wie sein Kollege und Freund Horaz im Verkehr mit den Großen dieser Erde ein Schmeichelkätzchen, an seinen hohen Gönner, den Konsul Pollio, richtete, als diesem ein Erbe geboren wurde. Wie sehr würde sich der brave Konsul Pollio gewundert haben, wenn ihm die Deutungen bekanntgeworden wären, zu denen das von ihm wahrscheinlich mit einigen gnädigen Dankesworten entgegengenommene und mit ein paar Goldmünzen entlohnte Geburtstagsgedicht auf sein in der Wiege schlummerndes Kind Jahrhunderte später Anlaß geben sollte. Auch die ausschweifendste Phantasie ist nicht imstande, die Folgen vorauszusehen, auch nur zu ahnen, die sich an dieses oder jenes bedeutende oder auch ganz unbedeutende Ereignis der Gegenwart im Laufe der Zeit knüpfen können.

In Athen

Während ich mit einigen deutschen Philologen und Archäologen, die wie ich nach Athen fuhren, solche Reminiszenzen und Betrachtungen austauschte, waren wir an Zante, der Blume der Levante, vorbeigekommen, hatten den Peloponnes umschifft und den Piräus erreicht. Ich erblickte den Pentelikon, den Hymettos, den Lykabettos, die Akropolis, den Parthenon. Was meinen Geist seit meiner frühesten Jugend oft beschäftigt hatte, was sich meiner Phantasie durch Betrachtung von Zeichnungen und Stichen eingeprägt hatte, sah ich nun leibhaftig vor mir. Aber ich war zu sehr gewissenhafter deutscher Beamter, um mich dem Zauber auch ergreifender Erinnerungen und gewaltiger Eindrücke hemmungslos hingeben zu können. Mein erster Gang war zur Kaiserlichen Gesandtschaft, um mir die Akten, die Kasse und das gesamte Inventar übergeben zu lassen, dies dem Auswärtigen Amt telegraphisch zu melden und mich dann an der Hand der Berichte meines Vorgängers über die Situation zu orientieren. Aus den Berichten ergab sich im Zusammenhang mit dem sonst vorliegenden Material an Mitteilungen des Auswärtigen Amtes sowie an Äußerungen der großen europäischen Presse ein mich einigermaßen orientierendes Bild.

XXX. KAPITEL

Die Orientkrisis 1876—1877 • König Georg von Griechenland • Das Diplomatische Korps in Athen • Besuch der Prinzessin von Wales in Athen • Das englische Geschwader Tod des österreichischen Gesandten Freiherrn von Münch • Einmarsch der Russen in Rumänien • Reise nach Olympia • Ausgrabungen • Professor Ernst Curtius • Beim griechischen Königspaar in Tatoi

Zirkular des Staatssekretärs v. Bülow

Seit dem Sommer hatte sich die Lage auf der Balkanhalbinsel erheblich verschärft. Unruhe und Spannung nahmen in ganz Europa zu. Am 6. Oktober hatte mein Vater ein längeres Rundschreiben an die preußischen Vertreter bei den deutschen Regierungen gerichtet. Gegenüber allen Versuchen ausländischer Quertreiber und inländischer Gefühlspolitiker, Deutschland aus seiner ruhigen und kühlen Reserve hervorzulocken, wurden in diesem Zirkular die Richtlinien der deutschen Politik dahin präzisiert: Nach dem Eintreten Serbiens und Montenegros in offene Feindseligkeit gegenüber der Pforte hätten sich alle Mächte dahin geeinigt, „zunächst" an dem Prinzip der Nichtintervention festzuhalten und dem Laufe der Ereignisse nicht vorzugreifen. Ihrer bisherigen Haltung in der Orientalischen Frage entsprechend, habe sich die deutsche Regierung dieser Tendenz nur anschließen können. Als der Moment für die Beendigung eines der Ruhe Europas vielleicht bedrohlichen Krieges sei einigen Mächten der Zeitpunkt erschienen, wo von türkischer Seite gegen die christlichen Bewohner des Balkans „unerhörte Greueltaten" verübt worden seien. Zumal sich gleichzeitig mehr und mehr herausgestellt habe, daß, wenn auch die türkischen Waffen im ganzen größere Erfolge aufzuweisen hätten, doch keine der streitenden Parteien kräftig genug sei, um den Gegner vollständig zu besiegen. Geleitet von der Überzeugung, daß unter solchen Umständen dem Blutvergießen ein Ende gemacht werden müsse, wonach die lebhaft erregte öffentliche Meinung in allen Ländern Europas laut verlange, hätten sämtliche Kabinette die ihnen von Serbien und Montenegro angetragene Mediation angenommen. Sie habe mit dem Versuch begonnen, in Konstantinopel auf die Einstellung der Feindseligkeiten hinzuwirken. Obwohl es nicht gelungen sei, einen definitiven Waffenstillstand durchzusetzen, hätten die Bemühungen der Mächte doch das Resultat

gehabt, daß in der zweiten Septemberhälfte sowohl auf dem serbischen als auf dem bosnisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz tatsächlich Waffenruhe eingetreten sei. Alle Mächte seien darüber einig gewesen, daß diese Frist geeignet erscheine, den förmlichen Waffenstillstand anzubahnen und auch die Annahme von Friedensvorschlägen zu erreichen. So völlig das Einvernehmen über das in dieser Richtung zu erstrebende Ziel gewesen sei, so hätten sich über die hierzu einzuschlagenden Wege doch zwischen den Mächten auseinandergehende Ansichten ergeben. Für die deutsche Politik müsse auch in dieser Lage das Festhalten an dem Einverständnis mit „unseren engeren Verbündeten" bestimmend sein. Wir hätten gegenüber einer politischen Frage, von der die Interessen Deutschlands nicht direkt berührt würden, lediglich in vermittelnder und wohlwollender Tätigkeit zwischen den uns gleich befreundeten Nachbarmächten Rußland und Österreich-Ungarn, die beide in weit höherem Grade an dem Schicksal des Osmanischen Reichs und seiner Bevölkerung beteiligt seien, Stellung zu nehmen.

Das Zirkular schloß mit den Worten: „So wenig danach zu verkennen ist, daß die augenblickliche Lage der orientalischen Angelegenheiten ernsthafte und schwierige Aufgaben für die europäischen Kabinette in sich schließt, so haben wir doch allen Grund, zu hoffen, daß die Elemente zur Verständigung stark genug sein werden, um Zerwürfnissen der Mächte untereinander auch ferner, wie bisher, vorzubeugen. Namentlich dürfen wir uns der Erwartung hingeben, daß Rußland und Österreich, die in besonderem Maße durch geographische Lage, historische Überlieferung und Stammesverwandtschaft von den Schicksalen des Türkischen Reichs in Mitleidenschaft gezogen sind, trotz teilweiser Verschiedenheit der Gesichtspunkte, durch die gegenwärtige Krisis zu einer Ausgleichung derjenigen Rücksichten und Pflichten gelangen werden, die jeder von ihnen zur Befriedigung seiner politischen und materiellen Interessen als maßgebend ansieht."

Ignatjews Ultimatum

Am 31. Oktober hatte der russische Botschafter in Konstantinopel, General Ignatjew, ein Ultimatum an die Pforte gerichtet, in dem erklärt wurde, daß der Botschafter, wenn nicht in zweimal vierundzwanzig Stunden ein effektiver und unbedingter Waffenstillstand von sechs Wochen bis zu zwei Monaten, der alle Kämpfenden umfasse, abgeschlossen würde und den Kommandanten der türkischen Truppen nicht peremtorische Weisungen zur unverweilten Einstellung aller militärischen Operationen erteilt würden, mit dem Personal der Botschaft Konstantinopel verlassen müsse. Die Pforte erschrak und bewilligte einen Waffenstillstand von zwei Monaten. Dieses entschiedene russische Auftreten in Konstantinopel entsprach der persönlichen Stellungnahme des Zaren.

Alexander II. und Lord Loftus

Am 2. September 1876 hatte Kaiser Alexander II. in seinem schönen Lustschloß Livadia dem englischen Botschafter Lord Loftus eine Audienz erteilt. Loftus war früher Botschafter in Berlin gewesen, wo ihn Bismarck wegen seines aufgeblasenen Wesens „Lord Pompous" zu nennen pflegte. Der Zar sagte dem Botschafter, er könne es nicht länger mit der Ehre, der Würde und dem Interesse Rußlands vereinbaren, sich die „mauvaise foi", die Ausflüchte und Zurückweisungen der Pforte gefallen zu lassen. Er wünsche sehnlichst, sich nicht von dem europäischen Konzern zu trennen, aber der jetzige Stand der Dinge sei unerträglich. Sei Europa nicht bereit, mit Festigkeit und Tatkraft zu handeln, so müsse er es allein tun. Alexander II. hatte sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß in England noch immer ein „eingebildeter Argwohn" gegen die russische Politik und eine beständige Furcht vor russischem Vorgehen und Erobern vorhanden sei. Er habe bei jeder Gelegenheit feierlich versichert, daß er keine Eroberungen wünsche und daß er insbesondere nicht die mindeste Absicht habe und nicht den kleinsten Wunsch, Konstantinopel zu besitzen. Alles, was über ein angebliches Testament Peters des Großen und über die Aspirationen der Kaiserin Katharina II. erzählt oder geschrieben würde, sei Täuschung und Hirngespinst. Solche Absichten hätten niemals wirklich bestanden. Er selbst würde die Eroberung Konstantinopels als ein Unglück für Rußland betrachten. Weder bei ihm noch bei seinem Vater sei davon die Rede gewesen. Das habe Kaiser Nikolaus im Jahre 1828 bewiesen, als er sein siegreiches Heer vier Tagesmärsche vor der türkischen Hauptstadt habe haltmachen lassen. Kaiser Alexander II. verpfändete Lord Loftus sein „heiliges Ehrenwort", daß er nicht die Absicht habe, Konstantinopel zu erwerben, und daß, wenn die Notwendigkeit ihn zur Besetzung eines Teiles der Türkei zwingen sollte, das nur „vorläufig" sein würde. Was die hier und da in England hervortretende Behauptung angehe, Rußland trage sich mit dem Plan einer künftigen Eroberung von Indien, so sei sie einfach abgeschmackt. Die Eroberung Indiens sei eine Unmöglichkeit. Konstantinopel zu besitzen, habe er weder den Wunsch noch die Absicht.

Die letztere, immer wiederholte Versicherung war natürlich cum grano salis zu verstehen. Eine glatte Lüge war sie nicht, auch keine bloße Flunkerei. Schon Kaiser Nikolaus I., der mehr Entschlossenheit besaß als sein sentimental angelegter Sohn, hatte an den Rand einer Denkschrift des russischen Ministeriums des Äußern, in der von Graf Nesselrode die Gründe zusammengestellt worden waren, die für die Erwerbung von Konstantinopel sprachen, mit fester Hand geschrieben: Die Erwerbung von Zarigrad (der russische Name für Konstantinopel) würde kein Glück für Rußland sein. Eine bloße Gouvernementshauptstadt wie Odessa oder Kiew könne Konstantinopel nicht werden. Eine dritte Reichshauptstadt neben

Petersburg und Moskau würde eine Schwächung für Rußland bedeuten. Der Schluß des Allerhöchsten Marginals hatte gelautet: „Ich selbst werde einen solchen Fehler nicht begehen. Gott bewahre meine Nachfolger vor einem solchen."

Reichstagsdebatte über die Orientkrise

Auch der Deutsche Reichstag hatte sich bereits mit der orientalischen Krisis beschäftigt. Mein Vater wurde am 8. November zu einer öffentlichen Erklärung über die Stellungnahme Deutschlands genötigt. Der bayrische Zentrumsabgeordnete Dr. Jörg, jener verbissene Partikularist, dessen unpatriotische Haltung im Juli 1870 ich seinerzeit beleuchtet habe, hatte der deutschen Politik gegenüber den Balkanwirren „Kurzsichtigkeit" und „Schwäche" vorgeworfen. Die orientalischen Wirren seien die Folge der Kriege von 1866 und 1870 und der durch diese hervorgerufenen „völligen" Vernichtung des europäischen Gleichgewichts. Bewaffnet bis an die Zähne, sehe das deutsche Volk trotz unerträglich schwerer Rüstung seine teuersten Interessen geopfert. Es sei an der Zeit, die allzu schwere deutsche Rüstung abzulegen, damit das deutsche Volk wieder aufatmen könne. Andernfalls würde es im Augenblick des nahe bevorstehenden europäischen Entscheidungskampfes schon ausgeatmet haben. Mein Vater betonte gegenüber den teils einfältigen, teils perfiden Ausführungen des Abgeordneten Jörg, daß die deutsche Politik vor allem eine Politik des Friedens sei. Sie mische sich nicht in fremde Angelegenheiten, sondern habe nur Deutschlands Ehre und Interesse im Auge, und ganz besonders bei Fragen, die uns nicht unmittelbar berührten. Das sei bisher die Politik des Reichs gewesen, und sie werde es bleiben. Unsere Stellung zu allen Mächten sei auf Vertrauen und Achtung begründet. Wir würden dafür sorgen, daß wir uns dieses Vertrauen und diese Achtung erhielten. Deutschland werde das Bollwerk des Friedens sein und bleiben. Und dies Bollwerk werde um so fester sein, je mehr die Regierung hoffen könne, daß sie das Vertrauen der Nation, das Vertrauen ihrer Vertreter haben, verdienen und bewahren würde. Unter Zustimmung der großen Mehrheit des Reichstages sprach der nationalliberale Abgeordnete Braun (Wiesbaden) sein Einverständnis mit den Darlegungen des Staatssekretärs von Bülow und sein Vertrauen zur auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck aus. „Und wenn wir diese Politik unterstützen", schloß Braun, „so erfüllen wir unsere Pflicht und Schuldigkeit besser als diejenigen, die, ohne gewiß zu sein, daß das Kapitol in Gefahr ist, es durch ihr Schnattern glauben retten zu können." Der Schluß der Ausführungen des Abgeordneten Braun rief bei der Mehrheit des Hauses lebhaften Beifall und große Heiterkeit hervor.

Rede Disraëlis

Am Tage nachdem mein Vater im Reichstage gesprochen hatte, hielt der englische Premierminister Benjamin Disraëli, seit zwei Jahren der Earl of Beaconsfield, im House of Lords eine große Rede. Er umgürtete sich, um

mit Ferdinand von Walter in „Kabale und Liebe“ zu reden, mit dem ganzen Stolz seines Englands. Frieden, führte er aus, sei eine speziell englische Politik. England sei keine angriffslustige Macht, denn es gebe nichts, was es wünschen könne. Aber andererseits gebe es kein Land, das so gut für den Krieg vorbereitet wäre. Was England wünsche, sei lediglich, das gewaltige Reich, das es aufgebaut habe und das ebenso durch Sympathie wie durch Macht existiere, aufrechtzuerhalten. England würde nie einen Krieg führen außer für eine gerechte Sache. Seine Hilfsquellen seien unerschöpflich. Ließe es sich auf einen Feldzug ein, so würde es die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Gerechtigkeit geübt worden wäre. Die Rede des englischen Premierministers atmete vom ersten bis zum letzten Wort jenen Geist des Imperialismus, des spezifisch englischen Nationalismus, dessen Vater Benjamin Disraëli war, der Enkel eines aus Venedig in England eingewanderten Juden.

Der Zar im Kreml

Noch einen Tag später hielt Kaiser Alexander II. an die Vertreter des Adels und der Stadtgemeinde in Moskau eine Ansprache, aus der die Selbstherrlichkeit des Autokraten sprach. Beim Beginn dieser Rede erteilte er den Serben und Montenegrinern Zensuren, den Montenegrinern eine gute, den Serben eine schlechte. Die Montenegriner hätten sich in dem ungleichen Kampf „wie immer“ als wahre Helden bewährt. Von den Serben könne er „leider“ nicht dasselbe sagen. Trotzdem hätten viele russische Freiwillige in den serbischen Reihen für die slawische Sache ihr Blut vergossen. Der Zar wisse, daß mit ihm ganz Rußland den lebhaftesten Anteil an den Leiden der Glaubens- und Stammesgenossen nehme, aber für den Monarchen seien „die wahren Interessen Rußlands“ am teuersten. Er wünsche „bis aufs Äußerste“ russisches Blut zu schonen. Wenn es den Mächten aber nicht gelänge, von der Pforte Garantien für eine tatsächliche Verbesserung der Lage der Christen im Orient zu erlangen, so habe er die feste Absicht, selbständig zu handeln. Er sei überzeugt, daß in diesem Falle ganz Rußland seinem Rufe Folge leisten werde. Er sei auch davon überzeugt, daß Moskau wie immer mit gutem Beispiel vorangehen werde. „Gott helfe uns, unsere heilige Mission durchzuführen!“ Zehn Jahre später hat mir der Direktor im russischen Auswärtigen Amt, Baron Jomini, der mit Gortschakow den Zaren nach Moskau begleitet hatte, über diese kaiserliche Rede nachstehendes erzählt. Der Kaiser sei in friedlicher Stimmung nach Moskau gefahren und habe, als er sich in den Kreml begab, seinem Kanzler, dem Fürsten Gortschakow, der im Eisenbahnwagen zurückblieb, versprochen, wenn überhaupt, „très-sagement“ zu reden, „sans aucune imprudence“. Der Anblick des begeisterten Moskauer Adels, die großen Erinnerungen des Kreml und die ganze Stimmung im Mütterchen Moskau hätten aber den Zaren überwältigt, und die Folge sei diese unvorsichtige Rede gewesen. Ein

neuer Beweis, wie gefährlich das autokratische System ist, wenn der Autokrat nicht sehr besonnen, sehr vorsichtig und völlig Herr seiner Nerven ist.

Äußerungen Bismarcks

Auch Fürst Bismarck hatte sich bereits geäußert. Er wählte hierzu jedoch nicht die Tribüne des Reichstags, sondern sprach sich über die orientalischen Verwicklungen mit souveräner Unbefangenheit bei einem Diner aus, das er dem Präsidium des Reichstags in seinem Hause gab. Er verzweifele noch nicht an der Erhaltung des Friedens. Sollte es trotzdem zum Kriege kommen, so würden Rußland und die Türkei wohl nach kurzer Zeit des Haders müde werden. Dann könne Deutschland vielleicht mit Aussicht auf Erfolg vermitteln. Jetzt an Rußland einen Rat zu erteilen, wäre mißlich, denn das könne die russische Nation verstimmen, und das würde viel schlimmer sein als eine vorübergehende Differenz mit der russischen Regierung. England werde schwerlich einen offenen Krieg mit Rußland führen, sondern höchstens einen offiziösen wie Rußland in Serbien. Wenn Österreich in den Krieg gezogen werde, wenn für dessen Bestand sich Gefahr zeigen sollte, so sei es der Beruf Deutschlands, für den Bestand Österreichs und überhaupt für den Bestand der jetzigen Landkarte einzustehen. Deutschland sei „die Bleigarnierung", welche die Figur immer wieder zum Stehen bringe. Österreich habe eine große Lebenskraft, eine größere, als manche meinten. Das habe er, Bismarck, auch Lord Salisbury neulich bei ihrer Begegnung gesagt, und das werde sich zeigen, wenn Kaiser Franz Josef unter Umständen sich selbst an seine Völker wenden sollte. In einer offiziösen Korrespondenz aus Berlin faßte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" die Nachtischäußerungen des Fürsten Bismarck kurz dahin zusammen: „Deutschland versucht vor allem den Frieden zu erhalten, wenn dennoch der Krieg ausbricht, diesen Krieg zu lokalisieren, wenn sein Verlauf die Interessen Österreichs bedrohen sollte, für Österreich einzutreten."

Meine kluge Petersburger Freundin, Missy Durnow, pflegte zu sagen, es gebe für einen Diplomaten zwei Arten von Wahrheit: die Wahrheit, die er in Reden, Unterhaltungen und Noten ausspreche, und dann die Wahrheit, die er für sich behalte. Diese Wahrheit nannte Madame Durnow „la vérité de derrière la tête". Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß Bismarck die Besetzung Konstantinopels durch die Russen nicht ungern gesehen hätte. Er hatte auch nichts dagegen, daß die Engländer ihre Flotte in die Dardanellen einlaufen ließen. Er fand die Politik des Grafen Andrássy lahm und äußerte vier Jahre später in meiner Gegenwart zu seinem Sohn Herbert: „Man pflegt zu sagen, in jedem Ungarn stecke ein Husar und ein Advokat. Nun, im Jahre 1877 operierte Andrássy mehr wie ein Advokat als wie ein Husar." Fürst Bismarck war aber viel zu weise und viel zu geschickt,

als daß er solche „pensées de derrière la tête“ auch nur indirekt nach außen hätte hervortreten lassen. In den Äußerungen Bismarcks waren für mich die großen Gesichtspunkte vorgezeichnet, unter denen ich die Haltung der griechischen Regierung zur Orientkrise zu beurteilen und die Bedeutung der offenbar reichlich verwirrten innern Politik Griechenlands zu bemessen hatte.

König Georgios und Königin Olga

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Athen wurde ich von König Georgios in besonderer Audienz empfangen. Er begrüßte mich als alten Bekannten, dem er schon in unser beider ersten Jugend in Rumpenheim und Frankfurt begegnet war. Der König hat mich während der ganzen Zeit meiner Tätigkeit in Athen mit immer gleicher Freundlichkeit und mit vollem Vertrauen behandelt. Er hatte von seinem Vater, dem König Christian IX. von Dänemark, die unerschütterliche Ruhe geerbt, von seiner Mutter, Luise von Hessen, einen feinen Verstand. Wie sein Vater war er ein vollkommener Gentleman. Damit imponierte er den Hellenen, von denen sich gerade das im allgemeinen nicht sagen ließ. Seine Gemahlin, die Königin Olga, war eine Tochter des Großfürsten Konstantin von Rußland. Sie war durch und durch Russin, streng orthodox, sehr vortrefflich, etwas naiv. Im Laufe einer längeren Unterhaltung frug sie mich einmal, ob es wirklich wahr sei, daß ihr Urgroßvater, der Kaiser Paul, keines natürlichen Todes gestorben sei. Sie habe das in einem französischen Buche gelesen, könne es aber nicht glauben, denn ihr Lehrer der russischen Geschichte habe ihr gesagt, Kaiser Paul sei, umgeben von der Liebe seines Volkes und besonders seiner Verwandten, als frommer Christ und ausgezeichneter Souverän in seinem Bett gestorben. Ich mußte Ihre Majestät darüber aufklären, daß Kaiser Paul von seinen General- und Flügeladjutanten stranguliert worden sei und daß seine Gemahlin und sein Herr Sohn um das Komplott gewußt hätten. Die Ehe zwischen dem König Georg und der Königin Olga war sehr glücklich, obwohl der König sich, ähnlich wie sein Schwager, König Eduard VII. von England, gelegentlich kleine Seitensprünge erlaubte. Als Georgs Sohn, der in dieser Beziehung dem Beispiel seines Herrn Vaters folgte, auch nach seiner Verheiratung mit Prinzessin Sophie von Preußen, der dritten Tochter des Kaisers Friedrich, ab und zu vom schmalen Pfad der Tugend abwich, erschien die junge Prinzessin Sophie bei ihrem Schwiegervater und frug ihn, wie sie sich in solcher Lage verhalten solle. Der König antwortete mit großem Ernst: „Das mußt du deine liebe Schwiegermutter fragen, die kann dir in dieser Beziehung die besten Ratschläge geben.“

Ich habe die Königin Olga viele, viele Jahre nachdem ich in Athen als Geschäftsträger gewirkt hatte, wiedergesehen. Sie verbrachte den Winter von 1924/25 in Rom, im Hotel Eden, das schräg gegenüber der Villa Malta

liegt. Sie war inzwischen fast ein halbes Jahrhundert älter geworden. Ihr Gemahl, der König Georg von Griechenland, war zehn Jahre früher in Saloniki ermordet worden. Ihr Sohn, der König Konstantin, wurde entthront und starb in der Verbannung. Ihr Enkel, der König Alexander, war in Tatoi eines rätselhaften Todes gestorben. Alle ihre griechischen Verwandten waren vertrieben oder tot. Ihren russischen Verwandten war es nicht besser ergangen. Vor mir stand eine ganz gebrochene Frau. Mit Wehmut erinnerte sie sich der glücklicheren Vergangenheit. Sie erzählte mir, ich hätte als Geschäftsträger in Athen noch so jung ausgesehen, daß man mich „das Kind" genannt habe. Ich mußte ihr erwidern, daß ich inzwischen leider ein recht altes Kind geworden sei. Der Zusammenbruch des Zarenthrons war ihr näher gegangen als der Sturz der griechischen Dynastie. Die Stellung der letzteren hatte sie immer für ziemlich prekär gehalten. An die Unerschütterlichkeit des Zarenthrons hatte sie geglaubt wie an das Evangelium.

Die fremden Vertreter

Im Diplomatischen Korps waren mir der englische Gesandte, der Hon. Stuart, und sein Sekretär Mr. Wyndham die Sympathischsten, wie ich überhaupt auf allen Posten am liebsten mit meinen englischen Kollegen verkehrt habe. Für den persönlichen Umgang, für sichere Freundschaft ziehe ich den Engländer jedem andern Fremden vor. Er ist zuverlässig, er hat gute Formen, er hat Takt. Der russische Gesandte Saburow war ein echter Slawe, geistreich, gewandt, verlogen, ganz unzuverlässig. „Il ment quand il ouvre la bouche", meinte Mr. Stuart von ihm. Er war mit einer Deutschen verheiratet, einer Gräfin Vitzthum, die durch und durch ehrlich, tugendhaft, aufrichtig, kurz eine Perfektion war. „C'est la vertu dans toute son horreur", pflegte er von ihr zu sagen. Es amüsierte ihn, sie, die immer noch in ihn verliebt war, wo und wie er konnte, zu ärgern. Bei Diners ließ er ein großes Blumenarrangement zwischen sich und seine Gattin auf den Tisch stellen, damit er ihr langweiliges Gesicht nicht vor sich sehe. Er setzte auch gern als Rôti auf die Menükarte: Dinde à l'Ambassadrice und ließ keinen Zweifel darüber, welche Ambassadrice ihn an die Pute erinnere. Natürlich nahm er es mit der ehelichen Treue nicht genau. Es gelang ihm, das Herz der Gattin des italienischen Konsuls im Piräus zu erobern. Die Frauen trugen damals, was die Franzosen „un cul de Paris", die Berliner einen „Puff" nannten. Unter diesen Puff der von ihm angebeteten Konsulin steckte Saburow die Liebesbriefe, die er an sie richtete. Eines Tages holte der Konsul eine feurige Liebeserklärung des Gesandten aus diesem eigenartigen Briefkasten hervor. Es kam zu einem Duell, bei dem der Gesandte von dem mit Recht erzürnten Konsul durch den Arm geschossen wurde. Saburow hat später Karriere gemacht. Er wurde russischer Botschafter in Berlin. Bismarck erkannte aber bald seine Unzuver-

lässigkeit, und gleichzeitig kam der russische Minister des Äußern, Herr von Giers, dahinter, daß Saburow auch gegen ihn intrigiere. Kaiser Alexander III., eine gerade Natur, entschied: „Saburow est une dangereuse canaille qu'il faut supprimer." Saburow wurde in Ungnade seiner Botschaft enthoben und verschwand im Dunkel des russischen Senats. Mit dem türkischen Gesandten Photiades hatte ich manche interessante Unterhaltung. Er war, wie viele Beamte der Pforte, Grieche und vertrat mit Eifer und nicht ohne Feinheit die Ansicht, daß es dem hellenischen Element unter ottomanischer Hoheit am besten ginge. So könne das Hellenentum nicht nur auf dem Balkan durch seine höhere Kultur sich Bulgaren, Serben und Rumänen assimilieren, sondern auch in Kleinasien seinen Besitzstand erweitern. Nach dem Zerfall der Türkei würden die Hellenen die Beute der Slawen und Rumänen werden.

Das griechische Parlament

Das griechische Parteigetriebe mutete den fremden Beobachter an wie eine Satire auf alles, was Parlamentarismus heißt. Ich habe oft an den griechischen Parlamentarismus zurückdenken müssen, als in Deutschland nach dem Sturz der Monarchie die damals regierenden Parteien: Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie, ihre ersten täppischen Gehversuche unternahmen. Ich habe in Athen erlebt, daß binnen achtundvierzig Stunden drei Kabinette nacheinander gebildet wurden, sofort nach ihrer Bildung ein Mißtrauensvotum erhielten, zurücktreten mußten, und daß das Spiel von neuem begann. Die absolute Abhängigkeit aller Angestellten von der gerade am Ruder befindlichen Parteiregierung ging so weit, daß, wenn ein neues Kabinett ins Amt trat, auch die polizeilich konzessionierten Stiefelputzer gewechselt wurden, die in dem staubigen Athen an jeder Straßenecke ihres Amtes walteten.

Wie standen Regierung und Volk zu der entscheidenden Frage: Soll sich Griechenland, dem Beispiel der Rumänen folgend, an dem Kriege gegen die Türkei auf russischer Seite beteiligen oder besser neutral bleiben? Der Wunsch der griechischen Regierung und aller Griechen war, möglichst viel zu erraffen und möglichst wenig zu riskieren. Als vor dem witzigen französischen Gesandten Tissot ein griechischer Politiker mit der Zungenfertigkeit und dem Pathos der Nachkommen des Demosthenes und Aeschines ausrief, que les Grecs voleraient très prochainement à la frontière, meinte Mr. Tissot trocken: „Ils voleront où et quand ils pourront, certainement, mais ils ne voleront pas à la frontière."

Englische Besuche

Im Frühjahr 1877 traf die Prinzessin von Wales zu einem längeren Besuch bei ihrem Bruder in Athen ein. Sie lief gern und sehr graziös Rollschuh. Im Schloßgarten wurde ein Skating-rink eingerichtet. Ich hatte oft die Ehre, dort mit der Frau Prinzessin zu laufen. Wie schon als Kind und bis in ihr hohes Alter war sie von immer gleicher Liebenswürdigkeit und

Anmut. Ihrer Hofdame, der nicht hübschen aber klugen Miß Charlotte Knollys, bin ich in meinem späteren Leben öfters wieder begegnet. Nicht lange nachher suchte der Herzog von Edinburgh, der zweite Sohn der Königin Victoria, mit einem größeren englischen Geschwader, das er kommandierte, für einige Wochen die griechischen Gewässer auf. Die Offiziere des Geschwaders machten aus ihren russenfeindlichen Gefühlen kein Hehl. Als einmal wieder an Bord des Flaggschiffes sehr auf die Russen geschimpft wurde, meinte der Herzog von Edinburgh nicht ohne Gereiztheit, er bitte, nicht zu vergessen, daß er mit einer Russin, der einzigen Tochter des Kaisers Alexander II., verheiratet sei. In respektvoller Haltung, in ganz ruhigem Ton, aber auch mit völliger Unbefangenheit erwiderte ein englischer Seeoffizier: „I know Sir. I would not like to be married to a russian lady." Der Engländer versteht es, gute Formen mit vollkommener Selbständigkeit und unter Umständen großer Ungeniertheit zu verbinden. Unter den Offizieren des Geschwaders befand sich auch Prinz Louis Battenberg, ein Sohn des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt aus seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Julie Hauke. Louis Battenberg war schon damals ganz zum Engländer geworden und hat denn auch, als der Weltkrieg ausbrach, seine deutsche Heimat so völlig verleugnet, daß er seinen deutschen Namen mit dem englischen „Mountbatten Marqueß of Milford Haven" vertauschte.

Als die Prinzessin von Wales Athen verließ, begleitete ich sie mit dem österreichischen Gesandten Baron Münch und dem italienischen Gesandten Grafen Maffei bis zum Piräus. Es war ein schöner Junimorgen. Obwohl die Fischer am Ufer uns warnten, ein Bad zu nehmen, da das in dieser Jahreszeit gefährlich sei, konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, uns in die Fluten zu stürzen und eine gute Stunde in dem klaren Wasser umherzuschwimmen. Die Griechen hatten uns aber nicht mit Unrecht gewarnt. Drei Tage später wurde Münch von einem bösen Fieber befallen. Sein Zustand verschlimmerte sich bald so sehr, daß ich einen katholischen Geistlichen aufsuchte und ihn bat, dem Kranken die Sterbesakramente zu reichen. Münch, der längere Zeit als Botschaftsrat in Berlin fungiert hatte, war gut beim Fürsten Bismarck angeschrieben, der schon den Vater, den darmstädtischen Gesandten beim Bundestag, gern gemocht hatte. Der arme Kranke wußte, daß er zum österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin bestimmt war. In seinen Fieberphantasien war er unablässig mit diesem Gedanken beschäftigt. Noch während der Geistliche die Sterbegebete sprach, stöhnte Münch: „Ich will nach Berlin! Nur fort von hier, heraus aus Griechenland, nach Berlin." Allmählich verstummten seine Klagen, dann sein Röcheln, und er starb. Seine Familie schenkte mir zum Andenken an ihn ein schönes Aquarell des Parthenon, auf dem die

letzten Blicke des Sterbenden geruht hatten und das noch jetzt in meinem Schlafzimmer in der Villa Malta hängt.

Mademoiselle A.

Die Schönste unter den schönen Hofdamen der Königin war Fräulein A. Ihre großen blauen Augen erinnerten an die der Pallas Athene, ihre prachtvolle Figur an die Karyatiden des Erechtheion. Sie gefiel mir sehr gut. Ich besuchte sie oft. Wir machten zusammen lange Spaziergänge. Ich überlegte, ob ich mit ihr den Bund fürs Leben schließen sollte. Vieles sprach dagegen. Es war mir nicht ganz sicher, ob sie sich an deutsche Verhältnisse gewöhnen würde. Sie kam mir auch, wenn nicht gerade ihre Pallas-Athene-Augen auf mich gerichtet waren, recht ungebildet vor. Was hätten meine Eltern zu einer hellenischen Schwiegertochter gesagt? Aber sie war schön, sehr schön. Die Entscheidung brachte eine zufällige Straßenbegegnung.

Maid of Athens, here we part,
Give, oh give me back my heart!
Or, since that has left my breast,
Keep it now, and take the rest!
Hear my vow before I go:
Ζώη μοῦ, γὰρ ἀγαπῶ.

So lautet eins der schönsten Gedichte von Byron. Als ich einmal mit meinem englischen Freunde Mr. Wyndham auf der Straße von Kephissia spazierenging, begegnete uns eine unförmig dicke Frau. Sie wackelte wie eine Ente. Wyndham stellte mich ihr vor. Was sie sagte, war unbeträchtlich. Schlimmer als das: Sie roch nach Knoblauch. Als sie sich entfernt hatte, sagte mir Wyndham: „Das ist die Maid of Athens von Lord Byron." Ich sah der watschelnden Alten nach, deren Silhouette in der klaren griechischen Luft doppelt unerfreulich wirkte. Und doch hatte Byron von ihr gesungen.

Athens holds my heart and soul:
Can I cease to love thee? No!

Ich war ernüchtert und gab den Gedanken auf, eine Hellenin zum Altar zu führen.

Der Russisch-Türkische Krieg

Im April 1877 waren die Russen in Rumänien einmarschiert. Im Mai hatten die Donaufürstentümer der Pforte den Krieg erklärt. Nachdem Kaiser Alexander II. sein Hauptquartier an der Prahova, in der rumänischen Stadt Plojesti, genommen hatte, setzte das russische Hauptheer über die Donau. Mitte Juli überschritten die Russen unter General Gurko den Schipkapaß, und das russische Hauptquartier wurde nach Tirnowa verlegt, das im Mittelalter die Hauptstadt der Bulgaren gewesen war. Dagegen besetzten die Türken Plewna in der rechten Flanke der Russen. Sie verschanzten sich dort unter dem tapferen Osman Pascha, der für kurze Zeit

den alten Kriegsruhm des Halbmonds erneuerte. Im September mißglückten nach schweren Opfern die unter dem Oberbefehl des Fürsten Carol von Rumänien von den Russen und Rumänen unternommenen Angriffe auf Plewna. Hatten die Russen Mißerfolge, so baten die Griechen uns Vertreter der neutralen Mächte um Schutz für das von der türkischen Barbarei bedrohte Hellenentum im Osmanischen Reich. Im Grunde ihrer Seele und heimlich freuten sie sich über die russischen Niederlagen. Die Griechen ließen uns keinen Zweifel darüber, daß der Fortbestand des Türkischen Reichs und der Status quo ante bellum ihnen erwünschter sein würde als ein zu starkes Prävalieren der Russen im Orient.

Elliot und Ignatjew

Schon während des Sommers hatten der englische und der russische Botschafter bei der Hohen Pforte, Elliot und Ignatjew, auf der Reise von und nach Konstantinopel Athen passiert. Man konnte sich kaum einen größeren Gegensatz denken als zwischen diesen beiden Diplomaten. Elliot war in seiner Ruhe ein guter Vertreter jenes insularen Selbstgefühls, das vielleicht deshalb weniger verletzt als die aufgeblasene Eitelkeit vieler Franzosen und selbst als die bisweilen ein wenig pedantische Rechthaberei mancher Deutschen, weil die steife englische Hoffart urwüchsig und naiv ist und, wie die Farbe der Haare und die Länge der Füße, als etwas Gegebenes hingenommen wird. Ignatjew war weit aktiver. Er war sogar sehr geschäftig. Er lief von Pontius zu Pilatus. Er versicherte der Reihe nach dem französischen, englischen, italienischen, österreichischen und mir, dem deutschen Vertreter, daß ihm in erster Linie die französischen, englischen, italienischen, österreichischen, deutschen Interessen am Herzen gelegen hätten und lägen. Er schwor den griechischen Ministern, er wünsche nichts sehnlicher als die Verwirklichung ihrer „großen Idee", der μεγάλη ἰδεά der Wiedererrichtung des Byzantinischen Reichs, und hierfür und nur hierfür habe er gearbeitet. Er versicherte den Türken, er habe es gut mit der Pforte gemeint und tue, was er könne, um sie aus der schlimmen Lage zu befreien, in die sie sich selbst durch Ungehorsam gegenüber Rußland gebracht habe. Er trug die Farben so stark auf, daß ihm weder Christ noch Muselmann glaubte.

Olympia

Im Sommer 1877 suchte ich Olympia auf, wo seit zwei Jahren unter deutscher Leitung und auf deutsche Kosten Ausgrabungen stattfanden. Ich trat die Reise in Begleitung zweier Gelehrter an. Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte. Der jüngere dieser Gelehrten war der Graf Hermann von Solms-Laubach, außerordentlicher Professor der Botanik an der Universität Straßburg. Er interessierte sich nur für sein Spezialfach, die Wissenschaft von den Pflanzen. Der ältere, Professor Ernst Curtius, stand damals im vierundsechzigsten Lebensjahr. Er hatte den nachmaligen Kaiser Friedrich erzogen. Er hatte eine in sieben Auflagen

Ernst Curtius

erschienene, dreibändige, viel gelesene griechische Geschichte und ein schätzenwertes Buch über den Peloponnes geschrieben. Er war Direktor des Antiquariums im Berliner Museum und ständiger Sekretär der Philologisch-Historischen Klasse der Berliner Akademie. Er war nicht nur ein berühmter Archäologe, sondern auch ein liebenswürdiger Mann von besten Formen und anregender Konversation. Nur eins störte mich an ihm: sein fortgesetztes Sticheln und Schelten auf Heinrich Schliemann, der, nachdem er seit 1870 mit Erfolg Ausgrabungen in Troja durchgeführt hatte, nun anfing, in Mykenä den Spuren der fluchbeladenen Atriden nachzugehen und ihre Heiligtümer aus dem Schoß der Erde ans Tageslicht zu befördern. Es schmerzte mich, daß ein deutscher Gelehrter von Bedeutung und Ruf wie Curtius aus einem vielleicht etwas naiven, aber von heiligem Eifer für die Wissenschaft und von feuriger Begeisterung für die Antike erfüllten deutschen Idealisten wie Heinrich Schliemann einen Pfuscher und Schwindler machen wollte. Man brauchte kein Diplomat zu sein, um zu merken, daß aus jedem seiner Worte Eifersucht gegen den erfolgreichen Konkurrenten auf dem Felde der Ausgrabungen sprach.

Aber als ich erst auf der flachen Ebene stand, die im Norden vom Kronos-Hügel, im Süden vom Alpheios und seinem Nebenfluß, dem Kladeos, eingeschlossen wird, fühlte ich mich aller irdischen Misere entrückt. Hier stand der Tempel des Zeus, des olympischen Zeus. Pausanias aus Magnesia, der fast zweihundert Jahre nach Christi Geburt Olympia besuchte, hat uns in seiner Periegesis, einer Art von klassischem Baedeker, den Zeustempel beschrieben. In der Cella befand sich die Statue des Gottes. Zeus war dargestellt sitzend auf einem Thron aus Cedernholz, der mit Ebenholz ausgelegt und reichlich mit Edelsteinen und Skulpturen verziert war. Das Antlitz der Figur, die Brust, der entblößte Teil des Oberkörpers und die Füße waren aus Elfenbein gebildet. Die Locken des Haupt- und Barthaares waren aus gediegenem Gold. Auf der einen ausgestreckten Hand hielt Zeus eine Statue der Nike, auch aus gediegenem Gold; in dem anderen Arm ruhte der aus einer Verbindung verschiedener edler Metalle geformte Zepter. Der den Unterkörper des Gottes umhüllende Mantel war ebenfalls aus Gold. Aber allen Reichtum der kostbaren Materialien und alle sonstige Pracht des Tempels übertraf nach der Schilderung des Pausanias die Macht der Gestalt selbst. Sie war die vollkommenste Erscheinung der Gottheit, wie sie den Griechen vorschwebte. „Wer den olympischen Zeus nicht erblickt hat, ist unglücklich", lautete ein griechisches Sprichwort. Der olympische Zeus war mit der, auch aus Gold und Elfenbein geformten Statue der Athena Parthenos auf der Akropolis das Meisterwerk des größten griechischen Bildhauers, des Phidias aus Athen. Als er diese Verkörperung der Gottheit schuf, schwebten ihm die gewaltigen Verse der Ilias vor:

Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.

Ritt durch den Peloponnes

In Olympia trennte ich mich von meinen beiden gelehrten Begleitern, um zu Pferde Arkadien, Messenien und Lakonien aufzusuchen. So wenig mir in Athen die Politiker gefallen hatten, so sympathisch war mir auf meinem Ritt durch den Peloponnes das Volk. Ich habe selten abgehärtetere und ausdauerndere Menschen gesehen als die Griechen, die neben meinem Pferde herliefen. Ihre ganze Nahrung bestand aus Zwiebeln, ein paar trockenen Feigen und einer Handvoll Reis. Wenn wir nach stundenlangem Marsch auf steinigen, schlechten Wegen mittags ausruhten, so störten sie weder die glühenden Brand versendende Sonne Homers noch die Wanzen, die zu Dutzenden auf ihrer zottigen Brust herumkrochen. Der Retsinato schien ihnen köstlich zu munden. Hier sei mir eine Parenthese gestattet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Helden wie Achilleus und Diomedes, daß ein „élégant" wie Alkibiades, daß selbst Odysseus, der vieles ertrug, sich am Retsinato, diesem schauerlichen Harzwein, gelabt haben sollen. Die Behauptung, daß der Nektar, der die Lippen der Unsterblichen netzte, dieser wie Terpentin schmeckende Retsinato gewesen sein soll, ist eine Blasphemie. In Arkadien freute ich mich über die an die deutsche Heimat erinnernden Eichenwälder, in Messenien an den Oliven-, Feigen- und Orangenhainen, den fruchtbaren Getreidefluren.

Sparta

Bewundernd stand ich vor den Ruinen des Apollo-Tempels von Bassä. Aber Sparta übertraf alle meine bisherigen Eindrücke. Chateaubriand erzählt, daß er, in Sparta angelangt, mit lauter Stimme dreimal gerufen habe: „Leonidas!" Weniger theatralisch angelegt als der Verfasser des „René", begnügte ich mich, auf der Brücke, die über den Eurotas führt, mit dem Blick auf die Kette des Taygetos im siebenten Buch (Polymnia) des Herodotos die Beschreibung der Schlacht an den Thermopylen nachzulesen. Ich gedachte der Inschrift auf dem Grabe der gefallenen Spartaner:

Fremdling, melde dem Volk Lakedämons,
daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt.

Ich kenne keine schönere Verherrlichung staatstreuer Gesinnung und militärischer Bravour. Ich habe nach Sparta noch Argos, Nauplia und Korinth besucht. Aber Sparta blieb das stärkste Erlebnis meiner peloponnesischen Reise.

Im Herbst 1877 verbrachte ich acht angenehme Tage bei dem griechischen Königspaar auf seinem im Gebirge gelegenen schönen Schloß

Schloß Tatoi

Tatoi. Die Sommerresidenz der griechischen Majestäten lag auf der Stätte, wo sich einst der attische Demos Dekeleia erhoben hatte, den 413 v. Chr. die Peloponnesier auf den perfiden Rat des aus Athen verbannten und deshalb seiner Vaterstadt gram gewordenen Alkibiades besetzt hatten. Der letzte Abschnitt des Peloponnesischen Krieges wird deshalb der Dekeleische Krieg genannt. Jetzt vertrieben wir uns auf diesem historischen Fleck Erde die Zeit mit harmlosen Gesellschaftsspielen. Als einmal die Königin Olga, die, als Nichte der Königin Marie von Hannover und von dieser erzogen, nicht gerade preußenfreundlich gesinnt war, gefragt wurde, ob und wie sie Kaiser Wilhelm liebe, meinte sie mit Takt: „Ich liebe ihn als meinen Großonkel." Der witzige russische Gesandtschaftsrat Jadowski, gefragt, wodurch sich der Fürst Nikolaus von Montenegro von dem Fürsten Milan von Serbien unterscheide, antwortete schlagfertig: „L'un est un aigle, l'autre un milan (eine Weihe)."

Als sich 1877 das Christfest näherte, lud mich der König ein, den deutschen Weihnachtsabend, der bekanntlich vor den griechischen fällt, bei ihm zu verleben. Ich verbrachte den Abend allein mit ihm und der Königin. Er sprach mir mit Freimut von seiner schwierigen Lage. Es sei eine der manchen üblen Eigenschaften der Griechen, ihren Souverän für alles verantwortlich zu machen. Sollte es zum Kriege kommen, so würden ihm seine Untertanen Opfer und Verluste eines solchen zur Last legen. Wenn aber Griechenland neutral bliebe und infolgedessen leer ausginge, würde man erst recht unzufrieden mit ihm sein.

Griechenland und der Krieg

Von wirklicher Kriegsbegeisterung war in Griechenland im ganzen Jahre 1877 nicht die Rede gewesen. Die im Dezember 1876 von der Kammer beschlossene und im Januar 1877 zur Subskription aufgelegte Anleihe von zehn Millionen Drachmen für Kriegsrüstungen konnte nur allmählich und auch so nur zum Teil untergebracht werden. „Die Hellenen sind ein großes, ein sehr großes Volk, heute wie in alten Tagen", sagte mir ein leitender griechischer Politiker, Herr Deligeorges, „aber leider sind wir bankrott." Auf ein im März gebildetes Ministerium Deligeorges folgte im Mai ein zweites Kabinett Kommunduros, auf dieses abermals, von den früheren Ministerpräsidenten Zaimis und Trikupis unterstützt, Herr Deligeorges. Das Ganze erinnerte mich, der ich als Unbeteiligter lächelnd zuschaute, an die Spiele meiner Kindheit: „Kämmerchen vermieten" und „Verwechselt, verwechselt das Bäumelein." Jetzt lächele ich nicht mehr, sondern denke mit Schmerz daran, daß es unter der Republik in Deutschland, besonders zu Anfang, nicht viel besser zuging als ein halbes Jahrhundert früher in Griechenland. Nicht besser, sondern schlimmer. Denn im Juni 1877 gelang in Athen vorübergehend die Bildung einer aus den Häuptern aller Parteien (Kommunduros, Deligeorges, Zaimis, Trikupis) bestehenden Regierung.

XXXI. KAPITEL

Friede von San Stefano (März 1878) • Berufung in das Sekretariat des Berliner Kongresses • Rückblick auf Athen • Berlin im Juni 1878 • Attentate auf Kaiser Wilhelm I. Hödel und Nobiling • Reichstagsauflösung und Neuwahlen • Das Sozialistengesetz Staatssekretär von Bülow über den Berliner Kongreß • Lebensgefährliche Halsentzündung • Die ersten Sitzungen des Kongresses

Anfang Januar 1878 überschritten die Russen auf der ganzen Linie den Balkan, besetzten Philippopel und marschierten auf Adrianopel. Der Augenblick schien gekommen, wo Kaiser Alexander II. den hundertjährigen Traum des russischen Volkes verwirklichen und das orthodoxe Kreuz auf der Hagia Sophia aufpflanzen würde. Aber der Kaiser war schon im Dezember 1877 aus dem Feldlager nach St. Petersburg zurückgekehrt. Die Sehnsucht nach Jekaterina Michailowna Dolgorukij hatte ihm keine Ruhe gelassen. Der Bruder des Zaren, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, mußte als Oberbefehlshaber der russischen Donau-Armee auf dem Kriegsschauplatz ausharren, konnte aber kaum den Augenblick erwarten, auch seinerseits nach Hause zu fahren. Seiner harrte an der Newa eine polnische Tänzerin, die ihm und Rußland schon viel Geld gekostet hatte. Beide, der Kaiser und der Großfürst, sagten sich, daß eine Besetzung Konstantinopels vielleicht zu einem europäischen Kriege führen, jedenfalls das Wiedersehen mit ihren Liebchen erheblich stören würde. Umgekehrt wie Herakles zogen sie den Dienst am Rocken der Omphale dem Ruhm vor, der aus großen Taten erblüht.

San Stefano

Ende Januar 1878 wurde in Adrianopel zwischen Russen und Türken ein Waffenstillstand, zwei Monate später in San Stefano, einem am Marmarameer idyllisch gelegenen Städtchen, ein russisch-türkischer Präliminarfriede abgeschlossen. Von russischer Seite unterzeichneten Nikolai Pawlowitsch Ignatjew und Alexander Iwanowitsch Nelidow. Der letztere wurde fünf Jahre später an der Stelle von Ignatjew Botschafter in Konstantinopel, später in Rom, endlich in Paris. Er starb dort 1910 und erhielt Iswolski als Nachfolger. Durch den Frieden von San Stefano wurden Rumänien, Montenegro und Serbien für unabhängig erklärt, die beiden letzteren erheblich vergrößert. Bulgarien blieb der Pforte tributpflichtig, erhielt aber einen christlichen Fürsten mit eigener Verwaltung und wurde

bis zum Ägäischen Meer vergrößert. Die Pforte mußte dreihundert Millionen Rubel an Rußland zahlen. Endlich sollte die Türkei die Dobrudscha, die Scythia minor der alten Römer, an Rußland abtreten. Dieses wasserarme und menschenleere Plateau wollten die Russen den Rumänen als mageren Ersatz für das fruchtbare und dicht bevölkerte Bessarabien geben, das Rußland im Pariser Frieden 1856 an die Donaufürstentümer hatte abtreten müssen. Alexander II., der ein pietätvoller Sohn war, hielt es für seine Pflicht, sich das von seinem hochseligen Herrn Vater verlorene Bessarabien wiederzuholen.

Einmarsch in Thessalien und Rückzug

Als zu Beginn des Jahres 1878 meine griechischen Freunde hörten, daß zwischen Russen und Türken über Waffenstillstand und Frieden unterhandelt würde, entstand am Fuße der Akropolis zum erstenmal wirkliche Aufregung. Das Koalitionskabinett mußte zurücktreten. Kommunduros bildete ein neues Ministerium, mit einem kriegerischen Programm: Mutige und tätige Verteidigung des Hellenentums, der bedrückten und tyrannisierten Brüder. Die Minister hielten kriegerische Reden. Die Deputierten suchten die Minister in dieser Richtung noch zu übertreffen. Der König durfte nicht zurückbleiben, und „Krieg" wurde, wie Kommunduros in der Kammer stolz verkündete, die Losung vom Palast bis zur Hütte. Die Kammer bewilligte einen weiteren Kredit von zehn Millionen Drachmen. Die Regierung beschloß, zwölftausend Hopliten in Thessalien einrücken zu lassen. Aber der kriegerische Enthusiasmus der Griechen hatte nichts von dem Feuer, mit dem ihre Ahnen bei Marathon und Platää, mit dem sie noch bei Chäronea gefochten hatten. Es war ein Strohfeuer. Die griechischen Truppen errangen in Thessalien nur unbedeutende Vorteile und wurden von ihren dortigen Stammesbrüdern nur zaghaft unterstützt. Mir wie allen Vertretern der Großmächte versicherte die griechische Regierung, sie wolle eigentlich gar keinen Krieg führen, sondern lasse ihre Truppen in Thessalien lediglich zur Verhütung von Unruhen einmarschieren, die hintanzuhalten die Pforte selbst leider zu schwach sei. Der Grieche glich dem Mann des Lustspiels, der seine Freunde beschwört, ihn an den Rockschößen festzuhalten, damit er sich nicht aus dem Fenster auf die Straße stürze, der aber in Wirklichkeit gar keine Lust hat, den Todessprung zu wagen. Nachdem wir Vertreter der Großmächte der griechischen Regierung hinsichtlich einer wohlwollenden Behandlung ihrer Wünsche eine beruhigende Erklärung abgegeben hatten, beschloß das Kabinett Kommunduros im Februar 1878, das Gros der griechischen Armee aus Thessalien zurückzuziehen. Die griechische Kammer billigte mit großer Mehrheit diesen ruhmlosen Rückzug.

Wichtiger als die im Verhältnis zu den Ereignissen auf dem großen Welttheater unbeträchtlichen Vorgänge in Hellas waren die diplomatischen Verhandlungen, die im Frühjahr 1878 in London zwischen Rußland und

Russisch-englische Verhandlungen

England geführt wurden. Von englischer Seite unterhandelte Lord Salisbury, dem der englische Premierminister, der Earl of Beaconsfield, an Stelle des ihm zu unentschlossenen Lord Derby die auswärtigen Geschäfte anvertraut hatte. Sein Gegenspieler, der russische Botschafter Graf Peter Schuwalow, kannte wie kaum ein anderer Kaiser Alexander II. Er wußte, daß dieser des langen Krieges schon sehr müde war, und hoffte ihm zu gefallen, wenn er eine gütliche Verständigung mit England anbahnte. Obwohl ein langjähriger und feiner Kenner fürstlicher Psyche, vergaß er, daß es Fürsten zwar angenehm ist, wenn sie um Schwierigkeiten herumgebracht und aus Gefahren befreit werden, daß sie aber hinterher nicht immer dankbar sind. Fürst Bismarck sprach die Wahrheit, wenn er später mehr als einmal sich gerühmt hat, als „ehrlicher Makler" die Verständigung zwischen England und Rußland gefördert zu haben. Er hatte zweifellos recht, wenn er in seiner gegen den Abgeordneten Eugen Richter gerichteten Rede vom 6. Dezember 1876 erklärte, er werde nicht zu irgendwelcher aktiven Beteiligung Deutschlands an orientalischen Verwicklungen raten, solange bei dem ganzen Streit für uns kein Interesse in Frage stehe, welches auch nur die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers wert wäre. Eine andere Frage ist, ob es zweckmäßig war, daß Fürst Bismarck bei seiner Maklertätigkeit unter geflissentlicher Ignorierung von Gortschakow gerade Peter Schuwalow heranzog, den er Anfang Mai demonstrativ nach Friedrichsruh einlud. Er hoffte durch die Unterstützung, die er Schuwalow gewährte, und die Aufmerksamkeiten, die er ihm so reichlich erwies, die Blicke des Zaren auf ihn als auf einen geeigneten Ersatz für Gortschakow zu lenken. Das war ein Irrtum, schon weil Schuwalow, wie ich seinerzeit erzählte, seitdem er sich die Ungnade des Kaiserliebchens zugezogen hatte, bei Alexander II. nicht mehr in Gunst stand.

Von Athen nach Berlin

Anfang Mai 1878 erhielt ich von meinem Vater ein Telegramm, das mich von der Führung der Kaiserlichen Gesandtschaft in Athen entband und in das Sekretariat des Kongresses berief, der Mitte Juni in Berlin zusammentreten sollte. So sehr ich mich dieser Bestimmung freute, so trennte ich mich doch nicht leichten Herzens von Athen. Ich war meinem Vater dankbar, daß ich durch anderthalbjährige selbständige Leitung einer größeren Mission in bewegter Zeit und unter nicht ganz leichten Verhältnissen meine praktische diplomatische Ausbildung besser gefördert hatte, als mir dies auch durch fleißigste theoretische Studien möglich gewesen wäre. Zum erstenmal begriff ich, was Bismarck meinte, wenn er die Diplomatie gern als „Arbeit in Menschenfleisch" bezeichnete, d. h. als eine Arbeit, bei der es auf Psychologie, Takt, Flair, auf die Kunst der Menschenbehandlung ankommt. Ich glaube noch heute, daß mir meine griechische Lehrzeit von dauerndem politischem Nutzen gewesen ist. Aber darüber hinaus hatte ich

in Athen auch auf nichtpolitischem Gebiet Eindrücke empfangen, die mich durch mein ganzes Leben begleiteten. Wenn ich auf das Halbrund des Dionysos-Theaters blickte, das sich wie eine Muschel in die Akropolis einbettet, Berge und Meer im Hintergrund, so wurden mir die Gestalten des Äschylos, Sophokles und Aristophanes lebendig. Und mit mehr Verständnis und Genuß als vordem las ich am Abend in meiner stillen Zelle den gefesselten Prometheus und die Perser, den Philoktet und die Antigone. Ich ging mit dem Aristophanes in der Hand zum Dionysos-Theater, und die Orchestra belebte sich mir mit den Gestalten des größten aller Lustspieldichter. Wie echt, breitbeinig und gemein steht in den „Rittern" der unsterbliche Demagoge da, in dem sich von dem Gerber Kleon bis in unsere Tage die Volksverführer und Volksverderber aller Völker und aller Zeiten bespiegeln können.

Just eben drum wirst du der Mann des Tags,
Weil du gemein bist, frech und pöbelhaft.
Du hast ja, was
Ein Demagog nur immer braucht: die schönste
Brüllstimme, du bist ein Lump von Haus aus, Krämer,
Kurzum ein ganzer Staatsmann.

Am grünen Ufer des Ilyssos, unter Platanen, die nicht anders aussehen als die Bäume, die dem Plato Schatten spendeten, las ich die „Apologie" und den „Phädon", den „Theätetos" und den „Georgias". Wie gern griff ich am Abend zum „Ödipus auf Kolonos", wenn ich am Vormittag den Hügel von Kolonos aufgesucht hatte, der einst heilig war, von Rebe, Lorbeer, Öl umgrünt, und wo jetzt dem 1840 verstorbenen deutschen Philologen Ottfried Müller ein Grabmal errichtet wurde. Von neueren Dichtern konnte ich in Athen außer Goethe, der in jedem Lande, in jeder Lage und bei jeder Stimmung zu uns spricht, nur Friedrich Hölderlin lesen, den Schwaben, in dem mehr als in irgendeinem andern Modernen der Geist des alten Hellas lebt.

Ich hatte mir bald nach meinem Eintreffen in Athen einen türkischen Doppelpony gekauft, der mich willig ans Meer, zum ältesten Hafen von Athen: zum Phaleron, und zu den Marmorbrüchen des Pentelikon trug. Ich fuhr zu Schiff nach Ägina, vorüber am Grabe des Themistokles, der ergreifendsten Begräbnisstätte der Welt, wie das Mausoleum des Theoderich bei Ravenna das erhabenste aller Grabdenkmäler ist. Am Abend stand ich in Ägina vor dem roten Mohn und den breiten Blättern des scharf duftenden Asphodelos auf den Trümmern eines alten griechischen Tempels. Ägina ruft große Erinnerungen wach. Es ist die Insel des Äakos, der ein Sohn des Zeus und der Großvater des Achilleus war, also, wie sich der gute Großherzog

Karl Alexander von Weimar ausdrückte, „un Monsieur très bien apparenté". Für solche Ausflüge pflegte ich von jeher ein Buch in die Tasche zu stecken. Diesmal griff ich zu Goethes Gedichten. Die Gräfin Marie Dönhoff hatte mir ein Jahr vorher das Buch in Wien geschenkt, nachdem sie mir mit leiser Stimme, aber mit tiefem Gefühl das Lied an den Mond vorgelesen hatte:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Warum stand plötzlich ihr Bild vor mir unter den Ruinen des Athenetempels, während am Himmel der Mond aufstieg und der blaue Saronische Golf zwischen den Tempelsäulen durchschimmerte? Ich sah deutlich ihre zarte Gestalt vor mir, ihr schmales, süßes Gesichtchen, ihre wunderbaren Augen. Aber sie war fern, so fern wie der Mond, der auch in Ägina Busch und Tal still mit Nebelglanz füllte.

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Leichter als von Ägina und Salamis, vom Erechtheion und vom Parthenon trennte ich mich von den Menschen in Griechenland. Nach dem Tode des guten Münch hatte mir unter meinen diplomatischen Kollegen kaum einer nähergestanden. Von den geschwätzigen griechischen Politikern, die von dem neuen Byzantinischen Kaiserreich und dem nach ihrer Behauptung hierdurch herbeizuführenden allgemeinen Kulturfortschritt träumten, trennte ich mich noch leichter als vom Corps diplomatique. Schwerer wurde mir in Athen der Abschied von zwei deutschen Gelehrten, die mir dort der liebste Umgang gewesen waren. Der Vorstand des Archäologischen Instituts, Professor Ulrich Köhler, führte mich in Thucydides ein, dem sein besonderes Interesse und seine ganze Bewunderung galten. Er hatte beides auf mich übertragen. Der Direktor der Athener Sternwarte, Professor Julius Schmidt, ein Oldenburger, wurde der Mond-Schmidt genannt, weil er, so oft der Mond sichtbar war, in seinem Observatorium vor dem Fernrohr stand, um die Mondoberfläche zu erforschen. Er hatte schon 1856 ein Standard-Work über den Mond geschrieben. 1866 hatte er das Ergebnis seiner Beobachtungen über die Mondrillen veröffentlicht. Während ich in Athen weilte, nahm er im Auftrag und mit Unterstützung des preußischen Kultusministeriums die Karte der Mondgebirge auf. Er war

Deutsche Gelehrte in Athen

aber nicht allein ein hervorragender Astronom, sondern auch ein tiefer Denker. Oft habe ich ihn auf seiner Sternwarte aufgesucht, nicht nur um über die Gebirge des Mondes, das Zodiakallicht und über Erdbeben belehrt zu werden, sondern auch um ihn über Kant und Wilhelm von Humboldt zu hören. Dem Mond-Schmidt verdanke ich es, daß ich schon früh von der Größe und Tiefe der Kantschen Philosophie wenigstens einen Hauch verspürte. Auch über Goethe habe ich manches gute, erklärende Wort von ihm gehört. Mit meinem Vater und mit Professor Hermann Adalbert Daniel in Halle hat der Mond-Schmidt auf meine Allgemeinbildung wohl den stärksten Einfluß ausgeübt. Merkwürdig war, daß der Mann, der über Erschütterungen der festen Erdrinde und vulkanische Eruptionen viel nachgedacht und geschrieben hatte, vor Gewittern eine kindliche Angst empfand. Er hatte sich im Keller seines Hauses ein Zimmer eingerichtet, wo er sich vor den Blitzen des Zeus am sichersten glaubte. Dorthin zog er sich zurück, wenn sich der Himmel mit Wolken bedeckte.

Abreise

So stieg ich denn noch einmal zur Akropolis empor. Zum letztenmal stand ich vor dem ernsten Parthenon, dem anmutigen Erechtheion, blickte auf Athen, auf die alten Ölwälder der Kephissosebene, auf den Pentelikon und den Hymettos, auf Salamis und Ägina, auf das kühne Vorgebirge von Sunion und auf die fernen Berge des Peloponnes. Am Tage vor meiner Abreise wurde ich vom König in längerer Privataudienz empfangen. „Ich hoffe", sagte er zu mir, „daß Sie an mich und mein Land gute Erinnerungen mitnehmen. Übermitteln Sie Ihrem Vater meine herzlichen Grüße. Er ist ein alter Freund meiner Mutter, mit der er viele Jahre im Briefwechsel gestanden hat. Es gibt Leute, die behaupten, daß das Londoner Protokoll vom Mai 1852, das meinen Vater zum Erben des kinderlosen Königs Friedrich VII. für die dänische Monarchie erklärte, von ihm redigiert worden sei. Seien Sie bei Ihrem Vater und, soweit es Ihnen möglich ist, auch beim Fürsten Bismarck mein Fürsprecher."

Ich habe mich dieses Auftrages während der Berliner Kongreßverhandlungen entledigt. König Georgios ist mir bis zu seinem Tode ein freundlicher Gönner geblieben. Wenn er nach Berlin kam, suchte er mich auf. Es ist mir gelungen, ihn mit Kaiser Wilhelm II. auszusöhnen, der ihm früher nicht wohlgesinnt war, aber, sprunghaft wie so oft, seitdem er das Achilleion auf Korfu erworben hatte, für die Griechen und den Griechenkönig schwärmte.

Wieder in Berlin

Als ich von Athen im Juni 1878 wieder in Berlin eintraf, fand ich meinen Vater wie alle Welt unter dem Eindruck zweier Attentate auf unsern ehrwürdigen Kaiser. Als dieser am 11. Mai 1878, begleitet von seiner einzigen Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, im offenen Wagen seine gewohnte Spazierfahrt Unter den Linden und nach dem Tiergarten

unternahm, hatte ein elender Bube, der Klempnergeselle Hödel aus Leipzig, aus einem Revolver auf ihn gefeuert. Der erste Schuß war fehlgegangen, ebenso der zweite, den der Mörder fliehend auf das ihn verfolgende Publikum abgegeben hatte. Vor Gericht gestellt, hatte Hödel ein widerliches Gemisch von zynischer Frechheit und feiger Verlogenheit an den Tag gelegt. Drei Wochen später waren gegen das geheiligte Haupt des Kaisers wieder Schüsse abgegeben worden, und diesmal sollten sie treffen. Der edle Greis, der keine Furcht kannte, hatte an einem Sonntag, dem 2. Juni, wie alle Tage seine Fahrt nach dem Tiergarten unternommen. Er fuhr im offenen Wagen, nach allen Seiten freundlich grüßend, dem Brandenburger Tor zu, durch das dreimal die von ihm ausgebildete Armee siegreich eingezogen war. Da brach er plötzlich blutüberströmt zusammen. Aus dem Fenster eines Hauses Unter den Linden waren rasch hintereinander aus einer doppelläufigen Flinte mit Schrot zwei wohlgezielte Schüsse auf ihn abgegeben worden, die Kopf, Schultern, beide Arme und die rechte Hand getroffen hatten. Wie während seines ganzen Lebens hatte der Kaiser auch jetzt nicht die Haltung verloren. Wahrhaft groß in seiner würdigen Ruhe, kehrte er, von seinem Leibjäger gestützt, in sein Palais zurück. Die rasch herbeigerufenen Ärzte, an ihrer Spitze der große Chirurg Bernhard von Langenbeck, der, um keine Minute zu verlieren, wie er war, in Pantoffeln im Palais erschien, erklärten es für sehr zweifelhaft, ob es ihrer Kunst gelingen würde, den einundachtzigjährigen Greis am Leben zu erhalten. Mehr als dreißig Schrotkörner mußten ihm nach und nach zum Teil an gefährlichen Stellen ausgeschnitten werden. Hätte der Kaiser statt des Helmes, den er, pflichttreu im Kleinen wie im Großen, am Sonntag vorschriftsmäßig aufgesetzt hatte, die Mütze getragen, so war er dem Tode verfallen. Nur der Helm hatte die Wucht der das Haupt treffenden Schrotkörner abgeschwächt.

Eine große Welle der Empörung, der Scham und des Zornes ging durch das deutsche Volk. Unmittelbar nach dem Attentat hatte das erbitterte Publikum den Attentäter Nobiling in Stücke reißen wollen. Das wäre ihm auch gelungen, wenn nicht die brave Schutzmannschaft mit eigener Lebensgefahr die andrängende Menge zurückgedrängt hätte. War Hödel ein verlotterter Sohn des Lumpenproletariats, so betrat mit Dr. Karl Nobiling ein Intellektueller die Bühne. Er hatte sich früh der sozialdemokratischen Partei zugewandt, die gerade auf Unreife und Halbgebildete eine starke Anziehungskraft ausübte. Hätte er zur Zeit der großen Französischen Revolution gelebt, so würde er sich den Hébertisten angeschlossen, als Mitglied der Pariser Kommune seinen Platz zwischen Raoul Rigault und Théophile Ferré eingenommen haben. Noch später hätte er in Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg Geistesverwandte erkannt.

In ganz Deutschland war nach den Schandtaten vom Frühling 1878 die Empörung tief und allgemein. Erregt wie nie seit den Tagen des Deutsch-Französischen Krieges war die Seele des Volkes, und auch in der Folge sah ich nie einen derartig stürmischen und zornigen Aufruhr der Gefühle. Die Stimmung war eine ganz andere als ein Menschenalter später nach den Attentaten auf Eisner, Haase, Erzberger, Rathenau. Gewiß, jeder Mordanschlag ist und bleibt verwerflich. Kein rechtlich Denkender wird den politischen Mord entschuldigen oder gar billigen. Kein menschlich Empfindender wird dem Opfer eines politischen Mordes seine Teilnahme verweigern. Aber Eisner und Erzberger, Haase und Rathenau, oder wenigstens die drei Erstgenannten, waren schwankende Gestalten der Revolutionsära. Keiner von ihnen hatte eine ernstliche Leistung aufzuweisen. In hundert, vielleicht schon in fünfzig Jahren wird ihr Andenken versunken und vergessen sein. Kaiser Wilhelm I., der alte Kaiser, wird im Herzen des deutschen Volkes fortleben wie Karl der Große und Friedrich der Rotbart, denn er verkörpert die schönste, stolzeste, ruhmvollste und glücklichste Zeit, die unserem Volk seit dem Mittelalter beschieden war. Und was seine menschlichen Eigenschaften angeht, so wüßte ich nichts so Rührendes und dabei so Edles wie die Worte, die der alte Herr nach seiner Wiederherstellung am 7. Dezember 1878 beim Empfang des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin sprach: „Die Vorsehung ließ es zu, daß mich Schweres traf. In meiner Errettung erblicke ich die Mahnung, mich zu prüfen, ob ich meinen Lebenslauf so eingerichtet, meine Pflichten so erfüllt habe, daß ich wert war, gerettet zu werden."

Auflösung des Reichstags

Es war in der Ordnung, daß Bismarck die durch die Attentate hervorgerufene Stimmung benutzte, um den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Diese verschafften den Konservativen und den Freikonservativen in vielen Wahlkreisen Erfolge über die Freisinnigen und den linken Flügel der Nationalliberalen. Mit dem scharfen Blick des Genius, der früh sieht, was dem bloßen Talent, geschweige denn dem „profanum vulgus", der blöden Menge verborgen bleibt, hatte Bismarck schon um die Mitte der siebziger Jahre die Hohlheit der marxistischen Lehre und vor allem ihre besondere Gefährlichkeit für Deutschland erkannt. Bei der Neigung der Deutschen zu theoretischem Denken, ihrer oft verstiegenen Ideologie, ihrem schwachen Nationalgefühl glaubten die deutschen Arbeiter ehrlich an die marxistische Lehre vom Klassenkampf und von der Solidarität der internationalen Arbeiterinteressen, der alle anderen Pflichten und Rücksichten unterzuordnen wären. Franzosen, Engländer und Italiener akzeptierten die marxistische Lehre, wenn sie sich ihren starren und engen Geboten überhaupt unterwarfen, mit dem stillen Vorbehalt, daß das Interesse

des eigenen Landes dabei nicht zu kurz kommen dürfe. Der Deutsche opfert auf dem Altar der grauen Theorie mit den Interessen seines Vaterlandes selbst sein persönliches Wohl. Aber war das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, das im Herbst 1878 dem neugewählten Reichstag vorgelegt und von ihm am 18. Oktober mit starker Mehrheit angenommen wurde, der rechte Weg, um unser Volk gegen die schweren Gefahren zu schützen, mit denen es die sozialdemokratische Bewegung bedrohte?

Das Sozialisten-Gesetz

Wie ein anderer großer Mann der Tat, wie Napoleon, überschätzte Bismarck bisweilen die Macht der Gewalt. Er wollte nicht einsehen, daß geistigen Bewegungen gegenüber die Gewalt versagt, daß es ebensowenig angeht, eine geistige Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, wie es möglich ist, die Luft zu komprimieren, indem man die beiden inneren Handflächen gegeneinander preßt. Obschon die Sozialdemokratie auf einer wissenschaftlich sehr anfechtbaren, größtenteils längst überwundenen Doktrin beruhte, mit allen ihren Übertreibungen und Auswüchsen, und trotz ihrer riesengroßen Gefahr für Wohl und Zukunft des Landes und des deutschen Volkes war die sozialdemokratische Bewegung doch vielfach der Ausdruck begreiflicher, ja berechtigter Stimmungen, Gefühle und Ideale des Arbeiterstandes. Und endlich trug das Sozialistengesetz, wie seinerzeit die Kulturkampfgesetze, in nur zu vielen Bestimmungen den Stempel seiner Ausarbeitung durch die Bürokratie der inneren Ressorts. Die den Polizeipräsidenten der größeren Städte gegebene und von diesen gern benutzte Befugnis, die sozialdemokratischen Agitatoren auszuweisen, hatte zur Folge, daß auf diese Weise die sozialdemokratischen Irrlehren in Gegenden getragen wurden, die bisher von ihnen noch nicht verseucht waren. Wie im Kulturkampf schuf man Märtyrer der Gesinnung und stärkte die Bewegung, die man unterdrücken wollte. Und endlich sollte sich wieder zeigen, daß eine im geheimen betriebene Wühlerei gefährlicher ist als eine der öffentlichen Kritik und der Kontrolle durch die Öffentlichkeit unterliegende Agitation.

Eröffnung des Berliner Kongresses

Am 13. Juni fand die erste Sitzung des Berliner Kongresses statt. Fürst Bismarck begrüßte die Bevollmächtigten in knapper Ansprache, worauf er auf Antrag des ersten österreichisch-ungarischen Bevollmächtigten, des Grafen Andrássy, zum Präsidenten des Kongresses gewählt wurde. Am Abend gab, umgeben von allen Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, der Kronprinz im Weißen Saal des altehrwürdigen Berliner Schlosses den Mitgliedern des Kongresses im Namen seines noch an das Schmerzenslager gefesselten Vaters ein Festmahl. Mit dem Herzenstakt, der den Kronprinzen auszeichnete, hatte er, da sein Vater nicht anwesend war, den Thronhimmel aus dem Weißen Saal entfernen und an seiner Stelle das

große Winterhaltersche Bild des Kaisers und Königs aufstellen lassen. Die Kronprinzessin, die ihre englische Heimat nie verleugnete noch vergaß, hatte vor dem kronprinzlichen Paar den berühmten großen silbernen Tafelaufsatz placieren lassen, der von der ersten Londoner Industrieausstellung stammte. Sie machte Lord Beaconsfield während der Tafel auf dieses Prachtstück aufmerksam. Der Earl lächelte geschmeichelt. Die hohe Frau hatte aus ihrer englischen Heimat neben manchem anderen Guten auch Verständnis und Liebe für Blumen- und Obstkultur mitgebracht. Man konnte nichts Anmutigeres sehen als die mächtigen Körbe mit dunkelroten und hellen Rosen, als die Pyramiden von Kornblumen und Geranien, als die silbernen Schalen mit den schönsten Früchten, wie sie auf der Tafel prangten, die diesmal mit Rücksicht auf die Aufstellung des Winterhalterschen Gemäldes an der Fensterseite des Saales hergerichtet war.

Toast des Kronprinzen

Nicht lange nach dem Beginn des Diners erhob sich der Kronprinz und brachte in französischer Sprache den nachstehenden Trinkspruch aus: „Der in Berlin versammelte Kongreß hat seine Arbeiten damit eingeleitet, daß er Wünschen für die Wiederherstellung Seiner Majestät des Kaisers, meines erhabenen Vaters, Ausdruck gab. Ich danke den Vertretern der Mächte für dieses Zeichen von Sympathie. Im Namen meines erhabenen Vaters äußere ich den Wunsch, Ihre Bemühungen durch ein Einverständnis gekrönt zu sehen, welches das beste Unterpfand für den allgemeinen Frieden sein wird. Im Namen Seiner Majestät trinke ich auf das Wohl der Souveräne und Regierungen, deren Vertreter sich in Berlin versammelt haben.“ Fürst Bismarck hatte diesen Toast entworfen und ausdrücklich gebeten, den Kongreß in französischer Sprache zu begrüßen.

Bismarck und der Kongreß

Nach Aufhebung der Tafel ging ich mit meinem Vater über die Linden und die Wilhelmstraße nach der damaligen Dienstwohnung des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, dem späteren Reichsschatzamt, wo ich bei meinen Eltern abgestiegen war. „Bismarck“, sagte mir mein Vater, „ist ungern an den Kongreß herangegangen. Je älter er wird, um so lästiger werden ihm repräsentative Pflichten. Dazu kommt, daß er mit Recht das Odium scheut, das unter Umständen mit dem Tagen des Kongresses gerade in Berlin verbunden sein kann. Es ist nicht ausgeschlossen, daß entweder die Russen oder die Österreicher oder die Engländer den Kongreß in unzufriedener Stimmung verlassen und Bismarck, der den Kongreß nach Berlin einberufen hat und ihm vorsitzt, für ihre Enttäuschung verantwortlich machen. Bismarck sieht das auch ein. Aber er ist der Meinung, daß es notwendig ist, nachdem unser Prestige durch die beiden abscheulichen Attentate gegen den Kaiser einen Stoß erhielt, etwas für die Wiederherstellung unseres Ansehens in der Welt zu tun. Gegen seine Gewohnheit treibt er in diesem Falle Prestige-Politik. Alles in allem wäre es wohl

besser, wenn der Kongreß in der Schweiz stattgefunden hätte, in Luzern oder in Interlaken, meinetwegen auch in der Lagunenstadt Venedig. In Deutschland kann natürlich nur ein Deutscher dem Kongreß präsidieren. Aber da es, wie Bismarck selbst meint, für uns vor allem darauf ankommt, aus dem ganzen orientalischen Wirrwarr, also auch aus seinem vorläufigen Abschluß, dem Kongreß, mit geschonten Beziehungen zu Österreich, zu England, vor allem zu Rußland herauszukommen, hätten wir in einer mit unserem Selbstgefühl und unserer Würde verträglichen Form das Präsidium des Kongresses Rußland zuschieben sollen. Das hätte ja in der Form geschehen können, daß ein in Berlin zusammentretender Kongreß unseren Reichskanzler zum Präsidenten wählte und dieser dann vorschlug, dem Ältesten, Erfahrensten, Weisesten usw. der Bevollmächtigten, also Gortschakow, die effektive Leitung der Verhandlungen zu übertragen. Dann wären die Eitelkeit von Gortschakow, das Selbstgefühl des Zaren und das russische Nationalempfinden befriedigt gewesen. Vor allem trügen die Russen in diesem Falle die volle Verantwortung für Gang und Ausgang des Kongresses. Nun, hoffen wir, daß das Genie unseres großen Bismarck auch jetzt wieder alles zum Besten lenkt. Aber den Amour-propre von Gortschakow sollten wir mehr schonen. Er hat immerhin als Kanzler eines großen Reichs während mehr als zwei Jahrzehnten eine bedeutende Rolle gespielt. Was er jetzt vor allem wünscht und wozu wir ihm bei gutem Willen helfen können, ist ein guter Abgang. Zu einem seiner Mitarbeiter, dem Staatsrat Hamburger, hat er, wie dieser mir gelegentlich erzählte, vor nicht allzu langer Zeit gesagt: ‚Je ne veux pas m'en aller comme une lampe qui file, mais comme un astre qui se couche.'" So mein Vater zu mir am 13. Juni 1878.

Bülow wird operiert

In der Nacht vom 13. zum 14. Juni erwachte ich mit heftigen Halsschmerzen. Ich glaubte zu ersticken und rang nach Luft. Unfähig zu sprechen, geschweige denn zu rufen, suchte ich nach einem Stock und trommelte, so stark ich konnte, auf den Fußboden, da ich wußte, daß mein Bruder Alfred gerade unter mir wohnte. Er kam denn auch bald, sah gleich, daß es übel um mich stand, und schickte nach unserem Hausarzt, dem Geheimrat Leyden. Der machte ein bedenkliches Gesicht und erklärte es für notwendig, sogleich Langenbeck, den berühmten Chirurgen, zu rufen. Inzwischen wurde ein Tisch an mein Bett gestellt und darauf eine Anzahl Messer, Scheren, Zangen, Schwämme, Charpie und andere für eine Operation notwendige Utensilien ausgebreitet, die so rasch wie möglich beschafft worden waren. Mein Bruder, den ich durch Zeichen bat, mich über die Situation näher zu unterrichten, sagte mir: Leyden glaube, es werde, um mich vor Ersticken zu retten, der Luftröhrenschnitt notwendig sein. Ich bat um Bleistift und Papier, wies Alfred schriftlich an, mir meine

Handtasche zu holen, und ließ die Liebesbriefe, die sich darin befanden, vor meinen Augen verbrennen.

Inzwischen war Langenbeck erschienen. Wie von allen großen Ärzten ging auch von ihm ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe aus. Er war während des Deutsch-Französischen Krieges Generalarzt der Armee gewesen. Nachdem er mich genau untersucht hatte, sagte er zu mir: „Im Gegensatz zu meinem Kollegen Leyden halte ich die Tracheotomie noch nicht für unbedingt geboten. Vielleicht können wir um die Operation herumkommen. Voraussetzung dafür ist, daß die Abschwellung von selbst eintritt. Das kann nur geschehen, wenn Sie einige Stunden ruhig schlafen." Mit freundlichem Ausdruck, aber ernst und bestimmt fügte er hinzu: „Ihr Herr Vater hat mir gesagt, daß Sie bei den Königshusaren gestanden und den Winterfeldzug mitgemacht haben. Ich habe auch einen Sohn bei den Königshusaren gehabt. (Ein Sohn des großen Chirurgen war in der Tat aus meinem alten Regiment hervorgegangen. Er wurde später Kommandierender General des II. Armeekorps. Als solchem begegnete ich ihm, als ich im Januar 1900 auf der Werft des Vulkan in Stettin dem Schnelldampfer „Deutschland" die Taufrede hielt.) Alle Königshusaren haben gute Nerven. Ich erwarte, daß Sie jetzt einige Stunden wie ein Murmeltier schlafen werden." Dann legte er mir die Hand auf den Kopf und ging. Ich wandte den Kopf gegen die Wand, betete ein Vaterunser und schlief bald fest ein.

Inzwischen hatte meine gute Mutter den uns befreundeten Generalsuperintendenten Büchsel, den Geistlichen der Matthiaskirche, die wir zu besuchen pflegten, gebeten, meiner fürbittend zu gedenken. Sie hat mich oft daran erinnert, daß die Wendung zum Besseren gerade in der Stunde eingetreten sei, wo Büchsel meiner im Gebet gedacht hatte. Sie fügte immer hinzu: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist." (Jac. 5,15.) Als Langenbeck nach einigen Stunden wiederkam, war er zufrieden mit mir. „Es geht besser!" meinte er. „Nun wollen wir in beide Mandeln und in das Zäpfchen einen tüchtigen Einschnitt machen." Die Inzision erfolgte. Dann holte Langenbeck aus einer kleinen Düte vier schöne Erdbeeren heraus. „Die schickt Ihnen Seine Majestät der Kaiser", fügte er hinzu. „Ich habe ihm von Ihrer Erkrankung erzählt. Er läßt Ihnen gute Besserung wünschen und schickt Ihnen diese Erdbeeren von den Früchten, die man ihm heute zu seinem Frühstück an sein Bett gebracht hat. Unser alter Herr hat sich dabei freundlich über Sie ausgesprochen. Er erinnerte sich, daß General Loë, Ihr früherer Kommandeur, Sie ihm gegenüber gelobt habe." Wenn ich an meine schwere Erkrankung von 1878 zurückdenke, so sage ich mit dem guten Joachim Neander, dem Freund des großen Pietisten Spener:

Lobe den Herrn, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet:

In wieviel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet!

Zwölf Tage nach meiner Erkrankung meldete ich mich wieder zum Dienst. Ich sah noch sehr blaß aus, und als ich die Treppe zum ersten Stock im Reichskanzlerpalais heraufstieg, mußte mich Herbert Bismarck stützen, der sich während meiner Rekonvaleszenz täglich in der freundschaftlichsten Weise nach meinem Befinden erkundigt hatte. Jetzt sagte er mir: „Es wird Sie freuen, daß mein Vater, als Sie so krank waren, die Bemerkung hat fallen lassen: ‚Hoffentlich kommt der junge Bülow durch. Von den jüngeren Diplomaten ist er wohl der begabteste. Und, was wichtiger ist als die Begabung: er hat Takt.'"

Gortschakow gibt Erklärungen ab

In der ersten Sitzung des Kongresses, der ich wieder beiwohnte, hielt Gortschakow eine Rede, die bewies, daß Bismarck nicht unrecht hatte, wenn er ihn einen ganz großen Komödianten nannte. Gortschakow hatte den ersten Kongreßsitzungen wegen Krankheit nicht beiwohnen können. Jetzt erschien er, von zwei Dienern gestützt, wie hundert Jahre früher Lord Chatham, als er nach der Niederlage der Engländer bei Saratoga sich in das House of Lords tragen ließ, um dort gegen Nachgiebigkeit und schimpflichen Frieden zu protestieren. Weiter ging die Ähnlichkeit nicht zwischen dem ernsten und großen englischen Staatsmann und dem eitlen Ränkeschmied, der Rußland auf dem Berliner Kongreß vertrat. Nachdem Gortschakow Platz genommen hatte, erklärte er in formvollendetem Französisch, er müsse, wenn er zum erstenmal an den Beratungen des Kongresses teilnehme, einige Bemerkungen machen, die ihm durch die Liebe zur Wahrheit und zu seinem Vaterland eingegeben würden, die während seines ganzen Lebens sein Tun bestimmt hätten. Während der letzten Beratungen, an denen er nicht habe teilnehmen können, hätten seine Kollegen im Namen Rußlands Zugeständnisse gemacht, die weit diejenigen überschritten, die er zu machen gedacht habe. Dabei verbeugte sich Gortschakow mit sarkastischem Lächeln gegen Graf Peter Schuwalow und gegen den russischen Botschafter in Berlin, Baron Oubril. Große Spannung bemächtigte sich des Kongresses. Eine allgemeine Unruhe machte sich bemerkbar. Er kenne zu gut, fuhr Gortschakow fort, die loyalen Gefühle seiner Kollegen, um etwas gegen die Zugeständnisse zu sagen, zu denen sie sich verpflichtet gefühlt hätten. Er wolle nur feststellen, daß das große Rußland solche Opfer nur wegen seiner Liebe zum Frieden bringe, wie es ja auch den ganzen Krieg nur geführt habe, um den Christen im Orient zu helfen. Rußland verfolge keine selbstsüchtigen, keine heimlichen

Zwecke. Wie es lediglich für Christentum und Zivilisation gekämpft habe, so bringe es jetzt auch große Opfer für die Wiederherstellung des Friedens. Niemand werde den Ruhm der russischen Armee in Frage stellen, die so glänzende Siege errungen habe. Aber Rußland wolle der Welt zeigen, daß es die mit dem kostbarsten Blut errungenen Lorbeeren des Sieges gegen die Palme des Friedens einzutauschen wünsche.

Disraëli antwortet

Dieser Rede folgte tiefes Schweigen. Alle Teilnehmer des Kongresses sahen sich verdutzt an. Bismarck, dem Phrasen auf die Nerven gingen, lächelte sarkastisch. Beaconsfield, der kein Französisch verstand, ließ sich zunächst die Rede des russischen Kanzlers übersetzen. Dann erhob er sich und erwiderte mit einem ungemein wohlklingenden Organ, mit dem Tonfall eines großen Redners, indem er sich gegen Gortschakow verbeugte: „Ich bin überzeugt, der Dolmetscher der Gefühle des Kongresses zu sein, wenn ich der tiefen Bewunderung Ausdruck gebe, mit der mich die Rede meines edlen und erlauchten Freundes erfüllt hat. Ich bin glücklich in dem Gedanken, daß es der Wunsch nach Frieden war, der die Entschließungen Rußlands in den letzten Beratungen geleitet hat. Im Namen dieses Kongresses, der mir zuhört, möchte ich das anerkennen, und ich hoffe, daß alle unsere Beratungen auch weiterhin von so edlen Gefühlen erfüllt sein werden."

Die Bulgarische Frage

Während der Abwesenheit von Gortschakow hatten Schuwalow und Oubril die von England und Österreich gewünschte Regelung der Bulgarischen Frage akzeptiert. Rußland verzichtete auf ein einheitliches Bulgarien nördlich und südlich des Balkans bis zum Ägäischen Meer, wie es der Vertrag von San Stefano in Aussicht genommen hatte, und gab sich mit einem Bulgarien nördlich des Balkans zufrieden. Der südliche Teil jenes Neu-Bulgariens sollte unter dem Namen Ostrumelien organisiert werden. England und Österreich wollten die Türkei südlich des Balkans als lebensfähige Macht konservieren. Dafür wurden Rußland zwei wichtige Konzessionen gemacht: Einmal sollten zwar alle Donaufestungen geschleift, aber sämtlich einschließlich Varnas dem neuen Fürstentum Bulgarien überantwortet werden. Dann wurde diesem auch Sofia zugeteilt, von wo aus der Balkan leicht umgangen werden konnte. Dem retrospektiven Betrachter tritt deutlich vor Augen, wie häufig und wie sehr sich auch erfahrene Diplomaten über die Folgen ihrer Entscheidungen täuschen können. Auf dem Berliner Kongreß vertraten die russischen Delegierten mit lebhaftem und unermüdlichem Eifer alle bulgarischen Wünsche. Jeden Widerspruch waren sie geneigt als eine Rußland zugefügte Kränkung zu betrachten. Kaum ein Jahrzehnt später sah Rußland in Bulgarien einen Gegner, und während des Weltkrieges focht Bulgarien gegen Rußland. „Was er webt, das weiß kein Weber".



Benjamin Disraëli, Earl of Beaconsfield, englischer Premierminister

Am 28. Juni verlas beim Beginn der Sitzung Graf Andrássy ein langes Memorandum, in dem darauf hingewiesen wurde, daß Österreich während mehr als einem Jahr unter der Insurrektion und der Agitation in den Nachbarländern an seinen Grenzen zu leiden hatte. Österreich-Ungarn habe über hundertfünfzigtausend bosnische Flüchtlinge aufnehmen müssen, die sich hartnäckig weigerten, nach Bosnien zurückzukehren, so lange ihre Heimat unter türkischer Herrschaft verbleibe, die ihnen weder Existenz noch Schutz gewähre. Die Türkei sei augenscheinlich nicht in der Lage, die Ordnung in diesen Provinzen aufrechtzuerhalten, die sich in einem unbeschreiblichen Zustand von Elend und revolutionärer Agitation befänden. Es bestehe die Gefahr, daß dieses Elend und diese Agitation auf die slawische Bevölkerung der angrenzenden ungarischen Monarchie übergreifen werde. Wenn der Kongreß die Fortdauer solcher Zustände gestatte, nähme er eine sehr ernste Verantwortung für die künftige Ruhe Europas auf sich. Graf Andrássy schloß: „Ich verlange nicht, daß Bosnien von Österreich-Ungarn annektiert wird. Ich wünsche nur, der Kongreß möge überhaupt zu einem Entschluß kommen. Sobald dieser praktisch erscheint, wird Österreich-Ungarn ihm beitreten."

Österreich soll Bosnien okkupieren

Darauf erhob sich der Marqueß of Salisbury. Er verlas ein Memoire, in dem er erklärte, England sei durchdrungen von der Gerechtigkeit der Bemerkungen des ersten österreichisch-ungarischen Bevollmächtigten. Da sein edler Freund, der Graf Andrássy, die offene Aneignung von Bosnien zurückweise und sich mit der Annexion zur linken Hand begnüge, schlage er dem Kongreß vor, zu beschließen, daß Österreich-Ungarn beauftragt werde, Bosnien und die Herzegowina zu okkupieren und zu verwalten. Es liege im Interesse Europas, diese Provinzen unter den direkten Schutz eines mächtigen Staates zu stellen. Dieser Staat könne einzig und allein Österreich-Ungarn sein, der unmittelbare Nachbar Bosniens und der Herzegowina. Österreich-Ungarn falle die Aufgabe zu, die Insurrektion dort zu Ende zu bringen.

Für Frankreich schloß sich Waddington dem englischen Vorschlage mit Enthusiasmus an. Er hob hierbei hervor, daß diese Regelung auch dem wohlverstandenen Interesse der Türkei entspräche. Der italienische Bevollmächtigte, Graf Corti, erklärte seine Zustimmung, aber ohne besondere Freudigkeit. Er ahnte, daß das italienische Volk, gewohnt, bei jeder größeren europäischen Komplikation zu profitieren, mit ihm unzufrieden sein werde, wenn er mit leeren Händen von Berlin nach Rom zurückkehre. Fürst Gortschakow, der zwei Jahre früher das Reichstadter Abkommen mit Graf Andrássy abgeschlossen hatte, sprach seine volle Zustimmung aus: „La motion anglaise relative à la Bosnie et à la Herzegovine rentre dans les vues générales de la Russie, et je lui donne mon entière adhésion." Ich

hörte schon damals, zwischen Österreich-Ungarn und Rußland sei brieflich während des Kongresses abgemacht worden, daß Österreich-Ungarn, wenn ihm dies im Interesse der Ruhe auf dem Balkan und für den Frieden Europas zweckdienlich erscheine, die Okkupation mit Zustimmung der Großmächte in eine Annexion verwandeln könne. Der englische Vorschlag wurde vom Kongreß einstimmig angenommen. Nur der türkische Bevollmächtigte legte eine schüchterne Verwahrung ein. Er wurde von Lord Beaconsfield sarkastisch, von Fürst Bismarck fast grob zurechtgewiesen. Niemand im Kongreßsaal ahnte, daß die Angliederung Bosniens und der Herzegowina für Österreich-Ungarn ein Danaergeschenk sein und daß von hier sechsunddreißig Jahre später der Anstoß zum Zusammenbruch der alten habsburgischen Monarchie kommen würde.

Die Griechische Frage

Am 29. Juni erledigte der Kongreß die Griechische Frage. Frankreich und Italien beantragten eine Grenzrektifikation zugunsten Griechenlands, wenn möglich im Einvernehmen der Griechen mit der Pforte, eventuell unter Vermittlung der Mächte. England zeigte anfänglich Bedenken, die es aber bald aufgab. Rußland unterstützte rückhaltlos den französisch-italienischen Vorschlag. Die armen Türken, deren Widerstand allmählich erlahmte, schützten Mangel an Instruktionen vor. Am Abend des 29. Juni sagte Fürst Bismarck im Salon seiner Frau vor mir lächelnd und freundlich zu meinem Vater: „Die Konzessionen an Griechenland waren ein Akt der Courtoisie für Ihren ältesten Herrn Sohn, der übrigens seine Sache in Athen ganz gut gemacht hat."

Drei neue Fürstentümer

Sehr interessant waren die ersten Julitage, in denen die Serbische, die Montenegrinische und die Rumänische Frage erledigt wurden. Alle drei Fürstentümer wurden für unabhängig von der Pforte erklärt, worein diese schon durch den Vertrag von San Stefano gewilligt hatte. Den drei neugeschaffenen Staaten wurde auf französischen Antrag die Gleichstellung aller Konfessionen auferlegt. Diese letztere Bestimmung galt besonders den Rumänen, die zwar von den in großer Zahl innerhalb ihrer Grenzen lebenden Israeliten die Erfüllung aller staatsbürgerlichen Pflichten verlangten, ihnen aber alle politischen Rechte systematisch verweigerten. Fürst Bismarck trat dem daraufbezüglichen französischen Vorschlag mit Wärme bei. Er verwies auf die deutsche Reichsverfassung und erklärte, die deutsche öffentliche Meinung verlange, daß der in Deutschland geltende Grundsatz der Gleichberechtigung aller Konfessionen auch in der deutschen auswärtigen Politik zur Anwendung gelange. Serbien erhielt Nisch, Montenegro Podgoritza, aber beide keinen Hafen an der Adria. Von allen Mächten im Stich gelassen, mußten die Rumänen Bessarabien wieder an Rußland abtreten. Dagegen erhielten sie die Dobrudscha, einen Landstrich von Silistria bis Mangalia am Schwarzen Meer, und die Schlangeninsel.

Vergeblich appellierte der zu dieser Beratung zugelassene rumänische Ministerpräsident Bratianu in einer schönen Rede an den „Grand Conseil Européen et particulièrement aux illustres représentants de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies, dont nous avons eu si souvent l'occasion d'apprécier l'esprit élevé et le cœur magnanime." Dieses sentimentale Kompliment rührte weder Graf Schuwalow noch gar Fürst Gortschakow. Fürst Bismarck trat mit Entschiedenheit für die russische Rückforderung von Bessarabien ein. Er drang sogar auf Beschleunigung der Verhandlungen gerade über diesen Punkt. Er hoffe, daß die Donaufürstentümer sich mit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zufriedengeben würden. „L'œuvre du Congrès", führte er aus, „ne saurait, à mon avis être durable si un sentiment de dignité blessée subsistait dans la politique, à venir d'un grand Empire. Quelle que soit ma sympathie pour l'Etat de Roumanie, dont le Souverain appartient à la famille Impériale d'Allemagne, je ne dois m'inspirer que de l'intérêt général qui conseille de donner une nouvelle garantie à la paix de l'Europe."

Die von Rußland hartnäckig betriebene und endlich durchgesetzte Wiedereroberung von Bessarabien hat die Rumänen tief gekränkt. Nachdem die rumänische Armee unter ihrem tapferen und kriegskundigen Fürsten Carol den Russen während des Balkankrieges wertvolle Dienste geleistet hatte, erschien das Vorgehen der Russen gegen ihren früheren Bundesgenossen den Rumänen als ein Akt brutaler Undankbarkeit. Seitdem schloß sich Rumänien mehr und mehr den Dreibundmächten und insbesondere Deutschland an. Während ich zehn Jahre später Gesandter in Bukarest war, gelang es, zuerst einen für uns vorteilhaften Handelsvertrag mit Rumänien abzuschließen, dann ein politisches Bündnis, das uns für den Fall, daß wir von Rußland angegriffen werden sollten, die Kooperation von Rumänien sicherte. Erst die ungeheuren Fehler, die unsere Politik im Sommer 1914 beging, zerrissen den Draht, der länger als zwei Dezennien Rumänien mit dem Deutschen Reich verbunden hatte.

XXXII. KAPITEL

Bismarck und Gortschakow • Unterzeichnung des Berliner Vertrages (13. VII. 1878) Schuwalow und Gortschakow • Geheimrat von Holstein • Verlobung im Hause Bismarck • Biarritz, Dr. Adhéma • Lektüre

Bismarck als Dirigent

Es waren große Tage, die Berlin damals, 1878, sah und die alle mit einer Selbstverständlichkeit erlebten, als könne das Deutsche Reich nie anders als mächtig, gefürchtet und achtunggebietend vor der Welt dastehen.

Fürst Bismarck präsidierte dem Kongreß mit technischer Meisterschaft. Was Antonio in Goethes „Tasso" vom Papst rühmt, daß er das Kleine klein, das Große groß sehe, galt für Bismarck bei seiner Leitung der Verhandlungen des Berliner Kongresses. Er übersah nichts Wesentliches und hatte für jede begründete Frage oder Vorstellung ein aufmerksames Ohr. Alles Unnötige, Störende, Zeitraubende, Verschleppende wußte er abzuwehren, nötigenfalls mit Nachdruck. „Fürst Bismarck führt den Kongreß", sagte mir einer der englischen Sekretäre, „wie ein sehr guter Kutscher seinen Viererzug fährt. He is a most skilful whip." Auch wenn sich Bismarck der französischen Sprache bediente, war er der große Debatter, dem in deutschen Parlamenten an Schlagfertigkeit und Prägnanz des Ausdrucks keiner gleichkam. Alle Teilnehmer am Kongreß waren sich darüber einig, daß der verhältnismäßig rasche Gang der Beratungen und ihr Abschluß der überragenden Autorität und Persönlichkeit des Fürsten Bismarck zu verdanken waren.

Es ist schmerzlich, zu denken, daß trotz solcher Meisterschaft der Leitung der Berliner Kongreß alles in allem unsere Gesamtlage verschlechtert und unsere Zukunft nicht vorteilhaft beeinflußt hat. Das war vor allem auf die senile Empfindlichkeit und Eitelkeit von Gortschakow, aber auch auf dessen schlechte Behandlung durch Bismarck zurückzuführen. Besonders ungünstig wirkte in dieser Beziehung ein Interview, das Bismarck auf Betreiben des seit jeher russophoben Holstein dem für die Dauer des Kongresses nach Berlin entsandten „Times"-Korrespondenten in Paris, Herrn Blowitz, bewilligte.

Oppert-Blowitz

Blowitz war ein Journalist im großen Stil und jedenfalls einer der findigsten und gewandtesten Publizisten, die mir vorgekommen sind.

Er stammte wie Kautsky, dem nach dem Novemberumsturz die Revolutionsregierung die deutschen Archive mit allen Geheimberichten auslieferte, aus Böhmen und hieß eigentlich Oppert, hatte aber diesen Namen, der ihm nicht gefiel, mit dem besser klingenden seines Geburtsortes vertauscht. Nach Frankreich verschlagen, wurde er Hauslehrer in der Familie eines Marseiller Kaufmanns. Es gelang ihm, das Herz der Mutter seines Zöglings zu erobern, was mich bei seinem wenig vorteilhaftenÄußern immer gewundert hat. Die Frauen sind nun einmal unberechenbar. Bei einer im Hafen von Marseille unternommenen Bootfahrt sollen Blowitz und seine Angebetete den schlafenden Gatten über Bord geworfen und ruhig haben ertrinken lassen. Ungefähr wie bei Zola in seinem spannenden Roman Thérèse Raquin und ihr Amant sich des armen Mr. Raquin entledigen. Seine Stellung in Paris verdankte Oppert-Blowitz Herrn Thiers, dem er während der ersten bewegten Jahre seiner Präsidentschaft wertvolle Informationen geliefert und für den er gleichzeitig durch das Sprachrohr der „Times" die englische öffentliche Meinung gewonnen hatte.

Wie jeder, der im öffentlichen Leben steht, hatte Blowitz gegen Intrigen anzukämpfen und Schwierigkeiten zu überwinden. Einmal war er bei Mr. Walter, dem Besitzer der „Times", wie er behauptete, durch Holstein, den er für den größten Intriganten unter der Sonne hielt und erklärte, so sehr angeschwärzt worden, daß Mr. Walter beschloß, nach Paris zu fahren und dort selbst nach dem Rechten zu sehen. Plötzlich erschien er bei Blowitz. Ohne einen Augenblick die Contenance zu verlieren, bat ihn dieser zum nächsten Tage zu Tisch, à la fortune du pot, wie er ausdrücklich betonte. Als Walter in der eleganten Wohnung von Blowitz erschien, fand er dort alle in Paris akkreditierten Botschafter und den päpstlichen Nunzius versammelt. In degagiertem Ton sagte Blowitz zu letzterem: „Mon cher ami, faîtes la maîtresse de la maison et prenez place en face de moi." Dann ging man zu Tisch. Mr. Walter saß zwischen dem englischen und dem deutschen Botschafter, Lord Lyons und Fürst Chlodwig Hohenlohe. Als er sich empfahl, bat er Blowitz, ihm zu erlauben, sein Gehalt erheblich zu erhöhen. Ein Mann in solcher gesellschaftlicher Stellung sei wert, in Gold gefaßt zu werden. Bei einem Fest, das ich ein Jahr vor meinem Rücktritt dem in Berlin tagenden Internationalen Pressekongreß im Garten des Reichskanzlerpalais gab, erzählte ich den Teilnehmern des Kongresses über ein persönliches Erlebnis mit Blowitz. „Als ich", sagte ich den Herren, „es war Anfang der achtziger Jahre, an unserer Pariser Botschaft tätig war, da frug ich einmal, ich war in melancholischer Stimmung, ich fand, mein Avancement ginge nicht rasch genug, in der Armee nennt man das die Leutnantsmelancholie, den Vertreter der ‚Times', Herrn Blowitz, der ein kluger Mann war, ob ich Aussichten im Journalismus

haben würde. ‚Sofort bringe ich Sie an', erwiderte mir Herr Blowitz, ‚mit dreißigtausend Franken jährlich.' Das hat damals mein Selbstvertrauen gestärkt, und noch heute macht die Erinnerung mir Vergnügen*." Es lag in der Natur der Dinge, daß Blowitz als naturalisierter Franzose in erster Linie französische Interessen verfolgte, in zweiter als Korrespondent der „Times" englische Gefühle schonte. Als er während des Berliner Kongresses bald die persönliche Spannung zwischen Bismarck und Gortschakow erkannt hatte, rieb er publizistischen Pfeffer in die ihm erfreuliche Wundstelle und legte bei der Wiedergabe seiner einmaligen Unterredung mit Bismarck, die er nach und nach zu einem wahren Bandwurm von Korrespondenzen in der „Times" verarbeitete, dem deutschen Reichskanzler unfreundliche, ja boshafte Äußerungen über Gortschakow in den Mund.

Persönliche Empfindungen politisch einflußreicher Personen, mögen sie nun Staatsoberhäupter oder Minister, Deputierte oder Publizisten sein, ihre Sympathien oder Antipathien, vor allem ihre Rankünen waren immer von erheblichem Einfluß auf die Beziehungen der Völker zueinander und damit auf die Gestaltung ihrer Zukunft. Sie werden es auch bleiben, denn der Mensch ist im Grunde immer der gleiche, mag er sich auf dem Parkett der Höfe bewegen oder es vorziehen, abends auf seiner Stammkneipe bei einer kühlen Blonden mit einer Strippe einen Skat zu dreschen.

Gortschakow wird ridikülisiert

Es war das Pech von Gortschakow, daß ihm, als er einmal abends im Salon der Fürstin Bismarck erschien, der Reichshund Tyras zwischen die Beine lief und er der Länge nach hinfiel. Aber daß dieser kleine Vorfall sofort in die Presse gebracht und dort mit Behagen breitgetreten wurde, um den achtzigjährigen Greis zu ridikülisieren, war weder geschmackvoll noch geschickt. Bismarck sagte die Wahrheit, wenn er in manchen Reden, in vielen Erlassen nach St. Petersburg und in zahllosen Unterredungen betonte, er habe auf dem Berliner Kongreß die russischen Interessen so eifrig vertreten und gefördert, daß er sich den Andreasorden verdient haben würde, wenn er ihn nicht, und zwar mit Brillanten, bereits besessen hätte. Aber gerade für das politische Leben gilt das Wort des griechischen Sophisten, daß der Schein oft wichtiger sei als die Wirklichkeit. Unter eifriger Nachhilfe des verärgerten und leider auch in seinem hohen Alter und trotz seines körperlichen Verfalls für Intrigen und Bosheiten noch immer geschickten Gortschakow gelang es, dem russischen Publikum einzureden, daß Bismarck auf dem Berliner Kongreß Rußland verraten und geschädigt habe.

Disraëli

Der bedeutendste der Teilnehmer am Kongreß war nach Bismarck — longo sed proximus intervallo — zweifellos Disraëli. Es spricht für die

* Fürst Bülows Reden, Große Ausgabe III, S. 332; Kleine Ausgabe V, S. 260.

Großzügigkeit des englischen Volkes, daß der Enkel eines aus Venedig nach England eingewanderten israelitischen Kaufmanns nicht nur zum englischen Premierminister, sondern auch zum Führer der stolzesten Aristokratie der Welt aufstieg. Der Marqueß von Salisbury und Lord Odo Russel, beide Sprossen alter historischer Geschlechter, die schon unter Queen Elizabeth geglänzt hatten, ordneten sich willig Disraëli unter. Es spricht aber auch für die Anziehungskraft und Assimilationsfähigkeit der Engländer, daß es keinen englischeren Engländer gab als den zum Earl of Beaconsfield erhobenen Benjamin Disraëli. In seiner, dem großen französischen Historiker Augustin Thierry gewidmeten schönen Studie über Tacitus sagt Charles Louandre: „Aux yeux de Tacite tout le mouvement de l'histoire n'a qu'un but, la grandeur de Rome, au delà de cet horizon il n'y a que le vide et le néant." Wie Tacitus Römer war, so war Disraëli Engländer. Ganz Engländer und nur Engländer. Jedes seiner Worte war für das englische Publikum berechnet. Nur englische Interessen, englische Wünsche und Vorurteile bestimmten sein Tun. Bei großer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, bei den besten Formen nahm er in Wirklichkeit gar keine Rücksicht auf nichtenglische Empfindungen und Gesichtspunkte. Seine äußere Erscheinung war originell. Er trug Schmachtlocken wie ein galizischer Jude. Weit davon entfernt, seine jüdische Abkunft zu verstecken, war er stolz auf sie. Als einmal im House of Commons auf sie angespielt worden war, hatte schon der junge Benjamin Disraëli geantwortet, er sei glücklich, dem Volke anzugehören, dessen äußere Hülle unser Herr und Heiland getragen habe, während er auf Erden wandelte. Er war übrigens mit zwölf Jahren getauft worden. Disraëli verwandte sehr viel Sorgfalt auf seine Toilette. Er war stets elegant gekleidet, nach der neuesten englischen Mode, a true british gentleman.

Der Earl of Beaconsfield war der einzige, der sich bei den Sitzungen des Kongresses nicht der französischen Sprache bediente, die er ebensowenig sprach wie irgendein anderes fremdes Idiom und kaum verstand. In dieser Beziehung glich er Matthias Erzberger. Das war aber auch die einzige Ähnlichkeit zwischen dem englischen Lord und dem Abgeordneten von Buttenhausen. Die Reden des Earl of Beaconsfield wurden im Sekretariat des Kongresses für das Protokoll ins Französische übersetzt. Er änderte nie etwas an den Übersetzungen, sondern meinte nur lächelnd: „I am glad to have said such nice things." Bismarck war von Hause aus gegen Disraëli eingenommen. Aber auch die Königin Victoria hatte einst starke Vorurteile gegen Disraëli gehabt, und es war ihm doch gelungen, die Gunst of Her most gracious Majesty zu gewinnen. Selbst Bismarck war bald unter seinem Zauber. „Dizzy", wie das englische Volk Disraëli nannte, war ein großer Seelenfänger.

Andrássy und Haymerle

Neben ihm fiel Andrássy ab. Aber bei manchen Lücken und einigen Schwächen fehlte es dem Ungarn nicht an praktischem Blick. Er wußte in Berlin den Augenblick zu ergreifen und erkannte, daß er nichts Klügeres tun könne, als sich und sein Land der Bismarckschen Leitung überlassen. Sein Kollege und späterer Nachfolger, der Freiherr von Haymerle, war ein ängstlicher K.-u.-k.-Bürokrat, der Bismarck ebenso mißfiel, wie ihm der flotte, elegante Andrássy gefiel. Mit Bezug auf Haymerle, mehr noch auf die schikanöse und dabei doch nicht resolute Politik der Österreicher gegenüber ihren Nationalitäten und schwächeren Nachbarn erzählte Bismarck gern eine kleine Anekdote aus seiner Jugend. Er habe einmal in einem englischen Waffenladen einen Revolver kaufen wollen und nach einem zierlichen, eleganten, aber kleinen Exemplar gegriffen. Der Verkäufer habe ihm zu einem größeren Revolver mit den Worten geraten: „A small bullet excites a man, a strong bullet stops him."

Der italienische Vertreter Corti machte in Berlin aus Überschlauheit eine große Dummheit. Im Verlauf einer längeren Unterredung mit ihm ließ Bismarck die Bemerkung fallen, daß jetzt für Italien der günstige Augenblick gekommen sei, die Hand auf Tunis zu legen. Corti kam sich sehr listig vor, als er erwiderte: „Vous voulez donc nous brouiller avec la France." Hätte Corti damals zugegriffen, so besäße Italien heute das beste und zukunftsreichste Stück der afrikanischen Nordküste.

Die Franzosen

Die bescheidenste Rolle auf dem Kongreß spielte die französische Delegation. Nicht als ob sie von deutscher Seite vernachlässigt oder gar schlecht behandelt worden wäre. Im Gegenteil wurden gerade die französischen Vertreter bei Hofe und in der Berliner Gesellschaft mit großer Liebenswürdigkeit und besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Auch Fürst Bismarck war gegen die Franzosen von konstanter und ausgesuchter Höflichkeit. Aber die französische Vertretung war keine brillante. Der erste französische Delegierte, Waddington, war von Geburt Engländer. Naturalisierter Franzose, war er durch und durch französischer Patriot. Es fehlten ihm jedoch die traditionellen Eigenschaften des Franzosen. Er sah wie ein Gelehrter aus und hatte Sprechweise und Manieren eines solchen. Als er einmal in Paris bei einem großen Diner neben der Schauspielerin Sarah Bernhardt saß, die seinen Namen nicht verstanden hatte, nicht wußte, wer er war, und seine Konversation langweilig fand, frug sie den ihr gegenüber sitzenden Gambetta, wer ihr lederner Nachbar eigentlich sei. Lächelnd erwiderte der große Tribun: „Ne faites pas attention à lui, c'est un numismate." Waddington war ein guter Münzenkenner und eifriger Sammler. Der zweite französische Bevollmächtigte, Mr. Desprez, der Direktor der politischen Abteilung im französischen Ministerium des Äußern, war ein älterer, gediegener, aber bescheidener und sehr reservierter



Oppert-Blowitz
Times-Korrespondent in Paris und beim Berliner Kongreß

Beamter. Der dritte französische Delegierte war der Botschafter Frankreichs in Berlin, Graf St-Vallier, ein kluger und geschickter Diplomat aus vornehmer Familie, aber kränklich, worunter sein äußeres Auftreten litt. Einem legitimistischen Hause entsprossen, hatte er sich unter dem Second Empire diesem angeschlossen. Er war unter Napoleon III. ein Intimer der Tuilerien gewesen. Nach Sedan war er zur Republik abgeschwenkt. Solche Gesinnungsänderungen haben wir nach dem Sturz der Monarchie auch in Deutschland erlebt und nicht nur bei Grafen, sondern selbst bei Professoren und Bürgermeistern. In Frankreich war man für solche Charakterlosigkeit empfindlicher als bei uns. Daß dementsprechend in seiner Heimat seine soziale Stellung nicht gut war, gab St-Vallier etwas Gedrücktes. Es sollte die Zeit kommen, wo die Franzosen im Ausland nicht mehr so bescheiden auftraten wie 1878 in Berlin.

Die Delegierten der Pforte

Für die türkischen Delegierten empfand ich unwillkürlich Mitleid und infolgedessen eine gewisse Sympathie. Die Türkei war nur leidendes Objekt der Verhandlungen. Stundenlang wurde darüber hin und her gesprochen, welches ihrer Glieder noch amputiert werden könne. Sie war auch nicht besonders repräsentiert. Da kein waschechter Türke Lust gehabt hätte, der Abschlachtung des Osmanischen Reiches durch die Giauren beizuwohnen, hatte die Hohe Pforte als ihren ersten Vertreter einen Türken aus Magdeburg entsandt. Er hieß ursprünglich Karl Detroit, war als kleiner Junge in der Hauptstadt der Provinz Sachsen seinen Eltern fortgelaufen, hatte sich als Schiffsjunge in Hamburg verdingt, war in Konstantinopel wieder durchgebrannt und Muselman geworden. Er wurde im Hause von Ali Pascha, dem späteren Großwesir, erzogen, dessen besondere Protektion ihm manche üble Nachrede eintrug. Mehemed-Ali, so nannte sich der kleine Magdeburger in seiner neuen Heimat, machte eine glänzende Militärkarriere. Während des Russisch-Türkischen Krieges hatte er hohe Kommandos geführt und galt für einen tüchtigen Soldaten. Aber Bismarck konnte ihm seinen Abfall vom Christentum nicht verzeihen und war nicht dazu zu bewegen, ihn mit Höflichkeit zu behandeln. Auch in unseren Offizierskreisen ging man ihm aus dem Wege. Er hat bald nach der Beendigung des Kongresses einen ehrlichen Soldatentod gefunden. Nach Albanien gesandt, wo im November 1878 ein Aufstand ausgebrochen war, wurde er von den Insurgenten niedergemacht. Er war das erste Mitglied des Kongresses, das von dieser Erde abberufen wurde. Der zweite türkische Vertreter, Alexander Karatheodory, war ein Phanariot, das heißt ein Sohn jenes Leuchtturmviertels von Konstantinopel, wo sich nach dem Einmarsch der Türken die Reste der alten griechischen Geburts- und Amtsaristokratie ansiedelten und aus dem so viele Dragomane der Pforte und so manche Hospodare der Moldau und Wallachei hervorgingen. Er machte einen

klugen und ruhigen Eindruck. Er mag sich innerlich gesagt haben, daß die Griechen des Orients, die manchen Sturm überdauert hatten, seitdem der Sultan Mohammed II. Byzanz eroberte und sein Schlachtroß die Stufen des Hochaltars in der Sophienkirche emportrieb, auch den Berliner Kongreß überstehen würden. Nur der dritte türkische Delegierte, der Botschafter der Hohen Pforte in Berlin, Sadullah Bey, war ein Nationaltürke. Es ist erschütternd, daran zu denken, daß vierzig Jahre nach dem Berliner Kongreß das Deutsche Reich und das deutsche Volk in Versailles noch viel grausamere Mißhandlungen erfahren sollten als 1878 die Türken in Berlin, eine wahrhaft ruchlose Behandlung. Denn als unserem armen Deutschland der Versailler Friede aufgezwungen wurde und der Sozialdemokrat Hermann Müller mit dem Zentrumsabgeordneten Bell diesen Schandfrieden unterzeichnete, war, wie sich jeder Deutsche, bis für uns die Stunde der Gerechtigkeit schlägt, immer wieder sagen muß, von einer Diskussion über die uns aufgedrungenen fürchterlichen Friedensbedingungen überhaupt nicht die Rede gewesen.

Der Berliner Vertrag

Am 13. Juli, genau einen Monat nach dem Beginn des Kongresses, fand die Unterzeichnung des Friedensvertrages, des „Traité de Berlin", im Großen Saal des Reichskanzlerpalais statt, der seitdem der Kongreßsaal heißt. Anton v. Werner hat diesen Moment in seinem bekannten Bild fixiert, das im Berliner Rathaus hängt. Nach dem Tode meines Vaters übersandte in Erinnerung an ihn der Berliner Magistrat mit einem freundlichen Schreiben meiner Mutter eine schöne Photographie des Wernerschen Bildes. Es stellt den Moment der Unterzeichnung und damit ein großes historisches Ereignis mit einer Anschaulichkeit dar, die mit meinen persönlichen Erinnerungen übereinstimmt. Alle überragend, wie hoch über Lärchen die Tanne sich hebt, steht Fürst Bismarck im Mittelpunkt des Bildes. Mit demonstrativer Herzlichkeit drückt er dem Grafen Peter Schuwalow die Hand, der in der prächtigen Uniform eines russischen Generaladjutanten auf ihn zugeht. Graf Andrássy steht hinter dem Fürsten Bismarck in fescher Husarenuniform, aber wie einer, der sich unter den Schutz eines Stärkeren stellt. Fürst Gortschakow sitzt in einem Lehnstuhl in einer ungezwungeneren Haltung, als er sie damals, nach meiner Erinnerung, zur Schau trug. Er sieht auch lange nicht so giftig aus, wie er, wie ich mich genau erinnere, am 13. Juli 1878 aussah. Lord Beaconsfield, etwas krumm, scheint ihm Trost zuzusprechen. Auch mein Vater, Fürst Chlodwig Hohenlohe und Waddington sind sitzend dargestellt. Die armen Türken stehen wie Schafe im Gewitter zusammen am Ende des langen Tisches, auf dem der Vertrag unterzeichnet wurde.

Schlußdiner

Am Abend des 13. Juli fand im Weißen Saal des Königlichen Schlosses das Abschiedsdiner für den Kongreß statt, zu dem über hundertfünfzig

Einladungen ergangen waren. Dem kronprinzlichen Paar gegenüber saß Fürst Bismarck, rechts von ihm Andrássy, dann Beaconsfield, Schuwalow, Károlyi, Salisbury, Oubril, Russel und mein Vater. Links von Bismarck saßen Waddington, Corti, Karatheodory, St-Vallier, Launay, Sadullah, Desprez, Mehemed-Ali, Hohenlohe. Der Kronprinz, dem zur Rechten die Kronprinzessin, zur Linken die Großherzogin von Baden saßen, brachte, wieder in französischer Sprache, den nachstehenden Toast aus: „Die Hoffnungen, mit denen ich vor einem Monat im Namen des Kaisers die zum Kongreß vereinigten ausgezeichneten Staatsmänner begrüßt habe, sind glücklicherweise in Erfüllung gegangen. Das von Europa so sehr gewünschte Friedenswerk krönt Ihre Anstrengungen. Als Dolmetsch der Gefühle meines erhabenen Vaters bin ich glücklich, meine Huldigung der Weisheit und dem Geist der Versöhnung darzubringen, die dieses große Resultat herbeigeführt haben. Das Einverständnis, das erzielt wurde, wird eine neue Bürgschaft für den Frieden und für das allgemeine Wohl sein. Der Beistand Deutschlands ist im voraus allem gesichert, was darauf abzielt, diese großen Wohltaten zu sichern und zu erhalten. Im Namen Seiner Majestät trinke ich auf das Wohlsein der Souveräne und Regierungen, deren Vertreter an dem denkwürdigen Datum dieses Tages unterzeichnet haben den Vertrag von Berlin.“ Ich saß neben Herbert Bismarck. In gehobener Stimmung und mit stolzem Ausdruck sagte er zu mir: „Das ist heute ein großer Tag. Heute vor vier Jahren schoß der elende Böttchergeselle Kullmann aus einem Terzerol auf meinen Vater und verwundete ihn am rechten Handgelenk. Heute hat mein Vater den Berliner Vertrag unterzeichnet. 1814 fand der Europäische Kongreß in Wien statt. 1856 wurde der Pariser Friede unterzeichnet. Jetzt erlebten wir den Berliner Kongreß und heute den Berliner Frieden. Prost, mein alter Bülow!“

Peter Schuwalows Mißgeschick

Nicht nur für die amtliche Stellung des Grafen Peter Schuwalow, sondern für die Weiterentwicklung der Weltgeschichte war es kein Glück, daß er seine Abreise aus Berlin allzu lange verzögerte. Graf Schuwalow war ein kluger, gewandter, liebenswürdiger und vornehmer Mann, aber wie so manche Russen huldigte er mehr als gut der Aphrodite pandemos. Bei seinen abendlichen Spaziergängen auf der Friedrichstraße, die er so ungeniert unternahm, daß er von der Berliner Polizei in diskreter Weise überwacht wurde, damit ihm keine Unannehmlichkeiten zustießen, hatte er die Bekanntschaft einer gefälligen Schönen gemacht, aus deren Armen sich loszureißen ihm schwer wurde. So kam es, daß Gortschakow vor ihm in Petersburg bei Kaiser Alexander II. eintraf. Wie im alten plattdeutschen Märchen war der Swinegel schneller zur Stelle als der Hase. Mein Freund, der russische Flügeladjutant Baron von Ungern-Sternberg, hat mir mehrere Jahre später das Wiedersehen zwischen Peter Schuwalow und dem Zaren

geschildert. „Ich hatte", erzählte mir Ungern-Sternberg, „an diesem Tage Dienst. Peter Schuwalow trat in glänzender Stimmung, mit erhobenem Haupt, ein freudiges Lächeln auf den Lippen, in das Adjutantenzimmer und bat, ihn bei Seiner Majestät anzumelden. ‚J'ai remporté un beau succès', sagte er zu mir. ‚Le Traité de Berlin est conforme aux vrais intérêts de la Russie. J'ai sauvé la paix qui est assurée pour longtemps sur la base d'excellents rapports avec l'Allemagne, l'Angleterre, la France, l'Autriche, avec toutes les puissances. Notre auguste Maître sera content de moi.' So sprach Graf Peter Schuwalow. Er wurde zu Seiner Majestät hereingerufen. Zehn Minuten später war seine Audienz beendigt. Er erschien wieder im Adjutantenzimmer. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Wenn die Szene nicht so tragisch gewesen wäre und, wie ich überzeugt bin, ein Unglück für mein russisches Vaterland und für die Welt, so würde ich den Grafen Peter Schuwalow mit einem begossenen Pudel vergleichen. Er war ganz außer Fassung, totenbleich. Mit bebender Stimme und allen Zeichen tiefster Entrüstung flüsterte er mir zu: ‚J'ai été calomnié d'une manière infâme auprès de Sa Majesté. C'est le vieux Gortschakow, ce vieillard pourri et méchant, qui m'a joué ce sale tour.' Ich werde nie den Ausdruck ehrlichen Zorns und tiefer Empörung vergessen, der aus den Worten, dem Mienenspiel des Grafen Peter Schuwalow sprach. Das Ganze war eine Szene, die, auf der Bühne und von guten Schauspielern aufgeführt, eines Bombenerfolges sicher gewesen wäre." So die Schilderung, die mir Baron Ungern-Sternberg von dieser Szene gab. Ein Jahr später wurde Graf Schuwalow von seinem Posten in London abberufen und endgültig in den Ruhestand versetzt. Er ist erst 1889 gestorben. Ich habe ihn während meines zweiten Aufenthaltes in Petersburg noch oft gesehen und viel mit ihm gesprochen. Er sah auf ein reiches Leben zurück, das ihm Gelegenheit geboten hatte, über Fürsten und fürstlichen Wankelmut interessante Beobachtungen anzustellen.

Radowitz und Holstein

Während des Berliner Kongresses trat ich zuerst dem Geheimrat von Holstein näher. Er gehörte dem Sekretariat des Kongresses an, das von einem Deutschen, dem in das Auswärtige Amt einberufenen Gesandten in Athen, Herrn von Radowitz, und einem Franzosen, dem Ersten Sekretär der Französischen Botschaft in Berlin, dem Grafen de Mouy, übrigens im besten Einvernehmen untereinander, geleitet wurde. Solange der Kongreß tagte, herrschte Harmonie zwischen Radowitz und Holstein, die bis dahin Freunde gewesen waren. Die Brouille kam erst nachher, und ihre Ursache war charakteristisch für die Eigenart Holsteins. Nach dem Auseinandergehen des Kongresses beschlossen die an ihm beteiligten Mächte, mit Ausnahme der armen Türken, denen als Opfer des Kongresses ihre Zurückhaltung nicht übelzunehmen war, die Mitglieder des Sekretariats zu

dekorieren. Radowitz, der schon Gesandter war, bekam einige Großkreuze, Holstein nur Kommandeurkreuze. Also nicht Sterne auf der Brust, sondern nur Kreuze um den Hals. Statt sich nun auf den Standpunkt von Ludwig Uhland zu stellen, der am 18. Oktober 1816, dem Jahrestag von Leipzig, in einem seiner schönsten Gedichte stolz herabblickt auf die Fürstenrät' und Hofmarschälle mit trübem Stern auf kalter Brust, empfand Holstein es als eine tödliche Beleidigung, daß er unter den jüngeren Radowitz rangiert worden war, und verfolgte ihn seitdem mit einem pathologischen Haß. Seine Erregung war um so sinnloser, als er seit dem Arnim-Prozeß nicht mehr in Gesellschaft ging, nie einen Orden anlegte und nicht einmal einen Frack besaß.

Das Haus Bismarck stellte sich bei diesem Zwist zwischen Radowitz und Holstein auf die Seite des letzteren. Der Fürst hatte Radowitz schon als Sohn seines Vaters, des ihm seit 1850 verhaßten Trägers der damaligen Union-Politik, nie recht gemocht. Ich habe den Fürsten Bismarck selbst erzählen hören, daß er im November 1850, nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Rücktritt des Ministers Radowitz, aus Freude eine ganze Flasche Sekt getrunken habe. In Holstein erblickte der Fürst den Treuesten der Treuen und hat an diesem Glauben unbekümmert um alle Warnungen bis zum 20. März 1890 festgehalten. Auch die gute Fürstin Bismarck liebte Radowitz nicht, schon weil er pechschwarze, romantisch zurückgekämmte Haare hatte, einen aufgedrehten Schnurrbart und sogar ein Monokel trug und sehr viel sprach („schwatzte"). Seine russische Frau konnte sie erst recht nicht leiden. Dagegen behandelte sie Holstein in gerührter Erinnerung daran, daß er schon zwanzig Jahre früher als Attaché der Gesandtschaft in St. Petersburg von ihr liebevoll aufgenommen worden war, wie ein Kind des Hauses. Herbert Bismarck stand, so lange er denken konnte, unter dem Einfluß des „treuen Fritz", so wurde Holstein im Hause Bismarck genannt, der dem jüngeren Herbert nicht nur durch sein perfektes Französisch imponierte, sondern der ihm an Gedankenschärfe und Umsicht, vor allem an Verschlagenheit, überlegen war.

Wilhelm Bismarck gegen Holstein

Die gute Meinung des Hauses Bismarck über Holstein wurde nur von dem nüchternen Bill nicht ganz geteilt. Holstein, der seine Augen überall hatte, alles und alle beobachtete, hatte auch mir seine Aufmerksamkeit schon früh zugewandt, wohl weniger um meiner selbst willen, als weil ich der Sohn des Staatssekretärs und persönlichen Freundes des Fürsten Bismarck war. Er benutzte während des Kongresses jeden Anlaß, mir kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. In diesem ersten Stadium unserer Bekanntschaft hatte ich einmal eine längere Unterredung über Holstein mit Bill Bismarck, mit dem ich eine Land- und Wasserpartie nach Stralau machte. „Was ich von Holstein halte, wollen Sie wissen?" meinte Bill in

seiner behaglichen Art, während er in einem ländlichen Gasthause eine Zigarre nach der andern rauchte und ein Glas Bier nach dem andern trank. „Ja, das ist eine ziemlich komplizierte Chose. Holstein steht uns seit Jahren sehr nahe. Vater hält ihn für ungewöhnlich brauchbar und baut Häuser auf ihn. Mutter verzieht ihn und schiebt ihm bei Tisch die besten Stücke zu. Was mich angeht, so leugne ich nicht die große Begabung von Holstein, weder sein brillantes Französisch und Englisch noch seinen Scharf- und Spürsinn. Ich will auch hoffen, daß Holstein, wenn er einmal auf die Probe gestellt werden sollte, sich wirklich als treu wie Gold bewähren wird, wie das Herbert von ihm rühmt und erwartet. Es sind aber zwei Dinge, die mir an ihm nicht gefallen. Er leidet an einer fast pathologischen Verfolgungsmanie. Da er sehr empfindlich ist und überaus mißtrauisch, findet diese Manie immer neue Nahrung. So hetzt er bei meinem nun einmal reizbaren und selbst reichlich argwöhnischen Vater immer wieder gegen andere, heute gegen Hinz und morgen gegen Kunz. Holstein ist ein dissolvierendes Element. Alles in allem halte ich ihn für kein gutes Element.“ So Bill Bismarck, während um uns herum Berliner Ausflügler und Ausflüglerinnen sich unter Gelächter und Gekreisch aus ihren Booten mit Wasser bespritzten und mit Obstkernen bombardierten.

Holstein kommt zu Bülow

Nicht lange nach dem Schluß des Kongresses suchte mich Holstein in meinem Arbeitszimmer auf. Nachdem er mir Radowitz als einen völlig unbrauchbaren Beamten geschildert hatte, kam er in sehr gewundenen Gedankengängen auf die Stellung meines Vaters und auf meine eigene Zukunft zu sprechen. Mein Vater schade sich nicht nur beim Fürsten Bismarck, sondern auch in der Öffentlichkeit, wenn er einen Scharlatan wie Radowitz protegiere, der überall erzähle, er habe den Staatssekretär ganz in der Tasche, der nur von seiner Arbeit und seinem Geist lebe. Ich selbst täte klüger, nicht auf die Karte Radowitz zu setzen. Mein Vater möge Radowitz so bald wie möglich nach Athen zurückschicken. Beim Kanzler werde er damit auf keinerlei Widerstand stoßen. Das von Radowitz bisher verwaltete orientalische Dezernat könne ich übernehmen. Ich würde die Sache viel besser machen als Radowitz. Ich antwortete Holstein ausweichend und erzählte meinem Vater am nächsten Tag unser Gespräch. Der schüttelte den Kopf: „Die Katze läßt das Mausen nicht und Holstein nicht das Intrigieren. Er entwickelt sich allmählich zu einem recht gefährlichen Intriganten. Das ist auch die Ansicht von Bucher und Clemens Busch. Leider hat der Fürst für Radowitz in der Tat nicht viel übrig. Ich werde aber meinen Schild über Radowitz halten, und ich hoffe und denke, der Fürst wird mir, wie fast immer gerade in Personalien, meinen Willen lassen. Radowitz ist ein fleißiger, kenntnisreicher und begabter Beamter. Daß du ihn jetzt ersetzen könntest, ist Unsinn, vielleicht

in acht oder neun Jahren. Aber jetzt bist du noch nicht tanti. Du hast ja auch, wie du mir oft gesagt hast, keine Lust, in das Auswärtige Amt einberufen zu werden. Ich werde dich als Zweiten Sekretär nach Paris schicken. Bismarck ist damit einverstanden, und du paßt gut nach Paris. Sage aber vorläufig davon nichts zu Holstein, der dich, wie mir vorkommt, nicht in Paris haben möchte." Holstein kam noch einige Male auf seinen Plan zurück, ich ließ ihn abfallen.

Politische Abteilung

Wenn mein Vater mir verständigerweise nicht jetzt schon und dauernd das orientalische Dezernat übertragen wollte, dem ich noch nicht gewachsen war, so beschäftigte er mich dafür während der drei Monate nach dem Auseinandergehen des Kongresses der Reihe nach in allen Dezernaten der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, was für meine Ausbildung sehr nützlich war. Ich mußte tüchtig arbeiten und benutzte auch die Zeit fleißig zum Aktenlesen, um nach Möglichkeit in Ziele und Art der Bismarckschen Politik einzudringen. „Das Genie läßt sich nicht kopieren", sagte mein Vater oft zu mir. „Nichts wäre törichter, als Bismarck nachmachen zu wollen. Aber, was man von ihm lernen kann, ist der Blick für die Realitäten in der Politik, die Verachtung für die Theorie, die uns Deutschen seit jeher so teuer ist. Auch von der wissenschaftlichen Methode, die in Deutschland vielfach empfohlen wird, mag Bismarck nichts hören. Ihm ist die Politik nicht eine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Lerne von unserm großen Bismarck vor allem und für dein ganzes Leben die Gewissenhaftigkeit im Großen wie im Kleinen, die Vorsicht, das Abwägen, den leidenschaftlichen, unbeirrbaren Patriotismus, die unerschütterliche Anhänglichkeit an Preußen, an das Deutschtum, an die Monarchie, an die Armee, an alles, was uns groß gemacht hat und uns allein groß erhalten kann."

Ende September meinte Geheimrat Leyden, nachdem er mich untersucht hatte, daß ich, um die letzten Nachwehen meiner gefährlichen Halsentzündung zu überwinden, noch einige Seebäder nehmen möge. Da sich in der vorgeschrittenen Jahreszeit Nordseebäder nicht empfahlen, wurde ich nach Biarritz geschickt. Vor meiner Abreise wohnte ich im Bismarckschen Hause einem Diner bei, das zu Ehren der Verlobung der einzigen Tochter, der damals dreißigjährigen Gräfin Marie, mit dem Grafen Kuno Rantzau stattfand. Mein Vater, der die in der neuen Zeit seltener gewordene Gabe besaß, hübsche Toaste auszubringen, auch aus dem Stegreif, sprach in nicht nur formvollendeten und geistvollen, sondern auch von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten dem Brautpaar seine und unser aller Glückwünsche aus. Die gute Fürstin Johanna weinte vor Rührung, und der Fürst umarmte und küßte meinen Vater. Ein Bismarckscher Hausfreund, der ausgezeichnete Goethe-Forscher und Goethe-Kenner Gustav von Loeper, meinte zu mir: „Das war abgeklärter Goethescher Geist, ein Labsal

Marie Bismarck und Graf Rantzau

für meine Ohren." Das damalige Brautpaar hat eine fast vierzigjährige, sehr glückliche Ehe geführt. Ich habe des Grafen Kuno und der Gräfin Marie Rantzau schon einmal gedacht. Sie war natürlich, aufgeweckt, tapfer, herzensgut; er klar, zuverlässig, verständig. Er ist während des Weltkrieges gestorben. Sie lebt noch auf Dobersdorf, dem holsteinischen Gute ihres Mannes. Sie hat als Kind Frankfurt am Main und den deutschen Bundestag, St. Petersburg während der ersten Regierungszeit des Kaisers Alexander II. und Paris in der Glanzzeit des Kaisers Napoleon III. gesehen. Sie hat die heroische Ministerlaufbahn ihres Vaters vom ersten bis zum letzten Tage miterlebt. Sie erlebte seinen Sturz. Sie mußte auch den Zusammenbruch seiner stolzen Schöpfung, des Deutschen Reichs, den Fall des alten, glorreichen Preußen, das Ende von so viel Glück, Ruhm und Größe erleben.

Herbert Bismarck

Herbert Bismarck war bei diesem Familiendiner von übersprudelnder Frische und Heiterkeit wie nur je. Ich hatte aber den Eindruck, als ob er auf seinen Vater nicht immer einen günstigen Einfluß ausübte. „Bismarck", pflegte Holstein mit gewohnter Bissigkeit zu sagen, „Egoist bis in die Fingerspitzen, erblickt in seinem ältesten Sohn sein verlängertes Ich." Herbert liebte den Kronprinzen nicht. Er räsonierte zu viel und zu ungeniert, jedenfalls oft sehr ungerecht über ihn. In Kleists „Hermannsschlacht" richtet der Chor der Barden an den Cheruskerfürsten die herrlichen Verse:

Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spein!

So hätte Heinrich von Kleist auch zum Kaiser Friedrich sprechen können, der in der Schlacht den Feinden des deutschen Volkes schrecklich, als Mensch milde war wie ein deutscher Lenztag. Berechtigter waren 1878 Herberts Klagen über die Kronprinzessin. Er übertrieb, wenn er behauptete, daß sie in ganz Deutschland wirklich nur das von ihren englischen Landsleuten bevorzugte Bad Homburg v. d. Höhe und das von ihrem Bruder, dem Prinzen von Wales, in Mode gebrachte Apollinariswasser liebe. Allerdings hätte aber die Frau Kronprinzessin besser getan, während der Zeit, wo der Kronprinz für seinen erkrankten Herrn Vater stellvertretend die Regierung führte, nicht so oft die Vorträge der Minister zu unterbrechen, um ihren Mann zu einem „constitutional walk" aufzufordern. Nicht ohne Humor und auch nicht ganz mit Unrecht meinte Herbert, daß der Prince-Consort kaum gewagt haben würde, die Vorträge englischer Minister bei Her most gracious Majesty the Queen in dieser Weise zu stören.

Tage in Paris

Auf der Fahrt nach Biarritz verweilte ich einige Tage in Paris. Die französische Hauptstadt stand ganz im Zeichen der Weltausstellung, die

der Präsident der Republik, der Marschall Mac Mahon, am 1. Mai 1878 mit großem Pomp eröffnet hatte. Ich habe sie mir nicht angesehen. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß der Techniker Weltausstellungen besucht und eifrig studiert, denn hier kann er Vergleiche anstellen, erkennen, wo der andere voraus und wo er selbst noch im Rückstande ist. Wer aber, wie ich, nicht Fachmann ist und dabei ohne „Cant" (man erlaube mir den trefflichen englischen Ausdruck), dem sei es vergönnt, offen zu sagen, daß nichts gleichzeitig ermüdender und langweiliger ist als eine Ausstellung und nun gar eine Weltausstellung. Der Anblick eines schönen Bildes, die Lektüre eines guten Buches gewähren mir mehr innere Befriedigung. Der französischen Eitelkeit hatte der Erfolg der Ausstellung sehr geschmeichelt.

Der englische Thronfolger

Zu der Eröffnungsfeier hatte sich der Prinz von Wales eingefunden und eine Rede gehalten, in der er seiner Vorliebe für Frankreich überschwenglichen Ausdruck verlieh. Der englische Thronfolger schwärmte seit seiner frühesten Jugend für Frankreich. Deutschland war ihm immer antipathisch gewesen. Die Schuld lag an seinem Vater, dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, einem sittlich hochstehenden, sehr gebildeten Mann, der, obwohl erfüllt von seiner Würde als Prince-Consort und politisch ganz englisch gerichtet, in vielem ein deutscher Philister geblieben war. Als solcher leitete er die Erziehung des zukünftigen Königs von England, der unter dem Eindruck einer solchen Erziehung sich nie wieder von der Vorstellung freigemacht hat, daß Deutschtum mit spießbürgerlichem Wesen, Moralpredigten, Drill und Zwang identisch sei. Wenn er einen Mann ledern, ungewandt und weltfremd fand, so sagte er von ihm: „He is tiresome and tedious like a German Professor." Wenn eine Dame ihm aller Grazie und jeder Eleganz zu entbehren schien, so verglich er sie mit einem „German Frauchen". In dieser Auffassung wurde Prinz Eduard von zwei ihm nahestehenden Frauen bestärkt: von seiner anmutigen Gattin, die als Dänin Deutschland und die Deutschen nicht ausstehen konnte, und von seiner Schwester, der deutschen Kronprinzessin und späteren Kaiserin Friedrich, die sich aus dem ihr unsympathischen Potsdam nach ihrer, wie sie meinte, freieren und jedenfalls großartigeren Heimat sehnte, wie Iphigenie in Tauris, das Land der Briten mit der Seele suchend. Der Prinz von Wales war klug genug, bald zu merken, daß er den Engländern um so besser gefiel, je mehr er sich in Lebensgewohnheiten und Äußerlichkeiten als echter Engländer gab. Er hörte von allen Seiten, daß sein Vater in England zwar geachtet worden, aber trotzdem im Grunde unbeliebt geblieben sei, weil er, wie sich der Earl of Granville einmal ausdrückte, alle jene deutschen Tugenden besaß, die der Engländer nicht mag, dagegen keinen der Fehler, die man als englische Fehler bezeichnen kann. Der Prinz

von Wales hatte die Befreiung des meerumschlungenen Schleswig-Holstein durch den Krieg von 1864 für einen Schandfleck in der deutschen Geschichte erklärt. Er hatte 1866 gefunden, daß Österreich für Recht und Gerechtigkeit kämpfe, und vollends im Deutsch-Französischen Kriege seine franzosenfreundliche Gesinnung so unverhüllt zur Schau getragen, daß der Premierminister Gladstone ihm ernstliche Vorstellungen machen und schließlich seine würdige Frau Mutter ihm eine Rüge erteilen mußte.

Schon im Sommer 1878 lag zu Tage, daß die Pariser Weltausstellung nicht nur an und für sich ein Erfolg war, sondern daß sie auch Frankreich die Möglichkeit geboten hatte, wenige Jahre nach seiner Niederlage im Deutsch-Französischen Kriege, nach dem blutigen Bürgerkrieg der Commune, der zweimonatigen Herrschaft des Sozialismus in der Hauptstadt Paris seine Vitalität, seine Elastizität und vor allem seine in leidenschaftlichem Patriotismus verankerte Staatsgesinnung zu betätigen. Und alle europäischen Nationen wetteiferten, Frankreich ihre Sympathie zu bezeigen. Außer dem Prinzen von Wales hatte sich auch der Prinz Amadeus von Italien, der zweite Sohn des Königs Viktor Emanuel, als Vertreter seines Vaters in Paris eingefunden.

Kuraufenthalt in Biarritz

Nach kurzem Aufenthalt in der französischen Hauptstadt setzte ich meine Reise mit dem spanischen Expreßzug fort und traf anscheinend wohl in Biarritz ein. Am nächsten Morgen erwachte ich mit einem Erstickungsanfall, ähnlich dem Anfall, der mich nicht lange vorher in Berlin heimgesucht hatte. Während vor meinem Fenster die Kurkapelle flotte Offenbachsche Melodien spielte, die südliche Sonne in mein Zimmer schien und der Atlantische Ozean rauschte, war mir recht elend zumute. Ich rang nach Luft und glaubte mir Erstickung und Tod nahe. Ich klingelte, man rief einen Arzt. Zu den Ärzten, denen ich bis heute dankbar geblieben bin, gehört außer meinem treuen Freund Renvers und meinem Arzt in Bad Oeynhausen, dem Dr. Cohn, der mich trotz meines damals ziemlich unbefriedigenden Gesundheitszustandes nicht abhielt, mich als Kriegsfreiwilliger zu melden, auch der Doktor Adhéma in Biarritz. Nachdem er mir in den Hals gesehen hatte, holte er aus seiner Brusttasche eine scharfe Schere heraus, mit der er mir in Zäpfchen und Mandeln schnitt. Die Zunge, meinte er, würde auch ohne Inzision wieder abschwellen. Wir könnten sie vorläufig in Ruhe lassen und die Lippen und die Augen auch. Er war in seiner Jugend Militärarzt gewesen und hatte unter Bugeaud, dem populären und in dem berühmten Soldatenliedchen von der Casquette du Père Bugeaud gefeierten Marschall gegen Abd-el-Kader, den Emir von Maskara, gedient. Solche plötzliche Anschwellung des Halses war ihm während seiner Dienstzeit mehrfach als Folge starker und plötzlicher Klimawechsel vorgekommen. Er meinte, meine beiden Attacken seien wohl die Folge des raschen Über-

gangs aus dem griechischen in das Berliner Klima und dann vier Monate später der Reise von Berlin nach der Mündung des Adour.

Da ich meinem Vater versprochen hatte, ihm wahrheitsgemäß über meinen Gesundheitszustand zu berichten, verschwieg ich ihm meine neue Halsentzündung nicht. Ich schloß meinen Brief mit einem schönen Zitat aus dem römischen Dichter, der an die Göttin Fortuna die stolzen Worte richtet:

Laudo manentem: Si celeres quatit
Pennas, resigno quae dedit, et mea
Virtute me involvo.

Mein Vater antwortete mir, daß er Verständnis und Achtung für die stoische Weltauffassung habe. Aber lieber wäre es ihm, wenn ich in Krankheit und Not zu Gott aufblickte und seinem eingeborenen Sohn. Dort allein sei Trost und Hilfe zu finden und wahre Ruhe für die Seele. Inquietum cor nostrum donec requiescat in Te.

Bismarcks Arzt

Doktor Adhéma hatte während seiner langen ärztlichen Praxis einen sehr berühmten Patienten gehabt, nämlich den Monsieur de Bismarck-Schönhausen, den damaligen preußischen Außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am französischen Kaiserhof. Während einer übrigens nicht gefährlichen Indisposition, die Bismarck während seines Aufenthaltes in Biarritz befallen hatte, war er von Adhéma behandelt worden. Über den Inhalt seiner damaligen Unterredungen mit Napoleon III., die ihm die Straße nach Düppel und Sadowa ebnen sollten, hatte der preußische Gesandte dem guten Adhéma nichts gesagt. Aber einen bedeutenden Eindruck hatte der Preuße ihm doch gemacht. „Il avait beaucoup d'esprit, beaucoup de vivacité, un grand entrain, énormément d'aplomb. Il était très persuasif. Les femmes étaient enchantées de lui. Les hommes aimaient à dire qu'il n'était pas un homme sérieux. Il nous a assez prouvé, hélas, qu'il n'était que trop sérieux." Ich schrieb meinem Vater, der es gelegentlich Bismarck erzählte, von Adhéma. Bismarck, der ein stupendes Gedächtnis hatte, trug mir Grüße für seinen Biarritzer Arzt auf, an den er sich noch sehr wohl erinnerte. Adhéma freute sich, daß der große Minister ihn nicht vergessen hatte, aber in einer für die Stärke wie für die Empfindlichkeit des französischen Nationalgefühls charakteristischen Weise beschwor er mich, niemand in Frankreich zu erzählen, daß der deutsche Reichskanzler ihn habe grüßen lassen.

In die Pyrenäen

Von Biarritz aus habe ich wunderschöne Ausflüge gemacht. Ich mietete mir einen kleinen Ponywagen mit zwei munteren Pferdchen, die ich selbst lenkte. Ich fuhr nach Bayonne, von dessen Quai ich einen schönen Ausblick auf die Mündung des Adour und den Atlantischen Ozean hatte. Hier hat

für den großen Napoleon der Niedergang begonnen, als er den König Karl IV. von Spanien zur Abdankung nötigte, um seinen Bruder Joseph auf den Thron des Kaisers Karl V. zu setzen. Ich fuhr nach Saint-Jean-de-Luz am Golf von Biskaya. Ich fuhr bis zur spanischen Grenze nach Hendaye, nach Fuenterrabia an der Bidassoa und Irun. Ich badete bis spät in den Herbst. Ich habe kaum irgendwo so viel gelesen wie während der zwei Monate in Biarritz. Ich hielt mich an das Wort unseres großen Königs: „Bücher sind kein geringer Teil des Glücks. Die Lektüre wird meine letzte Leidenschaft sein." Ich las noch einmal die „Confessions" von J. J. Rousseau und den „Contrat Social". Um mich von den Sophismen des großen Verführers Jean Jacques nicht bestricken zu lassen, las ich die damals gerade erscheinenden Bände der „Origines de la France contemporaine" von Hippolyte Taine, unter den vielen großen französischen Geschichtschreibern einem der klarsten und tiefsten. Ich las wieder Labruyère und La Fontaine, die Romane von Voltaire. Ich las das prächtige Buch von Viktor Hehn über Kulturpflanzen und Haustiere. Ich las vor allem Treitschke, dessen Deutsche Geschichte mit den Reden von Bismarck die Grundlage meines politischen Denkens und Fühlens wurde.

XXXIII. KAPITEL

Versetzung nach Paris • Dienstantritt • Botschafter Fürst Chlodwig Hohenlohe • Die Pariser Gesellschaft • Gambetta, seine Stellung zur Revanche-Idee und zur Sozialen Frage • General Galliffet • Waldeck-Rousseau, Scheurer-Kestner

Dienstantritt in der Pariser Botschaft

Ende November 1878 meldete ich mich in Paris zum Dienst als Zweiter Sekretär der Kaiserlichen Botschaft. Ich hatte mich unterwegs je zwei Tage in Bordeaux und in Tours aufgehalten und mich davon überzeugt, daß beide Städte ebenso langweilig waren wie Lyon, Rouen, Amiens, Bayonne, Grenoble, Clermont Ferrand, Nancy und alle anderen mir bekannten französischen Provinzstädte. Bordeaux, die größte Stadt des französischen Westens und die vierte Stadt Frankreichs, erinnerte mich durch seine Lage an Hamburg und Köln. Aber wie viel schöner sind der Alte und der Neue Jungfernstieg als die Quais der Garonne! Wieviel belebter und großartiger ist der Hamburger Hafen als der Hafen von Bordeaux! Und die zweitürmige Kathedrale von Tours kann sich ebensowenig mit dem ewigen Kölner Dom messen wie die Stadt des heiligen Martin mit der deutschen Stadt, die viele hundert Kapellen und Kirchen hat. Aber groß waren in Bordeaux wie in Tours die historischen Erinnerungen. Bordeaux, das römische Burdigala, seine Villen am Uferhang des Stromes, seine weingrünen Hügel hatte schon der römische Dichter Ausonius gefeiert, Präfekt von Gallien und Consul. Und vierzehn Jahrhunderte später zogen von hier die Girondisten nach Paris, wo sie in der Geschichte ihres Landes und der Welt dauernde Spuren hinterlassen sollten. In Tours hatte sich bereits im elften Jahrhundert ein heiteres Hofleben entfaltet, das mit die Grundlage legte zu der jahrhundertelangen Vorherrschaft Frankreichs im Reiche der Eleganz, des guten Geschmacks und der Mode, aus der dieses Land nicht nur kulturell und wirtschaftlich, sondern auch politisch viel Nutzen gezogen hat. Noch in der neuesten französischen Geschichte haben Bordeaux und Tours eine Rolle gespielt. Nach Tours entsandte, als Paris durch die Feinde vom Ausland abgeschnitten war, die französische Regierung einen Delegierten. Hier hatte als solcher Léon Gambetta am 9. November 1870 die Diktatur übernommen und in kaum vier Monaten durch Massenaufgebot, durch Zuzug aus Algier, mit den Resten der alten Armee und

Marinetruppen fast eine Million Soldaten auf die Beine gebracht. Aux armes, citoyens! Wenn Gambetta auch nicht wie der Konvent vierzehn Armeen aus der Erde stampfte, so stellte er doch noch vier Heere ins Feld: die Loire-Armee bei Orléans, die Ost-Armee bei Besançon und zwei Heere, gegen die ich als junger Husar gefochten habe: die West-Armee bei Rouen und die Nord-Armee bei Lille. In Bordeaux tagte die französische Nationalversammlung, die dem am 10. Mai 1871 zwischen dem Deutschen Reich und der Französischen Republik abgeschlossenen Frieden ihre Zustimmung erteilte.

Bülows neuer Chef

In Paris wurde ich von meinem neuen Chef, der mich schon in Berlin während des Kongresses kennengelernt hatte, mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey, Botschafter des Deutschen Reichs bei der Französischen Republik, Ritter des preußischen hohen Ordens vom Schwarzen Adler, Königlich Bayrischer Kron-Oberst-Kämmerer, war nicht nur durch Geburt und Stellung, sondern im innersten Kern ein Grandseigneur. Dabei konnte man sich kaum ein bescheideneres Auftreten denken als das seine. Er hatte in seinem Wesen fast etwas Schüchternes. Nicht als ob es ihm an innerem Stolz gefehlt hätte. Er vergaß nie, daß sein Haus seinen Ursprung auf den Herzog Eberhard von Franken zurückführte, den Bruder des deutschen Königs Konrad I. Dieser Stolz bildete sozusagen sein moralisches Rückgrat auch in schwierigen Situationen. Als bayrischer Ministerpräsident und Minister des Äußern hatte er von 1867 bis 1870 gegenüber der klerikalpartikularistischen Opposition in der Bayrischen Kammer einen schweren Stand gehabt. Die klerikalen Partikularisten, die sich komischerweise „Patrioten" nannten, waren rauh und grob und nahmen kein Blatt vor den Mund. Sie ermangelten durchaus jenes Anstandes, den Schiller an dem Nadowessier rühmt, „als er's Licht noch sah". Fürst Chlodwig Hohenlohe war kein Redner und ist es auch später als Reichskanzler nicht geworden. Er konnte nur mühsam einige Worte von einem ihm von einem seiner Untergebenen zugesteckten Blättchen Papier ablesen, wenn er durchaus auf einen Angriff replizieren mußte. Unter solchen Bedingungen hat er wochenlang dem Ansturm der „Patrioten" standgehalten, als Uhu in der Krähenhütte, um einen Bismarckschen Ausdruck zu gebrauchen. Als ich viele Jahre später den bayrischen Gesandten in Berlin, den Grafen Hugo Lerchenfeld, der damals im bayrischen Ministerium des Äußern gearbeitet hatte, frug, wie Fürst Hohenlohe diese Situation habe ertragen können, meinte Lerchenfeld: „Ja, sehen Sie, er empfand eine solche innerliche Mißachtung für diese parlamentarischen Seifensieder, daß deren Schelten und Schimpfen ihn so wenig beeindruckte wie der Dreckwurf eines Buben auf der Straße. Er kam aus der Kammer immer in vergnügter, jedenfalls gleichmütiger

Stimmung nach Hause.“ Solche „aequa mens“ bewahrte Fürst Chlodwig Hohenlohe auch gegenüber Widerstand und Feindschaft seiner Standesgenossen.

Hohenlohes Verwandte

Nachdem er als bayrischer Ministerpräsident gestürzt worden war, verbrachte er einige Monate in Wien bei seinem jüngsten Bruder, dem Ersten Obersthofmeister Konstantin Hohenlohe. Er fand bei der Wiener Aristokratie eine kühle Aufnahme. Man warf ihm nicht nur seine Hinneigung zu den verhaßten Preußen vor, sondern auch und vielleicht noch mehr seine Freundschaft mit Döllinger und seinen Widerstand gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit, auf dessen Bedeutung für die Beziehungen zwischen Kirche und Staat er vor Zusammentritt des Konzils in einer berühmt gewordenen Zirkularnote hingewiesen hatte. Seine eigene Schwägerin, die Prinzessin Konstantin Hohenlohe, hat mir erzählt, daß er die ablehnende Haltung der Wiener Gesellschaft gar nicht beachtete und sich so ruhig in den Wiener Salons bewegte, als wenn er von Liebe und Verehrung umgeben gewesen wäre. Eine Schwester des Fürsten Chlodwig war mit dem Prinzen Karl von Salm-Horstmar vermählt. Der war ein outrierter Pietist. Er hatte ein Modell des himmlischen Jerusalem, in das er einmal einzuziehen hoffte, auf Grund der Beschreibung der Apokalypse in Papiermaché anfertigen lassen und führte dieses Kunstwerk auf Reisen mit sich. Ich habe selbst erlebt, daß Fürst Chlodwig seinem Schwager, der mit seinem Modell in das Eisenbahncoupé eindringen wollte, in dem sich der Fürst mit mir befand, unwirsch den Eintritt verweigerte. Er liebte aber sehr seine Schwester Elise, die eine schöne Seele war, und ließ sich deren Ratschläge und Vorstellungen gern gefallen. Von ihrem Bruder sprechend, sagte sie einmal zu mir: „Von Chlodwig gilt der Spruch der Bergpredigt: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. (Ev. Matthäi V, 5.) Die großen weltlichen Erfolge meines Bruders, alles, was er geworden ist, verdankt er letzten Endes jener Sanftmut, die, mit Geduld gepaart, alles überwindet.“ Etwas Wahres war an dieser Bemerkung. Aber außer seiner Sanftmut und seiner Geduld besaß Fürst Hohenlohe auch eine ungewöhnliche Zähigkeit, sehr viel Takt, Ruhe und Besonnenheit. Er war ein zu großer Herr, um irgend jemand nachzulaufen, aber er brüskierte auch den Geringsten nicht und schlug niemand etwas ab. Mein Vetter Adolf Bülow, der spätere Kommandierende General erst des rheinischen, dann des badischen Armeekorps, Militärattaché in Paris, als ich dort Sekretär wurde, charakterisierte mir meinen neuen Chef mit den Worten: „Wenn du jetzt stante pede zu dem alten Herrn hineingehst und ihm sagst, daß du den Schwarzen Adlerorden haben möchtest, so wird er dich nicht erstaunt ansehen, geschweige denn herausschmeißen, sondern freundlich antworten, er werde sehen, was er in dieser Richtung tun könne. Aber andererseits ist es

so gut wie unmöglich, ihn zu etwas zu bringen, was ihm widerstrebt. Er weicht aus wie ein kleiner Vogel, der sich nicht fangen läßt."

Fürstin Marie Hohenlohe

Die Gemahlin des Fürsten Chlodwig Hohenlohe, die Fürstin Marie, war eine originelle Frau. Sie war die einzige Tochter des Fürsten Ludwig von Sayn-Wittgenstein aus dessen erster Ehe mit der Tochter des Fürsten Dominikus Radziwill, Ordinats von Olyka, Nieswicz und Mir. Wie diese Ehe zustande kam, war bezeichnend für die Regierungsweise des Kaisers Nikolaus I. Der Zar wünschte nicht, daß der ungeheure Grundbesitz des Fürsten Radziwill in polnischer und katholischer Hand bliebe. So erschien er plötzlich und unvermutet auf dessen Schloß Werky in Litauen. „Du hast eine einzige Tochter", sprach er zum Fürsten. Ich bestimme sie meinem Generaladjutanten Wittgenstein zur Gemahlin, der im dritten Wagen hinter mir sitzt. Die Hochzeit kann in drei Wochen stattfinden, und ich werde die Gnade haben, ihr beizuwohnen." Umsonst stammelte der erschrockene Pole, dem die Heirat mit einem Deutsch-Russen und Protestanten in keiner Weise paßte, einige verlegene Ausflüchte. Nikolaus I. duldete keinen Widerspruch. In seinem Beisein wurde die Ehe geschlossen, der außer dem späteren russischen Generaladjutanten, dem Fürsten Peter Wittgenstein, die Fürstin Marie Hohenlohe entstammte. Sie durfte der katholischen Konfession der Mutter folgen, der Sohn mußte Protestant werden. Er wurde ein in St. Petersburg, Paris und Nizza gleich bekannter Lebemann allergrößten Stils, um dessen Erbe, die große litauische Herrschaft Werky, Fürst Chlodwig Hohenlohe am russischen Hofe und im Petersburger Ministerium des Innern viele Jahre mit heißem Bemühen gekämpft hat. Die Fürstin Marie war „grande dame" bis in die Fingerspitzen, auch darin, daß sie sich aus dem Urteil der Welt und der gesellschaftlichen Konvention gar nichts machte. Ihre einzigen Passionen waren die Jagd und die Homöopathie. Sie schoß auf Gemsen, sie schoß noch lieber auf Wölfe und am liebsten auf Bären. Sie hat in ihrem Leben mehr Bären zur Strecke gebracht als mancher berühmte Petersburger Bärenjäger. Auf einer Gemsenjagd war sie einmal in eine Felsspalte gefallen und erst nach mehreren Stunden, mit blauen Flecken und blutigen Schrammen am ganzen Leibe, mit Seilen mühsam herausgezogen worden. Auf der Bärenjagd war sie wiederholt in ernster Lebensgefahr gewesen. Sie fuhr oft in einer Tour von Paris und später von Straßburg nach Litauen, um einen Bären zu schießen, der ihr telegraphisch signalisiert worden war.

Nicht ganz so großen Genuß wie die Jagd, aber auch viel Vergnügen bereitete ihr die homöopathische Behandlung von Kranken, die sich ihr anvertrauten. In Schillingsfürst und in Aussee im Salzkammergut, wo sie eine sehr originell, aber reizend als Bauernhaus eingerichtete Villa besaß, mußten sich Einheimische und Kurgäste von ihr behandeln lassen. Sie hat

mich mehr als einmal bei Grippen und Magenverstimmungen ärztlich betreut und rasch wieder auf die Beine gebracht. Vielleicht wäre ich aber auch ohne ihre kleinen weißen Kügelchen genesen. Sie behandelte mich überhaupt mit mütterlicher Güte. Sie hat mich in die Pariser Gesellschaft eingeführt, wo Geburt und aristokratisches Wesen ihr bald eine große Stellung verschafft hatten. Ich weiß nicht, ob sie immer alle zehn Gebote erfüllt hat, aber das elfte hat sie gewissenhaft befolgt: sie ließ sich nie verblüffen. Einmal sagte ihr auf ihrem wöchentlichen Empfangstage in meinem Beisein eine deutsche Dame, eine geborene Bethmann aus der bekannten Frankfurter Bankierfamilie, die einen als Franzosen naturalisierten Schweizer, Monsieur Hottinger, geheiratet hatte und sich mit dem Eifer der Renegatin ganz als Französin gab: „Ich wäre schon früher gekommen, aber keiner meiner französischen Freunde konnte mir Ihre Adresse sagen." Ohne mit der Wimper zu zucken, erwiderte die Fürstin von oben herunter: „Die Leute, die ich sehen will, wissen, wann ich zu Hause bin. Daß die anderen nicht kommen, ist mir besonders angenehm." Sie ging fast jeden Abend mit mir in die sogenannte große Welt. Inzwischen las Fürst Chlodwig zu Hause die Abendblätter, schrieb Berichte und machte sich Notizen für seine Denkwürdigkeiten, die viele Jahre später nach ihrer Veröffentlichung in so hohem Grade den Zorn des Kaisers Wilhelm II. erregen sollten.

Pariser Salons

Obwohl seit dem Kriege kaum acht Jahre verflossen waren, habe ich damals in den meisten Häusern des Faubourg Saint-Germain, des aristokratischen Viertels von Paris, verkehrt. Die kluge Gräfin Laferronnays sagte einmal zu mir: „Vous voyez combien vous êtes bien acceuilli un peu partout. Si vous rencontrez par ci par là quelqu'un qui vous fait mine grise n'oubliez pas que nous avons été, hélas, vaincus. Si nous avions été les vainqueurs, nous serions à vos pieds." Das war gut gemeint, aber doch nicht ganz zutreffend. Ich höre, daß die Pariser Gesellschaft, nachdem uns Frankreich im Bunde mit der ganzen Welt besiegt hat, Deutschen gegenüber unliebenswürdiger ist als nach der französischen Niederlage von 1870/71. Macchiavelli scheint also doch recht zu haben, wenn er meint, daß Menschen auf zweierlei Weise gewonnen und geleitet würden, entweder durch Furcht oder durch Liebe. Die Furcht sei sicherer.

Mehr Anregung als die in Paris wie überall im Grunde banalen Salons boten mir zwei Häuser, wo ich mit einer Güte aufgenommen wurde, die mir unvergeßlich geblieben ist. Der Direktor der Banque de France, Georges Pallain, war ein aufrechter und warmherziger französischer Patriot und ein hervorragend tüchtiger Finanzmann. Er war auch ein feinsinniger Schriftsteller, der die Korrespondenz herausgab, die Talleyrand während des Wiener Kongresses mit Louis XVIII führte, und selbst einen interessanten Essay über Mirabeau geschrieben hat. Bei ihm begegnete ich zum

erstenmal den drei Brüdern Charmes, alle drei hochbegabte Publizisten, deren Artikel im „Journal des Débats" und in der „Revue des Deux Mondes" viel beachtet wurden. Hier lernte ich auch die beiden Brüder Cambon kennen, von denen Paul Präfekt in Lille, Botschafter in Konstantinopel und London, Jules Präfekt in Lyon und Botschafter in Madrid und Berlin wurde. Sie stellten mir einen jungen Journalisten vor, von dem sie mir sagten, er habe „un drôle de passé", aber Geist, Gewandtheit und vor allem einen brennenden Ehrgeiz. Er hieß Camille Barrère. Er hatte sich als junger Schwärmer an der Pariser Commune beteiligt und war damals Mitarbeiter des „Père Duchesne" gewesen, der während der Commune die Tradition von Marat wieder aufnahm. Es wurde behauptet, daß Barrère den berüchtigten Artikel geschrieben hätte, in dem der „Père Duchesne" den Kopf des Erzbischofs Darboy von Paris verlangte. Dieser wurde wirklich von den Kommunisten erschossen. Barrère dagegen hatte mit Falstaff gedacht, daß „discretion the better part of valour" sei, und war im Mai 1871 rechtzeitig nach London entflohen. Dort hatte er nicht nur seine Vergangenheit in Vergessenheit gebracht, sondern auch perfekt Englisch gelernt und in dem großartigen englischen Milieu seinen politischen Horizont erweitert, was ihm bei seiner späteren diplomatischen Karriere zu großem Vorteil gereichte.

Camille Barrère

Ein dankbares Andenken bewahre ich auch dem damals schon bejahrten Grafen Roger du Nord. Frankreich gilt besonders als das Land der eleganten und pikanten Frauen. Ich möchte es aber auch für das Land halten, wo man besonders viele gut erhaltene und dabei gereifte und kluge alte Herren findet. Graf Roger du Nord war einer der nächsten Freunde von Adolphe Thiers gewesen. Er pflegte ihn „le sauveur de la France" zu nennen und hielt ihn neben dem Kardinal Richelieu, Colbert und dem Fürsten Talleyrand für den größten Staatsmann Frankreichs. Über alle drei stellte er Henri IV. Über seinem Schreibtisch hing ein schönes Bild, das den populärsten französischen König darstellt, wie er in die Hauptstadt Frankreichs einzieht, nachdem er erklärt hat, „que Paris valait bien une messe". Während der alte Graf das Bild betrachtete, sagte er einmal zu mir: „Voilà le vrai génie politique! La politique demande des concessions et des combinaisons." An Thiers rühmte er die politische Voraussicht, den politischen Mut und die politische Energie. Er habe 1859 den Französisch-Österreichischen Krieg gemißbilligt und vorausgesehen, daß die „sogenannte" Befreiung Italiens Frankreich einen unbequemen Nebenbuhler namentlich im Mittelmeer erwecken würde. Thiers habe in seiner Rede vom 3. Mai 1866, die zu den größten politischen Reden gehöre, die je gehalten worden seien, vorausgesagt, daß der damals am Horizont stehende Krieg zwischen Preußen und Österreich im Falle eines preußischen Sieges für Frankreich

Graf Roger du Nord

üble Folgen haben könnte. Er habe die Gefährlichkeit von Cavour und Bismarck für Frankreich rechtzeitig erkannt. Er habe, als Napoleon III. mit Ollivier und Gramont in der ungeschicktesten Weise im Juli 1870 Preußen und dem Norddeutschen Bund den Krieg erklärte, ganz allein gegenüber einer ihn unterbrechenden und beschimpfenden Kammer die Sprache der Vernunft geführt. Er habe während des Krieges durch die von ihm in seinem hohen Alter und mitten im Winter nach St. Petersburg, Wien und Rom unternommene Reise Stimmung für Frankreich gemacht, endlich durch den rechtzeitigen Frieden mit Deutschland die Zukunft Frankreichs gerettet. Sein Hauptverdienst aber sei die Energie gewesen, mit der er im Frühjahr 1871 den sozialistischen Communeaufstand niedergeworfen habe. „Als Thiers damals Tausende von Aufständischen an die Wand stellen und füsilieren ließ, andere Tausende nach Neu-Kaledonien deportieren ließ, wahrte er seinem Lande die Möglichkeit einer friedlichen und verständigen inneren Entwicklung. Genau wie der Arzt dem Kranken das Leben verlängert, wenn er rechtzeitig eine notwendige Operation vornimmt." So Graf Roger du Nord. Ich aber meine, es ist ein glänzender Beweis für den Bürgersinn und das Staatsbewußtsein der Franzosen, daß sie den Chirurgen, der diese heilsame, aber sehr blutige Operation vornahm, unter ihre größten Staatsmänner rechnen und ihm nach seinem Tode in Paris und in vielen anderen Städten Denkmäler über Denkmäler errichtet haben. Der Deutsche singt: „Deutschland, Deutschland über alles!" Den Franzosen geht Frankreich, sein Interesse, seine Welt- und Machtstellung, seine Größe und sein Ruhm wirklich über alles. Gerade in dieser Beziehung war Adolph Thiers ein echter, ein typischer Franzose. Vor und nach 1871 hat er nie aufgehört, an die „Prépondérance légitime de la France", an die providentielle Vorherrschaft Frankreichs in Europa zu glauben. Er war ziemlich unzugänglich für religiöse Gefühle, un fils de Voltaire. Aber sein Glaube an Frankreich hatte etwas Religiöses.

Bei dem Grafen Roger du Nord lernte ich Gambetta kennen. Er war damals vierzig Jahre alt. Er hatte auf den ersten Blick nichts Imponierendes. Im Verhältnis zu seiner mittleren Größe war er allzu beleibt, seine Bewegungen waren abrupt und vulgär. Jules Grévy und Jules Ferry, Waldeck-Rousseau und Freycinet zeigten in ihrem Auftreten mehr Würde. Wie der Kyklop der Odyssee hatte Gambetta nur ein Auge. Daß er sich als junger Mensch das andere selbst ausgebohrt hätte, um der Militärpflicht zu entgehen, war eine boshafte Erfindung seiner Gegner. Er hatte das eine Auge als Kind bei einem Unfall verloren. Alles in allem war die äußere Erscheinung des Mannes, der die „défense nationale" geleitet hatte, nicht gerade distinguiert. Aber der Gambetta auf der Tribüne des Corps législatif war ein anderer als der Gambetta im Frack in einem Salon. Gambetta war

Gambetta

der geborene Redner im romanischen Sinn, in der Art, wie Danton und Mirabeau, wie Jaurès, Castelar und Crispi es waren. Er verfügte über eine starke, tiefe, wohllautende, wenn er wollte dröhnende Stimme, über die zu einer solchen Stimme gehörende breite, dominierende Geste, über ein lebhaftes und ausdrucksvolles Mienenspiel. Die kräftige Lunge und die geläufige Zunge hatten ihm schon als jungem Studenten im Café Procope, in dem so mancher später berühmt gewordene Franzose seine ersten Rednerversuche unternahm, eine Stellung gemacht. Der Student Gambetta hauste natürlich im Lateinischen Viertel, im Quartier Latin, in der Rue de l'Odéon, in demselben kleinen Gasthof, in dem der nur um zwei Jahre jüngere Dichter Alphonse Daudet eine Dachstube bewohnte. Daudet sollte später in seinem vielleicht besten Roman, im „Numa Roumestan", die Gestalt des südfranzösischen Demagogen, der sich Paris erobert, mit scharfem Griffel zeichnen. Die Behauptung, Gambetta habe als Student seine Kommilitonen um ein Zwanzigsousstück anpumpen müssen, um sein Abendbrot zu bezahlen, ist eine Schnurre. Er bezog von seinem ehrsamen Vater, dem italienischen Kräuterhändler in Cahors, einen monatlichen Wechsel von 300 Frank, für einen Bewohner des Quartier Latin ein ganz anständiger Wechsel. Dagegen will ich gern glauben, daß Gambetta, wenn er auch nicht ein armer Teufel von Bohémien war, doch wie ein solcher aussah, als er in seiner ersten Jugend als Student im Café Procope, später, als er Advokat geworden und von dem linken auf das rechte Seineufer vorgedrungen war, im Café Madrid durch seine Bruststimme abends einen Kreis bewundernder Zuhörer um sich versammelte. Noch als ich Gambetta kennenlernte, fiel mir sein ungewöhnlich nachlässiger Anzug auf. Sein Frack saß schlecht. Sein Hemd quoll aus der Weste hervor wie eine aufgebauschte Gardine. (Sa chemise bouffait.) Seine Kravatte saß schief. Das würde seinem Fortkommen in England geschadet haben, wo auf den Anzug großer Wert gelegt wird und wo Disraëli einem debütierenden Member of Parliament eine schöne Zukunft prophezeite, weil er sein Monokel „wie ein Gentleman" trage. Der Franzose sieht lange nicht so sehr wie der Brite auf das Äußere des Mannes, aber um so mehr auf seine oratorische Begabung. Der Deutsche legt weder auf das eine noch auf das andere besonderen Wert, sondern beurteilt den Politiker in erster Linie nach seinem ethischen Gehalt und nach seiner Stellung zu Weltanschauungsproblemen.

„Au port de Gênes"

Léon Gambetta war wie Napoleon, wie der Kardinal Mazarin, der Nachfolger des Kardinals Richelieu und Fortführer seines Werkes, wie der Maréchal de Retz und der Kardinal de Retz von italienischer Herkunft. Sein Großvater war aus Genua in Frankreich eingewandert. Sein noch in Italien geborener Vater sprach bis zu seinem Lebensende Französisch mit prononciert italienischem Akzent. Gambetta père betrieb einen Handel mit

Medizinalkräutern und nannte seinen Laden „Au port de Gênes". Als Gambetta fils schon ein berühmter Mann geworden war, las man auf einem Ladenschild in seiner Geburtsstadt Cahors, der Hauptstadt des Departements Lot: „Gambetta, Herboriste, au port de Gênes." War Gambetta jüdischen Ursprungs? Das ist vielfach behauptet worden. Seine Gesichtsbildung hätte der Annahme jüdischer Abkunft nicht widersprochen. Sein Gesichtsschnitt war jüdisch. War Gambetta wirklich Jude, so würde das nur ein neuer Beweis für die politische Begabung der Juden sein, die schon durch Disraëli, Daniele Manin, Luigi Luzzatti, Karl Marx und Ferdinand Lassalle illustriert wird, von Moses und König Salomon gar nicht zu reden.

Gambetta 1870

Das Diner beim Grafen Roger du Nord, bei dem ich Gambetta kennenlernte, steht mir noch heute, nach so vielen Jahren, lebhaft vor Augen. Der gute Graf war ein großer Feinschmecker. Es gab Riesentrüffeln, prachtvolle Truffes de Périgord in Champagner gekocht und mit bester Butter, ungefähr das Unverdaulichste, was man sich denken kann. Ich bewunderte den Appetit, mit dem Gambetta den Trüffeln zusprach. In diesem Appetit glich er Bismarck. Dazu trank er Chambertin, einen schweren Burgunderwein. Nach Tisch kam er auf mich zu, nahm mich unter den Arm, setzte sich auf ein Sofa und forderte mich auf, neben ihm Platz zu nehmen. Er war in hohem Grade das, was die Italiener einen „Simpaticone" nennen. Er war mehr als das, er war eine große Natur. Er lenkte sofort die Unterhaltung auf seine Haltung im Deutsch-Französischen Kriege. Und das war ganz in der Ordnung. Die bewunderungswürdige Energie, mit der er damals das bei Weißenburg, Wörth, Spichern, Colombey-Nouilly, Vionville, Mars-la-Tour, Gravelotte-Saint-Privat, Noisseville, bei Sedan besiegte Frankreich auch nach Sedan, nach der Übergabe von Metz, nach der Einschließung von Paris in den letzten Verzweiflungskampf führte, war die eigentliche Basis seiner Stellung in Frankreich. Das gab ihm eine Position, wie sie kein anderer Franzose seiner Generation hatte. Er war nicht nur ein Patriot, er war der Patriot. Er war nicht nur national gesinnt, wie dies mit verschwindenden Ausnahmen alle Franzosen sind, er war der Nationalist par excellence. Er war der Mann, der bis zuletzt für den Krieg bis aufs Messer eingetreten war. Wie Clemenceau im letzten Jahre des Weltkrieges der Träger der Guerre jusqu'au bout, so war im Winter 1870 Gambetta der Vertreter der Guerre à outrance. Daß es seiner Energie, seinem Enthusiasmus, seinem Glauben an sein Land gelungen war, Widerstand und Krieg noch um vier Monate zu verlängern, sicherte ihm seinen Platz im Herzen des französischen Volkes wie in der stolzen französischen Geschichte. Schon im Dezember 1870 hatte Hippolyte Taine, der kritische und dem Heroen-Kultus abgeneigte Historiker, an einen Freund geschrieben: „Selbst wenn wir zermalmt werden, wird Gambetta in jedem Falle unsere Ehre gerettet

haben. Durch ihn wird Frankreich in Zukunft höher geachtet sein." Darum wurde, als Frankreich, allerdings mit Hilfe beider Hemisphären, siegreich aus dem Weltkrieg hervorgegangen war, das Herz des Kriegsverlängerers von 1870, Gambettas Herz, aus Nizza, wo sein Leib beigesetzt ist, in die französische Ruhmeshalle, in das Pariser Pantheon überführt.

In kurzen, markigen, lapidaren Zügen schilderte mir Gambetta bei unserer ersten Begegnung sein Vorgehen und seine Haltung nach Sedan als Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung. „Frankreich", sagte er mir, „war in die Knie gesunken. Ich habe zu ihm gesagt: ‚Debout et marche!' Wer in großen Augenblicken Frankreich regiert", fuhr er fort, „hat das Gefühl, einen Thermometer in der Hand zu halten; ein Druck der Hand läßt den Thermometer steigen oder fallen. In solchen Momenten, in großen Momenten, kann man alles mit Frankreich machen." (Dans ces moments, dans les grands moments on peut tout faire de la France.) Er kam nun auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich. Ich würde wohl gehört haben, daß er bald nach dem für Frankreich unglücklichen Ausgang des Krieges mit Bezug auf die Revanche geäußert habe, daß man immer an sie denken, aber nie von ihr sprechen müsse. Das sei nach wie vor seine Ansicht. Man habe ihm in Deutschland übelgenommen, daß er von der „Justice immanente" der Geschichte gesprochen habe. Daraus folge noch nicht, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland unvermeidlich sei oder gar nahe bevorstünde. Lächelnd fügte er hinzu: „Sehen Sie nach Rom. Als die Italiener durch die Bresche der Porta Pia in die Ewige Stadt einzogen, glaubte man allgemein, Papst und König würden nicht in derselben Stadt zusammen hausen können. Man zitierte unseren guten Victor Hugo: ‚Ceci tuera cela.' Nun sehen Sie, Papst und König leben noch immer in Rom friedlich nebeneinander. Sie lieben sich nicht, aber sie kratzen sich nicht die Augen aus. Natürlich hofft der Papst, daß er einmal wieder allein in Rom residieren wird. Und die Italiener hoffen, daß er sich schließlich restlos mit ihnen aussöhnen wird. Aber vorläufig kommen sie tant bien que mal miteinander aus. Zwischen Frankreich und Deutschland sind viele Zukunftsmöglichkeiten denkbar, viele „combinazione", wie die Italiener das nennen. Sie kennen die Redensart: ‚La France désire la revanche, mais elle veut la paix.' Der erste Teil dieser Phrase ist nur mit Einschränkung richtig, der letztere ist absolut wahr."

Deutschland und Frankreich

Der modernen sozialdemokratischen Bewegung, deren Prophet Karl Marx von London aus die kommunistischen Lehren verbreitete und die im Deutschen Reichstag schon durch Bebel und Liebknecht vertreten war, stand Gambetta völlig ablehnend gegenüber. Er hatte ebensowenig Verständnis für sie, wie achtzig Jahre früher die Jakobiner Verständnis für Babeuf gehabt hatten, den sie aufs Schafott schickten. „Ich leugne", sagte

mir Gambetta mit Nachdruck, „daß es überhaupt eine soziale Frage gibt. Es gibt nur soziale Fragen, die man allmählich, von Fall zu Fall, serienweise in Angriff nehmen muß (qu'il faut sérier)." Seinen Wählern von Belleville, die ihn, als er ihnen diese Serien-Theorie in einer Wahlrede vortrug, mit Pfeifen und Johlen unterbrachen, hatte er mit donnernder Stimme zugerufen: „Ihr seid besoffene Sklaven! Ich werde euch aber in euren schmutzigen Höhlen zu finden und an der Gurgel zu packen wissen."

General Galliffet

Nachdem Gambetta mich aufgefordert hatte, ihn gelegentlich einmal zu besuchen, schüttelte er mir mit Bonhomie die Hand und wandte sich den übrigen Gästen zu. Von diesen behandelte er den General Galliffet mit der größten Auszeichnung, ganz als persönlichen Freund. Der Marquis de Galliffet, Gaston Alexandre Auguste Galliffet, damals noch nicht 50 Jahre alt, war ein glänzender Militär. So mögen die Musketiere unter Ludwig XIII. ausgesehen haben, die Dumas in seinem unsterblichen Roman verherrlicht hat, so die Talons rouges unter Louis XIV und Louis XV. Schon als junger Offizier hatte er sich durch Bravour ausgezeichnet. In Mexiko hatte ihm ein Granatsplitter den Leib aufgerissen. Mit der Hand ergriff er die herausquellenden Eingeweide und schob sie wieder zurück, bis ihm ärztliche Hilfe geleistet werden konnte. Es hieß, daß er seitdem ein silbernes Band um den Magen trüge. Er hatte bei Reichshofen (Wörth) und namentlich bei Sedan als Kavallerieführer schneidige Attacken geritten. Als ihn bei Sedan sein Kommandierender General frug, ob er sich getraue, die Regimenter noch einmal gegen den Feind zu führen, hatte er erwidert: „Tant que vous voudrez, tant qu'il vous plaira et tant qu'il y aura un homme et un cheval." Er hatte sich später im Kampf gegen die Pariser Commune ausgezeichnet, bei dieser Gelegenheit allerdings auch durch eine Grausamkeit, die bei den Franzosen oft dem Heroismus verbunden ist. General Galliffet erzählte mir selbst an jenem Abend bei dem Grafen Roger, daß er nach der Niederwerfung der Commune Befehl gegeben habe, jeden gefangenen Insurgenten an die Wand zu stellen und zu erschießen. Er habe jeden Arbeiter erschießen lassen, der pulvergeschwärzte Hände gehabt hätte. „Es ist möglich, daß sich unter den Erschossenen ein paar Leute befanden, deren Hände nicht durch Pulver, sondern auf andere Weise schwarz geworden waren. Aber in solchen Augenblicken darf man nicht méticuleux sein. Il ne faut pas y regarder de trop près." Für sein schonungsloses Vorgehen gegen die Communards von 1871 konnte sich Galliffet auf den General Cavaignac berufen, der 1848 den Juni-Aufstand der Pariser Arbeiter in Blutströmen ertränkt hatte und für die Franzosen trotzdem oder gerade deshalb „un glorieux soldat" blieb.

Die Freundschaft zwischen Gambetta und Galliffet wurde jedenfalls in keiner Weise dadurch gestört, daß von den treuen Wählern des

Volkstribunen in dessen altem Wahlkreis, dem Arrondissement Belleville, im Mai 1871 gewiß mancher auf Befehl des Kavalleriegenerals niedergemacht worden war. Das elastische Naturell des Franzosen und vor allem sein bewunderungswürdiger Patriotismus überbrücken alle politischen Gegensätze und versöhnen im entscheidenden Augenblick auch die bittersten Feinde auf dem Boden gemeinsamer Liebe zum Vaterland. Als der langjährige Führer der klerikalen Legitimisten in der Französischen Deputiertenkammer, der Graf de Mun, der sich als Kürassieroberst im Mai 1871 in hervorragender Weise an der Unterdrückung der Commune beteiligt hatte, gerade beim Beginn des Weltkrieges starb, hielt ihm „le dernier survivant de la Commune", das letzte überlebende Mitglied der Commune und einer ihrer hervorragendsten Führer, Edouard Vaillant, eine den Grafen Mun preisende, hochpatriotische Grabrede. Als im letzten Stadium des Weltkrieges Clemenceau, ähnlich wie im Winter 1870/71 Gambetta, die Guerre jusqu'au bout predigte, ließ sich der klerikalste General der Armee, Castelnau, bei ihm melden. „Je suis celui qu'on appelle le ‚Capucin botté' (Ich bin der, den sie den gestiefelten Kapuziner nennen). Et je viens me mettre entièrement à votre disposition." Der Ministerpräsident, Atheist und Kirchenfeind par excellence, frug: „Etes-vous patriote?" Der General: „Jusqu'à la mort." — „Alors je vous donne l'accolade." Und in den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerz und vor Freude. Und wir Deutsche? Übrigens hat sich Gambetta, als er 1881 die Regierung übernahm, keinen Augenblick besonnen, den reaktionärsten und monarchistischsten Offizier des französischen Heeres, den General Miribel, an die Spitze des großen Generalstabes zu stellen.

Patriotismus und Parteien

Während des Diners bei dem Grafen Roger du Nord hatte Gambetta meine Aufmerksamkeit auf den Abgeordneten Waldeck-Rousseau gelenkt. Erst zweiunddreißig Jahre alt, acht Jahre jünger als Gambetta, war er äußerlich sehr verschieden von ihm, ein schlanker, hochgewachsener Mann mit einem ruhigen, regelmäßigen, sehr ernsten Gesicht und kalten Augen. Er war mit Sorgfalt, ja elegant gekleidet. Auf der Tribüne wirkte er weniger durch eine donnernde als durch eine scharfe und in ihrer Deutlichkeit weittragende Stimme. Er sprach, was in Frankreich nicht häufig ist, ohne Gesten, aber im Kommandoton. Er war nie emphatisch, bisweilen sarkastisch, ein wenig von oben herunter. Die Kammer imponierte ihm gar nicht. Seine Reden waren sachlich und knapp, aber in der Fom vollendet. Als mich Gambetta mit ihm bekannt machte, sagte er zu mir: „Ce jeune homme sera un jour la dernière cartouche de la République." Diese Prophezeiung sollte in Erfüllung gehen. Im Sommer 1899 zur Regierung berufen, rettete Waldeck-Rousseau das durch die Dreyfus-Affäre und die schwächliche Politik seiner Vorgänger an den Rand des Bürgerkrieges

Waldeck-Rousseau

gebrachte Frankreich. Er befriedigte ganz weder die Dreyfusfreunde noch die Dreyfusfeinde, wie das meistens das Los einer verständigen Politik ist. Aber er stellte durch die Begnadigung von Dreyfus und ein Amnestiegesetz für alle mit der Dreyfus-Affäre zusammenhängenden Strafsachen den inneren Frieden wieder her. Gleichzeitig brachte er im Hinblick darauf, daß die sechsjährigen Dreyfus-Wirren durch klerikale Intrigen hervorgerufen worden waren, trotz dem leidenschaftlichen Widerstand der Rechten ein gegen die geistlichen Orden gerichtetes Vereinsgesetz ein. Am Tage, an dem er dieses Gesetz durchgesetzt hatte, trat er im Juni 1902 mit dem Bewußtsein von der Regierung zurück, das französische Staatsschiff durch Sturm und Klippen ungeschädigt in den Hafen geführt zu haben. Zwei Jahre später starb er, noch nicht 58 Jahre alt, am Leberkrebs.

Scheurer-Kestner

Während mir alle Gäste des Grafen Roger mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit begegneten, trug nur der Senator Scheurer-Kestner dem Deutschen gegenüber eine spröde Haltung zur Schau. Dabei sah er mit seinen blonden Haaren und mit blondem Bart, groß und breitschultrig, ganz wie ein Deutscher aus. Er entstammte der bekannten Mülhausener Industriefamilie und war ein Enkel des anmutigen Fräuleins Charlotte Buff, die als noch nicht zwanzigjähriges Mädchen unserem größten Dichter den Kopf verdrehte. Als Lotte in Werthers Leiden wurde sie durch Goethe unsterblich. Im irdischen Leben heiratete sie den Reichskammergerichtssekretär Johann Kestner und wurde die Großmutter chauvinistischer Franzosen. Der Senator Scheurer-Kestner, der übrigens später als einer der ersten mit Unerschrockenheit für Dreyfus eintrat, war französischer als die Franzosen. Es ist ein alter Zug am Deutschen, daß er den feurigsten Patriotismus entwickelt und sich am nationalsten gebärdet, wenn er sich einem fremden Volkstum angeschlossen hat.

Der Antiklerikalismus

Der gütige Graf Roger du Nord hat mich noch öfters zu Tisch gebeten. Ich lernte jedesmal interessante Leute bei ihm kennen, aus deren Konversation ich lernen konnte und an deren Geist ich mich erfreuen durfte. Der alte Graf sagte mir einmal über sein Vaterland ein richtiges und tiefes Wort. „Frankreich", sprach er zu mir, „ist gleichzeitig die älteste Tochter der Kirche und die Mutter der Revolution. (Fille aînée de l'église et mère de la révolution.) Das ist ein Vorzug für unsere auswärtige Politik, denn wir können je nach Belieben die schwarze und die rote Karte ausspielen. Gambetta meint sogar, wir könnten sie gleichzeitig ausspielen. Obwohl er schon vor sechs Jahren in der berühmten Rede von Saint-Julien für Frankreich die Parole ausgegeben hat: ‚le cléricalisme, voilà l'ennemi', obwohl er noch vor einem Jahr dem klerikalen Kabinett Broglie in der Kammer zurief, daß Frankreich keine Pfaffenregierung dulde, will er außerhalb der französischen Grenzen ‚la clientèle catholique de la France'

schützen und gewinnen. Der Antiklerikalismus, meint Gambetta, sei kein Ausfuhrartikel. Aber im Innern ist und bleibt der Gegensatz zwischen Revolution und Kirche der tiefste Grund unserer Parteistreitigkeiten während der letzten fünfzig Jahre und wird noch zu manchem Kampf führen."

Gambetta fragt nach Deutschland

Gambetta hatte mich liebenswürdig aufgefordert, ihn gelegentlich zu besuchen. Wenn ich dieser freundlichen Einladung Folge leistete, so habe ich ihn nie verlassen, ohne das Gefühl zu haben, daß ich eine genußreiche und interessante Stunde mit einem sehr bedeutenden Mann verbracht hatte. Seine Gegner warfen ihm gern Oberflächlichkeit und mit Vorliebe Unwissenheit vor. Daß er einmal in einer improvisierten Rede die französische Niederlage bei Crécy als einen der vielen französischen Sieges- und Ehrentage erwähnt hatte, wurde ihm immer wieder mit mehr Behagen als Witz, mit Entrüstung und Hohn vorgeworfen. In Wirklichkeit hatte er ungeheuer viel gelesen und nicht nur gelesen, sondern mit einem ungewöhnlichen Gedächtnis in seinem Gehirn aufgespeichert. Bei meinen Besuchen stellte er mancherlei Fragen an mich über deutsche Zustände und Einrichtungen, von denen er nicht allzuviel wußte. Ich bemühte mich, ihm unsere verfassungsrechtlichen Zustände klarzumachen, die in ihrer Kompliziertheit sein Erstaunen und Befremden erregten. Er begriff schwer, warum Bismarck nicht Deutschland in derselben Weise unifiziert hatte, wie dies Cavour und dessen Nachfolger in Italien geglückt sei. Er verstand, daß der deutsche Bundesrat gegenüber dem aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Reichstag ein konservatives Gegengewicht bilden sollte. „Ah voilà! Le Conseil Fédéral a les fonctions très utiles et très nécessaires qu'exerce chez nous le Sénat." Aber das in der Tat sehr komplizierte Verhältnis zwischen Preußen und dem Reich überstieg sein Fassungsvermögen. Sein an lateinische Klarheit, „la clarté latine", an die abstrakten französischen Formeln gewöhntes Denken bäumte sich auf. Als ich ihm sagte, daß die französischen staatsrechtlichen Einrichtungen einem wohlgepflegten, von André Lenôtre in Versailles angelegten Garten glichen, unsere Verfassungszustände aber an einen deutschen Wald erinnerten, erwiderte er mir, daß er den Garten von Lenôtre bei weitem vorziehe. Er war felsenfest davon überzeugt, daß ein zentralisiertes Land eine größere Schlagkraft besitze als ein föderativ organisiertes. „La force de la France réside dans son unité, dans sa centralisation. Nous la devons à Richelieu, le grand cardinal que j'admire par-dessus tout, à son successeur Mazarin, à Louis XIV qui mérite le surnom ‚le Grand' pour l'énergie avec laquelle il a maintenu et fortifié l'unité de la France, à la grande Convention, au grand Napoléon. Tous ils ont centralisé." Als ich diese Äußerungen später gelegentlich dem Fürsten Bismarck erzählte, meinte er: „Ein

zentralisiertes Land läßt sich freilich leichter regieren. Ob eine solche Zentralisation für die Regierten angenehmer ist, dürfte eine andere Frage sein. Jedenfalls ist sie in Deutschland nicht möglich. Sie widerstrebt allen deutschen Gewohnheiten und Neigungen, unseren Tugenden wie unseren Lastern, unserer ganzen Geschichte."

Als er sich mit meinem Vater über dasselbe Thema unterhielt, meinte der Fürst: „Die Franzosen sind gouvernabler als die Deutschen. Trotz aller Revolutionen, in denen sich ihr Temperament von Zeit zu Zeit entlädt, haben sie mehr Respekt für die Staatsautorität als wir, mehr Staatsbewußtsein, mehr Staatssinn. Die Franzosen sind auch keine solchen Spießbürger wie die Deutschen. Sie sind vor allem viel patriotischer."

XXXIV. KAPITEL

Marschall Mac Mahon • Sein Rücktritt (29. I. 1879) • Jules Grévy • Stellung Bismarcks zu Frankreich • Die drei Jules • Herr von Freycinet • Das Personal der Deutschen Botschaft: Thielmann, Philipp Eulenburg, Friedrich Vitzthum, Nicolaus Wallwitz Seine-Babel? • Ein Traum

Mac Mahon

Dem Marschall Mac Mahon, Präsidenten der Republik, wurde ich vom Fürsten Hohenlohe vorgestellt. Hatte ich in dem achtundvierzigjährigen Marquis Gaston Alexandre Galliffet einen jungen, glänzenden Reitergeneral vor mir gesehen, so lernte ich in dem siebzigjährigen Mac Mahon einen alten Haudegen kennen, der schon unter Karl X. in die französische Armee eingetreten war. Mit seinem weißen Spitzbart Henri IV, seinem während zwanzigjähriger Dienstzeit in Algier von der afrikanischen Sonne gebräunten Gesicht sah auch er famos aus. Er war durch ein Wort berühmt geworden, das er nie gesprochen hatte. Er soll, als er im Krimkrieg den Befehl erhielt, den von ihm erstürmten Malakofturm zu räumen, da der Turm unterminiert sei und jeden Augenblick auffliegen könne, geantwortet haben: „J'y suis, j'y reste." Der Marschall hat wiederholt erklärt, daß er dies Wort nie gesprochen habe. „Je m'exprime d'habitude plus simplement", meinte der alte Troupier. „Les grands mots ne me vont pas." Das in seinem Heroismus und in seiner Kürze in der Tat prächtige Wort wurde, obwohl es nie fiel, die Grundlage seiner glänzenden Laufbahn. Diesem Worte zuliebe vergaß ihm das französische Volk sogar seinen Marsch nach Sedan, der unglücklich geendigt hatte. Mit diesem Ausruf ist er in die Geschichte eingegangen.

Es gibt Worte, die für immer an einem Namen haften. Dahin gehört außer dem „J'y suis, j'y reste" das „Paete non dolet", das die edle Arria zu ihrem Gatten Caecina Paetus sprach, das „Vorwärts" des alten Blücher, das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" des Doktors Martin Luther. Es gibt freilich auch Worte, die an dem, der sie gesprochen, als dauernder Makel kleben. In diese Kategorie gehört das „Cœur léger" von Emile Ollivier und der „Fetzen Papier" von Theobald von Bethmann. Wenn das „J'y suis, j'y reste" apokryph zu sein scheint, so dürften einige der mehr lächerlich wirkenden Aussprüche authentisch sein, die mir über Mac Mahon

in Paris erzählt wurden. Einem schwarzen Eleven der Offiziersschule in St-Cyr, der ihm bei einer Besichtigung als besonders tüchtig vorgestellt wurde, soll er gesagt haben: „C'est vous le nègre? Très bien. Continuez, mon ami, continuez!" Bei einer Flottenrevue in Toulon soll er lange auf das Mittelmeer geblickt und schließlich ausgerufen haben: „Que d'eau! Que d'eau!" Am meisten belacht wurde eine Bemerkung, die er bei dem Besuch eines Militärkrankenhauses am Bett eines Typhuskranken gemacht hatte. „Fièvre Typhoide? Mauvaise affaire, très mauvaise affaire! Un homme en meurt ou il reste idiot pour le reste de sa vie. J'en sais quelque chose. J'ai eu la fièvre typhoide en Algérie." Auch von dem trefflichen Großherzog Karl Alexander von Weimar, der gebildeter war als Mac Mahon, aber ebenso redlich, werden ähnliche Aussprüche erzählt.

Eine Beschwerde beim Herzog von Decazes

Mit dem Marschall Mac Mahon Politik zu machen, war für seine Minister nicht leicht. Ein kleines Beispiel: Einige der Regierung nahestehende Pariser Zeitungen hatten sich Deutschland und der deutschen Regierung gegenüber eine ungewöhnlich gehässige Sprache erlaubt. Fürst Hohenlohe hatte sich bei dem Minister des Äußern, dem Duc Decazes, beschwert und darauf hingewiesen, daß Fürst Bismarck sich derartige Injurien auf die Länge nicht gefallen lassen werde. Decazes hatte beschwichtigend geantwortet, der Marschall-Präsident würde dem deutschen Botschafter persönlich sein Bedauern aussprechen, wenn dieser ihm die Ehre erweisen wolle, beim Grand Prix de Paris in seiner Loge sein Gast zu sein. In der Tat ging, als Hohenlohe in der Präsidentenloge erschien, der Marschall sofort mit ernstem, feierlichem Gesicht auf ihn zu. „Croyez-moi", sagte er zu Hohenlohe, „je suis légitimiste dans l'âme. J'ai commencé ma carrière militaire en servant le bon roi Charles X. Ma famille a toujours été fidèle aux Bourbons. Je ne les ai pas oubliés. Mais les difficultés, les nécessités politiques! Il faut marcher lentement, très doucement." Fürst Hohenlohe verlor auch hier nicht seine gewohnte Ruhe. Er konnte sich aber doch nicht enthalten, dem Duc Decazes zu sagen, daß diese Ansprache des Präsidenten der Republik nicht ganz seinen Erwartungen entsprochen habe. „Le crétin!" stöhnte Decazes. „Il vous a dit ce qu'il devait dire à Mr. de Carayon-Latour, le chef de ceux qu'on appelle les chevaux légers, le chef du parti des légitimistes purs, qu'il fallait calmer et rassurer. Je suppose que le Maréchal aura exprimé à Mr. de Carayon-Latour ses regrets pour les attaques que certains journaux dirigent contre le Prince de Bismarck."

Der gute Marschall neigte überhaupt zu Verwechslungen. Als er am 4. Juni 1859 auf dem Schlachtfeld zum Herzog von Magenta ernannt wurde, meldete er diese gute Nachricht telegraphisch seiner Gattin und unterzeichnete: „Malakoff." Er verwechselte in seiner freudigen Erregung den Malakoffturm mit dem Schlachtfeld von Magenta. Die Marschallin war eine

geborene de la Croix de Costries, aus alter und vornehmer Familie. Sein ältester Sohn hat später eine Prinzessin von Orléans geheiratet. Ungeschickt wie das ganze politische Verhalten des Marschalls war auch sein Abgang. Gambetta hatte ihm 1877 zugerufen, daß ihm, wenn er sich den auf die Errichtung und Konsolidierung des republikanischen Regierungssystems gerichteten Wünschen des französischen Volkes widersetzen sollte, nichts anderes übrigbleiben würde, que se soumettre ou se démettre. Statt den einen oder den andern Weg zu wählen, tat der Marschall beides. Erst unterwarf er sich, dann trat er zurück.

Mac Mahons Rücktritt

In den interessanten Tagen, in denen der Rücktritt des Marschalls Mac Mahon erfolgte, fungierte ich, damals Zweiter Sekretär der Botschaft, als Geschäftsträger, da Fürst Hohenlohe zum Ordensfest nach Berlin gefahren war und der Erste Sekretär der Botschaft, Herr von Thielmann, Nizza und die Côte d'azur aufgesucht hatte. Am 29. Januar 1879 ließ mir der Bankier Erlanger sagen, er habe mir etwas Interessantes mitzuteilen. Als ich bei ihm eintrat, zeigte er mir einen Brief, in dem ihm der Adjutant des Marschall-Präsidenten, der Marquis d'Abzac, vertraulich mitteilte, daß der Marschall am nächsten Tage sein Amt als Präsident der Republik niederlegen würde. „Telegraphieren Sie das sofort an Bismarck, das ist eine politische Primeur." Es war sehr gütig von Baron Erlanger, daß er mich auf diese Weise in den Stand setzte, diese immerhin bedeutende Nachricht als erster nach Berlin zu melden. Ich habe seinerzeit erzählt, daß mein vornehm und menschlich fühlender Vater in Frankfurt a. M. für die Aufnahme des Barons Erlanger in den Diplomatischen Klub eingetreten war, obwohl der große Baron Karl von Rothschild gemeint hatte, Erlanger sei schließlich doch nur „un misérable juif". Man ersieht hieraus, daß gute Handlungen nicht immer unbelohnt bleiben, auch wenn sie geringfügig erscheinen.

Wahl Grévys

Der Rücktritt des Marschalls Mac Mahon, Herzogs von Magenta, und seine Ersetzung durch den Advokaten Jules Grévy wurde von Fürst Bismarck mit Befriedigung aufgenommen. Er sah den waschechten Republikaner mit Vergnügen an der Spitze von Frankreich. Er betrachtete diesen Wechsel mit Recht als eine bedeutsame Befestigung des republikanischen Regierungssystems bei unseren westlichen Nachbarn. Erst nach dem Rücktritt des Marschalls, erst 1879, wurde die Republik in Frankreich eine Wirklichkeit. Das entsprach den Wünschen des Fürsten Bismarck und den Zielen seiner Politik. Er war davon überzeugt, daß ein demokratisches und republikanisches Frankreich friedlicher sein würde als ein monarchisches. Das war insofern richtig, als eine republikanische Regierung in Frankreich weniger als eine monarchische in Versuchung stand, in einem auswärtigen Kriege Ablenkung für innere Schwierigkeiten zu suchen.

Dagegen hat sich die Erwartung des großen Staatsmannes, daß ein republikanisches Frankreich im Gegensatz zu einer französischen Monarchie nicht allianzfähig sein würde, nicht erfüllt. Er unterschätzte wie die Lebenskraft und Elastizität Frankreichs so auch die Anziehungskraft seiner glänzenden Hauptstadt auf die Völker und die Staatsoberhäupter. Er überschätzte die legitimistische Prinzipientreue der europäischen Souveräne. Die Zeiten der Heiligen Allianz waren vorüber. Der Prinz von Wales war nicht der mystische Zar Alexander I., König Viktor Emanuel war nicht so starr wie Nikolaus I. Selbst der durch und durch autokratisch angelegte Alexander III., der weder die Revolution noch die Republiken liebte, hat sich mit Frankreich verbündet, allerdings erst, nachdem Caprivi, Marschall und Holstein mit Zustimmung des Kaisers Wilhelm II. den von Bismarck abgeschlossenen Rückversicherungsvertrag mit Rußland noch dazu in ungeschickter und unhöflicher Weise gekündigt und damit den Eckstein aus dem Bismarckschen Quaderbau herausgerissen hatten. Auch nachdem sich die republikanische Regierungsform in Frankreich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich befestigt hatte, pilgerten die europäischen Prinzen und Fürsten nach Paris, wie sie seit Jahrzehnten das Paris der Bourbons, der Orléans und der Bonapartes aufgesucht hatten. Der englische Thronfolger und die russischen Großfürsten gingen dabei allen anderen mit gutem oder vielmehr mit bösem Beispiel voran.

Die französische Demokratie und die Armee

Wenn Fürst Bismarck angenommen hatte, daß ein republikanisches Frankreich militärisch weniger gefährlich sein würde als ein monarchisches, so hat sich auch das als ein Irrtum herausgestellt. Bismarck beurteilte die französische Demokratie zu sehr nach unserer deutschen. Er sah die deutsche Demokratie vor sich: die Schulze-Delitzsch und Rudolf Virchow, die Johann Jacoby und Waldeck, die ganz pazifistisch fühlten, denen alles Militärische in tiefer, innerer Seele verhaßt war, die für internationale Verbrüderung schwärmten. Die französische Demokratie war anders geartet als die deutsche. Und die französische Sozialdemokratie war erst recht verschieden von der deutschen, wie das Millerand, Viviani, Briand, Albert Thomas den deutschen Genossen im Weltkrieg und nach dem Weltkrieg gezeigt haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Jaurès, auf den manche sentimentale Deutsche ihre Hoffnung gesetzt hatten, wenn er nicht beim Beginn des Weltkrieges ermordet worden wäre, sich ebenso patriotisch benommen haben würde wie seine Freunde und Parteigenossen. Blieb doch selbst Gustave Hervé nicht zurück, der vor dem Weltkrieg erklärt hatte, die französischen Fahnen gehörten auf den Mist. Nach dem Gesetz der Pendelschwingung verwandelte er sich aus einem outrierten Pazifisten in einen ebenso outrierten Chauvinisten. Die Traditionen der französischen Demokratie sind chauvinistisch, nationalistisch. Die Marseillaise war ihr

Wiegenlied gewesen, von der Lamartine mit Recht gesagt hat, „qu'elle reste gravée à jamais dans l'âme de la France". Danton hatte die Republik auf die belgischen und deutschen, Gambetta auf die Schlachtfelder der Loire und der Somme geführt. Die Armee war der französischen Demokratie in allen ihren Schattierungen ebenso teuer wie jedem andern Franzosen. Gambetta hatte gesagt, die Armee sei die letzte Hoffnung und müsse der erste Gedanke jedes guten Franzosen sein. Als Thiers im Juni 1871 bei der Truppenschau in Longchamps nach der blutigen Niederwerfung des Commune-Aufstandes über die goldene Einfassung seiner Brille hinweg auf die an ihm vorbeimarschierenden Truppen blickte, die, kaum aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrt, in sechs Wochen einer harten Belagerung und in sehr heftigen Straßenkämpfen mit der sozialistischen Empörung fertig geworden waren, liefen dem patriotischen Greis Tränen der Freude und der Begeisterung über die Wangen. Als der radikale Georges Clemenceau nach dem Ende des für Frankreich siegreichen Weltkrieges von seinen Verehrern gefragt wurde, wie er das Denkmal wünsche, das ihm nach seinem Tode von seinem dankbaren Vaterland errichtet werden würde, meinte er, man möge ihn am Rande eines Schützengrabens darstellen, aus dem ihm französische Soldaten, „les poilus", als ihrem Führer im Kampfe „jusqu'au bout" zujubelten.

Die andere Seite der Barrikade

Es war auch ein Irrtum des Fürsten Bismarck, wenn er glaubte, daß eine Republik in Frankreich durch fortgesetzte innere Parteikämpfe, Streiks und revolutionäre Unruhen so geschwächt werden würde, daß sie nach außen nicht mehr aktionsfähig sein könnte. Die Französische Republik hat sehr wohl verstanden, die innere Ruhe aufrechtzuerhalten, mit fester, nötigenfalls mit harter Hand. Bei Streiks griff sie schärfer zu als je eine deutsche Regierung. Nach Beilegung des Bergarbeiterstreiks vom Winter 1905 sprach mir der französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, seine Verwunderung und seine ehrliche Bewunderung darüber aus, daß dieser Riesenaufstand ohne Blutvergießen vorübergegangen sei. „Bei uns in Frankreich", fügte er hinzu, „wird bei Ausständen fast immer geschossen." In dieser Beziehung war einer der hervorragendsten französischen Staatsmänner, Adolphe Thiers, seinen Nachfolgern mit gutem Beispiel vorangegangen. Wenige Jahre nachdem er sich selbst an der Juli-Revolution gegen Karl X. beteiligt hatte, schickte er als Minister des Innern des Königs Ludwig-Philipp die Arbeiter des Lyoner Viertels, der Croix Rousse und der Pariser Rue Transnonain, die nach dem Vorbild von 1830 noch einmal Barrikaden aufgeworfen hatten, ohne Erbarmen auf das Schafott. Siebzig Jahre später zeigte Georges Clemenceau dieselbe Wandlungsfähigkeit wie vor ihm Adolphe Thiers. In Südfrankreich war ein Streik ausgebrochen. Wie gewöhnlich hatten die Arbeitgeber nach der Arbeits-

niederlegung der Arbeitnehmer unorganisierte Arbeiter eingestellt. Solche Streikbrecher nennt man in Frankreich „les Jaunes". Als es zu Prügeleien zwischen den Streikenden und den Streikbrechern kam, intervenierte die Kompanie, die auf den Schauplatz des Streiks geschickt worden war, der kommandierende Offizier ließ sofort Feuer geben, mehrere Arbeiter blieben tot auf der Strecke. Der Offizier wurde durch einen Steinwurf leicht verletzt. Der Ministerpräsident empfand es als seine Pflicht, selbst nach dem Rechten zu sehen. Als er an Ort und Stelle erschien, empfing ihn eine Arbeiterdeputation, die ihn bat, dem Begräbnis ihrer erschossenen Kameraden beizuwohnen. Unwirsch und mit lauter Stimme erwiderte Clemenceau, er beteilige sich nicht an Ehrenbezeigungen für Männer, die das Gesetz verletzt hätten. Dann befahl er, daß man ihn nach dem Krankenhaus zu dem verwundeten Offizier führen möge. Dort eingetroffen, holte er ein Abzeichen der Ehrenlegion aus der Tasche, überreichte es dem Offizier und gab ihm die „Akkolade", das heißt er umarmte und küßte ihn. Als einige Tage später in der Französischen Deputiertenkammer diese Vorgänge zur Sprache kamen, wurde Clemenceau an die Reden erinnert, die er mehr als einmal bei Kämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zugunsten der Streikenden gehalten hatte. Er erwiderte mit ebensoviel Witz wie Geist und gesundem Menschenverstand: „Alors j'étais de l'autre côté de la barricade. A présent je suis à la tête du gouvernement et responsable de l'ordre et de l'avenir de la France. J'ai agi en conséquence." Die französischen Republikaner wollten den Deutschen nicht das Beispiel vor Augen führen, das die betrunkenen Heloten der spartanischen Jugend gaben.

Die Dritte Republik hat in Frankreich während ihres ganzen Bestehens die Ordnung mit unerschütterlicher Festigkeit aufrechterhalten. Deshalb aber war Harry Arnim doch nicht im Recht, wenn er gegenüber Bismarck die Ansicht vertrat, daß ein monarchisches Frankreich für uns einem republikanischen vorzuziehen wäre. Mit der Französischen Republik haben wir, obwohl sie uns nicht den Gefallen tat, sich für uns als abschreckendes Beispiel für unsere demokratischen Kinder an die Wand malen zu lassen, und trotz des hitzigen Patriotismus auch der Republikaner und selbst ihrer stillen Revanchehoffnungen über vierzig Jahre in Frieden gelebt. Wir hätten noch länger mit der Französischen Republik in Frieden leben können, wenn unsere diplomatische Leitung in den tragischen Julitagen 1914 weniger ungeschickt, weniger kopflos operiert hätte.

Die Affäre Wilson

Von den drei Jules, die nach dem Deutsch-Französischen Kriege eine Rolle in Frankreich spielten, Jules Simon, Jules Grévy und Jules Ferry, war Grévy der unbedeutendste. Er erinnerte mich äußerlich an alte Berliner Justizräte, die im Gerichtssaal durch Sachlichkeit, Ruhe und juristischen Scharfsinn glänzen, im Klub für ihren Humor und gelegentliche

trockene Witze berühmt sind, dort nicht ungern einen gemütlichen Skat spielen, wenn es die Höflichkeit erfordert, aber auch ein L'hombre-Spiel mit älteren Damen riskieren. Grévy trug, wie viele seiner Berufsgenossen vom Barreau, starke weiße Bartkoteletten, die der Franzose Favoris nennt. Oberlippe und Kinn waren glatt rasiert, der Schädel war völlig kahl. So war Jules Grévy der typische Avoué, und jedem Schauspieler, der seine Maske kopiert hätte, wäre Erfolg sicher gewesen. Er hätte bis an sein Lebensende Präsident bleiben können, wenn er nicht einen Schwiegersohn gehabt hätte, an dem er politisch zugrunde ging. Mancher Politiker ist an seiner Frau gescheitert, mancher an seinen Söhnen. Jules Grévy ist meines Wissens der einzige, den sein Schwiegersohn auf dem Gewissen hat. Dieser Schwiegersohn hieß Daniel Wilson. Er war der Sohn eines Engländers, sehr reich, ein Lebemann, der sich das historische Schloß Chenonceaux gekauft hatte, wo er glänzende Feste gab. Chenonceaux war noch schöner, jedenfalls vornehmer als der Schwanenwerder bei Berlin, wo unter der Republik große Männer der deutschen Sozialdemokratie sich amüsierten. Wilson war erfüllt von politischem Ehrgeiz. Er gründete eine täglich erscheinende Zeitung „La petite France", in der er Gambetta und nach dessen Tode dessen Parteifreunde nicht ohne Gehässigkeit angriff. Er machte sich das nur dem Präsidenten zustehende Recht der unentgeltlichen Briefbeförderung zunutze, um nicht allein seine Privatkorrespondenz, sondern auch „La petite France" unfrankiert zu versenden. Er hatte auch von einem Reeder in Havre hunderttausend Francs für sein Zeitungsunternehmen bekommen und dem Geber dafür das rote Bändchen der Ehrenlegion verschafft. Biedermann in jeder Beziehung, hatte sich Jules Grévy nicht von seiner einzigen Tochter Alice trennen wollen. Alice wollte ihren geliebten Daniel nicht verlassen, und so wohnte dieser unter dem schwiegerväterlichen Dach im Elysée-Palast und riß den alten Grévy mit ins Verderben. Jules Grévy hat im Dezember 1887, drei Jahre nachdem ich Paris verlassen hatte, gerade achtzig Jahre alt, seine Würde niedergelegt. Er ist einige Jahre später im Jura, in seiner Heimat, gestorben. Er hatte die Freude gehabt, Gambetta, den er nicht ausstehen konnte, vor sich sterben zu sehen.

Jules Ferry

Jules Ferry war nicht weniger Biedermann als Jules Grévy. Er war nicht so sympathisch wie Léon Gambetta. Im Gegensatz zu diesem war er keine große Natur. Er stammte aus dem östlichen Frankreich, aus Saint-Dié im Vogesen-Departement, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten angesehene Bürger gewesen waren. Er war groß, blond, breitschulterig, mit eckigen Bewegungen. Gambetta, der ihn an sich persönlich nicht besonders mochte, hat von ihm gesagt, er würde, wenn er die militärische Laufbahn eingeschlagen hätte, ein Ney oder Murat geworden sein. Es war schwer zu glauben, daß dieser ernste Mann in seiner Jugend eine satirische Broschüre

verfaßt hatte, die den Grund zu seinem Aufstieg und seiner großen politischen Karriere legte. Die phantastischen Erzählungen von E.T.A. Hoffmann sind in Frankreich bekannter und populärer als bei uns in Deutschland. Unter dem Titel: „Les contes fantastiques d'Haussmann" veröffentlichte Ferry ein Jahr vor dem Sturz des Kaiserreiches einen scharfen Angriff gegen den Seine-Präfekten Haußmann, der unter Napoleon III. durch gewaltige Umbauten, die zu ungeheuren Schulden führten, Paris modernisiert hatte. Das Wortspiel: Comptes (Rechnungen) — Contes (Erzählungen) machte Jules Ferry mit einem Schlage berühmt. Die Tongking-Expedition machte ihn zeitweise zum verhaßtesten Mann in Frankreich. Als 1885 die falsche Nachricht von einer schweren französischen Niederlage bei Lang-Son im nordöstlichen Tongking in Paris eintraf, mußte der Ministerpräsident Ferry auf einer Leiter über die Mauer zwischen dem Palais Bourbon und dem Garten des Auswärtigen Amtes klettern, um dem Pöbel nicht in die Hände zu fallen, der vor der Deputiertenkammer auf ihn lauerte und ihn in Stücke reißen wollte. Kein französischer Staatsmann hat unter der Dummheit und Ungerechtigkeit der „turba mobilium Quiritium" mehr zu leiden gehabt als Jules Ferry. Man beschuldigte ihn der Hinneigung zu Deutschland. Ich war selbst Zeuge, wie Ferry auf der Straße vor der Deputiertenkammer höhnisch „Bismarck" zugerufen wurde. In Wirklichkeit war Jules Ferry ein Chauvinist vom reinsten Wasser. Er gehörte zu den Gründern der Patriotenliga. Frankreich verdankt ihm die Erwerbung von Tunis und Tongking. Seine Gegner behaupteten, er habe sich von Bismarck nach Tunis und Tongking locken lassen, um die französische Volksseele von Elsaß-Lothringen abzulenken, Frankreich mit Italien zu verfeinden und die französische Armee zu zerrütten. In Wirklichkeit sah er hier weiter als Bismarck, der bis zu einem gewissen Grade hoffte, daß große Kolonial-Erwerbungen die Franzosen über den Verlust der drei östlichen Departements trösten würden. Ferry wußte, daß die französischen Gedanken immer wieder zu Straßburg und Metz zurückkehren würden. Inzwischen aber steckte er unter wohlwollender deutscher Duldung große, schöne, zukunftsreiche Ländergebiete ein.

Ferrys Testament

Mit Ferry zu unterhandeln, wie mir dies während meiner Geschäftsträgerzeit wiederholt oblag, war nicht leicht. Man merkte ihm bei jedem Wort seinen tiefen Haß gegen Deutschland an. Er sah überall Fallen, auch wo solche gar nicht vorhanden waren. Ich kam aber schließlich mit vollkommener Ruhe, Sachlichkeit und Höflichkeit auch mit ihm gut aus. Gelegentlich hat er sich mit mir auch über andere als laufende politische Angelegenheiten freundlich unterhalten. Er war durch und durch autoritär und verachtete innerlich die platte Demokratie. Die Fraternité, namentlich die internationale „Fraternité", erklärte er für eine alberne Phrase, die

„Egalité" für baren Unsinn, weil unmöglich, die „Liberté" für nur so weit zulässig, wie das staatliche Interesse nicht darunter litte. Wie Gambetta forderte er „une France blindée et cuirassée", ein bombenfestes und gepanzertes Frankreich, und erklärte noch 1885, durch die Schule und durch ein möglichst hartes Militärgesetz müßte das französische Volk bis in die Knochen militarisiert werden. Sein Testament schloß mit den Worten: „Ich wünsche, in Saint-Dié begraben zu werden, im Angesicht der blauen Linie der Vogesen (la ligne bleue des Vosges), damit ich, solange der Elsaß von Frankreich getrennt ist, seine Klagen und, wenn er wieder mit Frankreich vereinigt wird, seinen Jubel hören kann." Vom französischen Standpunkt aus verdient er die Denkmäler, die ihm nach seinem Tode, zum Teil von denselben Leuten, die ihn bei seinen Lebzeiten angegriffen, beschimpft und gestürzt hatten, in Tunis, in Haifong, dem Seehafen von Tongking, und in seiner Geburtsstadt Saint-Dié errichtet wurden. Sein giftigster Feind war Georges Clemenceau, der ihn fast ebenso gehässig angriff, wie er Gambetta befehdete.

Freycinet

War Ferry das Bild eines starken und knorrigen Ostfranzosen, so war Herr von Freycinet ein feingliedriger, ungemein liebenswürdiger und höflicher Sohn des französischen Südens. Man nannte ihn „la souris blanche", aber in seinem zarten Körper wohnte eine starke Seele. Er war während des Kriegswinters 1870/71 der militärische Berater von Gambetta gewesen. Ein so kompetenter Beurteiler wie der von mir schon erwähnte langjährige deutsche Militärattaché in Paris, Adolf Bülow, hat mir von Freycinet gesagt, daß dieser Ingenieur, obwohl er nie Militär gewesen war und mit kaum zweiundvierzig Jahren zur Leitung des französischen Widerstandes berufen wurde, unter den schwierigsten Verhältnissen größere militärische Fähigkeiten an den Tag gelegt habe als manche langgediente Generäle in weniger kritischer Lage. Die Beziehungen der Botschaft zu Freycinet waren sehr gut. Der Fürst und die Fürstin Hohenlohe verkehrten freundschaftlich mit der Familie Freycinet, und der Fürst meinte einmal scherzend zu mir: „Eigentlich könnten wir die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland dadurch schlagen, daß Philipp-Ernst Fräulein von Freycinet heiratet." Philipp-Ernst war der älteste Sohn des Fürsten. Alle solche kleine Liebenswürdigkeiten haben nicht verhindert, daß Freycinet mit besonderem Eifer an dem Zustandebringen einer Allianz zwischen Frankreich und Rußland gearbeitet hat. Daß seine Bemühungen Erfolg hatten, war allerdings nicht nur sein Verdienst, sondern die Schuld derjenigen, die bei uns den Bismarckschen Rückversicherungsvertrag nicht erneuern wollten.

Erster Sekretär unserer Pariser Botschaft, als deren Zweiter Sekretär ich nach Paris kam, war der Legationsrat von Thielmann. Die bekannte,

Thielmann und Graf Berchem

in der Form etwas derbe, inhaltlich nicht unrichtige Bemerkung des Fürsten Bismarck, daß die Paarung zwischen einem germanischen Hengst und einer semitischen Stute bisweilen nicht üble Resultate ergebe, hatte sich auf zwei deutsche Diplomaten bezogen, die damaligen Legationsräte Thielmann und Berchem. Beide hatten jüdische Mütter, beide trugen den Vornamen Max, beide waren arbeitstüchtig und arbeitsfreudig. Beide waren allzu eifrig, etwas vorlaut, nicht immer taktvoll. Bismarck hatte weiter von ihnen gesagt: „Berchem weiß alles, aber Thielmann weiß es immer noch besser." Als Graf Berchem in jungen Jahren als Geschäftsträger nach Stockholm geschickt worden war, reichte er über schwedische politische Vorgänge und wirtschaftliche Verhältnisse, über die blauen schwedischen Seen und die stattlichen schwedischen Adels- und Königsschlösser fast täglich Berichte ein, deren sachlicher Nutzen nicht ganz ihrem Umfang entsprach. Fürst Bismarck meinte dazu: „Berchem scheint zu glauben, daß er Schweden entdeckt hat." Baron Thielmann kam es in erster Linie darauf an, alles besser zu wissen und andere zu belehren. Unvergeßlich ist mir ein kleiner Vorgang geblieben, der sich im Sommer 1881 zwischen ihm und dem französischen Minister des Äußern, Herrn Barthélemy Saint-Hilaire, abspielte. Der Botschafter Fürst Hohenlohe weilte in Aussee im Salzkammergut, Thielmann wünschte Algier kennenzulernen und stellte mich für die Zeit seiner Abwesenheit dem französischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten als interimistischen Geschäftsträger vor. Barthélemy Saint-Hilaire hatte die Schwelle der siebziger Jahre schon längst überschritten. Er war Professor am Collège de France. Er galt für einen hervorragenden Gelehrten und war ungemein höflich und liebenswürdig. Nicht ohne Redseligkeit entwarf er dem nach Nordafrika fahrenden deutschen Diplomaten ein Bild der großen französischen Kolonie, die dieser aufsuchen wollte. Fast bei jedem Satz unterbrach ihn der um vierzig Jahre jüngere Thielmann, um den Minister auf Irrtümer in seiner farbenreichen, wenn auch etwas breiten Schilderung aufmerksam zu machen. Schließlich sagte ihm dieser: „J'avais cru vous être agréable en vous faisant part des impressions que j'ai rapportées moi-même de notre belle colonie africaine. Mais comme vous en savez plus long que moi, je n'ai plus rien à vous dire et vous souhaite bon voyage."

Thielmann war ein großer Reisender, der seine Fahrten durch Nord-, Mittel- und Südamerika in einem fast sechshundert Folioseiten langen Werk unter dem Titel „Vier Wege durch Amerika" beschrieben hat. Aber er war kein Diplomat, wenn man unter Diplomatie die Kunst versteht, in einem fremden Land Fuß zu fassen, Beziehungen anzuknüpfen, sich Freunde zu machen und damit sich Einfluß und seinem Lande Sympathien zu gewinnen. Er erwarb sich im weiteren Lauf seiner Karriere den Ruf ungewöhn-

licher Kapazität in Finanz- und Wirtschaftsfragen. Aber die Erwartungen, die an seine 1897 erfolgte Ernennung zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes geknüpft wurden, haben sich nicht erfüllt. „Méfiez-vous des spécialistes", pflegte Thiers zu sagen.

Philipp Eulenburg

Dritter Sekretär der Botschaft war Graf Philipp Eulenburg, dem ich in Paris zum erstenmal begegnete. Er wurde von allen seinen Verwandten und Freunden „Phili" genannt. Er war zwei Jahre älter als ich. Er sah ungewöhnlich gut aus. Groß gewachsen, mit schönen, etwas melancholischen Augen, mit einer angenehmen, sympathischen Stimme, mit den allerbesten Manieren, immer natürlich, ohne je ordinär oder gar roh zu werden, war er eine aristokratische Erscheinung. Er war nach seinem ganzen Wesen das, was die Franzosen einen Charmeur nennen. Geistig war er durch und durch Dilettant und das auf allen Gebieten. Er lehnte jede Technik ab und ließ nur die Inspiration gelten. Er war sehr musikalisch, er spielte Klavier, er sang, er komponierte, er dichtete, aber alles, ohne sich an ein Vorbild oder an eine Regel zu halten. In einer Pariser Gesellschaft fragte er in meinem Beisein die große Sängerin Pauline Viardot-Garcia, ob er ihr etwas vorspielen dürfe, und zwar eine von ihm selbst komponierte Etüde. Sie hörte ihm aufmerksam zu, dann meinte sie: „Vous avez un joli talent, mais je vous engage à étudier le contrepoint." Phili erbleichte und verstummte. Als wir zusammen nach Hause gingen, entlud sich sein Ärger in heftigen Klagen über eine so verständnislose Kritik. „Ich werde mich hüten", meinte er, „den Kontrapunkt zu studieren. Das würde die Flügel meines Genius lähmen." Selbst ganz unmusikalisch, habe ich ihm auf dem Felde der Musik nicht widersprochen, aber auf anderen Gebieten manchen freundschaftlichen Disput mit ihm gehabt. Namentlich in der Politik lehnte ich die von vornherein Erfahrung und Technik ausschaltende Inspiration, wenigstens als einzige Richtschnur, ab, und in künstlerischen Fragen zitierte ich ihm Goethe:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemessenen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Zu meinem Leidwesen ließ Phili den von mir so hochverehrten Goethe nicht gelten. In den „Hälmchen und Gräschen", pflegte er zu sagen, stecke mehr wahre Poesie als in allen Epigrammen von Goethe. Die „Hälmchen und Gräschen" waren eine Sammlung lyrischer Gedichte, die seine kaum achtzehnjährige Nichte Kalnein verfaßt hatte. Eulenburg stellte Josef Maria von Radowitz über Bismarck, Friedrich Wilhelm II. war ihm sympathischer als der Alte Fritz. Er liebte überhaupt keine Charaktere, die nach seiner Erfahrung im näheren Umgang unausstehlich seien. Andererseits fühlte er sich selbst so weich und schwach, daß er sich notwendig an Stärkere anlehnen müsse. Unser gemeinsamer Freund, der hochbegabte Karl Dörnberg, der, zu früh für den deutschen auswärtigen Dienst und für das Land, jung in St. Petersburg an der Diphtheritis starb, hatte Philipp Eulenburg den Spitznamen „Philine" gegeben. Der geistvolle Direktor, erst des Hamburger Schauspielhauses, dann des Wiener Burgtheaters, Alfred Berger, verglich ihn mit einer Zwiebel, an der man immer neue Häute entdecke.

Ich habe selten ein schöneres Familienleben gesehen als das im Hause Philipp Eulenburg. Seine Frau betete ihn an. Die Kinder blickten mit zärtlicher Bewunderung zu beiden Eltern auf. Als Beamter war Phili unbrauchbar. Das benutzte Thielmann, erst, um ihn zu belehren, dann, um ihn zu kujonieren und ihm das Leben nach Möglichkeit zu verleiden. Das dauerte so lange, bis ich Thielmann sein unschönes Benehmen ernstlich verwies. Mein Eintreten für den armen Phili legte den Grund zu unserer langjährigen Freundschaft. Wenn Phili mir vom ersten Tage an mit enthusiastischer Freundschaft und Liebe entgegenkam, so flößte er mir seinerseits große Sympathie ein. Ich bin durch mein ganzes Leben, in meiner Jugend wie in meinem Alter, für Charme und Geist empfänglich gewesen. So geriet ich bald unter den Zauber von Eulenburg, und ich habe nie ganz aufgehört, diesen Zauber zu empfinden. Nach meinem guten, treuen Franz Arenberg und mit Herbert Bismarck und Friedrich Vitzthum ist Philipp Eulenburg wohl derjenige meiner Freunde, der meinem Herzen am nächsten gestanden hat.

Der Tradition seiner Familie entsprechend, war Philipp in jungen Jahren bei den Gardes-du-Corps in Potsdam als Avantageur eingetreten. Er war als Militär ebenso untüchtig wie als Beamter, nur daß die militärische Zucht strenger und härter ist als die bürokratische. Phili hat mir seine Potsdamer Dienstzeit oft als die gräßlichste Zeit seines Lebens bezeichnet.

Als der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, ließ ihn sein Kommandeur als für den Felddienst untauglich in der Garnison bei der Ersatzschwadron zurück. Nach der Übergabe von Straßburg gelang es Phili, durch seine Familienbeziehungen dem zum Generalgouverneur des Elsaß ernannten Grafen Friedrich Alexander von Bismarck-Bohlen attachiert zu werden. Hier bewies er zum ersten Male seine ungewöhnliche Gabe der Menschenbehandlung. Er gewann bald Einfluß auf seinen biederen Vorgesetzten, der ihm, was damals selten vorkam, obwohl Phili nie im Feuer gewesen war, das Eiserne Kreuz verschaffte. Nach dem Ende des Krieges gelang es Phili mit Hilfe seiner feinen und klugen Mutter, die ihren ältesten Sohn abgöttisch liebte und die ihrerseits das einzige weibliche Wesen gewesen ist, das er leidenschaftlich geliebt hat, für ihn von dem rauher veranlagten Vater die Erlaubnis zu erwirken, den Küraß der Gardes-du-Corps abzulegen und sich der Zivilkarriere zuzuwenden. Mit rühmlichem Fleiß ließ er sich (mehrere Jahre nachdem er das Gymnasium verlassen hatte) in Straßburg immatrikulieren, bestand das Referendarexamen und wurde in den diplomatischen Dienst aufgenommen.

Elisabeth Carolath

Seine Schwester Adda, die später den Grafen Karl Kalnein heiratete, hatte sich eng an Marie Bismarck angeschlossen, er selbst schloß sich Herbert an. Mit dem feinen psychologischen Verständnis, das Phili auszeichnete, operierte er während des Konfliktes, in den Herbert durch seine Leidenschaft für die schöne Fürstin Elisabeth Carolath mit seinen Eltern geriet, so geschickt, daß Herbert in ihm den seine Liebe und Liebesschmerzen verstehenden Freund erblickte. Fürst und Fürstin Bismarck aber sahen in Phili den geschickten Mittelsmann, der Herbert zum Verzicht auf seine Liebe bewogen habe. Selbst die arme verlassene Elisabeth grollte ihm nicht, weil er ihr gar so schöne und rührende Trostbriefe geschrieben hatte.

Friedrich Vitzthum

In Paris führte mich mein guter Stern mit zwei Altersgenossen zusammen, die mir lebenslängliche Freunde werden sollten. Beide waren Kur- und Ursachsen, wie Fürst Bismarck die Sprossen alter sächsischer Adelsgeschlechter scherzend zu nennen pflegte. Friedrich Reichsgraf Vitzthum von Eckstädt, Majoratsherr auf Schön-Völkau, Reibitz und Sausedlitz, war ein Edelmann vom Wirbel bis zur Zehe. Der hochgewachsene Mann, blondhaarig und blauäugig, sah aus wie ein Herr, und er war ein Herr. Er beugte sich vor keinem, aber er war gütig und hilfsbereit für jeden. Er bewegte sich mit derselben Sicherheit auf dem Parkett der Höfe, wie er einer Kammersitzung präsidierte oder einen landwirtschaftlichen Kongreß leitete. Er war als Botschaftssekretär in Paris und in Petersburg mein Kollege, in Bukarest als Legationssekretär mein Untergebener. Als ich später Reichskanzler wurde, war er mir als Präsident der Ersten Sächsischen Kammer und sächsischer Oberstmarschall eine wertvolle Stütze für meine

Reichspolitik. Ich habe ihn oft auf seinem schönen Schloß Lichtenwalde besucht, das romantisch am Ufer der Zschopau liegt, auf schroffer Höhe. Von hier wagte Harras, der kühne Springer, mit Lebensgefahr den rettenden Sprung in die grausige Tiefe, den Theodor Körner, selbst ein Sohn Sachsens, besungen hat:

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen.
Er steht an des Zschopautals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöhn
Sieht er seine schimmernde Feste stehn,
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höhre Gewalten;
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohlerhalten;
Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand.
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer —
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

Fritz Vitzthum war in seiner Heimat sehr populär. Im ganzen Umkreis von Lichtenwalde, rechts und links der Zschopau, hieß er „Unser Graf". Die November-Revolution trat bekanntlich in Sachsen in besonders häßlicher Form auf. Aber niemand wagte sich an den Schloßherrn von Lichtenwalde, selbst nicht in der Zeit, wo der „Freistaat" Sachsen von dem Genossen Zeigner regiert wurde. Und als der Kommunist Max Hölz sich in Sachsen betätigte, wie hundertzwanzig Jahre früher der Schinderhannes am Rhein Schlösser, Pachthöfe und Pfarreien heimgesucht hatte, blieb Lichtenwalde unversehrt.

Graf Nikolaus Wallwitz

Auch Graf Nikolaus Wallwitz war, wie Fritz Vitzthum, als Legationssekretär der Gesandtschaft in Bukarest zugeteilt, während ich sie leitete. Er hat später als Gesandter in Teheran, Luxemburg, Hamburg und Stockholm treffliche Dienste geleistet. Er hat vor allem als Gesandter in Brüssel sich dort eine sehr gute Stellung gemacht und das Vertrauen des belgischen Hofes wie der belgischen Regierung erworben. Manches wäre anders gekommen, wenn dieser umsichtige, gewissenhafte und kluge Diplomat auf dem wichtigen Brüsseler Posten belassen worden wäre. Nikolaus Wallwitz vermählte sich 1896 mit meiner lieben Stieftochter, der Gräfin Eugenie Dönhoff. Sie ist ihm in glücklicher Ehe auf allen von ihm

bekleideten diplomatischen Posten eine verständnisvolle Gefährtin gewesen und ist ihm jetzt, in den schwierigen Nachkriegsverhältnissen, bei der Verwaltung ihrer pommerschen Güter die treueste Stütze.

In Deutschland wurde es nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 Mode, von Paris als dem Seine-Babel zu sprechen. Das war eine arge Übertreibung und eine Geschmacklosigkeit. In allen Großstädten macht sich das Laster breit, das in London und New York brutaler auftritt als in Paris.

Es ist mir fraglich, ob nicht in den Jahren, die dem Weltkrieg vorausgingen, Berlin mehr an die Stadt des Nabopolassar und Nebudkadnezar erinnerte als Paris, wo Esprit und Grazie die Sünde mit einem versöhnenden Schleier verhüllen.

Ich will nicht behaupten, daß ich gerade in Paris wie ein Trappist gelebt hätte. Mein lieber Freund Franz Arenberg erzählte gern die Geschichte jenes jungen französischen Offiziers, der in der Beichte einige Vergehen gegen das sechste Gebot bekennen mußte. Obwohl er schon zwei oder drei solcher Verirrungen gebeichtet hatte, insistierte der Beichtvater: „Est-ce tout? Vraiment tout?" Worauf der junge Mann: „Mais, mon père, je ne suis pas venu ici pour me vanter." Der heilige und große Augustin schließt die Schilderung seiner Sünden mit dem Ausruf: „Felix culpa!" Er freut sich der Größe seiner Schuld, denn sie führte ihn zur Reue, sie zeigte ihm die Unergründlichkeit des göttlichen Erbarmens und der göttlichen Liebe. Meine Stimmung nach sechsmonatigem Aufenthalt in Paris war mehr die des Tannhäuser, wenn er zu Frau Venus spricht:

Euer Minne ist mir worden leid,
Ich hab in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid ein Teufelinne.

Gräfin D.

Da ich nicht nach Rom pilgern konnte, so suchte ich Trost und Beruhigung bei einer gütigen und warmherzigen Frau, die sich mit der Zärtlichkeit einer Mutter und gleichzeitig mit der Hingebung einer Geliebten meiner annahm. Die Gräfin D. lebte von ihrem Mann getrennt, ohne eigentlich von ihm geschieden zu sein. Sie war etwa vierzig Jahre alt, also die Frau, die Balzac gefeiert hat. Sie war durchaus Weltdame und doch nicht banal, natürlich und dabei distinguiert. Ich verglich sie gern mit Frau von Warens, was ihr anfänglich schmeichelte, denn sie hatte eine hohe Meinung von dem Genie des großen Magiers Rousseau. Als sie aber, durch meinen Vergleich dazu angeregt, die „Confessions" wieder in die Hand nahm und fand, daß Madame de Warens in intimen Beziehungen zu ihrem

Kammerdiener Claude Anet gestanden hatte, daß sie sich dieser Beziehungen freute und daß Jean-Jacques stolz war, der Dritte in diesem Bunde zu sein, verbat sie sich ernstlich derartige Parallelen. Wie wir uns ohne Leidenschaft gefunden hatten, so trennten wir uns ohne Schmerz. Ich stellte meine Besuche bei der Gräfin D. allmählich ein, und auch die Korrespondenz mit ihr ließ ich nach und nach einschlafen.

Fast dreißig Jahre später wurde ich in seltsamer Weise wieder an sie erinnert. Es war nicht lange vor meinem Rücktritt als Reichskanzler, daß ich einen wunderlichen Traum hatte. Ich träume sehr selten. Dafür war dieser Traum so lebhaft und so anschaulich wie die Träume, von denen uns Homer berichtet. Plötzlich stand die Gräfin D. vor mir, leibhaftig, ganz unverkennbar. Es war ihr Gesicht, ihre Stimme, ihr Ausdruck. „Enfin je vous revois", begann sie in der natürlichsten Weise. „Il y a bien longtemps que nous ne nous sommes plus vus. Pourquoi ne m'avez vous jamais écrit? A moi qui vous aimais bien?" Ich erwiderte, nicht ohne Verlegenheit, aber in guter Haltung: „J'ai eu tort, très-tort, ma chère amie. Mais si vous saviez combien ma vie a été agitée! J'étais si occupé. Mais si je ne vous ai pas écrit, je ne vous ai pas oubliée." Sie reichte mir die Hand und entschwand, wie die Traumgestalten bei Homer verschwinden, in sanftwehende Luft, *ἐς πνοιὰς ἀνέμων.* Als ich am nächsten Vormittag an meinen Schreibtisch im Reichskanzlerpalais trat, ergriff ich einen Block und schrieb auf ein Quartblatt: „Chiffrierbüro. Ich bitte, mir rechtzeitig die Abreise des nächsten Feldjägers nach Paris zu melden, dem ich einen Brief mitgeben will." Bevor ich meine Absicht, meiner Freundin zu schreiben, ausführen konnte, entnahm ich einer Pariser Zeitung, die ich bei meinem Morgentee las, daß die Gräfin D. in derselben Nacht gestorben war, in der ich jenen seltsamen Traum gehabt hatte. Ihr Tod, hieß es in der betreffenden Zeitungsnotiz, hinterlasse eine fühlbare Lücke in der großen Pariser Welt, wo sie von vielen Sympathien und allgemeiner Verehrung umgeben gewesen sei.

Ich enthalte mich jeden Kommentars und will nur feststellen, daß ich mich niemals mit Spiritismus, Somnambulismus, Hellsehen, Hypnose, Telepathie beschäftigt habe, daß jede Art von Okkultismus mir immer völlig ferngelegen hat. Im übrigen verweise ich auf das, was Schopenhauer sowohl in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" wie in den „Parerga und Paralipomena" über Träume und Visionen gesagt hat.

XXXV. KAPITEL

Die deutsche Kolonie in Paris • Graf Guido Henckel-Donnersmarck • Die Païva • Das Palais Henckel und seine Gäste • „Graf" Keßler • Badekur in Ems (Juli 1879) • Kaiser Wilhelm I. • Kaiserin Augusta • Rückkehr nach Paris • Die kirchenpolitische Gesetzgebung in Frankreich • Jules Ferry und Paul Bert • Beunruhigende Nachrichten über das Befinden des Vaters, Reise nach Berlin

Der Wandertrieb des Deutschen tritt auch darin zutage, daß es seit Jahrhunderten in Rom und Paris, in Kopenhagen wie in London deutsche Kolonien gab. Die deutsche Kolonie in Paris hatte unter dem Deutsch-Französischen Krieg anfänglich nicht allzusehr gelitten. Die Polizei des Kaiserreichs ließ die Pariser Deutschen ziemlich unbehelligt. Als aber am 4. September 1871 die Republik proklamiert worden war, wurden viele deutsche Familien ausgewiesen und alle Deutschen unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Im Gegensatz zu den Träumereien, in denen sich naive Deutsche gefallen, ist die französische Demokratie seit der ersten Republik dem Auslande gegenüber meist nationalistisch und chauvinistisch aufgetreten. Es war namentlich Gambetta, der im September 1870 darauf drang, daß die gegen die Deutschen gerichteten Maßnahmen mit brutaler Energie durchgeführt werden sollten. Trotzdem hatte sich nach dem Kriege ein großer Teil der alten deutschen Kolonie wieder in Paris eingefunden.

Henckel-Donnersmarck

Der bekannteste Pariser Deutsche war Graf Guido Henckel von Donnersmarck, den Thiers „Ce gros banquier allemand" nannte, „qui habite les Champs-Elysées" und von dem die Portiers in der Avenue des Champs-Elysées sich erzählten, daß Bismarck ihm zur Belohnung für geleistete Dienste einen Teil der fünf Milliarden geschenkt hätte, die das besiegte Frankreich als Lösegeld den Preußen habe zahlen müssen. Graf Guido Henckel war körperlich wie geistig eine hervorragende Erscheinung. Sehr groß, breitschultrig, mit damals pechschwarzem Vollbart, mit schwerem Gang und scharfen Augen, meist ein sarkastisches Lächeln um die Mundwinkel, zog er die Blicke auf sich, wenn er über die Boulevards ging. Er verkörperte Kraft, und er war Kraft. Wohl deshalb hat er später seinem zweiten Sohn aus seiner zweiten Ehe den Vornamen „Kraft" beigelegt.

Durch und durch Realist, sentimentalen Neigungen selten zugänglich, hier und da (mehr aus Laune als aus ethischen Motiven) menschenfreundlich, im allgemeinen voll Verachtung für die Menschheit und für den einzelnen Menschen, war er ein nicht ganz sympathischer Typus jener herrischen Arbeitgeber, die viel zur Erbitterung der Arbeitnehmer und damit zur Verschärfung der sozialen Gegensätze beigetragen haben. Aber er war ein Geschäftsmann im allergrößten Stil, eine der klarsten und schärfsten wirtschaftlichen Intelligenzen, denen ich begegnet bin. Cecil Rhodes und Pierpont Morgan waren ihm geistesverwandt. Mit Guido Henckel ökonomische Fragen zu besprechen oder industrielle Anlagen zu besichtigen, war in hohem Grade lehrreich. Albert Ballin, gewiß ein zuständiger Beurteiler, hat mir mehr als einmal nach Besprechungen mit Guido Henckel gesagt: „Er ist der bedeutendste Industrielle und gleichzeitig der geschickteste Bankier, den wir in Deutschland haben." Es gab nur einen Industriellen, den Ballin geistig und als Willenskraft neben Graf Henckel stellte, Hugo Stinnes.

Henckel-Donnersmarcks erste Ehe

Graf Guido Henckel war achtundvierzig Jahre alt, als ich ihm in Paris nähertrat. Er war der Sohn des Grafen Karl Lazarus, dessen ich als des ersten Kommandeurs des National-Husaren-Regiments gedacht habe, das ruhmvoll in den Freiheitskriegen focht und aus dem später das Königs-Husaren-Regiment hervorging. Guido Henckel war wegen seiner ungewöhnlichen Kapazitäten vom Fürsten Bismarck seit jeher beachtet worden. Zu einem wirklich vertrauensvollen Verhältnis kam es aber zwischen beiden nicht, solange Bismarck im Amte war. Der große Mann, der mißtrauisch war und schwer vergaß, grollte innerlich Henckel wegen der intimen Beziehungen, die diesen einst mit Harry Arnim verbunden hatten. So gehörte Guido Henckel zu denjenigen, über die vor dem Sturze des Fürsten Bismarck im Hause Bismarck nicht immer freundlich gesprochen wurde, die aber trotzdem nach dem Sturze des Titanen in unerschütterlicher Treue zu dem entamteten und verfolgten Bismarck standen. Mit dem spätern Feldmarschall Graf Alfred Waldersee war Guido Henckel zeitlebens eng befreundet, dagegen wurde er, auch zeitlebens, von Holstein mit geradezu fanatischem Haß verfolgt. Freier Standesherr auf Beuthen, Erbherr von vier Fideikommißherrschaften und neun Allodialrittergütern in Oberschlesien, von acht Starosteien in Russisch-Polen und Galizien, Erb-Oberlandmundschenk im Herzogtum Schlesien, erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses, schien Graf Guido für die korrekte Existenz eines schlesischen Magnaten prädestiniert, wenn ihn nicht, wie manchen andern, Gott Amor aus den üblichen gesellschaftlichen Geleisen geworfen hätte. Das Merkwürdigste an Graf Guido Henckel war seine Frau. Als Sarah Lachmann in Neiße 1826 von armen jüdischen Eltern geboren, war

sie in jungen Jahren verführt, dann verlassen worden. Nach einer längeren Irrfahrt durch Polen und Rußland war sie in Moskau von dem französischen Pianisten H. bemerkt worden, von dem sie später ein russischer Fürst D. übernahm, der sie nach Paris brachte. Als der Russe starb, verfiel sie dem Elend. Es wurde in Paris erzählt, daß eines Abends in der Avenue des Champs-Elysées ein „Sergeant de ville" sie roh angefahren und mit einem brutalen Stoß zu Boden geworfen habe. Als sie sich mühsam wieder erhob, soll sie sich gelobt haben, an dieser Stelle ihrer größten Schmach einmal ein schönes Palais für sich zu erbauen. Jedenfalls lächelte ihr nach tiefstem Fall bald das Glück. Sie begegnete dem um vier Jahre jüngeren, reichen Grafen Guido Henckel, den sie seitdem bis zu ihrem 1884 erfolgten Tode völlig beherrschte. Da ihr und ihm ihr bisheriger Familienname so wenig gefiel wie ihr Vorname, so vertauschte sie den letzteren mit dem besser klingenden „Blanche" (die Weiße, die Reine). Gleichzeitig sicherte ihr Graf Henckel als Gatten einen verkrachten portugiesischen Diplomaten, und so wurde sie die Marquise Blanche de Païva.

Bismarck, der schon vor dem Deutsch-Französischen Krieg von den Fähigkeiten des Grafen Guido Henckel gehört hatte, ließ ihn nach Sedan in das Hauptquartier kommen und sagte ihm, daß er ihn für Metz in Aussicht genommen habe, sobald diese Stadt kapituliert haben würde. Henckel hat mir oft erzählt, daß Bismarck ihm schon damals, Mitte September 1870, vertraulich gesagt habe, Metz müsse deutsch werden. Als Präfekt von Metz schnitt Henckel gut ab. Noch zwei Jahre später, als ich in Metz am Landgericht und an der Präfektur arbeitete, sagte mir ein biederer Metzer Bürger: „Le comte Henckel! Ah, voilà un préfet qui nous plaisait. Il se promenait dans un beau phaéton qu'il conduisait lui-même. Il avait à côté de lui sa maîtresse, une cocotte très-chic. En somme, un homme fort distingué."

Henckel und Bleichröder

Für die Waffenstillstandsverhandlungen in Versailles wurde Henckel ins Hauptquartier zitiert. Gegenüber Bleichröder, der gemeint hatte, Frankreich könne höchstens eine Milliarde Kriegsentschädigung zahlen, vertrat Henckel die richtigere Ansicht, daß das reiche Land mit Leichtigkeit 5 Milliarden aufbringen würde. Er begründete diese seine Ansicht in einer während der Nacht in wenigen Stunden aufgesetzten, glänzend geschriebenen Denkschrift, für die er als statistische Grundlage nur den Gothaischen Kalender hatte benutzen können. Allerdings kam ihm sein vortreffliches Gedächtnis zu Hilfe. Als Fürst Bismarck nach der Wiederherstellung des Friedens Henckel frug, ob er preußischer Finanzminister werden wolle, lehnte dieser jede amtliche Verwendung mit der Motivierung ab, daß er im Begriff stehe, eine Heirat zu schließen, die mit einer amtlichen Stellung nicht vereinbar sei.

Er heiratete im Oktober 1871 in Paris die Marquise de Païva, deren portugiesischer Scheingatte sich inzwischen erschossen hatte, und hat mit ihr noch dreizehn Jahre in glücklicher Ehe gelebt, in dem prachtvollen Palais, das sich die Gräfin Blanche in der Avenue des Champs-Elysées erbaut hatte, an derselben Stelle, wo sie einst von dem rohen Sergeant de ville mißhandelt worden war. Ich habe oft bei dem Grafen und der Gräfin Guido Henckel diniert. Die Zahl der Gerichte und die Raffiniertheit ihrer Zubereitung erinnerten an das Gastmahl des Trimalchio, das uns Petronius so prächtig beschrieben hat. Die Unterhaltung bei Tisch drehte sich meist um das Essen. „Comment trouvez-vous ce potage?" fragte mit Ernst einer der Gäste seinen Nachbarn. Und der Gefragte erwiderte ebenso ernst: „Avant de répondre à une question aussi importante il faut réfléchir mûrement. Ce potage me rappelle un potage que j'ai mangé, il y a bien des années chez le Duc de Morny. Mais l'inoubliable chef de notre ami Morny avait une manière d'assaisonner ses potages que le chef de ce bon Henckel n'a pas encore attrappée." Und der andere beruhigend: „Espérons qu'il y arrivera avec le temps. Et alors ses potages seront aussi parfaits que ceux qu'on mangeait chez Morny." Ich brauche kaum zu sagen, daß dieser Sybaritismus, eine solche Verbindung von Schlemmerei und geistigem Stumpfsinn mir nicht besonders gefielen, und doch waren unter den Gästen des Grafen und der Gräfin Guido Henckel geistreiche Leute. Ich denke dabei an Henry de Houssaye, den Mitarbeiter des „Journal des Débats" und der „Revue des Deux Mondes", der einen nicht üblen Essay über den liederlich-genialen Alkibiades geschrieben hatte und später interessante Studien über die Campagne de France des Jahres 1814 und über die Schlacht von Waterloo veröffentlichte. Er war ein intimer Freund der Gräfin Blanche. Ihn hatte sie um eine hübsche Sentenz als Inschrift über der herrlichen Onyx-Treppe ihres Palais gebeten. Henry de Houssaye improvisierte sofort: „Le vice comme la vertu a ses degrés." Das Wort „degrés" bedeutet auf französisch sowohl die Treppenstufen wie die Abstufungen und Nuancen in moralischer Hinsicht.

Der Palast in den Elysées

Ein häufiger Gast des Hauses war auch der damals schon mehr als siebzigjährige Emile de Girardin, der Erfinder des modernen französischen Geschäftsjournalismus. Er rühmte sich, in seinem Leben vierzehn Zeitungen gegründet zu haben, die er von Zeit zu Zeit wohlgefällig aufzählte. Er hatte in der konservativen „La Presse" die Juli-Monarchie, in der „Liberté" das zweite Kaiserreich, in der „Défense nationale" Gambetta verteidigt und in der „Union française" eine förderalistische Neugestaltung Frankreichs vorgeschlagen. Während meiner Pariser Zeit leitete er die „France". Emile de Girardin hatte die anrüchigsten Börsenspekulationen unternommen. Unter Louis Philippe hatte die Regierung mehrere wegen

Emile de Girardin

Betrügereien gegen ihn schwebende Untersuchungen niederschlagen lassen. Als ganz junger Mensch hatte er den Grafen Alexander Girardin, den Oberjägermeister des Königs Karl X., durch einen Skandalprozeß gezwungen, ihn als seinen natürlichen Sohn anzuerkennen. Er war auch einmal der Gatte einer moralisch hoch über ihm stehenden Frau, der geist- und gemütvollen Schriftstellerin Delphine Gay, gewesen. Er hatte den edlen Idealisten Armand Carrel im Duell erschossen, der, indem er sich 1830 an die Spitze der gegen die Juli-Ordonnanzen des Ministeriums Polignac protestierenden Pariser Journalisten stellte, die Juli-Revolution und die Juli-Monarchie herbeiführte. Girardin rühmte sich in jedem der von ihm Tag für Tag geschriebenen Leitartikel immer wieder, eine ganz neue Idee zu lancieren. „Une idée par jour" war sein Wahlspruch. In seinem Auftreten, seinem Aussehen, seiner Konversation war er der verkörperte Zynismus.

General Fleury

Auch der General Fleury war eine interessante Erscheinung. Nachdem er als junger Mensch sein Vermögen verspielt hatte, war er unter der Juli-Monarchie mit zweiundzwanzig Jahren in Algier Spahi geworden, hatte sich brav geschlagen und war bald zum Schwadronschef avanciert. 1848 trat er dem damaligen Präsidenten der Französischen Republik, Louis Napoléon, näher, der Leute wie ihn brauchen konnte. Fleury und Morny bereiteten den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 vor und führten ihn mit Umsicht und Energie durch. Nach der Proklamierung des Kaiserreichs zum Adjutanten des Kaisers, Senator und Großstallmeister ernannt, genoß er das volle Vertrauen des Kaisers Napoleon III. wie der Kaiserin Eugénie, für deren besonderen Günstling er galt. Emile de Girardin vertraute mir einmal bei Henckel an, allerdings, nachdem er viel guten Château-Margaux getrunken hatte, daß General Fleury der wirkliche Vater des Prince Impérial gewesen sei. „Au moins", fügte er hinzu, „Fleury est Français, tandis que le vrai père de Napoléon III était un amiral hollandais." Im Herbst 1869 war General Fleury zum französischen Botschafter in St. Petersburg ernannt worden. Als solcher erlebte er den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, die Niederlage Frankreichs, den Donnerschlag von Sedan. Ich habe schon in Paris und später von französischen diplomatischen Kollegen erzählen hören, daß Fleury, als er diese traurige Mär hörte, zunächst sprachlos war. Dann entlud sich seine Erregung in einem soldatischen Fluch, der schwer wiederzugeben wäre, und schließlich meinte er: „C'est égal! Nous nous sommes bien amusés." Die Frivolität des bonapartistischen Abenteurers stand auf der Höhe des Leichtsinnes, mit dem, wie ich schon erwähnt habe, vier Jahre früher der altösterreichische Kavalier Fürst Richard Metternich die Nachricht von der Niederlage seines Vaterlandes bei Königgrätz aufgenommen hatte.

Inmitten ihrer Pariser Gäste thronte die Gräfin Blanche Henckel von Donnersmarck. Unförmlich dick und dabei mehr als tief dekolletiert, geschminkt und bemalt, mit Brillanten, Rivieren und Perlenschnüren überladen, so saß sie da wie eine indische Pagode. Aber sie war eine geistig bedeutende Frau. Sie sprach Deutsch wie Französisch mit jiddischem Akzent, aber was sie sagte, war nicht banal. Es wurde behauptet, und ich glaube, mit Recht, daß ihr Gatte nie ein geschäftliches Unternehmen begann, nie eine große Spekulation riskierte, ohne die „Païva", so wurde sie noch immer in Paris genannt, konsultiert zu haben. Als die Païva 1884 starb, trat bei der Beisetzung in Neudeck Guido Henckel, wie er mir nachher selbst erzählte, an ihre Bahre, legte seine Hand auf den Sarg, musterte die anwesenden Verwandten und sprach zu ihnen: „Daß die Frau, die in diesem Sarge liegt, mich geheiratet hat und mir während dreizehn Jahre eine liebende Gattin war, ist der größte Stolz meines Lebens." Mit sarkastischem Lächeln fügte Guido Henckel hinzu: „Und alle meine Vettern, Nichten und Neffen verbeugten sich vor dem reichen Erbonkel."

Herr von Keßler

Wenn Guido Henckel und seine Gattin an Balzacsche Gestalten erinnerten, so war ein anderes Mitglied der deutschen Kolonie von Paris, der Hamburger Kaufmann Adolf Keßler, ein Beweis dafür, wie ein folgsamer Gatte mit Hilfe seiner Frau auf der gesellschaftlichen Leiter hoch und immer höher klimmen kann. Es gibt ein reizendes Gedicht von Béranger, das mit den Worten beginnt:

Mon epouse fait ma gloire,
Rose a de si jolis yeux.

Ein glücklicher Ehemann erzählt, daß er seinen Aufstieg der Freundschaft eines Senators verdankt, die ihm ohne die schönen Augen seiner Frau kaum zuteil geworden wäre.

Quel honneur!
Quel bonheur!
Ah! Monsieur le sénateur.
Je suis votre humble serviteur.

Frau Keßler, die von anglo-indischer Abstammung war, hatte wie die Rose des alten Béranger recht hübsche Augen. Nichts war begreiflicher, als daß der ritterliche Generaladjutant Graf Heinrich Lehndorff, einer der treusten Paladine unseres alten Kaisers, ihr, als er ihr in Ems begegnete, selbstverständlich in allen Ehren, huldigte und die von ihr lebhaft gewünschte Erhebung ihres biederen Gatten in den Adelsstand an allerhöchster Stelle anregte und erreichte. Aber auch auf gesellschaftlichem Gebiet gilt das Wort, daß der Appetit beim Essen kommt. Frau von Keßler

wollte gern Gräfin von Keßler werden. Sie verhehlte diesen ihren glühenden Wunsch nicht meinem lieben Freund, dem Prinzen Heinrich XVIII. Reuß, als er ihr, natürlich wiederum en tout bien et en tout honneur, ein Jahr später, 1880, in demselben Ems den Hof machte. Den preußischen Grafentitel vermochte er ihr nicht zu verschaffen, aber es gelang ihm, bei seinem Vetter, dem Fürsten Heinrich XIV. Reuß (jüngere Linie), die Erhebung des Herrn von Keßler in den Fürstlich Reußischen Grafenstand zu erlangen. Das hatte für die deutschen Duodezfürsten die betrübende Folge, daß ihnen von Berlin aus nach vorhergegangener Verständigung unter den vier Königreichen Erhebungen in den Grafenstand untersagt wurden. Aber der brave Keßler, der als Kommis in dem Kaufmannshaus Auffmort die Arena des Lebens betreten hatte, blieb Reuß-, Greiz-, Schleiz- und Lobensteinscher „Graf" Keßler. Nur daß außerhalb des kaum hundertfünfzigtausend Einwohner zählenden Fürstentums Reuß sein Grafentitel nicht anerkannt wurde, insbesondere nicht in Preußen. Das hat nicht verhindert, daß der Sohn des Reußischen (jüngere Linie) Grafen Keßler sich unter dem republikanischen Regime im Auslande als „Graf" diplomatisch betätigen konnte. Die Mutter hat übrigens in der Folgezeit bewiesen, daß sie nicht nur distinguierte Deutsche zu bezaubern verstand. Zu ihren späteren Anbetern gehörte auch der General Boulanger, der ihr aber schließlich Madame de Bonnemain vorzog, auf deren Grabe er sich am 30. September 1891 in Brüssel erschoß.

Kur in Ems

Im Juli 1879 wurde ich von meinem trefflichen Pariser Arzt, dem Dr. Monod, nach Ems geschickt, um dort durch eine Trink- und Badekur meinen Hals zu kräftigen, der noch immer bei mir der „locus minoris resistentiae" war. Einige Tage nach meiner Ankunft in Ems traf unser lieber alter Kaiser dort zu seinem gewohnten dreiwöchigen Aufenthalt ein. Nichts konnte schlichter und anspruchsloser sein als sein Leben und Auftreten in Ems. Wer auf dem sogenannten „Pilz", einer kleinen Terrasse gegenüber dem Kurhaus, morgens frühstückte, erblickte vor sich an einem Fenster des vom Kaiser im Kurhaus bewohnten bescheidenen Appartements den zweiundachtzigjährigen Herrn, der, schon um neun Uhr, Stöße von Akten vor sich, seine Tagesarbeit begann. Er wandte den Blick nicht von dem Tisch, an dem er arbeitete. Er öffnete selbst die Kuverts der Briefe, die vor ihm lagen, und siegelte sie dann selbst wieder zu. Er machte sich häufig Notizen. Unbeschriebene Blätter der Eingänge schnitt er ab und legte sie in seine Schieblade, um sie eintretendenfalls als Konzeptpapier zu verwenden. Ems war der einzige Ort, wo der Kaiser Zivilkleidung anlegte. Er trug einen langen schwarzen Gehrock, eine weiße Weste, eine selbstgebundene Krawatte und hellfarbige Beinkleider. Diese Beinkleider führten in jedem Jahr zu einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen dem

Kaiser und seinem alten Leibjäger. Der letztere erklärte neue Pantalons für unbedingt geboten. Der Kaiser, der nie knickerte, wo würdiges Auftreten angezeigt war, der für wirkliche Not eine sehr freigebige Hand hatte, meinte hinsichtlich der Emser hellfarbenen Pantalons regelmäßig, es würde wohl genügen, die Hose zu wenden. Bis zwölf Uhr saß der Kaiser an seinem Schreibtisch, um erst dann einen kleinen Spaziergang auf der Kurpromenade zu unternehmen. Nachmittags arbeitete er wieder von drei bis fünf und nicht selten bis sechs Uhr, manchmal noch später. Auf der Promenade sprach er gern Bekannte an, immer liebenswürdig, bisweilen mit freundlichem Scherz, vollkommen natürlich, ohne jede Steifheit oder gar Pose, aber nie anders als in königlicher Haltung. Mit Damen war er von ritterlicher Galanterie, ohne eine Spur von seniler Courmacherei, aber nach dem Grundsatz des sonst von ihm sehr verschiedenen Louis XIV., daß ein wohlerzogener Mann auch vor einer Kammerfrau den Hut abzieht.

Bülow zum Kaiser geladen

Ich wurde nicht lange nach dem Eintreffen des Kaisers zur Mittagstafel befohlen. Nach Tisch zog mich der alte Herr in ein längeres Gespräch über französische Zustände. Mein Vater hatte ihm den Bericht vorgelegt, den er von mir über meine schon erwähnte und inhaltlich wiedergegebene Unterredung mit Léon Gambetta erhalten hatte. Der Kaiser hatte in seiner Güte ad marginem meines Berichtes geschrieben: „Ich gratuliere dem Vater des Pariser Berichters wegen der lichtvollen und gediegenen Darstellung seines Erlebnisses.“ An diesen meinen Bericht knüpfte der alte Herr an. Er stellte eine Reihe von Fragen an mich, um zu hören, wie ich über die Stimmung in Frankreich und die Gefahr eines neuen Krieges zwischen uns und unserem französischen Nachbar dächte. Seine Fragen waren klar und präzise, jedes seiner Worte zeugte von der besten Eigenschaft, die er unter so vielen großen Qualitäten besaß: dem gesunden Menschenverstand. Er hörte aufmerksam zu, als ich meine Ansicht entwickelte. Er unterbrach nie. Als ich die französische Grundstimmung in die Worte zusammenfaßte: „La France désire la revanche, mais elle veut la paix“, fragte er: „Und wann wird bei den Franzosen der Wunsch stärker sein als der Wille, wann wird der Wille dem Wunsche folgen?“ Ich entgegnete, ohne mich zu besinnen: „Wenn wir mit Rußland in Krieg geraten.“ Mit ernstem Gesicht entgegnete der alte Kaiser: „Das ist auch meine Ansicht.“

Kaiserin Augusta

Während meiner Emser Badekur wurde ich zur Abendtafel bei der in Koblenz weilenden Kaiserin und Königin Augusta eingeladen. Sie war damals achtundsechzig Jahre alt. Ihre Haltung war schon recht gebückt, aber ihre Augen, aus denen Geist und Willenskraft sprachen, leuchteten im alten Feuer. Es war unmöglich, sie sprechen zu hören, ohne an Goethe zu denken. Im Gegensatz zu dem Franzosen wie zu dem Italiener fehlt dem Deutschen nur zu oft die Ehrfurcht vor seiner Muttersprache, die doch die

tiefste wie die zarteste aller Sprachen ist, die unübertroffene Sprache der Philosophie und der Lyrik. Die Kaiserin Augusta sprach ein edles Deutsch, wie es, wie ich annehme, Frau Charlotte von Stein gesprochen haben wird. Was ihr gelegentlich als Affektation vorgeworfen wurde, war richtige Einschätzung der Form, die der Deutsche schon vor einem halben Jahrhundert in bedauerlicher Weise zu unterschätzen anfing. Sie war ungewöhnlich gebildet. Ihr Kabinettsrat, mein alter Kriegskamerad Bodo von dem Knesebeck, hat unter ihrer Leitung aus großen Schriftstellern aller Zeiten und aller Völker eine kleine Sammlung schöner und tiefer Gedanken zusammengestellt, die in ihrer Prägnanz wohl die beste mir bekannte deutsche Chrestomathie ist. Als Motto gab die Kaiserin Augusta diesem Büchlein die Worte aus den „Wanderjahren“: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten.“

Die Kaiserin Augusta hatte zuviel Takt, um gegenüber einem jungen Beamten des Auswärtigen Amtes dessen großen Chef anders als in bester Form und mit vollkommener Courtoisie zu kritisieren. Sie hob aber hervor, was sie meinem Vater, den sie schätzte, öfters gesagt hätte, daß es sich nach ihrer Überzeugung, auch wenn wir Frankreich für unversöhnlich hielten, doch empfehle, unserem Nachbar gegenüber das „suaviter in modo“ nicht zu vergessen. „Verfallen wir nicht in den Fehler, der Napoleon I., der auch Nikolaus I. geschadet hat, das Selbstgefühl anderer Leute zu sehr zu verletzen.“ Dann kam sie auf die innere Politik des Fürsten Bismarck, der sie mit noch mehr Bedenken gegenüberstand als seiner auswärtigen. „Sie wissen durch Ihren Vater“, meinte sie, „wie sehr ich die kirchenpolitischen Wirren beklagt habe. Ich habe deren schädliche Wirkung in der mir besonders teuren Rheinprovinz nur zu sehr beobachten können. Es ist für mich schwer begreiflich, daß ein so genialer Staatsmann, wie es Fürst Bismarck ja zweifellos ist, erst das allgemeine Stimmrecht einführen und dann den kirchenpolitischen Kampf beginnen konnte, der kaum mit einem Erfolg für ihn endigen wird. Möge es ihm mit den Sozialisten nicht ebenso gehen! Gegen das allgemeine Stimmrecht ohne jede Einschränkung, jede Kautel, haben, als Bismarck es einführte, viele Liberale, wie Twesten, Gneist, Schultze-Delitzsch und Sybel, ernste Bedenken gehabt. Auch Savigny und Windthorst hatten schwere Bedenken.“

Rückkehr nach Paris

Von Ems kehrte ich im August nach Paris zurück, wo im März der Unterrichtsminister Jules Ferry mit zwei einschneidenden Gesetzentwürfen den Krieg gegen die katholische Kirche eröffnet hatte, der ihr schon im Herbst von Gambetta angekündigt worden war. Der erste dieser Entwürfe modifizierte die Zusammensetzung und die Befugnisse des Obersten Unterrichtsrates in kirchenfeindlichem Sinne. Der zweite entzog den katholischen Universitäten das Recht zur Verleihung der akademischen



Kaiser Wilhelm I. und seine Schwester,
die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, in Bad Ems

Grade, das ihnen das kirchenfreundliche Gesetz von 1875 eingeräumt hatte, und regelte das höhere Unterrichtswesen. Die freien Lehranstalten durften nicht mehr den Titel „Universität" oder „Fakultät" führen, kein Mitglied einer nicht anerkannten Religionsgesellschaft sollte in Frankreich Unterricht erteilen dürfen. Nach der Vorlage des Herrn Jules Ferry sollte der Unterrichtsrat fortan aus fünfzig Mitgliedern bestehen, die sämtlich dem staatlichen Unterrichtspersonal angehören mußten. Die kirchlichen Elemente, die ihm bisher angehört hatten, vier Erzbischöfe oder Bischöfe, wurden ausgeschlossen. Die Anwendung des Artikels 7 des Gesetzes über die Freiheit des höheren Unterrichts hatte zur Folge, daß siebenundzwanzig Männer-Kongregationen, die achtundachtzig Häuser mit einem Personalbestande von fast zweitausend Mitgliedern besaßen, in Frankreich keinen Unterricht mehr erteilen durften. Unter ihnen die Jesuiten, die allein siebenundzwanzig Unterrichtsanstalten mit über achthundert Ordensmitgliedern besaßen. Die Zahl der Zöglinge, die in jenen achtundachtzig Häusern Unterricht erhielten, wurde auf über siebzigtausend berechnet. Die Frauen-Kongregationen, denen die Lehrbefugnis entzogen wurde, hatten bis dahin jährlich an zweihunderttausend Schülerinnen unterrichtet. Begreiflicherweise wurde die klerikale Partei in Frankreich durch diese Unterrichtsgesetze in sehr große Aufregung versetzt. Der Kardinal von Bordeaux eröffnete den Feldzug durch einen langen Hirtenbrief, der Erzbischof von Paris folgte mit einem bewegten Schreiben an die beiden Kammern, ein Petitionssturm gegen die Ferryschen Gesetzentwürfe wurde ins Werk gesetzt. In Paris bildete sich ein „Generalpetitionskomitee für Unterrichtsfreiheit".

Paul Bert über die Laïzisierung

Auf einem Diner bei dem Schweizer Gesandten Kern lernte ich den Berichterstatter für das Unterrichtsgesetz, den Abgeordneten Paul Bert, kennen. Ich hatte bei Tisch meinen Platz neben ihm erhalten. Er setzte mir mit großer Lebhaftigkeit und vollkommener Unbefangenheit seinen Standpunkt auseinander. Fürst Bismarck, meinte er, dessen große Talente er im übrigen nicht bestreiten wolle, habe im sogenannten Kulturkampf ganz falsch manövriert. Er habe gegen die römische Kurie, gegen die Bischöfe und sogar gegen den niederen Klerus Krieg geführt. Die Kurie sei, seitdem die Italiener sie von der Last der weltlichen Herrschaft befreit hätten, gar nicht mehr zu fassen. „Le Pape peut se cacher derrière le dos des ministres italiens qui sont aussi fourbes que lui. Aussi Pape et Italie s'entendent comme larrons en foire." Die Bischöfe aus ihrer Ruhe aufzuscheuchen, habe keinen Zweck, und die überwiegend demokratischen Curés müsse man möglichst wenig molestieren. „Nous ferons la guerre au bon Dieu et nous réussirons." Die Hauptsache sei, daß der Staat die Schule, mit ihr die Jugend und die Zukunft, in seine Hand bringe. In den öffentlichen Schulen müsse der Religionsunterricht gänzlich abgeschafft werden.

Höchstens dürfe geduldet werden, daß der Religionsunterricht außerhalb der Unterrichtsstunden und des Schulgebäudes von den betreffenden Kultusdienern erteilt würde, die sich aber hierbei den Anordnungen der zuständigen Schulbehörde zu fügen hätten. Nur die Kinder der Eltern, die ausdrücklich ein entsprechendes Gesuch gestellt hätten, dürften an diesem Religionsunterricht teilnehmen. Die Mitglieder religiöser Kongregationen, Orden und Vereine seien ebenso wie die Kultusdiener von den öffentlichen Schulen auszuschließen. Die Ordensleute dürften nur dann freie Schulen errichten und leiten, wenn sie die Staatsprüfung abgelegt hätten und wenn ihr Orden vom Staat anerkannt sei. Paul Bert schloß mit der Bemerkung, sein Ziel sei die Beseitigung des Religionsunterrichts und die Vertreibung der Ordensleute. Die letzteren seien für die Souveränität des Staats gefährlicher als der reguläre Klerus. „Il faut laïciser la France." Davon hänge der Bestand der Republik und die Weltstellung Frankreichs ab. Dieses Ziel würde sich nicht von heute auf morgen erreichen lassen, aber schließlich werde es, wenn auch nach schweren Kämpfen, von der Republik erreicht werden. Die Opposition gegen die Schulgesetze habe nicht viel zu bedeuten. Sie finde in den breiten Massen keinen Rückhalt. „Chez nous le grand rire de Voltaire a balayé depuis longtemps la superstition. Notre religion à nous sera le patriotisme. Un patriotisme ardent, intransigeant, capable de tous les élans, prêt à tous les sacrifices. Cela vaut mieux que les mômeries des capucins et les impostures des jésuites. La science nous éclaire et nous guide, l'amour de la patrie nous anime, nous vaincrons."

Urlaub nach Berlin

Ende August erhielt ich einen Brief meiner Mutter, der mich sehr ernst stimmte. Sie schrieb mir, daß die Gesundheit meines Vaters ihr schwere Besorgnisse einflöße. Auf Rat des Hausarztes habe er eine mehrwöchige Kur in Gastein unternommen, die ihm gar nicht gut bekommen sei. Er leide an Schlaflosigkeit, starken Kopfschmerzen und, was sie am meisten beunruhige, an Schwindelanfällen. Meine Mutter bat mich, so bald wie möglich nach Berlin zu kommen. Nachdem ich Urlaub erbeten und erhalten hatte, traf ich in Berlin ein, wo mich mein Bruder Adolf, damals Premierleutnant bei den 1. Garde-Ulanen, am Bahnhof empfing. Was er mir eröffnete, bestätigte nur zu sehr die Sorgen meiner guten Mutter. Der auf Rat des Hausarztes zugezogene Professor Wilms, der leitende Arzt des großen Krankenhauses Bethanien, hatte meinem Bruder unter vier Augen nicht verhehlt, daß mein Vater infolge sechsjähriger Überarbeitung unbedingt einer längeren Erholung bedürfe. Professor Wilms hatte schließlich meinem Bruder gesagt: „Wenn Sie Ihren Herrn Vater, der kaum vierundsechzig Jahre alt ist, noch zehn oder zwölf Jahre behalten wollen, so bitten Sie ihn, seinen Abschied einzureichen und, fern den Geschäften und aller Politik, auf dem Lande nur seiner Gesundheit zu leben. Wenn er

durchaus im Amte bleiben will, so muß er jetzt mindestens sechs bis acht Monate ausspannen." Mein Bruder fügte hinzu, daß mein Vater vorläufig weder von Urlaub noch gar von Rücktritt etwas hören wolle.

Bülows Vater leidend und besorgt

Als ich meinen Vater aufsuchte, fand ich ihn körperlich sehr angegriffen. Er sah auch recht blaß aus. Geistig war er vollkommen gefaßt und klar. Von Ausspannen, setzte er mir mit ruhiger Bestimmtheit auseinander, könne jetzt nicht die Rede sein, denn unsere auswärtige Politik sei an einem Wendepunkte angelangt, der für die Geschicke des Vaterlandes wie der Welt für lange Zeit entscheidend sein würde. „Du weißt", führte er weiter aus, „daß die persönlichen Beziehungen zwischen Bismarck und Gortschakow seit vier bis fünf Jahren leider keine guten sind. Die Hauptschuld trifft natürlich den alten Gortschakow mit seiner senilen Eitelkeit, seiner hämischen Bosheit. Aber auch unser großer Steuermann ist nicht ganz ohne Schuld. Er hat, wie du ja miterlebt hast, Gortschakow auf dem Berliner Kongreß zu schlecht behandelt. Seine demonstrative Bevorzugung von Peter Schuwalow war ein taktischer Fehler. Heftig, wie er nun einmal ist, ärgert Bismarck seitdem in allen Balkanfragen die Russen, um so Gortschakow zu strafen, und das, nachdem er während fünfzehn, ja eigentlich seit fünfundzwanzig Jahren stets erklärt hat, Preußen dürfe im Orient keine aktive und vor allem keine antirussische Politik treiben. Der gute alte Kaiser bedauert und mißbilligt in seiner ruhigen, verständigen Art diese Temperamentsausbrüche seines großen Kanzlers. Aber je älter er wird, um so schwerer wird es ihm, sich seinem genialen und stürmischen Berater zu widersetzen. Der Kaiser steht nun im Begriff, sich zu den großen Manövern nach Königsberg zu begeben. Da sich Alexander II. gerade in Warschau befindet, so hat der Kaiser den Feldmarschall Manteuffel dorthin entsandt, um den Zaren zu begrüßen. Ich halte das für ganz vernünftig, zumal Manteuffel das Vertrauen beider Kaiser besitzt."

Die Begegnung von Alexandrowo

Am nächsten Tage traf die Nachricht ein, daß die beiden Kaiser sich in Alexandrowo, einem der preußischen Stadt Thorn gegenüber gelegenen russischen Grenzstädtchen, getroffen hatten. Die Begegnung war gut verlaufen. In einem Brief an Bismarck, der zu dieser Zeit zur Badekur in Bad Gastein weilte, hatte Kaiser Wilhelm in seiner redlichen Art unter anderm auch geschrieben: der Zar habe geäußert, die beiden Monarchen würden sich schon verständigen, wenn Bismarck „avec son tempérament fougeux" nicht immer wieder Streit mit dem alten Gortschakow suche. Er, der Kaiser Wilhelm, sei dieser irrigen Auffassung entgegengetreten und hoffe, seinen Neffen überzeugt und beruhigt zu haben. Mit seiner genialen Phantasie, seinem niemals schlafenden Argwohn erblickte Bismarck in diesem kaiserlichen Brief den Beweis dafür, daß von russischer Seite auf seinen Sturz hingearbeitet würde, daß sein präsumtiver Nachfolger

Manteuffel im Bunde mit den „Reichsfeinden", den Klerikalen und Demokraten, solche Intrigen unterstütze und daß der alte Kaiser schon ins Schwanken geraten sei. Sein Mißtrauen und sein Zorn wurden noch durch ein Interview verstärkt, das Gortschakow im Hotel de l'Europe in Baden-Baden, seinem Lieblingsaufenthalt im Herbst, einem Franzosen, und noch dazu einem Redakteur des orleanistischen „Soleil", also dem Vertreter der Bismarck verhaßtesten französischen Richtung, gewährt hatte. Gortschakow hatte sich über die Angriffe beschwert, die von der deutschen offiziösen Presse gegen ihn gerichtet würden, einen mehr als einundachtzigjährigen Mann, der schon seit vierundzwanzig Jahren die auswärtige russische Politik leite. Ein von Berlin aus inspiriertes Blatt werfe ihm vor, daß seine Politik auf Stelzen ginge. Solche Injurien verdanke er, Gortschakow, ohne Zweifel seiner Freundschaft für Frankreich, aus der er niemals ein Hehl gemacht habe. Er habe schon zu Herrn Thiers und zum Herzog Decazes gesagt, was er auch jetzt den französischen Staatsmännern sage: „Seid stark! Das ist für eure eigene Sicherheit und für das europäische Gleichgewicht unerläßlich." Gortschakow hatte dem Franzosen noch gesagt, daß er dem Fürsten Bismarck seine für Rußland unbequeme wirtschaftliche Politik in keiner Weise übelnehme, denn die Deutschen hätten das Recht, in wirtschaftlichen Fragen nur auf deutsche Interessen Rücksicht zu nehmen.

Über die Zusammenkunft von Alexandrowo hatte der russische Kanzler bemerkt: „Die beiden Souveräne lieben und schätzen einander sehr, und dies wird gewiß genügen, um manche Schwierigkeiten zu beseitigen und die leichten Differenzen, die sich hier und da ergeben könnten, auszugleichen."

XXXVI. KAPITEL

Vorbereitung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn • Bismarck in Wien • Widerstand des Kaisers Wilhelm I. • Staatssekretär von Bülow über das Bündnis mit Österreich Unterzeichnung durch Wilhelm I. (15. X. 1879) • Abschiedsgesuch des Vaters • Unterredung mit Fürst Bismarck • Besuch Bismarcks beim Vater Bülow • Tod des Vaters in Frankfurt a. M. (20. X. 1879) • Beileid Kaiser Wilhelms • Leichenfeier in Berlin Der Winter in Paris • Im Hause Hohenlohe

Bismarck beim Kaiser Franz Josef

So lag in ihren großen Linien die Situation, als Fürst Bismarck zu dem Bündnis mit Österreich-Ungarn schritt. Er operierte mit der gewaltigen und blitzschnellen Entschlossenheit, durch die er, den einzigen Napoleon I. ausgenommen, alle Monarchen und Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts übertraf. Nach wiederholten Konferenzen mit dem österreich-ungarischen Minister des Äußern, dem Grafen Gyula Andrássy, der ihn in Gastein aufgesucht hatte, begab sich der deutsche Kanzler direkt nach Wien. Kaiser Franz Josef unterbrach seine Jagden und empfing in der Wiener Hofburg den gewaltigen Mann, der Österreich aus Deutschland vertrieben hatte, um das Haupt der Hohenzollern mit der deutschen Kaiserkrone zu schmücken, die Habsburg fast sechs Jahrhunderte trug. Nachdem sich Bismarck schon in Gastein mit Andrássy über Inhalt und Form des zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn abzuschließenden Bündnisvertrages verständigt hatte, unterzeichnete Kaiser Franz Josef nach einer langen Unterredung mit Bismarck den zwischen den beiden Ministern vereinbarten Bündnisvertrag. Es fehlte nur noch die Unterschrift des Deutschen Kaisers. Sie zu erlangen, hat große, sehr große Mühe gekostet. Vor der Abreise aus Berlin zu seinem gewohnten Herbstaufenthalt bei seiner Tochter, der Großherzogin Luise, in Baden-Baden, hatte Wilhelm I. mehrere ernste Konferenzen mit meinem Vater. Dieser nahm, obschon körperlich sehr leidend, in wahrhaft heroischer Weise seine letzten Kräfte zusammen, um den Kaiser von der Notwendigkeit der Unterzeichnung zu überzeugen.

Vor Wilhelms Unterschrift

Mir sagte mein Vater, bevor er an diese schwere Aufgabe ging: „Nachdem Bismarck nun einmal den Vertrag mit Andrássy in Gastein vereinbart und in Wien die Unterschrift des Kaisers Franz Josef erbeten und erhalten hat, muß die Sache zum Abschluß gebracht werden. Ich sehe ganz von meinen

persönlichen Beziehungen zu Bismarck ab, die es ausschließen, daß ich den von mir bewunderten und geliebten großen Freund in diesem entscheidenden Moment im Stiche lasse. Aber auch rein sachlich betrachtet würden wir in eine unmögliche Situation geraten, wenn Kaiser Wilhelm nicht unterschreibt. Bismarck tritt dann zweifellos zurück, in Deutschland würde begreifliche allgemeine und tiefgehende Erregung, die schlimmste Konfusion entstehen. Was würde aus unserm Verhältnis zu Österreich werden? Wir würden die Braut sitzenlassen nach erfolgter und allgemein bekanntgewordener Verlobung, unmittelbar vor der Hochzeit! Rußland würde sich, gereizt und mißtrauisch, aber nicht wirklich eingeschüchtert, von uns ab- und gegen uns wenden. Und die Franzosen? Es wäre das Chaos! Wir müssen über die Stromschnelle hinweg in der Hoffnung, daß unser großer Schiffer uns auch diesmal mit seiner genialen Geschicklichkeit bald wieder in ruhigeres Fahrwasser steuern wird." Fest entschlossen, auch in dieser Schwierigkeit zu seinem alten Freund Bismarck zu stehen und ihn mit voller Hingebung zu unterstützen, hatte mein Vater doch mehr als bei früheren Gelegenheiten innere Zweifel an der Richtigkeit des von Bismarck eingeschlagenen Weges und vor allem hinsichtlich des stürmischen Tempos, mit dem dieser Weg beschritten wurde.

Die Schwenkung zu Österreich-Ungarn

Während ich an seinem Schreibtisch saß, führte mein Vater halb in Monologen, halb in Auseinandersetzungen, die mich orientieren sollten, nachstehendes aus. Ich möchte für jedes Wort seiner Ausführungen einstehen, die mir mit besonderer Lebhaftigkeit im Gedächtnis geblieben sind: „Bismarcks Vorstoß gegen Rußland erfolgt ab irato, und darum finde ich seine Schwenkung zu Österreich zu abrupt. Ich sage das sine ira et studio, quorum causas procul habeo. Ich habe viele Jahre meines Lebens im großdeutschen Lager gestanden. Preußen war mir, bevor ich 1867 nach Berlin kam, nicht unbedingt sympathisch. Du wirst dich erinnern, daß ich vor gerade zwei Jahrzehnten, 1859, während des Österreichisch-Französischen Krieges, mit meinem Herzen ganz auf österreichischer Seite stand. Als du damals, ein kleiner Junge, in Frankfurt a. M. mir ein Extrablatt mit der falschen und hinterher dementierten Nachricht von einem großen österreichischen Siege bei Magenta überbrachtest, schenkte ich dir aus Freude einen Gulden. In derselben Zeit hat sich Bismarck als preußischer Gesandter in St. Petersburg dort über die österreichischen Niederlagen in der Lombardei ohne Zweifel aufrichtig gefreut. Deine gute Mutter trug damals mit Vorliebe schwarz-gelbe Toiletten. Außerhalb Preußens schwärmte in Deutschland eigentlich alles für das alte Österreich, an Ehren und an Siegen reich. Vier Jahre später war die über ein gemeinsames Handeln gegenüber der polnischen Insurrektion mit Rußland abgeschlossene Militärkonvention für Bismarck der Ausgangspunkt seiner großen Politik, die uns über Königgrätz

nach Versailles führte. Ohne wohlwollende russische Neutralität war weder 1864, noch 1866, noch insbesondere 1870/71 möglich. Wenn unsere offiziöse Presse jetzt zu beweisen sucht, daß Rußland, als es Sechsundsechzig und Siebzig eine für uns freundliche Neutralität beobachtete, nur sein eigenes Interesse wahren wollte und nicht aus altruistischen, sondern aus rein egoistischen Motiven handelte, so trifft das doch nicht ganz zu. Jedenfalls nicht für Kaiser Alexander II. Dessen preußenfreundliche Haltung ging zu sehr großem Teil aus Liebe und Verehrung für seinen Oheim, den König Wilhelm, hervor, aus Pietät für seine verstorbene Mutter, die Prinzessin Charlotte von Preußen, aus der Erinnerung an die preußisch-russische Waffenbrüderschaft von 1813 bis 1815, an die jahrzehntelangen innigen Beziehungen nicht nur zwischen beiden Dynastien, sondern auch zwischen den beiden Staaten. Bismarck ignoriert jetzt geflissentlich und zu sehr die Gefühlsmomente, die auch der Realpolitiker in Rechnung stellen muß. Denke zurück an die persönliche Haltung des Kaisers Alexander II. während des ganzen Deutsch-Französischen Krieges, an die herzlichen Glückwünsche, die er nach jedem deutschen Siege an seinen alten Oheim gelangen ließ, an die Georgskreuze, die er nach dem Kriege nicht nur an seine preußischen Regimenter, sondern in der ganzen deutschen Armee verteilen ließ. Bis heute bringt der Zar an jedem 18. August im Lager von Krasnoje-Selo, unbekümmert um die Anwesenheit des französischen Militärbevollmächtigten, einen Toast auf die preußische Garde aus, die sich bei Saint-Privat mit Ruhm bedeckt habe, und auf das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment, dessen Chef zu sein der Stolz seines Lebens sei. Ich wiederhole dir, daß ich eine Annäherung an Österreich richtig finde, aber ich hätte sie ruhiger gewünscht. Nun, gerade der geniale Mensch hat Fehler, die die Kehrseiten seiner großen Eigenschaften sind. L'homme a les défauts de ses qualités. Bismarck läßt sich so sehr von seinem Zorn hinreißen, daß er glaubt, Alexander II. habe ihn, von Manteuffel dazu ermuntert, bei Wilhelm I. verdächtigen wollen und damit einen gewissen Erfolg erzielt. Als ob unser guter alter Kaiser gerade gegenüber seinem großen Kanzler nicht die Loyalität selbst wäre."

Graf Otto Stolberg wird zum Kaiser geschickt

Um den Widerstand des Kaisers gegen das Bündnis mit Österreich zu überwinden, wurde der Vizepräsident des Staatsministeriums, der damalige Graf, spätere Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode, nach Baden-Baden geschickt. Stolberg, der mir, wie ich schon erwähnte, in Wien ein gütiger Chef, später und bis zu seinem zu frühen Tode ein wohlwollender Freund und Gönner war, hat mir oft erzählt, wie schwer es ihm geworden sei, den letzten Widerstand des alten Kaisers zu überwinden. In seiner inneren Erregung habe der sonst so ruhige und gemessene Greis einmal so heftig auf den Tisch geschlagen, daß die Tinte im Tintenfasse hoch

aufspritzte. In ergreifender Weise habe der gute alte Herr an die vielen und teuren Erinnerungen appelliert, die ihn mit Rußland verbänden, an die Freundschaft seiner beiden Eltern mit Alexander I., an seine eigene lebenslängliche Freundschaft mit Nikolaus I., an die treue Anhänglichkeit, die ihm sein Neffe, Alexander II., stets bewiesen habe. Er habe aber dabei nachdrücklich betont, daß sein Widerstand gegen eine so unvermittelte und rasche Schwenkung unserer Politik durchaus nicht allein auf sentimentale Reminiszenzen noch überhaupt auf Gefühlsmomente zurückzuführen sei. „Bei guten Beziehungen mit Rußland sind wir alles in allem et tout bien pesé überwiegend gut gefahren", habe der Kaiser mehrmals wiederholt. Stolberg fügte hinzu: „Bei aller meiner Freundschaft für Österreich, wo ich mich als Botschafter sehr wohl gefühlt habe, konnte ich mich doch nicht des Eindrucks erwehren, daß aus den Ausführungen unseres alten Herrn eine in sechzigjähriger Erfahrung gereifte Weisheit sprach." Endlich, am 15. Oktober, unterzeichnete Kaiser Wilhelm I. das Bündnis mit Österreich. Kurz nach der Unterzeichnung äußerte er in bitterer Stimmung zu seinem treuen Flügeladjutanten, dem Grafen Heinrich Lehndorff: „Wenn ich an meinen Schwager Nikolaus, an meine Schwester Charlotte, an Tauroggen, an Kalisch und Breslau, an Möckern, an Groß-Görschen, Bautzen, Kulm, an die Völkerschlacht bei Leipzig, wenn ich an all das zurückdenke, so komme ich mir wie ein Pleutre vor."

Fabrizierte Zuschriften an die Presse

Nach seinem Grundsatz, daß, wenn Not am Mann ist, alle Hunde Laut geben müßten, hatte Fürst Bismarck, um den Widerstand des alten Kaisers zu überwinden, einen gewaltigen Pressesturm organisiert. Ich wurde in dem zu diesem Zweck eingerichteten außerordentlichen Preß-Dezernat beschäftigt, das Radowitz leitete. Der Zweck des ganzen Presselärms war nicht, die Russen einzuschüchtern oder die Österreicher zu erfreuen. Der alte Kaiser sollte den Eindruck gewinnen, daß das ganze Land, von der Maas bis an die Memel, das Bündnis mit Österreich gutheiße und wünsche. Zu diesem Zweck verfaßten wir, Radowitz, der kleine Professor Aegidi, der geistvolle und feine Legationsrat Rudolf Lindau und ich, Zuschriften aus allen Teilen von Deutschland, die dem Kaiser als Ausdruck der öffentlichen Meinung und Stimmung vorgelegt wurden. Bei großer Weisheit, bei gesundem Menschenverstand, bei Klugheit und Scharfsinn in vielen Fragen stand Wilhelm I. dem modernen Pressetreiben und publizistischen Unfug beinahe naiv gegenüber. Er glaubte wirklich die Stimme des Landes zu hören, wenn die von uns fabrizierten Korrespondenzen ihm vorgelegt wurden. Wenn wir sie vom Rhein datierten, so ergingen wir uns in besorgten Wendungen darüber, daß, wenn das Bündnis nicht zustande käme, der grüne Rheinstrom vor französischen Überfällen nicht mehr sicher sein würde, was von Mannhein bis Düsseldorf Beunruhigung hervorriefe. In

Beileidsbrief König Wilhelms (Kaiser Wilhelm I.) an die Mutter Bülows

(zu Seite 508)

Baden, 21. Oktober 1879

Nächst Ihnen, gnädige Frau, u. Ihrer Familie, hat wohl Niemand in Preußen ein näheres Anrecht auf Trauer als ich, auf eine gerechte Trauer, bei dem Hintritt Ihres Gemahls! Wenn ich es nicht aussprechen kann, was ich an ihm verlohren habe! was müssen Sie u. die Ihrigen empfinden!!

Nicht nur den Staatsmann habe ich in dem Endschlafenen verlohren, sondern einen Freund, der mein ganzes Vertrauen besaß u. mit einer seltenen Hingabe sich dem schweren Wirkungskreise hingab, mit einer Umsicht, vermittelndem Sinn und Herzen, immer gleichem freiem Blick u. Entschluß, nach reiflicher Überlegung immer das Rechte treffend, so viele vereinte Eigenschaften ersetzen sich nicht so leicht, u. namentlich bei meinem hohen Alter sind solche Verluste kaum zu ertragen!!

Möge Gott Ihnen diesen herben Schlag durch Ergebung in Seinen Willen tragen helfen, den Theilnahme wohl lindern kann, aber der Allmächtige allein vernarben läßt!

Ihr tieferschütterter

König Wilhelm

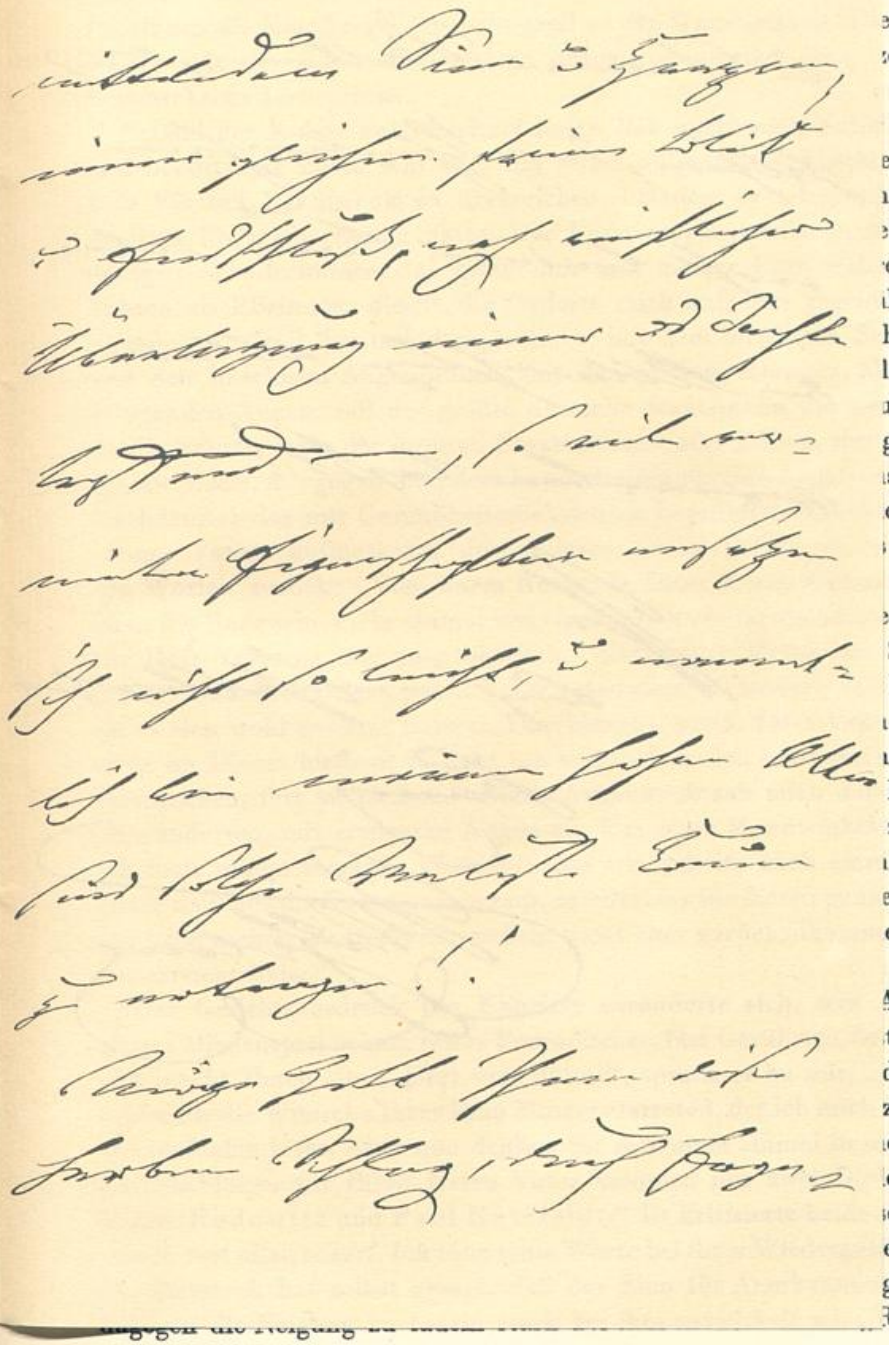
ad hoc verfertigten Korrespondenzen aus München, Stuttgart und Dresden
chsen für
eußischen
Meister-
eigte die

kommen
edsgesuch
isch eine
inem da-
end neun
ber Platz
murrbart
es durch-
nzehnten
gewaltige,
ssekretär.
edsgesuch
mir mit
kann gar
n Urlaub.
Sorge des
lebhafter,
und darf
er Mutter
Fürst mit
zuckte es.
al: „Mein
n Winter.
n, bis ich

uge, sein
Weiches.
aß Sie so
u Gnaden
ine Lage.
maten in
harf, sehr
erheblich
schwach,
adowitz“.

Abschiedsgesuch von Bülows Vater

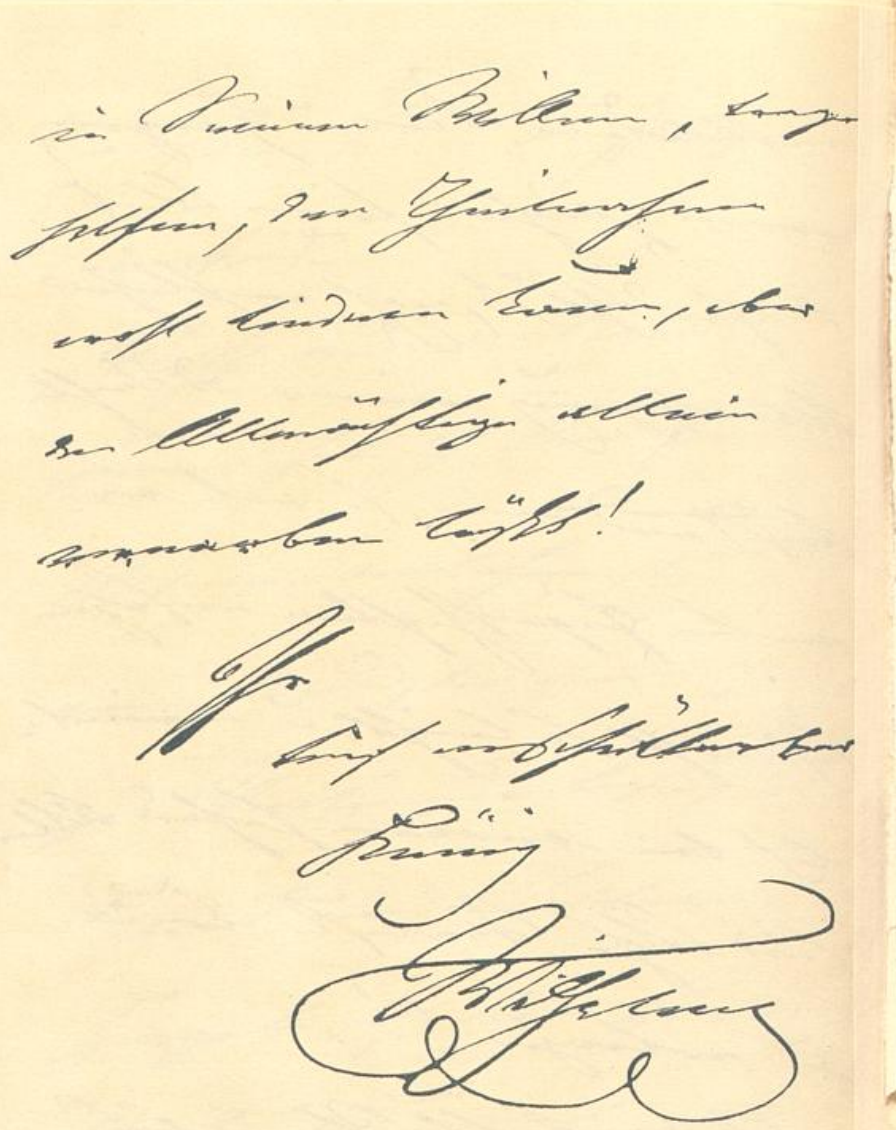
ad hoc verfertigten Korrespondenzen aus München, Stuttgart und Dresden
chsen für
eußischen
e Meister-
eigte die



kommen
edsgesuch
nisch eine
einem da-
end neun
ber Platz
hnurrbart
les durch-
nzehnten
gewaltige,
ssekretär.
edsgesuch
mir mit
kann gar
n Urlaub.
Sorge des
lebhafter,
und darf
ier Mutter
Fürst mit
zuckte es.
al: „Mein
en Winter.
en, bis ich

Abschiedsgesuch von Bülows Vater

Auge, sein
t Weiches.
daß Sie so
zu Gnaden
eine Lage.
omaten in
scharf, sehr
e erheblich
g schwach,
Radowitz“,



in Seinem Willen, trage
helfen, den Theilnahme
wohl lindern kann, aber
der Allmächtige allein
erwerben läßt!

Ihr
tief erschütterter
König
Wilhelm

ad hoc verfertigten Korrespondenzen aus München, Stuttgart und Dresden wurde an die alten Sympathien der Bayern, Schwaben und Sachsen für die Donau-Deutschen erinnert, in Zuschriften aus den östlichen preußischen Provinzen die Kosakengefahr recht grell an die Wand gemalt. Die Meisterschaft, mit der dieser Pressesturm organisiert worden war, zeigte die Bismarcksche Löwentatze.

Abschiedsgesuch von Bülows Vater

Sobald der Kaiser unterzeichnet hatte, ließ mich mein Vater kommen und beauftragte mich, sein von ihm selbst aufgesetztes Abschiedsgesuch dem Fürsten Bismarck zu überreichen, bei dem er telegraphisch eine Audienz für mich erbeten hatte. Der Fürst empfing mich in seinem damaligen Arbeitszimmer, das später mir und meiner Frau während neun Jahren als Eßzimmer diente. Er forderte mich auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Groß, breitschultrig, schwer, mit dem buschigen Schnurrbart und den buschigen Augenbrauen, mit den großen, strengen, alles durchdringenden Augen, saß der größte deutsche Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, der gewaltige, geniale Mann, mir gegenüber, dem kaum dreißigjährigen Legationssekretär. Nachdem er das mit Gesundheitsrücksichten begründete Abschiedsgesuch meines Vaters aufmerksam durchgelesen hatte, reichte er es mir mit den Worten zurück: „Von einem Rücktritt Ihres Herrn Vaters kann gar nicht die Rede sein, nicht einmal von einem mehr als dreimonatigen Urlaub. Ihr Herr Vater ist mir unentbehrlich.“ Unter dem Druck der Sorge des Sohnes um seinen lieben, guten Vater antwortete ich rascher und lebhafter, als es sich wohl geziemt hätte: „Durchlaucht, mein Vater kann und darf nicht im Dienst bleiben. Es geht um sein Leben. Ich habe meiner Mutter versprochen, fest zu bleiben.“ Einen Augenblick sah mich der Fürst mit verwunderten, mit erzürnten Augen an. Um seine Mundwinkel zuckte es. Ich hielt seinen zornigen Blick aus und wiederholte noch einmal: „Mein Vater muß aus der Tretmühle heraus, mindestens für diesen ganzen Winter. Ich habe meiner Mutter versprochen, nicht eher zurückzukommen, bis ich das erreicht habe.“

Der Gesichtsausdruck des Kanzlers veränderte sich, sein Auge, sein ganzes Mienenspiel bekam etwas Freundliches, fast Gerührtes, fast Weiches. „Es macht Ihnen Ehre, Herr von Bülow“, sprach er zu mir, „daß Sie so tapfer für die Wünsche Ihrer Frau Mutter eintreten, der ich mich zu Gnaden zu empfehlen bitte. Aber nun denken Sie sich auch einmal in meine Lage. Als Nachfolger für Ihren Herrn Vater kommen nur zwei Diplomaten in Frage: Radowitz und Paul Hatzfeldt.“ Er kritisierte beide scharf, sehr scharf, fast allzu scharf. Ich töne seine Worte bei ihrer Wiedergabe erheblich ab. Bismarck hat selbst gesagt, daß der Sinn für Anerkennung schwach, dagegen die Neigung zu tadeln stark bei ihm entwickelt sei. „Radowitz“,

meinte er, „ist unzuverlässig. Niemand hat je gewußt, woher sein Vater eigentlich kam, ob er Wallache, Slowake oder ungarischer Jude war. Jedenfalls ist der Vater Radowitz Zögling einer französischen Militärschule gewesen und hat bei Leipzig auf französischer Seite gefochten. Später wußte er sich an Friedrich Wilhelm IV. heranzuschlängeln, der wie sein Großvater, Friedrich Wilhelm II., für Aventuriers ein Faible hatte. Unser jetziger Radowitz hat durch seine preußische Mutter, eine Voß, einen Schuß anständiges Blut im Leibe. Er ist in geordneteren Verhältnissen aufgewachsen als der Vater, aber Verlaß ist nicht auf ihn. (Ich töne ab.) Er hat kein Vermögen und eine russische, weltliche und unruhige Frau. Er ist ein guter Arbeiter, ein politischer Kopf ist er nicht. Das ist Paul Hatzfeldt. Dafür ist der faul und unwissend. Es fehlt ihm die sittliche Basis. Wenn Sie sehen wollen, wie innere Grundsatzlosigkeit (ich töne ab) in den Gesichtszügen eines Menschen zum Ausdruck kommen kann, so sehen Sie sich Paul Hatzfeldt an.“ Wieder schwieg der Fürst, dann fuhr er fort: „Wenn Sie erst älter sein werden, Herr von Bülow, werden Sie sehen, wie wenige Menschen gleichzeitig klug und anständig sind. Die anständigen Leute sind leider meist einfältig, und die klugen taugen oft nichts. Ihr Herr Vater ist klug, ist geschickt, und dabei ist er durch und durch ein Edelmann und ein Ehrenmann, darum trenne ich mich so sehr schwer von ihm.“ Der Fürst entließ mich mit dem Bemerken, daß er meinen Vater am nächsten Tage in Potsdam besuchen wolle. Die Stunde seiner Ankunft werde er noch telegraphieren lassen. Er wolle an der Bahn nicht abgeholt werden und meinen Vater nur in Gegenwart meiner Mutter sehen, ihn auch gewiß nicht ermüden noch aufregen.

Bismarcks Krankenbesuch

Am nächsten Tage fuhr der Fürst bei der von meinen Eltern in dieser Jahreszeit bewohnten Villa am Potsdamer Pfingstberg vor. Er war ohne Begleitung. Er trat sogleich in das Zimmer, wo mein Vater im Bett lag. Nachdem er ihn umarmt und geküßt hatte, begann er mit ihm und mit meiner am anderen Ende des Bettes sitzenden Mutter ein Gespräch über alte Erinnerungen aus ihrer gemeinsamen Frankfurter Zeit, an die er, wie er sich ausdrückte, zurückdenke wie unsere Großeltern Adam und Eva an ihr verscherztes Paradies. „Damals waren wir jung und zufrieden, jetzt sind wir alt und verdrießlich, wenigstens ich.“ Er sagte meinem Vater, daß er sein Abschiedsgesuch beim Kaiser unmöglich in Vorlage bringen oder gar befürworten könne. Der Kaiser würde das Gesuch auch gar nicht genehmigen. „Er hält von Ihnen ebensoviel wie ich, das heißt sehr viel. Reisen Sie also mit unbestimmtem Urlaub ab und bleiben Sie fort, so lange es für Ihre Gesundheit nützlich und notwendig ist, Sie wissen ja, wie sehr wir uns alle freuen werden, wenn Sie gesund zurückkommen.“ Dann umarmte er meinen Vater und küßte ihn nochmals auf beide Wangen,

küßte meiner Mutter die Hand und verließ die Villa. Nach Berlin zurückgekehrt, ließ er mich zum Abendessen zu sich einladen. Mit der ihn nie verlassenden Natürlichkeit stellte er zunächst fest, daß er sich nicht erinnere, seitdem er Minister geworden wäre, außerhalb seiner Familie einen Krankenbesuch abgestattet zu haben. „Jedenfalls keinem meiner Kollegen!" Er habe meinen Vater weniger schlimm gefunden, als er gefürchtet habe. Er sei guter Hoffnung für ihn. Er sei überzeugt, daß mein Vater aus Cannes, das er ihm als sein Reiseziel bezeichnet habe, zu unser aller und insbesondere zu seiner Freude ganz wiederhergestellt nach Berlin zurückkehren werde. Am nächsten Tage empfing mein lieber Vater aus den Händen des seit unserer Übersiedlung nach Berlin mit uns befreundeten Generalsuperintendenten Büchsel das heilige Abendmahl.

Bülows Vater stirbt

Am 17. Oktober fuhr mein Vater mit meiner Mutter, meinem jüngsten, damals vierzehnjährigen Bruder Fritz und mit mir nach Frankfurt a. M., wo wir vor der Weiterreise nach Cannes übernachten wollten. Von so vielen Berliner Freunden und Bekannten war bei unserer Abfahrt nur einer an der Bahn, der Abgeordnete Eduard Lasker. Mein Vater drückte ihm die Hand mit den Worten: „Es rührt mich und es freut mich, daß gerade Sie gekommen sind, denn wir sind im Leben ziemlich verschiedene Wege gegangen." Lasker erwiderte mit einfacher und aufrichtiger Herzlichkeit: „Ich habe Eure Exzellenz stets verehrt und wollte Ihnen das durch mein Kommen zeigen und eine gute Reise und frohe Rückkehr wünschen. Was uns verbindet, ist stärker als das, was uns trennte."

Während der Fahrt nach Frankfurt schlummerte mein Vater viel, dazwischen aber unterhielt er sich mit meiner Mutter und mit mir klar und gefaßt wie in seinen besten Tagen. Er sagte zu mir: „Vieles, was mich im Leben beschäftigt oder gar erregt hat, erscheint mir heute ziemlich unerheblich, verglichen mit dem einen, was nottut und was unser Herr Jesus Christus der guten Martha ans Herz legte." Meine Mutter lächelte wehmütig, weil mein Vater sie oft mit Martha verglich, die viel Sorge und Mühe hatte. „Eins ist not", wiederholte mein Vater mehrfach, „daß der Wille werde stille und die Liebe heiß und rein." Bevor wir in Frankfurt ankamen, beauftragte mich mein Vater, einen recht schönen Blumenstrauß bei einem ihm aus seiner Frankfurter Zeit bekannten Blumenhändler für meine Mutter zu bestellen, die am nächsten Tage, dem 18. Oktober, ihren Geburtstag feierte.

In der Nacht zum 18. Oktober wurde er von einem Schlaganfall gerührt. Als wir an sein Bett traten, hatte er Bewußtsein und Sprache schon verloren. Der herbeigerufene Arzt erklärte seinen Zustand für hoffnungslos. Mein Vater schien nicht zu leiden. Erst am 20. Oktober, in der Frühe, verschied er. Der Ausdruck seiner Züge war friedlich, die große, schön

gewölbte Stirn trat mächtig hervor. Meine Mutter schloß ihm die Augen. Am nächsten Tage traf der nachstehende, eigenhändig geschriebene Brief des Kaisers aus Baden-Baden ein:

„Nächst Ihnen, gnädige Frau, und Ihrer Familie hat wohl niemand in Preußen ein näheres Anrecht auf Trauer als ich, auf eine gerechte Trauer, bei dem Hintritt Ihres Gemahls! Wenn ich es nicht aussprechen kann, was ich an ihm verloren habe! Was müssen Sie und die Ihrigen empfinden!! Nicht nur den Staatsmann habe ich in dem Entschlafenen verloren, sondern einen Freund, der mein ganzes Vertrauen besaß und mit einer seltenen Hingabe, mit einer Umsicht vermittelndem Sinn und Herzen, immer gleichem freiem Blick und Entschluß, nach reiflicher Überlegung immer das Rechte treffend. — So viele vereinte Eigenschaften ersetzen sich nicht so leicht, und namentlich bei meinem hohen Alter sind solche Verluste kaum zu ertragen!! Möge Gott Ihnen diesen herben Schlag durch Ergebung in Seinen Willen tragen helfen, den Teilnahme wohl lindern kann, aber der Allmächtige allein vernarben läßt! Ihr tief erschütterter

König Wilhelm."

Bald nachher erhielt ich das nachstehende Telegramm des Fürsten Bismarck:

„Legationssekretär von Bülow. Mit tiefem Schmerz habe ich Ihr Telegramm gelesen. Ich bitte, Ihrer Frau Mutter meine herzliche Teilnahme auszusprechen. Nächst Ihnen und den Ihrigen trifft mich der Verlust am härtesten, persönlich und amtlich.

von Bismarck."

Das Original dieses von Fürst Bismarck selbst niedergeschriebenen Telegramms hat mir Herbert Bismarck später zur Erinnerung an seinen großen Vater geschenkt.

Im Waggon auf Station Frankfurt

Im Laufe des Nachmittags erhielt ich ein Telegramm des Flügeladjutanten Grafen Lehndorff aus Baden-Baden, in dem es hieß, daß der Kaiser auf seiner Rückreise nach Berlin Frankfurt zwischen zwölf und ein Uhr nachts passieren und während des zehn Minuten dauernden Aufenthaltes mich in seinem Waggon empfangen würde. Der Kommandant von Frankfurt, der General von Loucadou, holte mich um Mitternacht ab, um mich an die Verbindungsstation zu bringen. Als der kaiserliche Zug eingelaufen war, kam Graf Lehndorff auf mich zu und sagte mir: „Der Kaiser erwartet Sie in seinem Abteil. Er ist bis jetzt aufgeblieben, weil er Ihnen persönlich für Sie, Ihre Frau Mutter und Ihre Brüder seine innige Teilnahme aussprechen will. Treten Sie in den Wagen."

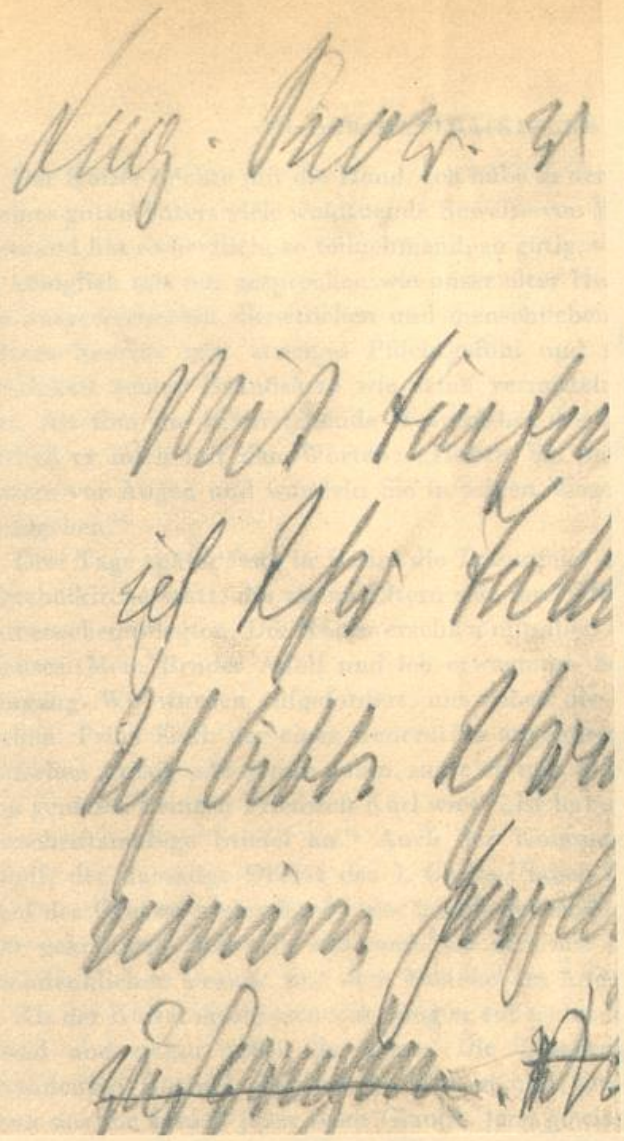
Bismarcks Urschrift seines Beileidtelegramms an Bülow nach dem Tode von Bülows Vater

(zu Seite 512)

Leg. Sekr. v. Bülow

Mit tiefem Schmerze habe ich Ihr Telegramm gelesen. Ich bitte Ihrer Frau Mutter meine herzliche Theilnahme auszusprechen. Nächst Ihnen und den Ihrigen trifft mich der Verlust am härtesten, persönlich und amtlich.

v. B.



Eug. Prov. v. Bülow

Mit tiefem Schmerze habe ich Ihr Telegramm gelesen. Ich bitte Ihrer Frau Mutter meine herzliche Theilnahme ~~auszusprechen~~. ~~[illegible]~~ Nächst Ihnen u. den Ihrigen trifft mich der Verlust am härtesten, persönlich und amtlich.

v. L.

Exped.

Der Kaiser reichte mir die Hand. Ich habe in den Tagen nach dem Tode meines guten Vaters viele wohltuende Beweise von Mitgefühl erhalten. Aber niemand hat so herzlich, so teilnehmend, so gütig, so menschlich und dabei so königlich mit mir gesprochen wie unser alter Herr. Er hob noch einmal die ausgezeichneten dienstlichen und menschlichen Eigenschaften meines Vaters hervor, sein strenges Pflichtgefühl und seine Herzensgüte, die Festigkeit seiner Grundsätze wie seine vermittelnde und ausgleichende Art. Als ihm die bevorstehende Weiterfahrt des Zuges gemeldet wurde, entließ er mich mit den Worten: „Haben Sie immer das Vorbild Ihres Vaters vor Augen und wandeln Sie in seinen Wegen, dann wird es Ihnen wohlgehen."

Trauerfeier

Drei Tage später fand in Berlin die Trauerfeier für meinen Vater in der Matthäikirche statt, die meine Eltern seit ihrer Übersiedlung nach Berlin zu besuchen pflegten. Der Kaiser erschien mit allen Prinzen des königlichen Hauses. Mein Bruder Adolf und ich erwarteten Seine Majestät vor dem Eingang. Wir wurden aufgefordert, uns neben die königlichen Prinzen zu stellen. Prinz Karl, der einer Generation angehörte, die es mit dem militärischen Anzug sehr genau nahm, sagte zu mir, indem er auf seinen Sohn, den genialen Prinzen Friedrich Karl wies: „Er hat schon wieder nicht ganz vorschriftsmäßige Stiefel an." Auch der Kommandeur meines Bruders Adolf, der damalige Oberst des 1. Garde-Ulanen-Regiments, der spätere Chef des Großen Generalstabs, der hochbedeutende Graf Alfred Schlieffen, war gekommen. Ich sehe ihn noch vor mir mit dem ernsten, strengen, nachdenklichen Gesicht und dem Monokel im Auge.

Als der Kaiser erschienen war, ging er auf meine Mutter zu, küßte ihr die Hand und nahm neben ihr Platz. Die Trauerrede des Generalsuperintendenten Büchsel ging mir zu Herzen und berührte mich wohltuend, denn aus ihr sprach jener feste Glaube, jene gewisse Zuversicht, die über das irdische Leid erhebt und dorthin weist, wo alle Tränen getrocknet werden sollen. „Weinen Sie nicht, liebe Frau von Bülow", sprach, zu meiner Mutter gewandt, dieser ganz gläubige, grundehrliche, durch und durch echte Geistliche, der, bevor er Generalsuperintendent wurde, lange als Pastor segensreich in märkischen Dörfern seines Amtes gewaltet hatte, „warum weinen Sie? Während Sie hier weinen, blickt Ihr lieber Mann von oben freundlich auf Sie herab, dem es dort viel besser geht als uns hier unten."

Wieder in Paris

Nachdem ich meiner Mutter bei ihrer Übersiedlung nach Potsdam zur Seite gestanden hatte, wo sie ihren dauernden Wohnsitz nehmen wollte, kehrte ich auf meinen Posten nach Paris zurück. Noch vor meiner Abreise hatte sie ein Schreiben ihres Onkels, des Oberstkämmerers Grafen Wilhelm Redern erhalten, der ihr im Auftrage Seiner Majestät mitteilte, daß der

Kaiser und König in treuer Erinnerung an ihren seligen Mann ihren zweiten Sohn, den Premierleutnant im 1. Garde-Ulanen-Regiment Adolf von Bülow, zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Wilhelm von Preußen, des dereinstigen Trägers der Krone, bestimmt habe.

Léonille Wittgenstein

Als ich in Paris eintraf, forderte mich in seiner gütigen Weise mein Chef, der Fürst Hohenlohe, auf, bei ihm in der Botschaft zu wohnen, da es mir in meiner Trauer erwünscht sein würde, ruhig und unabhängig zu leben, was mir unter seinem Dach am leichtesten möglich sein würde. In seinem Hause weilten seine Schwiegermutter, Fürstin Léonille Wittgenstein, und sein jüngster Sohn, der damals siebzehnjährige Prinz Alexander. Ich denke gern an die stillen Abende zurück, die ich im Winter 1879/80 dort verlebte. Die Fürstin Léonille, die zweite Gemahlin des Fürsten Ludwig zu Sayn-Wittgenstein, war eine bedeutende Frau. Von Geburt Russin, eine Prinzessin Bariatinsky, war sie aus innerer Überzeugung zur katholischen Kirche übergetreten, an der sie mit Leidenschaft, aber ohne Unduldsamkeit und Engherzigkeit hing. Sie ist mir bis zu ihrem erst 1918, in ihrem hundertunddritten Lebensjahr erfolgten Tode eine gütige Freundin und Gönnerin geblieben.

Baron Völderndorff

Ein anderer Gast des Fürsten Chlodwig Hohenlohe war in diesem Winter einer seiner früheren Vortragenden Räte, der Freiherr von Völderndorff, ein ungewöhnlich kluger und gebildeter Beamter, der auch literarische Neigungen besaß und eine Reihe interessanter Essays kulturhistorischen Inhalts verfaßt hatte. Ich ging oft mit ihm in den Champs-Elysées spazieren. Als wir einmal über die Place de la Concorde schritten, unterhielten wir uns über die deutsche innerpolitische Lage und die Schwierigkeiten, die selbst einem so großen Staatsmann wie dem Fürsten Bismarck der Unverstand und die Kleinlichkeit der deutschen Fraktionen bereiteten. „Was soll erst aus uns werden, wenn früher oder später der Fürst Bismarck nicht mehr da sein wird?“ meinte ich. Baron Völderndorff erwiderte mir, daß das Schicksal eines Volkes von über vierzig Millionen, dessen Bevölkerung überdies beständig zunehme, nicht auf einen einzigen Menschen gestellt werden dürfe, selbst wenn dieser Mensch so groß, so genial wäre wie unser Bismarck. „Aber wer soll ihn ersetzen?“ frug ich weiter. „Ich sehe niemand.“ Völderndorff meinte, daß niemand den Fürsten Bismarck ersetzen könne noch werde. Wir müßten aber lernen, uns auch ohne einen solchen Titanen zu behelfen. Wenn uns in nächster Zeit das große, das sehr große Unheil treffen sollte, Bismarck zu verlieren, so würde wohl Fürst Chlodwig Hohenlohe der gegebene Nachfolger sein. In dem Augenblick, wo wir den Pont de la Concorde betraten, fuhr nach einigem Besinnen Baron Völderndorff fort: „Und auch für später weiß ich einen Nachfolger, nicht für heute, aber in zwanzig Jahren. Sie selbst.“ Ich erwiderte: „Ich habe Sie bisher für

einen freundlichen und gütigen Mann gehalten. Aber jetzt erinnern Sie mich an die Hexen in Macbeth. ‚Heil dir, Than von Glamis! Heil dir, Than von Cawdor!‘ “ Er lächelte und blieb bei seiner Ansicht. Alexander Hohenlohe hat mir später erzählt, daß sein Vater ihm bald nach meinem Dienstantritt in Paris gesagt hatte: „Sieh dir den jungen Bülow an, der kann einmal Reichskanzler werden.“

Parade im Bois de Boulogne

Am 14. Juli 1880, dem Tage, an dem einundneunzig Jahre früher die Bastille erstürmt und der nach dem endgültigen Siege der republikanischen Staatsform in Frankreich zum Nationalfesttag erklärt worden war, fand eine große Parade im Bois de Boulogne statt. Auf dem Felde von Longchamps übergab der Präsident der Republik Abordnungen aller Regimenter die neuen Fahnen. Auf ihnen waren die Siege der französischen Armee verzeichnet: Rocroy und Fontenay, Valmy und Jemappes, Arcole und Rivoli, Marengo und Austerlitz, Jena, Wagram, Isly, Inkerman, Magenta, Solferino, Puebla. So wurde dem französischen Volk das Bewußtsein seiner großen kriegerischen Traditionen lebendig erhalten, wie das die Pflicht jeder patriotischen, klugen und zielbewußten Regierung ist. Ich wohnte dem prächtigen Schauspiel in der Präsidentenloge bei. Die Truppen kamen gut vorbei. Der Enthusiasmus der nach vielen Tausenden zählenden Zuschauer war unbeschreiblich. Gewiß wollte Frankreich nach wie vor den Frieden, aber die stolze Seele des bis in die Knochen chauvinistischen und nationalistischen Volkes hatte sich nach der furchtbaren Erschütterung der „année terrible“ wiedergefunden und blickte mit unbegrenzter Liebe und Vertrauen auf die Armee des Landes.

Gambettas Rede in Cherbourg

Dieser Empfindung gab Gambetta Ausdruck, als er bei der glänzenden Flottenrevue, die im August in Cherbourg stattfand, erklärte, der leidenschaftliche Kultus des französischen Volkes für seine Armee, die alle Kräfte der Nation in sich vereinige, die sich aus dem reinsten Blut des Landes rekrutiere, entspringe der Notwendigkeit, Frankreich wiederaufzurichten, damit es seinen früheren großen Platz in der Welt wieder einnehme. Diese Rede wurde in Deutschland nicht mißverstanden. Kaiser Wilhelm I., dem jede Großsprecherei fernlag, der sich aber Ungebührlichkeiten nicht gefallen ließ, richtete am 2. September 1880, dem zehnten Gedenktage von Sedan, eine in ihrer ruhigen Würde wirkungsvolle Kundgebung an die Armee. Er spendete dem französischen Heer das Lob eines für seine ausgezeichneten Eigenschaften bekannten Heeres, gab seinem wärmsten Dankgefühl Ausdruck für die hochverehrten Männer, die in der Ruhmeszeit 1870/71 das deutsche Heer geführt hätten, erinnerte an die schweren, schmerzlich betrauerten Opfer, mit denen der Sieg erkämpft worden sei. Sein letzter Gedanke noch würde ein Segenswunsch für die Armee sein. Möge die Armee stets dessen eingedenk bleiben, daß sie nur dann große

Erfolge erringen kann, wenn sie ein Musterbild für die Erfüllung aller Anforderungen der Ehre und der Pflicht bleibe, wenn sie unter allen Umständen sich die strengste Disziplin erhalte, wenn der Fleiß in der Vorbildung für den Krieg nie ermüde, wenn auch das Geringste nicht mißachtet werde, um der Ausbildung ein festes und sicheres Fundament zu geben.

Das Ministerium Gambetta

Am 10. November 1881 reichte nach einer für ihn ungünstig verlaufenen Debatte über die Tunesische Expedition der Ministerpräsident Jules Ferry seine Entlassung ein. Der Präsident der Republik, Jules Grévy, beauftragte Gambetta mit der Neubildung des Kabinetts. Wie bei Schiller die Fürstin-Mutter von Messina, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, folgte Gambetta dieser Aufforderung. Er würde es bei weitem vorgezogen haben, sich noch einige Zeit zurückzuhalten. Aber er fühlte, daß angesichts der um sich greifenden Mißstimmung über seine Kulissendiktatur (gouvernement occulte) ihm keine andere Wahl blieb, als vor die Rampe zu treten. Alle Welt erwartete ein großes Kabinett (le grand ministère). Die Bildung eines solchen gelang Gambetta jedoch nicht, da keiner der hervorragenden Politiker, an die er sich wandte, Jules Ferry und Léon Say, Henri Brisson und René Goblet, Humbert und Tirard, Lust zeigte, in seinen Kahn zu steigen. Selbst Freycinet, sein vertrauter Mitarbeiter in der Regierung der Nationalverteidigung, gab ihm einen Korb. So bildete er rasch entschlossen ein Kabinett aus persönlichen Freunden: Waldeck-Rousseau erhielt das Innere, der später viel genannte Rouvier Handel und Kolonien, Gambetta selbst übernahm mit dem Präsidium das Ministerium des Äußern. Zum Unterstaatssekretär bestimmte er einen seiner Intimen, Eugen Spuller. Der war der Sohn eines eingewanderten Badeners, aber im Departement Côte d'Or geboren, wo der beste Burgunderwein wächst, und ein waschechter, sehr chauvinistischer Franzose. Das verhinderte die Opposition nicht, den armen Spuller als „Badois" zu verhöhnen und zu verdächtigen. Als Kabinettschef wählte sich Gambetta Herrn Joseph Reinach, der, als Sohn israelitischer Eltern in Frankfurt a. M. geboren, sich nach seiner Einwanderung in Frankreich durch leidenschaftlichen französischen Nationalismus hervortat und bis heute hervortut.

Kurz nach der Bildung des neuen Kabinetts fand Gambetta zu Ehren in der Deutschen Botschaft ein großes Diner statt. Der neue Ministerpräsident begrüßte mich mit alter Freundlichkeit. Er sah müde und abgespannt aus. Henri Rochefort, der einst gegen das Second Empire Schulter an Schulter mit Gambetta gekämpft hatte, war jetzt sein giftiger Gegner geworden. Er hatte den von Gambetta nach Tunis entsandten Ministerresidenten Rousten derartig verdächtigt, daß der angegriffene Beamte gegen ihn Klage erheben mußte. Im Prozeß kam allerhand Unerfreuliches zur Sprache, das zu neuen Angriffen gegen Gambetta führte. Als er mich nach



Léon Gambetta, französischer Ministerpräsident

Tisch beiseite nahm, sagte er mir: „Sie sehen, wie infam ich angegriffen werde und von welchen Kanaillen!“ Mit melancholischem Lächeln fügte er hinzu: „Ich habe Ihnen, mein junger Freund, gelegentlich prophezeit, daß Sie einmal an der Spitze der Regierung Ihres Landes stehen könnten. Wenn das eintreten sollte, so vergessen Sie nicht, daß die Politik ein schmutziges Gewerbe ist und daß man von den meisten Politikern gar nicht niedrig genug denken kann, namentlich wenn sie Parlamentarier sind.“ Als mich Fürst Hohenlohe am nächsten Tage frug, welchen Eindruck ich von Gambetta gehabt hätte, erwiderte ich ihm: „Il a du plomb dans l'aile.“

Frankreich ist ein Land, wo seit Voltaire, Beaumarchais und Paul Louis Courier der Witz eine große, bisweilen eine vernichtende Rolle gespielt hat. Seitdem er Minister geworden war, wurde Gambetta die Zielscheibe vieler schlechter, aber auch einiger guter und jedenfalls giftiger Witze. Einer steht mir in lebhafter Erinnerung. In einer bewegten Sitzung der Kammer wollte der Kriegsminister Campenon das Wort in einem Moment ergreifen, der Gambetta nicht opportun erschien. Um seinen Kollegen vom Reden abzuhalten, legte ihm Gambetta die Hand auf die Schulter. Ein Sozialist schrie dem Kriegsminister zu: „Obéissez à César!“ Als er dafür zur Ordnung gerufen wurde, replizierte er: „Je retire César et je mets Vitellius.“ Seitdem wurde Gambetta von der oppositionellen Presse Vitellius genannt, in Anspielung auf den als Prasser berüchtigten, unwürdigsten aller römischen Cäsaren.

Der deutsche Demokrat liebt es, durch spießbürgerliche Manieren, hier und da auch durch knotiges Auftreten den „Volksmann“ zu markieren. Dagegen haben die romanischen wie die englischen Demokraten seit jeher die Tendenz gehabt, sich die Formen der guten Gesellschaft, ihre Gewohnheiten, hier und da sogar ihre mehr oder weniger empfehlenswerten Passionen anzueignen. Gambetta, der das Wort von der „République Athénienne“ geprägt hatte, wollte auch in seiner Lebensführung lieber an Perikles als an Kleon erinnern. In einem Lande, das sich rühmt, die Heimat des Brillat-Savarin und der raffiniertesten Gastronomie zu sein, hielt er darauf, einen guten Koch zu haben. Dieser Koch hieß Trompette. In zahlreichen Artikeln und Karikaturen wurde Trompette, der Leibkoch des ehemaligen Volkstribunen, grausam verhöhnt.

Gambettas Sturz

Am 26. Januar 1882 lehnte die Kammer die von Gambetta vorgeschlagene Verfassungsrevision ab. Gambetta reichte sofort seine Entlassung ein, und Grévy beauftragte Freycinet mit der Neubildung der Regierung. Dieser konstruierte ein Kabinett, in dem Léon Say, Jules Ferry und Humbert Portefeuilles übernahmen, nachdem sie sich Gambetta nicht hatten unterordnen wollen. Die Koalition, die Gambetta stürzte, wurde von Clemenceau geführt, der zu diesem Zweck ein Bündnis zwischen der

radikalen äußersten Linken und der Rechten zustande gebracht hatte. Freycinet, der nicht ohne Absicht einen gewissen Gegensatz zu Gambettas mehr selbstherrlichem Auftreten markierte, stellte sich der Kammer mit einer demütigen Rede vor, in der er erklärte, daß die neue Regierung voll „déférence" für die Volksvertretung sei, ohne die sie „nichts vermöchte".

Gambettas Tod

Einige Wochen nach seinem Sturz ließ mich Gambetta zu sich bitten. Ich fand ihn in weit heitererer Stimmung, auch besser aussehend als bei jenem Diner auf der Deutschen Botschaft während seiner Ministerzeit. Lächelnd sagte er zu mir: „Es ist nett von Ihnen, daß Sie einen Toten besuchen. Ich bin allerdings nur scheintot. Ich gedenke es zu machen wie Lazarus, der nach einiger Zeit aus seinem Grabe auferstand, zu nicht geringem Erstaunen seiner Schwestern Maria und Martha. Ich bin erst vierundvierzig Jahre alt. Ich habe die Zukunft vor mir." So Gambetta im März 1882. Victor Hugo hat gesagt: „L'avenir est à Dieu." Léon Gambetta hatte das „Media in vita" nicht in sein Kalkül eingestellt. Er starb, kaum ein Jahr nachdem er als Ministerpräsident gestürzt worden war. Mitte Dezember 1882 verwundete er sich in seinem kleinen, bescheidenen Landhaus in Ville d'Avray bei Paris. Über diesen Unfall kursieren noch heute allerhand Märchen. Der Sachverhalt, wie er mir unmittelbar nach dem Tode Gambettas von mehreren seiner Freunde übereinstimmend erzählt wurde, war viel weniger romantisch. Gambetta liebte seit über zehn Jahren eine anmutige und kluge Frau, Madame Léonie Léon, die seit langem von ihrem Gatten geschieden war. Sie hatte sich in Gambetta verliebt, als sie Anfang 1870 seiner hinreißenden Rede gegen das Plebiszit von der Galerie des Corps législatif gelauscht hatte. Gambetta hätte sie gern geheiratet. Sie wollte aber als Katholikin keine zweite Ehe schließen, bevor ihre erste Ehe durch den Päpstlichen Stuhl aufgelöst worden wäre, wozu keine Möglichkeit vorlag. Während Gambetta im Garten seines Landhauses mit Madame Léon spazierenging, entlud sich ohne jedes Zutun von seiner oder ihrer Seite ein kleiner Revolver, den er in der Hand hielt. Die Kugel drang ihm in die innere Handfläche und den Vorderarm. Während er wegen dieser Verletzung das Bett hütete, ging eine chronische Blinddarmentzündung, an der er seit Jahren laborierte, plötzlich in ein akutes Stadium über. Ein Eiterdurchbruch führte zu einer allgemeinen Bauchfellentzündung, diese zum Tode. Durch einen rechtzeitigen chirurgischen Eingriff hätte er, wie mir von Ärzten sofort gesagt wurde, gerettet werden können. Er starb in der Neujahrsnacht 1883.

Die Leichenfeier

Die Trauerfeier fand am 7. Januar statt. Ich habe selten eine imponierendere Kundgebung mitangesehen. Wie bei der Leichenfeier für den armen Werther in Goethes unsterblichem Roman, so folgte auch hier kein Geistlicher, wohl aber Hunderttausende von Leidtragenden aus allen Parteien

und aus allen Ständen. Unmittelbar hinter dem Sarge schritt Paul Déroulède, der Präsident der Patriotenliga und Verfasser der „Chants d'un soldat". Er fuchtelte heftig mit den Armen und schrie: „Quand même! Quand même! Vive Strasbourg! Vive la revanche!" Die Beisetzung konnte nicht in Paris erfolgen, da der einst aus Genua nach Frankreich eingewanderte Vater Gambettas darauf bestand, daß die sterblichen Überreste seines großen Sohnes in Nizza ihre letzte Ruhestätte finden sollten. Vor dem Louvre, der von Karl V., dem Weisen, erbauten, von Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. vollendeten alten Hofburg französischer Herrscher, die so eng mit der französischen Geschichte verbunden ist, wurde Gambetta, dem Patrioten, dem Führer der „résistance à outrance", dem Kriegsverlängerer von 1870, ein Nationaldenkmal errichtet. Es stellt ihn in ganzer Gestalt dar, mit langen, im Sturm zurückflatternden Haaren, mit heftig in den Nacken zurückgeworfenem Kopf. Die starr ausgestreckte Hand zeigt ein fernes Ziel. Sie weist auf Straßburg, auf den Rhein.

XXXVII. KAPITEL

Die früher in Frankreich regierenden Familien • Das Haus Bonaparte • Die Orléans
Der Herzog von Aumale • Spionage • Das Diplomatische Korps • Monsignore Czaki
Der Prinz von Wales in Paris

Eugénie

Während meiner Pariser Dienstzeit war den Mitgliedern der früher in Frankreich regierenden Familien der Aufenthalt in ihrer Heimat noch nicht verboten worden. Von dem Hause Bonaparte merkte man nicht viel. Der Prince Impérial, von den Gegnern seines Vaters einst „Lulu" genannt, war, kaum dreiundzwanzig Jahre alt, in Südafrika bei einem Renkontre mit Eingeborenen elend verblutet. Seine Mutter, die Kaiserin Eugénie, gewann es in jedem Frühjahr über sich, Paris zu besuchen und sich in einem Hotel einzuquartieren, aus dem sie auf die Stätte blicken konnte, wo einst die Tuilerien gestanden hatten, auf den Garten, wo ihr Sohn als Kind fröhlich gespielt hatte. Sie hat den Weltkrieg noch erlebt und ein Jahr vor dessen Ausbruch meine Schwiegermutter, Donna Laura Minghetti, in deren Villa Mezzaratta bei Bologna besucht. Sie hatte diese seit dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges im Juli 1870 nicht wiedergesehen. Als sich die beiden alten Freundinnen nach so ungeheuren Ereignissen wiedersahen, brach die Kaiserin in Tränen aus und schluchzte laut. Sie hatte die stärkste, die einzige Hoffnung ihres Hauses begraben, denn was sonst an Bonapartes noch lebte, konnte nichts für die Zukunft versprechen.

Jérôme Napoléon

Nach dem Tode des armen „Lulu" war „Plon-Plon", der Prinz Jérôme Napoléon, Chef des Hauses Bonaparte geworden. Durch seine freigeistige Richtung und mehr noch durch den Zynismus, mit dem er seine Gottlosigkeit affichierte, war er die „bête noire" aller Frommen in Frankreich geworden, die vor vierzig Jahren einen größeren Einfluß ausübten als heute. Sein skandalöses Privatleben verstärkte noch die allgemeine Verachtung, die er sich durch seine Feigheit in allen französischen Kriegen, im Krim-Krieg, im Französisch-Österreichischen Krieg, im Deutsch-Französischen Krieg bei allen Parteien und in allen Klassen zugezogen hatte. Dabei war Plon-Plon durchaus nicht unbegabt. Ich bin ihm wiederholt begegnet. Er hatte äußerlich eine unverkennbare Ähnlichkeit mit seinem großen Oheim und war auch nicht ohne einen genialen Zug. Das erkannte Herbert

Bismarck an, als er Plon-Plon im Winter 1892/93 in Rom im Hause meiner Schwiegermutter begegnete. Der Sohn des Prinzen Jérôme Napoléon, der 1862 geborene Prinz Victor, galt für einen Trottel. Noch 1848 hatte das unermeßliche Prestige des Namens Napoleon die Wiedererrichtung des Kaiserreiches unter dem phantastischen und innerlich schwachen Napoleon III. ermöglicht. Dreißig Jahre später hatte das Haus des großen Korsen nach menschlichem Ermessen für immer ausgespielt.

Die Familie Orléans

Dagegen schien die Familie Orléans in der ersten Hälfte der achtziger Jahre bessere Aussichten zu haben. Sie lebte ungeniert in Paris, und ich bin ihren Mitgliedern oft in der Gesellschaft begegnet. Der damals kaum vierzigjährige Chef des Hauses, der Graf von Paris, war mehr seiner deutschen Mutter, einer mecklenburgischen Prinzessin, als seinem französischen Vater, dem brillanten Herzog Ferdinand von Orléans, nachgeschlagen, der 1842 durch einen Wagenunfall das Leben verloren hatte. Der Graf von Paris machte einen gediegenen, gebildeten, aber in keiner Weise glänzenden Eindruck. Es fehlte ihm der Panache, den der Franzose liebt. Sein Bruder, der Herzog Robert von Chartres, erinnerte mehr an den Urahn Henri IV, qui fit le diable à quatre. Der Herzog galt für einen Kurmacher, hatte sich im Kriege von 1870/71 unter einem angenommenen Namen als einfacher Soldat gut geschlagen und kommandierte während meiner Pariser Zeit als Oberst ein Regiment Reitender Chasseurs. Der Herzog Louis von Nemours war stocktaub und ging ganz in brasilianischen Interessen auf, nachdem sein Sohn, der Graf von Eu, sich mit der Tochter und Erbin des Kaisers Pedro II. von Brasilien vermählt hatte. Dasselbe galt von dem Prinzen Franz von Joinville, der gleichfalls eine brasilianische Prinzessin zur Frau hatte. Der Herzog Anton von Montpensier, Gemahl einer Schwester der Königin Isabella II. von Spanien, war seit seiner Heirat zum Spanier geworden. Sehr sympathisch war die Herzogin Sofie von Alençon, geborene Herzogin in Bayern, eine Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich und der Königin Maria Sofia von Neapel. Sie begrüßte mich, wenn sie mir begegnete, immer in deutscher Sprache und mit Freundlichkeit. Sie ist 1897 bei einem großen Brandunglück ums Leben gekommen, wo sie die anwesenden Männer durch ihre Kaltblütigkeit und ihren Mut beschämte.

Aumale

Der weitaus bedeutendste Sproß des Hauses Bourbon-Orléans war der 1822 geborene Herzog Henri von Aumale. Er hat mich zweimal mit einer Einladung nach seinem prächtigen Schloß Chantilly beehrt. Er machte die Honneurs in dem historischen Schloß der Familie Condé als Grandseigneur. Er behandelte mich jungen Mann mit derselben vollendeten Courtoisie wie die von ihm eingeladenen Generäle, seine alten Kameraden, und wie die Mitglieder der Academie-Française, der er selbst angehörte und der er später sein Schloß Chantilly hinterließ. Bei einem Rundgang durch das Schloß

machte er mich auf ein lebensgroßes Porträt seines Großvaters aufmerksam, des Herzogs Ludwig-Joseph-Philipp von Orléans, der sich bekanntlich während der großen Revolution den Jakobinern anschloß, für den Tod seines Vetters und Königs, des armen Louis XVI. stimmte und bald nachher selbst guillotiniert wurde. Als er mir dieses Bild zeigte, meinte der Herzog von Aumale lächelnd: „Et voilà mon grand-père, le citoyen Egalité." So hatte sich der ehemalige Herzog von Orléans als Jakobiner genannt. Zu seinen Gästen gewandt, fuhr der Herzog von Aumale fort: „Und wissen Sie, wie Philipp Egalité starb? Bevor er den Todeskarren bestieg, bestellte er sein letztes Frühstück: Drei Dutzend Austern, beste Marennes, zwei Kotelette, eine Flasche Chablis. Wissen Sie, wie der Herzog angezogen war? Er fuhr zur Guillotine im grünen Frack mit weißer Piquéweste, gelben Hosen und spiegelblanken Stiefeln. Der große englische Historiker Carlyle hat es uns beschrieben. Mon grand-père était un bougre, mais il n'avait pas froid aux yeux." Unter den Eingeladenen in Chantilly befanden sich zwei Dichter: Edouard Pailleron, der Verfasser des Lustspiels „Le Monde où l'on s'ennuie", in dem der Salonphilosoph Caro auf das witzigste verhöhnt wurde, und Victorien Sardou. Der Spott Paillerons war berechtigt. Ich war selbst einmal zugegen, als bei der Fürstin Monia Ouroussow der Pseudophilosoph Caro den großen Philosophen Schopenhauer in Grund und Boden verdammte und sich hinterher herausstellte, daß er dessen grundlegende Schriften kaum kannte. Victorien Sardou, der ebenfalls zu den literarischen Freunden von Chantilly gehörte, hat dauerndere Spuren hinterlassen als Pailleron. Seine Lustspiele „La famille Benoîton" und „Nos bons villageois" sind meisterhafte Komödien und heute noch nicht veraltet. Sein „Rabagas" ist vielleicht das Beste und Feinste, was seit Aristophanes gegen glatte Demokratie und unehrliche Demagogen gesagt wurde.

Major von Villaume

Soll ich erzählen, wie ich, wenn auch nicht in geschäftliche, so doch in persönliche Beziehungen zu einem regelrechten Spion trat? Ich will es tun. Homo sum; humani nihil a me alienum puto. Der Militärattaché der Botschaft, Major von Villaume, frug mich eines Tages, ob ich ihm in einer für ihn wichtigen Angelegenheit einen Dienst erweisen wolle. „Die Sache ist etwas brenzlig", meinte er dabei. Villaume war der Enkel eines Franzosen, der in eigentümlicher Weise zum Preußen geworden war. Er war nämlich Privatsekretär von Voltaire gewesen, als dieser sich mit seinem großen Gönner, dem König Friedrich II. von Preußen, überwarf. In seinem Ärger über Voltaire ließ der König den Sekretär verhaften und vor sich führen. Der Sekretär erschien in einem sehr eleganten Anzug. „Wie kommen Sie zu einem so glänzenden Anzug, so feinen Manschetten, einem so distinguierten Jabot?" fuhr der König den Unglücklichen an. Dieser erwiderte mit Aplomb: „Voilà comment Mr. de Voltaire aime à habiller ses gens." Der

große König, dem diese Sicherheit des Auftretens gefiel, sagte zu Villaume, er wolle ihm zeigen, daß der König von Preußen seine Sekretäre noch besser behandle als der boshafte Mr. de Voltaire die seinigen, und nahm ihn in seine Dienste. Der Enkel, der Major von Villaume, war ein tüchtiger, sehr rühriger Artillerieoffizier. Seine Bitte an mich war einigermaßen heikel. Es hatte sich bei ihm ein Rumäne gemeldet, der ihm Beweise dafür liefern wollte, daß der französische Generalstab in den Rheinlanden einen ausgedehnten Spionagedienst organisiert habe, um auf diese Weise Verbindungen mit deutschen Unteroffizieren und Bürobeamten anzuknüpfen. Major von Villaume fügte hinzu, seine Wohnung werde so sorgsam überwacht, daß er den Rumänen unmöglich selbst empfangen könne. Ob ich ihm meine Wohnung zur Verfügung stellen wollte? Das tat ich und empfing in dem eleganten Appartement, das ich von 1880 bis 1884 in der Rue Montaigne 71 bewohnt habe, den Wallachen. Dieser lieferte Villaume in der Tat die Beweise, daß es französischen Emissären gelungen war, eine Anzahl pflichtvergessener Deutscher zur Preisgabe wichtiger dienstlicher Geheimnisse zu verführen. Die Betreffenden haben, nachdem ihre Schuld unwiderleglich bewiesen war, die wohlverdiente längere Zuchthausstrafe abbüßen müssen. Mit dem Rumänen habe ich mich nach meinem Grundsatz, mich möglichst in jeder Richtung zu orientieren und so meinen Gesichtskreis zu erweitern und meine Menschenkenntnis zu vervollständigen, wiederholt eingehend unterhalten. Er erzählte mir vielerlei aus seinem bewegten Leben, wie spioniert würde und wie man es anfange, um nicht abgefaßt zu werden. Das Hauptfeld seiner Tätigkeit seien die Eisenbahnen, wo sich am leichtesten Bekanntschaften anknüpfen ließen. Als er sich von mir verabschiedete, gab mir der Rumäne seine Karte mit den Worten: „Man kann niemals wissen, wen man einmal brauchen kann und wofür. Hat doch einmal eine arme Maus einem großmächtigen Löwen aus der Not geholfen. Wenn ich Ihnen jemals nützlich sein kann, so verfügen Sie ganz über mich. Ihnen stehe ich zu jedem Dienst zur Verfügung.“ Von diesem Anerbieten habe ich keinen Gebrauch gemacht. Dagegen besitze ich noch einen schönen Stock, den er mir als Zeichen seiner persönlichen Wertschätzung schenkte und als Andenken an ihn zu behalten bat.

Das Diplomatische Korps

Das Diplomatische Korps in Paris war sehr zahlreich. Bismarck pflegte scherzend zu sagen, Paris scheine der einzige wirklich gesunde diplomatische Posten zu sein. In allen anderen Städten klagten die Diplomaten über das Klima und wünschten eine Luftveränderung. Nur in Paris wollten sie alle bleiben. Paris war und ist in der Tat eine wundervolle Stadt und mit Rom der Ort der Welt, wo es sich für Fremde am besten leben läßt. Wer große historische Erinnerungen sucht, die erlesensten Meisterwerke der Kunst, die Stadt, wo unter blauem Himmel hoch der Lorbeer steht, der gehe nach

Rom, Byrons „city of the soul". Wer das Schauspiel eines politischen Lebens genießen will, das immer neue Bilder bietet, wo um der Menschheit höchste Güter mit Leidenschaft, mit Geist und Witz gestritten wird, wo das öffentliche Leben an dramatischen Momenten reicher ist als in irgendeinem andern Lande der Welt, der suche Paris auf. Ich brauche kaum zu sagen, daß mir als Preußen und Deutschem das Brandenburger Tor ehrwürdiger ist als der Arc de Triomphe oder der Triumphbogen des Konstantin und daß das Denkmal unseres großen Königs Fridericus Rex mehr zu meinem Herzen spricht als die Napoleon-Säule. Dies nur pro domo mea.

Fürst Orlow

Die vornehmste und dabei sympathischste Figur unter den nichtdeutschen Diplomaten in Paris war während meines dortigen Aufenthaltes der russische Botschafter Fürst Nikolai Orlow. Er hatte als junger Offizier 1854 im Krim-Kriege beim Sturm auf Silistria ein Auge verloren. Die schwarze Binde über dem fehlenden linken Auge gab dem hochgewachsenen Mann einen martialischen Anstrich und machte ihn zu einer der interessantesten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft. Fürst Orlow war seit Jahren mit dem Fürsten Bismarck durch gegenseitige Achtung und herzliche Freundschaft verbunden. Die Fürstin Orlow, eine vornehme und charmante Dame, war außer der Großfürstin Helene Pawlowna wohl die einzige Frau, mit der sich Fürst Bismarck gern über Politik unterhalten hat. Unter den Sekretären der Russischen Botschaft waren zwei, mit denen mich das Leben noch öfter zusammengeführt hat. Graf Kapnist wurde später russischer Vertreter beim Päpstlichen Stuhl, dann Botschafter in Wien, Graf Michael Nikolajewitsch Murawjew Botschaftsrat in Berlin, Gesandter in Kopenhagen und schließlich russischer Minister des Äußern.

Graf Beust

Wie Fürst Orlow der sympathischste, so war der österreichisch-ungarische Botschafter Graf Beust die kläglichste Figur im Pariser Corps diplomatique. Er sah aus, als ob er sich nie gewaschen hätte. Trotzdem hielt er sich für einen schönen Mann und war namentlich stolz auf seine kleinen Füße. Er setzte sich gern so, daß alle Welt seine Füßchen bewundern konnte. In Gesellschaft sang er am Klavier ein von ihm selbst verfaßtes und komponiertes Gedicht auf seine Entlassung als österreichisch-ungarischer Reichskanzler, dessen Refrain lautete:

Mein Herz bleibt den Freunden, den Lieben getreu,
Verzeihung den Feinden, der Kampf ist vorbei.

In Wirklichkeit hat der Verfasser dieses sentimentalen Liedes seinen Feinden und namentlich dem Fürsten Bismarck niemals verziehen. Er hetzte in Paris, wo er konnte, gegen das Deutsche Reich und trieb sein Renegatentum so weit, daß er Stammgast im Salon der größten Deutschenfeindin, der berüchtigten Madame Edmond Adam (Juliette Lamber), der

Herausgeberin der chauvinistischen Zeitschrift „Nouvelle Revue", wurde. Als Geschäftsträger mußte ich Beust von Zeit zu Zeit aufsuchen. Er sprach ungern über aktuelle diplomatische Fragen, die ihn gar nicht interessierten, kam aber immer wieder auf die Zeit von 1848 bis 1866 zurück. Dabei erging er sich gelegentlich in geradezu skurrilen Betrachtungen. Unter Hinweis darauf, daß die Familie Beust aus der Havelberger Gegend stammte, also aus der Mark Brandenburg, Bismarck aber in den fünfziger Jahren sich angeblich mit dem Gedanken getragen habe, Minister des blinden Königs Georg V. von Hannover zu werden, sagte er mir: „Wenn ich, Beust, leitender preußischer Staatsmann geworden wäre, Bismarck aber hannoverscher Minister, so würde ich mit ihm noch ganz anders umgesprungen sein wie er mit dem armen Grafen Adolf Platen." Er schien gar nicht zu fühlen, wie lächerlich diese Hypothese war. Beust wurde erst 1882 in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Den Anstoß zu seiner Entlassung gab ein Inkognitobesuch der Kaiserin Elisabeth von Österreich in Paris. Bei ihrer Rückkehr sagte sie ihrem hohen Gemahl. dem Kaiser Franz Josef, daß er sich nicht länger von einem ridikülen und dabei bösartigen Menschen wie dem Grafen Friedrich Ferdinand Beust in einer europäischen Großstadt vertreten lassen dürfe. Erster Sekretär der Österreichisch-Ungarischen Botschaft war unter Beust Graf Agenor Goluchowski. Wir sollten später gleichzeitig Gesandte in Bukarest und darauf, ebenfalls gleichzeitig, Minister des Äußern werden.

Lord Lyons

Der englische Botschafter, Lord Lyons, war neben Hohenlohe und dem Fürsten Orlow der distinguierteste Botschafter in Paris. Wie die meisten Engländer, beurteilte er alles, die wichtigen und die kleinen Fragen, ausschließlich vom englischen Standpunkt aus. Bei einem großen Diner in seinem Hause setzte er den Attaché der Deutschen Botschaft, den Erbprinzen Erni von Hohenlohe-Langenburg, über alle französischen Minister und sogar über die andern Botschafter. Er motivierte das damit, daß der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg ein Großneffe Ihrer Majestät der Königin Victoria sei und deshalb allen vorzugehen habe. Italienische Botschafter waren während meiner Dienstzeit in Paris zwei Männer, die eine große Rolle in der Geschichte ihres Landes gespielt hatten. Der General Enrico Cialdini, Herzog von Gaëta, hatte 1848 und 1859 gegen Österreich gekämpft, 1860 die von dem französischen General Lamoricière geführten päpstlichen Truppen bei Castelfidardo geschlagen und 1861 die Festung Gaëta, den letzten Zufluchtsort der neapolitanischen Bourbonen, zur Kapitulation gezwungen, Graf Menabrea war in den sechziger Jahren erst Marine- und dann Bauten-Minister gewesen, von 1867 bis 1869 mit Auszeichnung Ministerpräsident. Er stammte, wie Blanc, Pelloux, Barral und andere führende Männer des modernen Italien und wie die italienische

Dynastie selbst, aus Savoyen. Von seinen Sekretären sollte Avarna Botschafter in Wien, Bollati Botschafter in Berlin werden. Beide vorbildlich pflichttreue, kluge und geschickte Diplomaten. Eine originelle Figur war der spanische Botschafter, der Herzog Fernan Nunes. Von Geburt Italiener, aus dem lombardischen Adelsgeschlecht Falco d'Adda, hatte er durch seine Heirat mit einer reichen spanischen Erbin die spanische Staatsangehörigkeit und mit ihr die spanische Grandezza erworben. Er interessierte sich lebhaft für junge Damen vom Ballett. „J'aime", pflegte er zu sagen, „à protéger les beaux arts." Da seine Gattin zwar sehr vornehm, aber sehr häßlich war, wurden ihm seine kleinen Seitensprünge nicht übelgenommen. Für Politik interessierte er sich gar nicht. Als ich, drei Tage nachdem Gambetta die Regierung übernommen hatte, mit Fernan Nunes bei dem Prinzen von Wales frühstückte, stellte sich heraus, daß der spanische Botschafter von der Bildung des Ministeriums Gambetta noch nichts wußte, was den Prinzen von Wales köstlich amüsierte.

Herzog von Nunes

Ich habe als Diplomat immer dem Grundsatz gehuldigt, auch die Vertreter kleinerer Länder zu frequentieren, da man von ihnen, die geringerem Mißtrauen begegnen, oft die besten und sichersten Nachrichten erhält. Vier dieser Herren waren zu mir besonders gütig: der dänische Gesandte, Graf Moltke-Hvitfeld, war nicht gerade deutschfreundlich, aber in Erinnerung an alte Beziehungen zu meinem Vater kam er mir liebenswürdig entgegen. Dem griechischen Gesandten, Brailas-Armeni, hatte mich der König Georgios empfohlen. Der niederländische Gesandte, Baron Zuylen, war Deutschland wohlgesinnt, ebenso wie seine streng kalvinistische Frau. Im Hause des brasilianischen Gesandten, des alten Vicomte Itajuba, wurde ich als Verwandter aufgenommen, denn seine schöne Tochter Olga hatte den jüngsten Bruder meiner Mutter, den Senator Alfred Rücker, geheiratet.

Die interessanteste Erscheinung im Diplomatischen Korps war für mich der päpstliche Nunzius, Monsignore Czacki. Er entstammte einer alten, in Wolhynien ansässigen polnischen Adelsfamilie, war aber, wie dies bei den im Dienst der Kurie stehenden nichtitalienischen Prälaten regelmäßig der Fall zu sein pflegt, völlig romanisiert. In einem seiner reizendsten Romane, dem „Anneau d'Améthyste", hat Anatole France ein meisterhaftes Porträt eines päpstlichen Nunzius entworfen, des Monsignore Cima: „A quarante ans il avait l'air d'un adolescent malade. Quand il baissait les yeux, sa face était celle d'un mort. Le coude droit dans la main gauche et la joue reposant inclinée dans le creux de la main droite, il avait une grâce presque funèbre qui rappelait certaines figures de bas-reliefs antiques. Son visage au repos était voilé de mélancholie. L'on disait à Rome qu'il avait le mauvais oeil." Dieses Porträt paßte in manchen Zügen auf Monsignore Czacki. Namentlich

Monsignore Czacki

für die Geschicklichkeit, mit der Anatole France seinen Monsignore Cima unbequemen Fragen ausweichen und jede bestimmte Meinungsäußerung vermeiden läßt, hätte der Nunzius Czacki dem französischen Romanschreiber als Vorbild dienen können. Aber das von den Italienern so sehr gefürchtete Malocchio besaß Czacki nicht. Der Verkehr mit ihm hat mir nicht geschadet, sondern mir Anregung und Belehrung geboten. Dieser romanisierte Pole war ein vorzüglicher Vertreter der päpstlichen Diplomatie geworden, die in gewisser Beziehung die beste der Welt ist. Er war natürlich und unbefangen und dabei von der größten Vorsicht. Er gab in prinzipiellen Fragen nie nach, war aber im übrigen so akkommodant, so opportunistisch wie möglich. Obschon die Beziehungen der französischen Regierung zur katholischen Kirche schon recht gespannt waren, behandelte er die kirchenfeindlichen französischen Minister und Parlamentarier mit der größten Liebenswürdigkeit. Ich habe ihn oft auf dem Sofa neben Jules Ferry, Freycinet, Spuller, Paul Bert sitzen und mit ihnen Zigaretten rauchen sehen, in angeregter Unterhaltung. Die Mitglieder des französischen Klerus behandelte er, wie ich mich, wenn ich ihn besuchte, selbst überzeugen konnte, von oben herunter: „Ces gens-là par leur fanatisme étroit et lourd, qu'ils appellent foi, gâtent les meilleurs, les plus fines combinaisons. J'en ai pardessus la tête." Monsignore Czacki war ein großer Bewunderer des Fürsten Bismarck. Er bezeichnete es mir schon bei unserer ersten Begegnung als seinen höchsten Wunsch, den größten Staatsmann des Jahrhunderts, wie er sich ausdrückte, kennenzulernen und mit ihm einen Modus vivendi zwischen der Kirche und Deutschland zu finden. „Avec un si grand homme on trouve toujours une combinaison. L'Eglise s'est arrangée avec Clovis et avec Napoléon I. Elle s'arrangera avec le Prince de Bismarck. Du reste, Léon XIII ne demande pas mieux que d'arriver à un arrangement avec votre grand Chancelier." Monsignore Czacki ist Kardinal geworden. Er ist in Rom gestorben, wo er in der alten Kirche Santa Pudenziana, nach der Überlieferung die älteste eigentliche Kirche Roms, beigesetzt worden ist. Nach der Tradition soll der Apostel Petrus im Hause des Senators Pudens gewohnt und dort ein Gebethaus errichtet haben. Das Bronzegrabmal des 1888 verstorbenen Kardinals Czacki stellt ihn liegend in Lebensgröße dar. Ich besuche ab und zu diese ehrwürdige Kirche, die zu den sogenannten Kardinalizischen Kirchen gehört und Czacki verliehen wurde, als er den Roten Hut erhielt. Die Bronzestatue des Kardinals ist so ähnlich, daß ich den von mir sehr verehrten Kirchenfürsten zu sehen glaube, wenn ich vor sie trete.

Baron Beyens

Wohl der intelligenteste der in Paris wirkenden Missionschefs war der belgische Gesandte, der seit fast einem Menschenalter dort tätige Baron Beyens. Es wurde ihm jüdische Abstammung nachgesagt, und jedenfalls

war er betriebsam und klug. Seine Frau, eine Spanierin, konnte sich wie die Fatinitza in der hübschen Operette von Franz Suppé rühmen, daß sie viel gesehen und erlebt hatte. Sie sagte einmal zu mir: „Als ich jung war, verdrehte ich Botschaftern die Köpfe. Jetzt, wo ich alt bin, habe ich mich in einen italienischen Attaché verliebt, der mein Sohn sein könnte und der vor mir flieht, wie Hippolyt vor Phädra." Sie war eine „Apassionata", wie die Italiener in ihrer pittoresken Sprache eine Frau mit Temperament nennen. Der Sohn aus dieser Ehe war, als der Weltkrieg ausbrach, belgischer Gesandter in Berlin. Als solcher hatte er leider Gelegenheit, die Kopflosigkeit, die klägliche Ungeschicklichkeit unserer damaligen diplomatischen Leitung aus nächster Nähe zu beobachten und darüber eingehend und leider zutreffend an seine Regierung zu berichten. Er äußerte in den ersten Augusttagen des tragischen Jahres 1914 zu einem italienischen Diplomaten, der es mir bald nachher wiedererzählte: „Die deutsche Armee ist die erste Armee der Welt. Das deutsche Volk ist wunderbar diszipliniert und organisiert. Aber von solchen Staatsmännern geführt, kann kein Volk siegen. Das gibt mir Mut und Hoffnung für den Ausgang dieses Krieges."

Der spätere Eduard VII.

Fast in jedem Jahr erschien der damalige Prinz von Wales in Paris, das ihm besser gefiel als irgendeine andere Stadt des Kontinents. Er verkehrte in allen Kreisen, mit den Prinzen des Hauses Orléans, die er als Verwandte, und mit den Söhnen des Hauses Rothschild, die er als Freunde behandelte, mit Politikern und mit Lebemännern, mit den Douairièren vom Faubourg Saint-Germain und mit den Damen der Welt, die Alexandre Dumas fils die „halbe" genannt hat. Er lud mich, wenn er nach Paris kam, regelmäßig zum Luncheon zu sich, als einen Freund seines Schwagers, des Königs Georg von Griechenland, und, wie er die Liebenswürdigkeit hatte mir zu sagen, auch als Jugendgespielen seiner Gemahlin. Er unterhielt sich jedesmal eingehend und klug mit mir. Die persönlich freundliche Gesinnung, die er schon dem jungen Diplomaten zeigte, hat der spätere König Eduard VII. mir bis zu seinem Tode bewahrt. Sie hat eine sogenannte Einkreisungspolitik nicht verhindert, aber manche Spitze umgebogen, manche Ecke abgerundet, vieles erleichtert und das Schlimmste verhütet.

Donna Minghetti und Gräfin Dönhoff

Mit Vorliebe besuchte ich in Paris die Museen und Galerien, die in ihrer Art einzig sind. Diese Liebhaberei sollte mich meinem Lebensglück zuführen. Es war im Frühjahr 1883. Ich befand mich, wie schon oft, im Louvre. In der Salle carrée, vor der „Hochzeit von Kana" des Paolo Veronese, begegnete ich zwei Damen, die ich lange nicht gesehen hatte, aber sofort wiedererkannte. Die eine war Donna Laura Minghetti, die andere ihre Tochter, die Gräfin Marie Dönhoff. Die Mutter sah trotz ihrer fünfzig Jahre noch ganz jugendlich aus und strahlend schön. Die Tochter erschien mir noch anmutiger und reizvoller als in Florenz und Wien. Ich



Donna Laura Minghetti
Nach einem Gemälde von Lenbach

lauschte bewundernd der Mutter, als sie ohne Pedanterie, mit großer Natürlichkeit, aber mit unbeirrbarem Schönheitssinn mir dieses oder jenes Bild zeigte, erläuterte und meinem Verständnis näherbrachte. Ich konnte mich nicht sattsehen an den wunderbaren Augen, der zierlichen Gestalt, der Grazie und Lieblichkeit der Tochter. Die Mutter verstand nicht Deutsch. Die Tochter sprach das reizendste Deutsch, das ich je gehört hatte. Ich überzeugte mich auf unserer stundenlangen Promenade erst durch die Säle der wohl reichsten Bildergalerie der Welt, dann im Tuileriengarten, daß sie Goethe und Schiller, Hölderlin und Kleist, daß sie Schopenhauer und selbst Immanuel Kant fast besser kannte als ich. Ihren Enthusiasmus für Richard Wagner, für Beethoven und Bach zu teilen, war ich nicht würdig, da ich leider unmusikalisch bin. Aber ich respektierte ihre Begeisterung für die deutschen Meister. Sie gefiel mir als Deutschem sogar sehr gut. Wir verabredeten uns für den Abend zu einem gemeinsamen Diner im Café Brebant und dort zu einem Ausflug für den nächsten Tag nach Fontainebleau.

In Fontainebleau

Während wir durch die Säle des von König Franz I. erbauten Schlosses gingen, über die Cour des Adieux und durch den herrlichen Wald, erzählte mir Donna Laura Minghetti, daß ihre Tochter im Begriff stehe, sich von ihrem Gatten, dem Grafen Karl Dönhoff, scheiden zu lassen. Madame Minghetti betonte, daß die beiden Gatten sich keinerlei Vorwürfe zu machen hätten. Graf Dönhoff sei ein vollkommener Galantuomo, ein vornehmer und guter Mensch. Aber es habe sich mit der Zeit immer mehr herausgestellt, daß die beiden Charaktere zu ungleich seien, um bei der ohnehin vorhandenen Verschiedenheit des Alters wie der Nationalität eine harmonische Ehe zu ermöglichen. Die Scheidung würde in beiderseitigem Einverständnis in aller Stille erfolgen.

Briefe nach Genua

Als ich Madame Minghetti am Tage vor ihrer Abreise frug, wann sie und ihre Tochter wieder nach Paris kommen würden, meinte sie, daß dies kaum so bald der Fall sein dürfte. Sie gedenke aber Anfang September einige Tage mit ihrer Tochter in Genua zu verleben. Ich bat die Gräfin Marie um die Erlaubnis, ihr schreiben zu dürfen, und wir korrespondierten während des Sommers eifrig miteinander. Sie schrieb, wie sie sprach: nie banal und nie konventionell, weder gesucht noch absichtlich, immer natürlich. Ganz aufrichtig, ganz wahr. Man fühlte, daß sie nur sagte und schrieb, was sie wirklich empfand, daß sie nie Komödie spielte, daß Lügen und Schwindeln ihr nicht nur widerwärtig, sondern einfach unmöglich war. Alles an ihr war echt. So viel Herz, verbunden mit einem so reichen Geist, war ich noch nicht begegnet. Zum erstenmal in meinem Leben empfand ich wirkliche Sehnsucht, wirkliches Hoffen und wirkliche Pein, wirkliche Freude und wirkliches Leid, empfand ich wirkliche Liebe.

In Genua frug ich sie, was ich schon in Paris hatte fragen wollen, wozu ich aber dort nicht den Mut fand, ob sie sich würde entschließen können, wieder zu heiraten. Sie schwieg lange, dann reichte sie mir die Hand mit den Worten: „Jedenfalls keinen andern." Von diesem Augenblick an wußte ich, daß auch ich keine andere würde lieben können. Seit diesem Tage habe ich die Verbindung mit dieser Frau angestrebt, der einzigen Frau, die ich über alles, die ich wirklich, die ich mit aller Zärtlichkeit und mit aller Leidenschaft geliebt habe, deren ein Mensch fähig sein kann.

XXXVIII. KAPITEL

Beförderung zum Ersten Botschaftssekretär • Geschäftsträger • Alfons XII. in Paris Fürstin Monia Ouroussow • Dr. Landsberg • Besuch in Rom • Pietro Blaserna und Marco Minghetti • Neapel, Capo Miseno • Reise nach Tunis • Dr. Gustav Nachtigal Algier • Dr. Julius Fröbel

Avancement

Als mein Chef, Fürst Chlodwig Hohenlohe, Anfang September 1883 seinen gewohnten Urlaub nach Aussee antrat, war ich nicht lange vorher vom Zweiten zum Ersten Botschaftssekretär befördert worden. Über dieses Avancement hatte ich mich ehrlich gefreut, nicht ganz so sehr wie dreizehn Jahre früher über den Gefreitenknopf, über meine Beförderung zum Gefreiten im Königshusaren-Regiment, aber immerhin mehr als über manchen späteren größeren Sprung.

Der Hauptgrund für meine Zufriedenheit lag darin, daß ich als Erster Botschaftssekretär sichere Aussicht hatte, von nun ab jedes Jahr längere Zeit die Botschaft als Geschäftsträger selbständig zu führen. Und danach stand mein Sinn. Ich wollte mich „betätigen", wie der ehrgeizige diplomatische Debütant das nennt, wenn er sich zum erstenmal auf der Bühne produzieren soll.

Stille aber herrschte in der Welt, und nichts deutete auf Sturm, als mein Botschafter Paris verließ. Der Tod des Grafen von Chambord, des letzten Vertreters der älteren Linie des Hauses Bourbon und damit der Legitimität in Frankreich, hatte nur für Frankreich Bedeutung, und bei der fortschreitenden Konsolidierung der Republik auch da nur geringe. Alphonse Daudet schrieb seinen Roman „Les rois en exil", der mit der melancholischen Wendung schließt: „La royauté, une grande vieille chose — morte." Als eine solche alte und große, aber tote Sache betrachtete Daudet das Königstum. Das schien damals nur für Frankreich zu gelten. Die Einnahme von Huë, der Hauptstadt von Anam, war ein weiterer Erfolg für die Französische Republik. Damit sie nicht übermütig werde, richtete Mitte August die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", das Sprachrohr des Fürsten Bismarck, einen besonders kräftigen kalten Wasserstrahl gegen die „unsinnige" Deutschenhetze der französischen Presse, die am Ende doch zum Kriege führen könne.

Alfons XII. insultiert

Trotzdem glaubte niemand, daß der Besuch des Königs Alfons XII. von Spanien, der, nachdem er den deutschen Manövern in Hessen beigewohnt hatte und bei diesem Anlaß zum Chef des in Straßburg garnisonierenden preußischen Ulanenregiments Nr. 15 ernannt worden war, über Paris in seine Heimat zurückkehren wollte, zu Zwischenfällen führen werde. Es kam aber anders. Als der König vom Bahnhof zur Spanischen Botschaft fuhr, wurde er in der „capitale de la civilisation" mit Pfeifen, Schreien und höhnischen Zurufen begrüßt, nicht nur von dem Pöbel auf der Straße, sondern auch und besonders von dem eleganten Pöbel an den Fenstern der Klubs, der großen Hotels und der eleganten Restaurants. Unmittelbar nach seinem Eintreffen empfing der König das Diplomatische Korps. Seine Haltung war königlich. Zu mir, dem deutschen Geschäftsträger, sagte er, indem er auf meine Königshusaren-Uniform deutete, mit lauter Stimme und in französischer Sprache: „Ich freue mich, eine preußische Uniform zu sehen. Ich bin stolz darauf, daß auch mir Seine Majestät der Kaiser und König, Ihr allergnädigster Herr, eine preußische Uniform verliehen hat. Hier scheint man sich darüber zu ärgern. Das ist mir vollkommen gleichgültig." Fürst Bismarck nahm diesen Zwischenfall mit großer Ruhe. Er telegraphierte mir, daß es Sache der Spanier sei, Beschwerde zu führen und Genugtuung zu verlangen. Diese Beschwerde erfolgte in sehr schüchterner Weise. Die Genugtuung bestand darin, daß Präsident Grévy erst dem König Alfons, dann noch einmal dem spanischen Botschafter mündlich und kühl sein Bedauern aussprach. Karl V. und Philipp II. würden sich damit wohl nicht zufriedengegeben haben. Die Franzosen aber hatten wieder einmal gezeigt, daß sie noch immer, um mit Tocqueville zu reden, „la plus brillante et la plus dangereuse des nations de l'Europe" waren, das verzogene Kind, das sich alles erlauben zu dürfen glaubt und dem alles durchgelassen wird.

Wenn ich an meinen fast sechsjährigen Aufenthalt in Paris zurückdenke, so erinnere ich mich gern an meine freundschaftlichen Beziehungen zu einer russischen Fürstin und zu einem deutschen Journalisten, die beide weder Stellung noch Geld noch äußere Vorzüge besaßen, aber wertvolle Menschen waren.

Fürstin Ouroussow

Die Fürstin Monia Ouroussow hatte sich für die Erziehung ihrer Kinder in Paris etabliert. Ihre Mutter, die Tochter eines steinreichen russischen Großgrundbesitzers, des Kammerherrn Malzow, war während vieler Jahre die intime Freundin der Kaiserin Maria Alexandrowna gewesen. Ihr Gatte, der Fürst Ouroussow, war Gouverneur eines der neunundachtzig russischen Gouvernements. Mit ihren Eltern war sie brouilliert. Ihr Mann, ein enthusiastischer Anhänger des großen Leo Nikolajewitsch Tolstoi, hielt es, nachdem er die Kreuzer-Sonate gelesen hatte, für seine Pflicht, den

ehelichen Verkehr mit seiner Frau einzustellen. Monia Ouroussow war sehr originell, bisweilen exzentrisch, wie das bei russischen Frauen nicht selten ist. Aber sie war eine Idealistin im wahren Sinne des Wortes. Sie ordnete den einigermaßen utopistischen Ideen, zu denen sie sich bekannte, alle Konventionen und materiellen Interessen unter. Sie besaß eine tiefe Bildung. Sie kannte Shakespeare so gut wie Molière und Puschkin. Es war ein Genuß, mit ihr über Literatur zu sprechen. Sie war nicht schön, noch weniger elegant, gar nicht gepflegt, so daß von Kurmacherei nicht wohl die Rede sein konnte. Sie hat einen günstigen Einfluß auf mich gehabt, indem sie mich nach Möglichkeit von allem Äußerlichen und Frivolen abhielt und mich immer wieder auf die wahren Quellen dauernden Glücks, auf das Gefühl und den Geist, hinwies. Sie schenkte mir einen Shakespeare, der noch heute neben meinem Schreibtisch steht und in den sie hineinschrieb: „To thine own self be true."

Turgenjew

Bei ihr bin ich oft Iwan Sergejewitsch Turgenjew begegnet. Er war ein großer Schriftsteller und ein sehr sympathischer Mensch, in seinem Wesen wie in seiner Konversation. Er war frei von jener Eitelkeit, die bisweilen die brillantesten französischen Causeure unausstehlich macht. Er hatte auch nicht das Dozierende mancher gelehrter Deutscher, die sich allzusehr in langen Vorträgen gefallen und deren Rechthaberei nur zu leicht aus der Konversation eine Disputation macht. Turgenjew sprach, wie er schrieb, klar, tief und anmutig. Er war politisch nicht besonders deutschfreundlich. Aber seine Bewunderung für die deutsche Philosophie und Literatur und namentlich für Goethe war unbegrenzt. Er sagte einmal zu mir, in einem einzigen lyrischen Gedicht von Goethe stecke mehr wahre Poesie als in allen Oden und Balladen, als in den „Orientales", den „Rayons et Ombres" und den „Contemplations" von Victor Hugo. Er mokierte sich gern über die grenzenlose Eitelkeit des nach seiner Ansicht in Frankreich sehr überschätzten Hugo. Dieser hatte einmal zu Turgenjew geäußert, er finde den in Deutschland so sehr bewunderten „Torquato Tasso" von Schiller gar nicht besonders schön. Als Turgenjew bescheiden darauf aufmerksam machte, daß der „Torquato Tasso" von Goethe verfaßt worden sei und nicht von Schiller, antwortete Victor Hugo, indem er mit einer olympischen Bewegung das Haupt schüttelte: „Quand on s'appelle Victor Hugo, on n'est pas tenu à connaître toutes les médiocrités d'Outre-Rhin." An Selbstüberschätzung stand Alexandre Dumas fils nicht hinter Victor Hugo zurück. Nur daß der letztere seinen Hochmut in feierlicher, priesterlicher Art zur Schau trug, der andere zynisch und frech. Als Dumas einmal bei einer Abendgesellschaft neben der Fürstin Ouroussow Platz nahm, frug er sie, ob der Gedanke, daß ein so berühmter und genialer Schriftsteller sich neben sie setze, ihr nicht den Kopf verdrehe und ob sie ihm um den Hals

fallen würde. Monia erwiderte: „Du tout! Car ce qu'il y a d'un peu propre en vous, je puis l'acheter chez Hachette pour trois francs cinquante." Turgenjew und die Fürstin Ouroussow stimmten darin überein, daß Rußland zwar nicht von heute auf morgen das parlamentarische Regierungssystem einführen dürfe, aber doch möglichst bald zu konstitutionellen Einrichtungen gelangen müsse. Andernfalls wäre früher oder später eine Revolution unvermeidlich. Eine solche würde roher, brutaler, zerstörender sein als die große Französische Revolution. Turgenjew huldigte seit vielen Jahren der von mir schon erwähnten ebenso häßlichen wie geistreichen Sängerin Pauline Garcia, die mit dem Kunstschriftsteller Louis Viardot verheiratet war. Gatte und Anbeter waren die besten Freunde. Es wurde erzählt, daß, als die temperamentvolle Pauline sich einmal von einem jungen Pianisten allzusehr den Hof machen ließ, Turgenjew besorgt zu Viardot sagte: „Il faut ouvrir les yeux! Pauline est en train de nous tromper."

Moritz Landsberg

Der Journalist Moritz Landsberg war ein altes und kränkliches Männchen. Er wohnte im dritten Stock eines in der Nähe des Bahnhofs Saint-Lazare gelegenen bescheidenen Mietshauses. Er litt an einem schmerzhaften Blasenleiden. Ich habe oft an seinem Krankenbett gesessen und ihm zugehört, wenn er von seinen Pariser Erinnerungen erzählte, die vielseitig und anregend waren. Seit vielen Jahren in Paris ansässig, war er wohl einer der ältesten der dortigen deutschen Journalisten. Er hatte Heine und Börne gut gekannt und bewunderte, wie ich, den „Fichtenbaum, der einsam im Norden auf kahler Höh' steht" und die „Wallfahrt nach Kevelaar". Von dem Menschen Heine wollte er nichts wissen: Heine habe von Louis Philippe für seine franzosenfreundliche Propaganda eine regelmäßige Subvention aus den französischen geheimen Fonds bezogen. Er habe auch Napoleon III. um Geld angebettelt, sei aber bei diesem abgefallen. „Fleckig und dreckig", so charakterisierte Landsberg den Menschen Heine. Von Börne dagegen sprach er mit Achtung. Er bestritt nicht, daß bei diesem wie bei manchem deutschen Publizisten und Historiker die kritische Begabung die schöpferische Kraft erheblich überwogen habe. Er fand seine Angriffe gegen Goethe nicht allein ungerecht, sondern lächerlich. („Ein bissiger Mops, der den Mond anbellt.") Aber Ludwig Börne sei doch alles in allem ein anständiger Kerl gewesen, uneigennützig, redlich und wahrhaftig. Er sei auch trotz seines Polterns ein Patriot gewesen, Heine ein Renegat. Dr. Landsberg war Israelit.

Besuch in Rom

Sehnsucht führte mich in den ersten Märztagen 1884 nach Rom. Ich hatte von Donna Laura Minghetti die Erlaubnis zu dieser Reise erbeten und hierbei einfließen lassen, daß mir besonders daran gelegen wäre, mit Herrn Minghetti zu sprechen. Donna Laura hatte erwidert, daß ihr Gatte sich freuen würde, unsere Bekanntschaft zu erneuern. Er und sie wünschten

jedoch, daß mein Besuch in Rom keinerlei Aufsehen errege. Gerade als geschiedene Frau müsse ihre Tochter doppelt vorsichtig sein und allem Gerede sorgsam vorbeugen. Donna Laura schlug mir vor, nicht in einem der großen römischen Hotels, sondern bei einem ihrer Freunde, dem Senator und Professor der Physik Pietro Blaserna abzusteigen, im Istituto Fisico auf dem Viminal, Via Panisperna. So lernte ich den ausgezeichneten Gelehrten kennen, der auch mir bis zu seinem während des Weltkrieges erfolgten Tod ein treuer und kluger Freund gewesen ist. Blaserna stammte aus Görz am Isonzo. Als Italiener, aber unter österreichischer Herrschaft geboren, hatte er in Wien und Berlin studiert und sprach geläufig Deutsch. Er war eng befreundet mit unserm großen Naturforscher Hermann Helmholtz, dessen klassische Schriften er in das Italienische übersetzt hatte, dessen begeisterter Apostel er war und mit dem er sich im Sommer im Engadin zu treffen pflegte. Man konnte nichts Gemütlicheres und Stimmungsvolleres sehen als das Heim des guten Blaserna. An den vier Wänden seines Arbeitszimmers erhoben sich gewaltige, bis an die Decke reichende Regale, die von oben bis unten mit Büchern angefüllt waren. Broschüren und Zeitschriften bedeckten den Boden. In der Mitte des Zimmers aber stand ein großer Vogelkäfig, in dem Kanarienvögel fröhlich von einer Stange auf die andere hüpften, aus den an den Ecken angebrachten Näpfchen tranken und an den Blättern zupften, die ihnen durch das Gitter des Riesenkäfigs ihr gütiger Herr reichte, der sie wie ein Vater betreute. „Ich bin unvermählt geblieben", meinte er lachend, „diese hier sind meine Kinder." In den drei Tagen, die ich in Rom blieb, hatte ich mit Blaserna manche interessante und für mich lehrreiche Unterredung. Er sprach, gegen die italienische Gewohnheit, langsam, fast zögernd, aber was er sagte, hatte Hand und Fuß, mochte er nun als Präsident der Academia dei Lyncei, der vornehmsten italienischen Akademie, das Wort ergreifen oder als Vizepräsident des Senats seines Amtes walten oder vor einer zahlreichen Zuhörerschaft wißbegieriger Studenten eine Vorlesung halten oder eine freundschaftliche Unterhaltung führen.

Marco Minghetti

Am Tage nach meiner Ankunft in Rom wurde ich von Marco Minghetti empfangen. Er stand im sechsundsechzigsten Lebensjahr. Er stammte aus Bologna und hatte, wie manche Norditaliener, blondes Haar und rote Wangen. Er war groß und wohlgebaut, ein Staatsmann und ein Gelehrter, mit weltmännischen Formen. Er sah schon auf eine große politische Vergangenheit zurück. Er war 1848 Minister des Papstes Pio IX gewesen bei dem ersten und letzten Versuch, den die Kurie machte, sich mit der italienischen Einheitsbewegung auszusöhnen, indem sie sich an ihre Spitze stellte. Als dieser Versuch an der Ungeduld der radikalen Elemente der italienischen Nationalpartei und an der Unentschlossenheit des Papstes

scheiterte, hatte sich Minghetti in das Privatleben zurückgezogen und mehrere Jahre nur der Bewirtschaftung seiner Güter und seinen nationalökonomischen und literarischen Studien gelebt. Er erzählte gern, daß, als Pius IX. Mitte der fünfziger Jahre, zwischen der Revolution von 1848/49 und dem Französisch-Piemontesisch-Österreichischen Krieg 1859 Bologna besuchte, er Minghetti zu sich bitten ließ und ihn mit alter Güte und Herzlichkeit empfing. Bevor er ihn ersuchte, Platz zu nehmen, guckte der Papst hinter alle Gardinen und meinte dabei lachend mit italienischer Natürlichkeit und Bonhommie: „Ich sehe nach, ob sich hinter den Gardinen nicht etwa ein Jesuit versteckt hat, um unser Gespräch zu belauschen. Die Jesuiten haben manche gute Eigenschaft, aber neugierig sind sie sehr. Ich würde mich nicht wundern, wenn ich im Cesso einmal einen Jesuiten entdecken würde." Der Cesso ist jener verschwiegene Ort, wohin selbst der Hochstehendste sich allein zu begeben pflegt. Minghetti hatte sich vergebens bemüht, Pius IX. zu einer Versöhnung mit der italienischen Nationalidee zu bewegen. Eine solche gütliche Verständigung war wie das Ideal so die Sehnsucht vieler ausgezeichneter Italiener: Gioberti, Azeglio, Tosti, Manzoni, Cesare Cantu, Rosmini.

Von Cavour bis Saracco

Marco Minghetti blieb bis zu seinem Lebensende glühender italienischer Patriot und gläubiger Katholik. Er war 1859 Generalsekretär Cavours geworden, 1860 mit ihm Minister des Innern. Er hatte am 6. Juni 1861 am Sterbebette von Cavour gestanden und gehört, wie der größte italienische Staatsmann, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, dem Mönch, der ihm die Sterbesakramente reichte, die von mir früher schon erwähnten Worte zurief: „Frate, frate, libera chiesa in libero stato!" 1863 bis 1864 und dann wieder von 1873 bis 1876 war Minghetti selbst Ministerpräsident gewesen. Er war 1864 von den Piemontesen gestürzt worden, weil er durch die Septemberkonvention mit Napoleon III. die italienische Hauptstadt von Turin nach Florenz verlegt hatte. 1876 stürzten ihn die Florentiner. Sie waren erbost darüber, daß Florenz durch den Aufwand, den es als Hauptstadt getrieben hatte, in Schulden geraten war. So schwer ist es, die Völker zufriedenzustellen. Mein genialer Kollege Johannes Miquel pflegte, wenn im preußischen Staatsministerium über eine zu ergreifende Maßnahme beraten wurde, mit sarkastischem Lächeln zu sagen: „Wir mögen es anfangen, wie wir wollen, gescholten werden wir doch." Minghetti hatte auch nach seinem Rücktritt als Ministerpräsident seine große politische Stellung bewahrt. Er wurde von allen Parteien geachtet, auch von den Ministern der Linken, von Crispi, Depretis, Nicotera, Saracco, die der König Victor Emanuel II. nach Minghettis Sturz ans Ruder gerufen hatte. Minghetti galt für den größten italienischen Redner seiner Zeit. Er sprach meist aus dem Stegreif, aber immer in vollendeter Form. So mag Cicero gesprochen haben,



Marco Minghetti, italienischer Ministerpräsident

nur daß die Heftigkeit, zu der sich der größte Redner des alten Rom gegenüber Catilina, Verres und Antonius hinreißen ließ, dem immer maßvollen Marco Minghetti fernlag. Minghetti besaß ein eisernes Gedächtnis. Als er einmal in Bologna Vorlesungen über Dante hielt, sprach er nicht nur ganz frei, ohne Manuskript, sondern er hatte nicht einmal die „Divina Commedia" vor sich, die er vom ersten bis zum letzten Vers auswendig konnte. Auch den Tasso, den Ariost und den Virgil hatte er im Kopf. Als er starb, lag unter seinem Kopfkissen die „Imitation Christi" von Thomas a Kempis, die er immer wieder seinem Gedächtnis einzuprägen pflegte.

Die Frage der Annullierung

„Meine liebe Stieftochter Maria", sprach Marco Minghetti im Frühjahr 1884 zu mir, „die ich liebe, als ob sie meine leibliche Tochter wäre, hat mir von ihren Wünschen und Absichten gesprochen. Ich will ganz offen mit Ihnen sein, offen und klar, mit der clarté latine, von der ich viel halte. Ich zweifle nicht daran, daß Sie ein sehr charmanter junger Mann sind, wie mir dies meine Tochter und meine Frau übereinstimmend versichern. Ich zweifle ebensowenig an der Aufrichtigkeit Ihrer Gefühle für Maria. Aber mit dem Gefühl allein läßt sich keine Ehe aufbauen. Sie sind ebenso alt wie meine Maria, also noch jung, kaum 35 Jahre alt. Sie sind jetzt Erster Botschaftssekretär geworden, wozu ich Ihnen gratuliere. Das ist sehr nett, aber eine Position bedeutet das noch nicht. Wie Sie meiner Frau mit einer von ihr und mir sehr anerkannten Aufrichtigkeit erklärt haben, besitzen Sie wenig Vermögen. Das alles sind, wie ich gern zugeben will, Hindernisse, die ein tüchtiger Mann überwinden kann. Es gibt aber ein Hindernis, das vorläufig ganz unüberwindlich ist. Meine Tochter ist von Graf Dönhoff gerichtlich geschieden, aber nicht kirchlich. Eine Wiederverheiratung ist nur möglich, wenn die erste Ehe meiner Tochter vom Heiligen Stuhl für nichtig erklärt wird. Ohne diese Annullierung ist eine Wiedervermählung für sie selbst, für meine Frau und für mich wie für jeden Katholiken völlig ausgeschlossen." Als Minghetti sah, daß diese Antwort mich sehr betrübte, ja konsternierte, reichte er mir die Hand mit den Worten: „Ich weiß nicht warum, aber obwohl ich Sie sehr wenig kenne, empfinde ich Sympathie und selbst Vertrauen zu Ihnen. Ich verspreche Ihnen, daß, was an mir liegt, geschehen soll, um die Annullierung zu erreichen."

Am Abend sagte mir Donna Laura, ich möchte nicht verzagen. Sie war eine mutige, eine große Natur. „Marco wird die Annullierung erreichen, wenn sich ein Anhaltspunkt findet", sagte sie zu mir. „Er erfreut sich im Vatikan großer Achtung und vieler Sympathien. Es kommt aber darauf an, daß die Annullierung direkt zwischen ihm und den Herren vom Vatikan verhandelt wird und daß kein Deutscher sich einmengt, weder der deutsche Botschafter beim Quirinal noch der preußische Gesandte beim Vatikan, weder Keudell noch Schlözer. Wir Italiener verstehen uns untereinander leichter und

rascher, als wenn Fremde sich einmischen." Donna Laura sagte mir dann, daß sie und ihre Tochter für einige Tage nach Neapel gehen wollten und daß sie sich freuen würden, mir dort zu begegnen. Ich erwiderte, daß ich diesen Vorschlag mit Enthusiasmus annähme. Ich hätte einen sechswöchigen Urlaub für eine Reise nach Tunis und Algier erhalten, die aus eigener Anschauung kennenzulernen für mich als Ersten Sekretär der Pariser Botschaft von Interesse sei. Neapel liege auf dem Wege nach dem Ziel meiner Reise.

Reise nach Neapel

Nach herzlichem Abschied von dem guten Professor Blaserna und seinen Kanarienvögeln machte ich mich auf den Weg nach Neapel. Donna Laura und ihre Tochter waren dort im Hotel Tramontano abgestiegen. Wir besuchten zuerst Santa Lucia, wo Donna Maria in dem damaligen Palazzo Acton geboren war, dann die Adelskirche von Neapel, S. Domenico Maggiore, wo ihr Vater, der Fürst Domenico Camporeale, beigesetzt war und wo ich die Reliefdarstellung des Wunders vom Kruzifix von Toma de Stefani bewunderte. In dem anstoßenden Kloster lebte und wirkte im dreizehnten Jahrhundert Thomas von Aquino, der größte der Scholastiker, der Doctor Angelicus und der Doctor Universalis, den Leo XIII. zum ersten Lehrer der katholischen Kirche und zum Schutzpatron aller katholischen Schulen erhob. Im selben Kloster wurde dreihundert Jahre später ein anderer Dominikaner, Giordano Bruno, erzogen, dem es aber weniger gut gehen sollte als seinem Ordensbruder von Aquino. Er wurde nach mancherlei Irrungen und Irrfahrten als Ketzer in Rom auf dem Campo dei Fiori verbrannt, wo jetzt jede Woche ein Trödelmarkt abgehalten wird, auf dem englische Globetrotter und deutsche Vergnügungsreisende eifrig nach Antiquitäten suchen.

Wir genossen in Neapel von der Villa Nazionale einen der schönsten Ausblicke der Welt. Wir verspeisten abends beim Figlio di Pietro am Fuße des Posilipo, unten am Meer, Spaghetti und Frutti di mare. Am nächsten Tage fuhren wir zum Grabe des Virgil. Aber vergeblich suchte ich nach der Inschrift, von der mir einst in Neustrelitz der Ordinarius der Sekunda, der gute Professor Ladewig, der mich Virgil (nach ihm Vergil) lieben lehrte, oft erzählt hatte:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope: cesini pascua, rura, duces.

Wir fuhren weiter am Meer entlang nach Bajae, einst dem glänzendsten Badeort, dem Biarritz oder Brighton des kaiserlichen Rom. „Nullus in orbe sinus Baiis praelucet amoenis!" (Nichts in der Welt gleicht dem lieblichen Busen von Baiae) ruft bei Horaz ein reicher Römer aus, der sich dort niederlassen möchte. Wir erreichten das Kap Miseno. Dort hatte einst der

fromme Äneas seinen Stabstrompeter Misenus begraben. Virgil hat mit vier Versen diesem Grabmal den Stempel der Unvergänglichkeit aufgedrückt:

> At pius Aeneas ingenti mole sepulcrum
> inposuit, suaque arma viro remumque tubamque
> monte sub aereo, qui nuno Misenus ab illo
> dicitur aeternumque tenet per saecula nomen.

Hier bietet sich dem Auge die herrlichste Aussicht dieser paradiesischen Gegend. Wir erblickten die Golfe von Neapel und von Gaëta und die Kette der sie umschließenden Berge. Um uns Seen und Buchten, Landstreifen und Meerengen, Vorgebirge und das blau leuchtende Mittelmeer und über uns der blau strahlende Himmel. Dem Meere zu ein mittelalterlicher Wachtturm. Überwältigt von dem Glück, nebeneinander zu stehen, gelobten wir uns, was auch kommen möge, trotz aller Schwierigkeiten und aller Hindernisse und gegen alle Widerstände jene Liebe ohne Ende, die das Höchste auf dieser Erde ist. „Sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß! Ewig! Ihr Ende würde Verzweiflung sein. Nein, kein Ende! Kein Ende!“

Nach Tunis

Am nächsten Tage fuhr ich über Palermo nach Tunis. Der dortige Ministerresident Paul Cambon, den ich schon kannte und für den ich überdies ein Empfehlungsschreiben des französischen Ministers des Äußern bei mir führte, war auf Urlaub. Statt seiner empfing mich in liebenswürdiger Weise der Erste Sekretär der Residentur, Monsieur d'Estournelles. Auch zu ihm habe ich bis zu dem so vieles zerstörenden Weltkrieg in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Er hat mich noch kurz vor meinem Rücktritt als Reichskanzler in Berlin besucht und dort einen taktvollen und klugen öffentlichen Vortrag über Motive und Ziele eines vernünftigen Pazifismus gehalten. Hätten nur alle auf ihn gehört! Statt dessen ließ die Bosheit der einen, die Ungeschicklichkeit der andern die Welt in den Krieg stolpern.

In Tunis frug mich d'Estournelles, wo und wie ich mich auf Nordafrika vorbereitet hätte. Ich erwiderte ihm: „Nur mit Flaubert, mit Salambô.“ Darauf er: „Bravo, vous ne pouviez trouver un meilleur guide pour ici.“ Dank Flaubert und seiner prächtigen Schilderung stieg das alte Karthago vor uns auf. Wir verstanden das Génie de Carthage, dem zu Ehren am Schluß des Romans Narr' Havas, während er den linken Arm stolz um die Taille seiner Gattin Salambô legt, mit der Rechten die mit Wein gefüllte Schale erhebt. D'Estournelles führte mich nordöstlich von Goletta, dem Hafen von Tunis, dort, wo die Nehrung des Strandsees durchbrochen ist, zu der Stätte des alten Karthago. Es stand etwa eine Meile nordöstlich von

Goletta auf der Landzunge zwischen dem Meer und dem See von Tunis. Hier sank die Vaterstadt des Hannibal, des Besiegers der Römer, nach wütender Gegenwehr in Flammen vor den Augen des jüngeren Scipio, den das Bewußtsein von der Vergänglichkeit alles Irdischen bis zu Tränen erschütterte. Auf den Trümmern, die diese Stätte bedeckten, saß ein halbes Jahrhundert später Marius, und der zitternde Sklave wagte nicht, Hand an den Besieger der Zimbern und Teutonen zu legen.

D'Estournelles verschwieg mir nicht die große, die zu große Zahl der in der Residentschaft Tunis ansässigen Italiener und Juden. „Sie überwiegen hier durchaus", meinte er. „Franzosen gab es vor unserem Einmarsch nur wenige, und ihre Zahl hat sich seitdem nicht erheblich vermehrt." Das Überwiegen des italienischen Elementes schien d'Estournelles nicht zu beunruhigen. „Wir Franzosen", äußerte er, „sind keine Kolonisatoren. Das schadet auch nichts, so lange wir militärisch dominieren und damit die Verwaltung in der Hand behalten. Das ist jetzt der Fall und wird auch weiter der Fall sein, wenn wir unsere Stellung in Europa behaupten."

Gustav Nachtigal

D'Estournelles stand in den besten Beziehungen zu dem deutschen Konsul Dr. Gustav Nachtigal. Das wenige, das ich über das Innere Afrikas weiß, verdanke ich diesem ausgezeichneten Mann. Er hatte Afrika nach allen Richtungen durchquert und erzählte in der fesselndsten Weise von Tibesti und Bornu, Kanem und Borku, von Bagirmi und Wadai, Darfur und Kordofan. Bald nach unserer Begegnung in Tunis wurde Nachtigal als Kaiserlicher Kommissar nach der Küste von Oberguinea geschickt. Er stellte Togo und Kamerun unter deutschen Schutz. Auf der Rückreise von dort starb er im Frühjahr 1885, zu früh für unsere Kolonialpolitik und für das Reich. Ich frühstückte im Hause Bismarck, als der Fürst die Nachricht von seinem Tode erhielt. Bismarck legte das Telegramm mit den nachdenklichen Worten beiseite: „Schade um den Mann! Er hatte Schneid und war doch kein Durchgänger. Ein Verlust." Nachtigal stammte aus der Stendaler Gegend, aus der Heimat des Bismarckschen Geschlechts.

Der Bey von Tunis

D'Estournelles wollte, daß ich dem Bey von Tunis meine Aufwartung machte. Dr. Nachtigal unterstützte diesen Wunsch. Beide meinten, der Bey nehme es übel, wenn distinguiertere Fremde Tunis, „die Stätte des Friedens und der Glückseligkeit", wie die Hauptstadt offiziell hieß, besuchten, ohne sich bei ihm vorzustellen. Das war, wie Dr. Nachtigal nicht unrichtig bemerkte, auch in Deutschland in früherer Zeit der Standpunkt kleiner Souveräne. Von Nachtigal und D'Estournelles begleitet, fuhr ich nach dem Bardo, der Residenz des Mohammed Es Sadok. Schlanke Palmbäume, deren Blätter in der Sonne glitzerten, erhoben sich rechts und links vom Wege in der weiten Ebene. Wir begegneten Herden von Kamelen, die ich außerhalb zoologischer Gärten hier zum erstenmal erblickte. Die

Beduinen, die sie führten, sahen in ihren langen Burnussen, mit ihren Kapuzen und ihren wallenden Bärten sehr respektabel aus. Sie erinnerten mich an die Erzväter des alten Testaments. So und nicht anders mögen Abraham und Isaak, Jakob und Laban, Moses und die Propheten ausgeschaut haben. Mohammed Es Sadok, klein, fett, kurzatmig, mit großer Glatze und mit blöden Augen, sah weniger ehrwürdig aus als seine Untertanen. Nachdem meine beiden Begleiter eine Anrede an ihn gehalten hatten, in der sie meine trefflichen Eigenschaften rühmten, überreichte mir der Beherrscher des Tunesischen Reichs das Großoffizierskreuz seines Hausordens vom Iftikhar. Er murmelte dabei etwas von Brillanten, die seinen Orden schmückten und die seine Gabe noch wertvoller machen sollten. Als ich später einmal diese Brillanten der von mir nie getragenen ridikülen Dekoration meiner Frau schenken wollte, stellte sich heraus, daß sie falsch waren.

Tunesische Juden

Auf Schritt und Tritt begegnete ich in Tunis Juden. Nachtigal berechnete die Zahl der in der sogenannten Berberei, im nordwestlichen Afrika, zwischen dem Mittelländischen Meer und der Sahara, in Algier, Tunis, Marokko und Tripolitanien ansässigen Israeliten auf annähernd eine Million. Es hätten also damals dort weit mehr Juden gelebt als in Deutschland oder gar in England, Frankreich, Italien. Nachtigal, der sich, obwohl nicht Israelit, lebhaft für die Geschichte des auserwählten Volks interessierte, behauptete, daß die Juden ein Prozent der Bevölkerung der Erde ausmachten. Die Gesamtzahl aller Juden betrage vierzehn Millionen. Davon kämen fünf Millionen auf Rußland, drei Millionen auf die Vereinigten Staaten, drei Millionen auf Polen, zwei Millionen auf die Ukraine, eine Million auf Rumänien, fünfhunderttausend auf Deutschland, fast ebensoviel auf Ungarn, dreihunderttausend auf Böhmen, fast dreihunderttausend auf Deutsch-Österreich, zweihundertfünfzigtausend auf England, hundertfünfzigtausend auf Frankreich, kaum vierzigtausend auf Italien. Ob diese Zahlen, die ich mir damals notierte, heute noch stimmen, weiß ich nicht. Richtig dürfte unter allen Umständen sein, daß die Masse der Ostjuden die Zahl der im westlichen Europa lebenden Juden gewaltig überwiegt. Die amerikanischen Juden dürften auch meist aus Osteuropa stammen. Die Juden der Berberei waren aus Spanien und Portugal nach Afrika gekommen, als die Inquisition sie, damals etwa zweihunderttausend, von der Iberischen Halbinsel vertrieb. Sie wurden von den Muselmännern nicht viel besser behandelt als vorher vom Heiligen Offizium. Sie durften zum Beispiel vor der französischen Okkupation in Tunis, wie vorher in Algier, an keiner Moschee vorbeigehen, ohne die Schuhe auszuziehen. Sie konnten sich kaum auf der Straße sehen lassen, ohne beschimpft und angespuckt zu werden. Ein gewisser Trost für sie lag darin, daß die Mohammedaner,

ähnlich wie einst die alten Römer, die Christen noch mehr verachteten als die Juden, weil die ersteren eigentlich nur eine Sekte der letzteren wären. Übrigens hatte sich, wie mir Nachtigal versicherte, das kluge Volk Israel, wie einst in Ägypten und später in vielen anderen Ländern, trotz Unterdrückung und Mißhandlung auch in Nordafrika schon unter den Beys eine dominierende Stellung zu verschaffen gewußt. Alle Geldgeschäfte waren in den Händen der Juden. Sie waren die Schatzmeister, Geheimschreiber und Dolmetscher des Bey, hielten dessen Juwelen und Brillanten unter ihrem Verschluß und kontrollierten die Münze. Sie stellten dem unwissenden Volk, das für exakte Studien wenig begabt war, Ärzte und Apotheker.

Strafjustiz in Nordafrika

Schauerlich war, was über die Grausamkeit erzählt wurde, die vor der französischen Besitzergreifung an der nordafrikanischen Küste geherrscht hatte. D'Estournelles mag aus naheliegenden Gründen in dieser Richtung übertrieben haben, aber auch Nachtigal wußte Übles zu berichten. Die kleinsten Vergehen wurden mit Prügel bestraft, die mit einem Ochsenziemer verabreicht wurden. Die Streiche wurden an einem Rosenkranz abgezählt. Mehr als 999 Schläge durften nach dem Koran nicht erteilt werden. So weit soll es aber kein Delinquent gebracht haben, namentlich, wenn ihm, wie dies erlaubt war, die Hiebe von vorn verabreicht wurden. Ein beliebter Brauch war es, einen für ernstlichere Vergehen Verurteilten bis an den Hals in den Sand zu graben und dann seinen Kopf den Mißhandlungen der Vorübergehenden preiszugeben. Oder auch, ihm Nasenlöcher, Mund und Ohren mit Schießpulver anzufüllen und dieses anzuzünden. Gelegentlich wurde auch ein Missetäter lebendig in die Haut eines toten Ochsen eingenäht. Oder man band ihn an den Schwanz eines Maultieres, das zum Galopp angetrieben wurde. Hoch in Ehren stand die Lex talionis. Ein jüdischer Garkoch, der überführt worden war, in Öl gebackenes Menschenfleisch verkauft zu haben, wurde nach und nach in kleine Stücke zerschnitten, die man eins nach dem andern in einen Kessel voll siedendem Wasser warf und dann vor den Augen des Sterbenden den Hunden zu fressen gab. Genug der Greuel.

Constantine

Von Tunis fuhr ich nach Bone, das noch heute ein beliebter Seeplatz ist und einst als Hippo Regius der Bischofssitz des heiligen Augustinus war, den ich sehr verehre und zu dessen „Confessiones" ich immer wieder greife. In Constantine, der auf einem Felsenplateau gelegenen, von einer tiefen Schlucht umgebenen Haupstadt des östlichen Algeriens, machte ich die Bekanntschaft eines höheren katholischen Geistlichen, eines würdigen und klugen Mannes, der mir bereitwillig über seine Eindrücke und Erfahrungen Auskunft gab. Er glaubte nicht an die Gefahr und nicht einmal an die Möglichkeit eines Aufstandes der Eingeborenen in Algier und Tunis. Sie

kennten zu gut die numerische wie die technische Überlegenheit ihrer französischen Gebieter. Daraus folge freilich noch nicht, daß die Araber mit der französischen Herrschaft zufrieden seien oder sie gar liebten. Im Grunde sehnten sie sich nach der Zeit der Beys zurück, obwohl deren Herrschaft barbarisch gewesen sei. Übertritte der Eingeborenen zum Christentum kämen trotz der damit für sie verbundenen Vorteile sehr selten vor. Seltsamer- und traurigerweise fehle es dagegen nicht an der umgekehrten Erscheinung. Als die französischen Truppen bei der Okkupation von Tunis in Kairuan eingerückt seien, der alten Hauptstadt des arabischen Afrika und einer der heiligen Stätten des Islams, mit prächtigen Moscheen und Gesetzesschulen, hätten sie in der Umgebung islamitische Anachoreten gefunden und unter ihnen frühere französische Offiziere und Beamte. Wie ein Christ, ein Europäer dazu kommen könnte, noch dazu als Einsiedler in der Wüste, sich in die Gedankengänge einer tief unter dem Christentum stehenden Religion zu verirren, wußte mein geistlicher Freund weder sich noch mir zu erklären.

Von Constantine fuhr ich mit der Diligence über Batna und El Kantara nach Biskra. Hier lernte ich auf mehreren Ritten, die ich in Gesellschaft zweier junger französischer Offiziere unternahm, die Wüste kennen. Die Unermeßlichkeit des Horizonts, die Einförmigkeit, das tiefe Schweigen, der Ernst dieser Natur machten mir einen überwältigenden Eindruck. Ich begriff, daß das Judentum und mit ihm das Christentum, daß der Islam, daß drei große Religionen aus der Wüste hervorgingen. Sie führt zur Konzentration und zum Meditieren. Sie verfeinert die Empfindung, sie gibt der Einbildungskraft Flügel. Nur das Meer und die Hochalpen sind ihr vergleichbar. Als ich meiner Ergriffenheit, ja meinem Entzücken Ausdruck gab, unterbrachen mich meine Begleiter. „Wenn Sie", meinten sie, „als Offizier einige Sommermonate hier verweilen müßten, würden Sie anders sprechen. Für einen Offizier, einen zivilisierten Menschen, ist die Wüste die Hölle. Ni plus, ni moins! In jedem Sommer kommt es vor, daß Offiziere unter dem Druck der Melancholie, die durch die entsetzliche Hitze und die Monotonie der Wüste erzeugt wird, zum Revolver greifen und ihrem Leben freiwillig ein Ende setzen. Was die Mehrzahl von uns aufrechterhält, ist das Pflichtgefühl und die Überzeugung, daß, wer hier Geist und Körper gestählt hat, wozu allerdings gehört, daß er sich des Alkohols enthält, jeder künftigen Anstrengung und allen denkbaren Gefahren gewachsen ist."

Biskra

Von meinen Begleitern hörte ich zum erstenmal die Ansicht aussprechen, daß für Frankreich sein nordafrikanischer Besitz nicht, wie dies in Deutschland angenommen zu werden scheine, eine militärische Schwächung, sondern vielmehr eine erhebliche Stärkung bedeute. Nordafrika sei ein

Frankreichs Truppenreservoir

unerschöpfliches Reservoir für kräftige, zähe, kampflustige Soldaten. Es komme nur darauf an, diesen Soldaten kühne und harte Führer zu geben. „Wenn Sie für die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse des Afrikaners sorgen und ihm Offiziere geben, die ihn mit dem Revolver in der Hand dirigieren und führen, so können Sie die Hölle mit ihm stürmen." An diese Unterredung während unseres Wüstenrittes, an die „force noire de la France" habe ich oft zurückgedacht, wenn ich die selbst von deutschen Militärs und insbesondere von Kaiser Wilhelm II. gehegte falsche Ansicht bekämpfte, daß die Ausdehnung des nordafrikanischen französischen Besitzes für Frankreich militärisch eher schädlich als nützlich sei. Wie mein geistlicher Freund in Constantine hielten auch meine militärischen Wüstenbegleiter einen ernstlichen, gefährlichen Aufstand in Algier wie in Tunis für so gut wie ausgeschlossen. Der militärische Wert der Fremdenlegion wurde von allen Franzosen, denen ich begegnete, den Offizieren sowohl wie den Beamten, sehr hoch eingeschätzt. Natürlich müßten diese „enfants perdus de la civilisation moderne" einer eisernen Disziplin unterworfen werden. Aber bei energischer Führung seien sie ebenso leistungsfähig wie die Landsknechte des Mittelalters. Die französische Fremdenlegion sollte damals an zwanzigtausend Mann zählen. Es wurde angenommen, daß mindestens fünfzig Prozent der Legionäre Deutsche waren. Nach alter französischer Tradition wurde die Legion mit Vorliebe als Kanonenfutter verwendet. Das Wüstenklima mit seiner furchtbaren Sommerhitze und empfindlichen Winterkälte dezimiert die Reihen der Legionäre. Der jährliche Gesamtverlust der Fremdenlegion soll siebzig Prozent betragen.

Algier

Algier, wo ich meine afrikanische Reise beendigte, war nach Karthago und nach der Wüste fast eine Enttäuschung für mich. Jedenfalls erfüllte die „Weiße Stadt" nicht die Erwartungen, welche die Lektüre des „Semilasso" des Fürsten Pückler-Muskau in mir erweckt hatte. Aber auch in Algier lernte ich einen nicht uninteressanten Mann kennen. Der deutsche Konsul,

Julius Fröbel

Dr. Julius Fröbel, machte einen bescheidenen, schüchternen, fast ängstlichen Eindruck. Niemand hätte ihm die bewegte, ja stürmische Vergangenheit angesehen, auf die der achtzigjährige Mann zurückblickte und aus der zu lernen war, daß es in der viel verhöhnten Biedermeierzeit mehr echte Romantik gab als in der wohl vernünftigeren, aber auch banaleren Gegenwart. Julius Fröbel war von seinem Onkel Friedrich Fröbel, dem bekannten Pädagogen und Gründer der Kindergärten, in Keilhau bei Rudolstadt erzogen worden. Von Keilhau ging er nach Zürich, wo er die Professur der Mineralogie an der Hochschule erhielt. Als er das Züricher Bürgerrecht erworben hatte, gab er seine Professur auf und stellte sich an die Spitze der radikalen Partei der Limmatstadt. Er gründete das „Literarische Comtoir", in dem die revolutionären Schriften erschienen, die in Deutschland von der

Zensur verboten waren und die Fröbel mit leidenschaftlichem Eifer verbreitete. Auf einer Propaganda-Reise in Köln verhaftet und aus Preußen ausgewiesen, fand er einen Unterschlupf in Dresden, wandte sich immer mehr nach links und wurde 1848 als roter Demokrat in das Frankfurter Parlament gewählt. Im Oktober 1848 ging er mit seinem Parteifreund Robert Blum nach Wien, um den dortigen Aufständischen eine Adresse der Frankfurter Linken zu überreichen. Er nahm Ende Oktober als Hauptmann teil an den Kämpfen der Wiener Revolutionäre gegen die Wien belagernden kaiserlichen Truppen. Nach der Übergabe von Wien wurde er gleichzeitig mit Blum verhaftet und vom Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt. Das war zweifellos der dramatische Höhepunkt seines Lebens. Robert Blum wurde bekanntlich erschossen. Julius Fröbel wurde im letzten Augenblick vom Fürsten Alfred Windischgraetz begnadigt, den einer seiner Adjutanten darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Fröbel sich einmal in einer Rede oder in einer Broschüre für die österreichische Hegemonie in Deutschland ausgesprochen habe. Windischgraetz ließ Fröbel sogar nach Frankfurt zurückkehren, wo er im Juni 1849 den Exodus des Rumpfparlaments nach Stuttgart mitmachte. Er lebte hierauf erst in Cuxhaven, dann auf Helgoland und wanderte 1849 nach Amerika aus. Dort etablierte er in New York eine Seifenfabrik, machte Bankrott, zog nach Nikaragua, beteiligte sich an einer Kommission, die die Möglichkeit eines Kanalbaues zu untersuchen hatte, ging nach San Franzisko, wo er ein Journal herausgab, und als er auch damit keinen Erfolg hatte, zog er wieder nach New York. Hier heiratete er die Reichsgräfin Caroline von Armannsberg, deren Vater, Graf Ludwig Armannsberg, nacheinander königlich bayrischer Minister des Innern und der Finanzen, später Präsident der Regentschaft des neugegründeten griechischen Staats und sogar hellenischer Reichsverweser geworden war, um schließlich als Reichsrat der Krone Bayerns in München zu sterben.

Fröbel kehrte mit seiner Gattin nach Deutschland zurück, schloß sich der Großdeutschen Partei an und gründete in Wien ein offiziöses Blatt, den „Botschafter". Von Julius Fröbel ging die Idee des Frankfurter Fürstentages aus, für die er durch den Erbprinzen von Thurn und Taxis dessen Schwager, den Kaiser Franz Josef, gewann. Gleichzeitig hatte er für eine Reform der österreichischen Handelspolitik im freihändlerischen Sinne und für seine eigenen sozialen Theorien gewirkt, mit denen er, wie er mir anvertraute, etwa die Mitte zwischen Rodbertus und Lassalle hielt. 1866 übernahm er die Redaktion des württembergischen „Staatsanzeigers", gab sie aber nach einem Jahr wieder auf und gründete die „Süddeutsche Presse" in München, in der er die Bismarcksche Politik verfocht und damit seinen Übergang von der Großdeutschen zur Kleindeutsch-Preußischen Partei

vollzog. Nachdem er die „Süddeutsche Presse", die sich, nebenbei gesagt, ebensowenig rentierte wie andere frühere Unternehmungen, leidlich verkauft hatte, trat er 1873 als Konsul in Smyrna in den Dienst des Deutschen Reichs. Von Smyrna war er nach Algier versetzt worden.

Julius Fröbel empfing mich mit sichtlichem Mißtrauen, das ihm in seinem abenteuerlichen Leben offenbar zur zweiten Natur geworden war. Als ich ihn darüber beruhigt hatte, daß ich nicht nach Algier gekommen sei, um ihn von seinem Posten zu verdrängen, schenkte er mir zunächst sein Hauptwerk: „Die Wirtschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkt der Einheit idealer und realer Interessen." Dann kramte er, anfänglich zaghaft, dann immer zuversichtlicher, seine Impressionen als Konsul in Algier aus. An der Hand seiner sachlich gründlichen und klaren Mitteilungen über die Verhältnisse in Nordwestafrika schrieb ich in einer Nacht ein Promemoria, das der Botschafter Fürst Hohenlohe später dem Auswärtigen Amt einreichte. Den politischen Gesamteindruck meiner Reise nach Tunis und Algier resümierte ich in einem langen Brief an Holstein.

XXXIX. KAPITEL

Besuch Herbert Bismarcks in Paris • Von Herbert Bismarck nach London eingeladen Botschafter Graf Münster • Mr. Gladstone • Vermählung Adolfs von Bülow in Nienstedten (1. VII. 1884) • Versetzung nach St. Petersburg • Bei Fürst Bismarck in Varzin

Interesse Holsteins

Seitdem ich zum Ersten Sekretär der Pariser Botschaft befördert worden war, hatte sich mir in steigendem Maße das Interesse von Holstein zugewandt. Herbert Bismarck sagte mir einmal über Holstein in jener Zeit, wo beide intim befreundet waren: „Holstein besitzt ungemein viel Flair. Ob ein junger Diplomat ‚a rising man' ist oder nicht, fühlt Holstein, bevor der Betreffende sich selbst darüber klar ist. Auch das macht ihn meinem Vater wertvoll." Holstein interessierte sich nicht nur für meine Berichterstattung, für meine dienstliche Tätigkeit, sondern auch menschlich suchte er mir näherzukommen. Als ich nach meinem Avancement auf Urlaub nach Berlin kam, lud er mich zu Borchardt ein. Während wir vorzüglichen Rotwein tranken (Holstein war ein Feinschmecker), setzte er mir auseinander, daß er für mich beinahe väterliche Gefühle hege. Mein Vater habe mich ihm nicht lange vor seinem Tode anvertraut. „Wenn ich nicht mehr bin", habe er zu ihm gesagt, „so halten Sie Ihre Hand über meinen ältesten Sohn." Holstein sagte mir das mit einem Tremolo in der Stimme. Ich glaube, er hatte sogar eine Träne im Auge. Ob etwas Wahres an der ganzen Geschichte war? Ich möchte es bezweifeln. Mein seliger Vater würdigte die große Begabung von Holstein, seine Sprachkenntnisse, seine Schlagfertigkeit, seine eminente Arbeitskraft, vor allem seinen politischen Scharfsinn. Vertrauen hatte er nicht zu dem Geheimrat Fritz von Holstein.

Herbert Bismarck in Paris

Im Mai 1884 aus Algier nach Paris zurückgekehrt, erhielt ich einen Brief von Herbert Bismarck, der damals der Kaiserlichen Botschaft in London als Erster Sekretär zugeteilt war. Er zeigte mir seine bevorstehende Ankunft in Paris an, wo er acht fidele Tage verleben und mich einmal wiedersehen wolle. Ich fand ihn bei seinem Eintreffen in weit besserer Stimmung als zwei oder drei Jahre früher, wo er noch ganz unter dem Eindruck seiner unglücklich verlaufenen Leidenschaft für die Fürstin Elisabeth Carolath gestanden hatte, mit aller Welt und am meisten mit sich selbst unzufrieden war und alles in grau sah. Jetzt erstaunte er mich

durch die Unverwüstlichkeit, mit der er bis spät in die Nacht im Café Anglais oder bei Voisin schwerem Romanée-Conti und Champagner (Extra-Dry) zusprach, um am nächsten Morgen bei bester Verfassung zum Frühstück eine Flasche Portwein zu leeren. Ich lud ihm wiederholt zu kleinen Soupers diese oder jene meiner französischen Freunde ein, denen er gefiel. Er sprach Französisch nicht besonders geläufig, aber originell, und fand für jeden seiner Gedanken auch in der fremden Sprache einen treffenden, prägnanten Ausdruck. Ich entsinne mich eines ausgezeichneten Frühstücks im Café Voisin, an dem außer dem klugen und liebenswürdigen Grafen Adrien Montebello auch Camille Barrère, der künftige Botschafter in Rom, und die Brüder Cambon teilnahmen, die gleichfalls beide Botschafter werden sollten. Die Franzosen bewunderten die Trinkfreudigkeit und Trinkfestigkeit des jungen deutschen Recken, aber auch seinen Humor und seine Schlagfertigkeit. Ich machte Herbert mit Francis Charmes bekannt, dem späteren Chroniqueur der „Revue des Deux Mondes", der ihm durch seinen scharfen und klugen Verstand besonders gefiel. Ich führte Herbert nach Versailles. Als ich ihm den majestätischen Vorhof zeigte, auf dem sich die Statue des Roi-Soleil erhebt, umgeben von den Standbildern von sechzehn französischen Feldherren, von Bayard bis Masséna, als wir durch die Gemäldegalerie gingen, die dem Ruhm Frankreichs geweiht ist („à toutes les gloires de la France"), die alle Siege der französischen Heere während Jahrhunderten verherrlicht, alle lichten Seiten der „gloire", ohne irgendwelchen Schatten, wies ich auf die unbegrenzte Eitelkeit der Franzosen hin, über die der zu einer moralischen Betrachtung der Dinge geneigte Deutsche den Kopf schüttele, die aber doch die Quelle des unausrottbaren französischen Ehrgeizes, der unverwüstlichen französischen Vitalität, vor allem der leidenschaftlichen französischen Vaterlandsliebe sei. Herbert meinte: „Das hier ist alles Quatsch, das sind Tempi passati. Wir dürfen uns von den Franzosen nicht verblüffen, uns nicht von ihnen imponieren lassen. Die Leute sind ein für allemal erledigt." Im Gegensatz zu seinem großen Vater neigte Herbert seit seiner Jugend, der Staatssekretär später noch mehr als vorher der Botschaftssekretär, politisch zur Hybris.

Reise Bülows nach London

Nicht lange nachdem Herbert Bismarck aus Paris nach London zurückgekehrt war, erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mich dringend und herzlich einlud, für einige Tage herüberzukommen. Nicht nur würde mein Besuch ihm persönlich eine Freude sein, sondern auch im dienstlichen Interesse fände er es nützlich, daß ich mir London einmal ansähe und dort Beziehungen anknüpfe. Er proponierte mir, bei seinem und meinem Freunde, dem Zweiten Sekretär der Kaiserlichen Botschaft, dem Grafen Friedrich Vitzthum, abzusteigen, der mich gern in seiner hübschen und

bequem gelegenen Wohnung beherbergen würde. Rasch entschlossen fuhr ich zwei Tage später über Boulogne nach London. Mein Zug passierte Amiens, und ich gedachte der Zeiten, wo ich im Dezember 1870 in Camon im Quartier lag, bei Querrieux, Pont Noyelles und Daours focht und später im schönen Mai 1871 im Gehölz von Longeau spazierenritt. In der englischen Hauptstadt traf ich in einem politisch interessanten Augenblick ein. In der englischen innern Politik drehte sich im Frühjahr 1884 alles um die Wahlreformbill, die Gladstone Ende Februar im Unterhause eingebracht hatte und durch die mit einem Schlage die Gesamtzahl der Wähler nahezu verdoppelt werden sollte. Das dieser Reform abgeneigte Englische Oberhaus operierte taktisch sehr geschickt. Es verfiel nicht in den Fehler, den im letzten Jahre meiner Reichskanzlerzeit die preußischen Konservativen begingen, als sie sich a limine jeder Reform des preußischen Wahlrechts widersetzten. Klüger, staatsmännischer und patriotischer, erklärten die englischen Konservativen und mit ihnen das House of Lords, in dem sie die Mehrheit besaßen, daß die Ausdehnung des Wahlrechts an sich auch ihren Wünschen entspräche. Dagegen stellten sie das nicht unbillige Verlangen, daß die neue Verteilung der Parlamentssitze, die Gladstone erst später vornehmen wollte, schon in die erste Bill einbezogen werden sollte, so daß beide Parteien klar erkennen könnten, was sie durch die ganze Maßregel zu gewinnen oder zu verlieren hätten. Das Oberhaus konnte die von ihm gewünschte Verschmelzung der beiden Maßregeln in einen Gesetzentwurf nicht durchsetzen. Aber da es sich entschieden weigerte, die erste Bill anzunehmen, bevor die zweite nicht wenigstens dem Parlament vorgelegt worden wäre, bot Gladstone die Hand zu einem Kompromiß. Er verständigte sich persönlich mit Lord Salisbury, dem Führer der Tories und der Oberhausmehrheit, und machte diejenigen Konzessionen, die unerläßlich waren, um dem Oberhaus zu genügen, und die noch nicht zu weit gingen, um die liberale Majorität im Unterhaus zu gefährden. Lord Salisbury ging darauf ein, und die große Reform war gesichert. Wiederum hatte sich die politische Erbweisheit der Engländer, wie König Friedrich Wilhelm IV. den traditionellen politischen Common sense der Briten genannt hat, glänzend bewährt. In der auswärtigen Politik stand bei meinem Eintreffen in London die Mission im Vordergrunde, mit der General Gordon im Sudan betraut worden war. Ganz England bangte für das Schicksal seines populären, geliebten und verehrten Generals.

Graf Münster

Meinen ersten Besuch in London stattete ich selbstverständlich dem Botschafter ab, dem damaligen Grafen, späteren Fürsten Münster. Er war ein Original, auch äußerlich. Sehr lang, sehr mager, hatte er einen unverhältnismäßig großen Kopf, der an einen großen Kürbis auf einer langen Stange erinnerte. Mit diesem Kopf pflegte Münster zu wackeln. Das gab ihm,

verbunden mit der hängenden Unterlippe, den glanzlosen Augen, etwas für alle und alles Gleichgültiges, Hochmütiges. Insofern war er ein echter Typus des alten hannoverschen Adels, der an aristokratischer Hoffart jeden andern deutschen Adel übertraf. Dieses hochmütige Selbstbewußtsein war aber mit unleugbaren Qualitäten verbunden. Münster besaß große Sicherheit des Auftretens, ein unerschütterliches Selbstvertrauen, viel gesunden Menschenverstand. In der Konversation war er ebenso originell wie in der äußeren Erscheinung. Er verhehlte in keiner Weise seine Mißachtung für das damals von Bismarck geleitete Auswärtige Amt, das er das „Zentralrindvieh" zu nennen pflegte. Tadelnde Bemerkungen in Erlassen des Auswärtigen Amts und selbst Rügen von Bismarck machten ihm keinen Eindruck. Als er einmal einen schriftlichen Verweis des „großen Otto", wie wir ihn in der Karriere nannten, erhielt, meinte er gleichmütig, noch dazu im Beisein von Herbert Bismarck: „Wie muß sich der geärgert haben, der diesen Erlaß diktiert hat."

Disput des Botschafters mit Vitzthum

Am ersten Abend, den ich bei Münster verlebte, geriet er mit Friedrich Vitzthum in einen freundschaftlichen Disput über eine gerade schwebende deutsch-englische Differenz. Münster konnte Vitzthum wohl leiden, obwohl oder gerade weil dieser ihm gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm. „Ich weiß sehr gut", meinte Vitzthum an diesem Abend zu seinem Chef, der wieder abfällige Bemerkungen über deutsche Beamte und Hochschullehrer gemacht hatte, „daß Sie, Exzellenz, der Ansicht sind, ein englischer Lord von einundzwanzig Jahren, der in Cambridge oder in Oxford gerudert und Cricket gespielt hat, sei klüger als alle deutschen Bürokraten und Gelehrten." Mit der größten Ruhe erklärte Münster lachend: „Das ist er auch, mein lieber Vitzthum! Das ist er! Politisch ist so ein junger Lord viel klüger als alle unsere Professoren und Geheimräte." Als die Rede darauf kam, daß er und Bismarck von 1859 bis 1862 in St. Petersburg Kollegen gewesen waren, meinte Münster, nicht ohne unfreiwilligen Humor: „Für Bismarck, der das starke preußische Heer hinter sich hatte, war es keine Kunst, sich in St. Petersburg eine gute Stellung zu machen. Aber daß ich als Vertreter des kleinen Hannover in St. Petersburg eine so ausgezeichnete Position hatte, das wollte etwas bedeuten." Als wir von der Botschaft nach der Vitzthumschen Wohnung zurückkehrten, resümierte Herbert sein Urteil über Münster dahin, daß er nach Erziehung, durch seine Heirat mit einer Engländerin und alle seine Liebhabereien ganz Engländer geworden sei und alles durch die englische Brille ansehe. Er würde also nur so lange brauchbar sein, wie wir mit England keine ernstlichen Differenzen hätten. Solange dies nicht der Fall sei und von Berlin überwacht und gezügelt, sei Münster in London ganz gut am Platz, da er den Engländern sympathisch sei und ihnen volles Vertrauen einflöße. Nur der Prinz von Wales möge Münster

nicht leiden, da er einerseits innerlich überhaupt deutschfeindlich sei und andererseits Münster nicht verzeihen könne, was er dessen „Verrat" am hannoverschen Königshause nenne. Als Althannoveraner und Sohn eines vom Welfenhause gegraften hannoverschen Großwürdenträgers hätte Münster nach der Ansicht des englischen Thronerben auch nach 1866 zu den Welfen stehen müssen.

Für mich war Münster während meines Londoner Besuches freundlich und zuvorkommend. Er hat es mir viele Jahre später übelgenommen, daß er mit achtzig Jahren, tatsächlich schon recht senil, unter Verleihung der Brillanten zum Schwarzen Adlerorden zur Disposition gestellt wurde. Bei meinem damaligen Besuch in London frug er mich, ob ich nicht Lust hätte, mich nach der bald bevorstehenden Ablösung von Herbert Bismarck als Erster Sekretär von Paris nach London versetzen zu lassen. Ich würde ihm als Erster Sekretär sehr erwünscht sein. Ich passe gut nach London und würde mir dort eine gute Stellung machen.

Münster stellte mich dem Premierminister vor. Der Rt. Hon. W. E. Gladstone, M. P., First Lord of the Treasury, war damals schon fünfundsiebzig Jahre alt. Seit seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr, also seit einundfünfzig Jahren, gehörte er dem Unterhause an. Er war schon vor gerade einem halben Jahrhundert, 1834, unter Sir Robert Peel, dem Befürworter der Katholikenemanzipation und Vorkämpfer des Freihandelssystems, Unterstaatssekretär im Kolonialamt und 1868 zum erstenmal Premierminister gewesen. Gladstone hatte nicht das Faszinierende von Disraëli, dem Vater des englischen Imperialismus. Weder auf die Königin Victoria, die ihn nicht mochte und ihm seinen Rivalen Beaconsfield bei weitem vorzog, noch auf das englische Volk übte er den Zauber aus, der seinem Rivalen, Benjamin Disraëli, nicht nur die dauernde Gnade seiner hohen Gebieterin, sondern auch die größte Popularität eintrug, die seit Palmerston ein englischer Minister besessen hatte. Disraëli zu Ehren schmückt noch heute die Primrose, die Primel, die Knopflöcher englischer Nationalisten. Aber auch William Gladstone war ein ungewöhnlicher Mann. Mir fiel sein großes, tiefes, ernstes Auge auf, aus dem Begeisterungsfähigkeit, Gutgläubigkeit und Bekennermut sprachen. Er hatte ein ungewöhnlich sympathisches Organ. Ich bin weit entfernt, ihn nach den wenigen Worten zu beurteilen, die er mit einem um vierzig Jahre jüngeren Mann wechselte. Aber ich verstand, daß er seinen Landsleuten durch Eigenschaften imponierte, die im besten Sinne englisch waren: den großen Ernst, die Tüchtigkeit, die Begeisterungsfähigkeit, die Gewissenhaftigkeit, die Überzeugungstreue. *Gladstone*

Gladstone wechselte gelegentlich seine Überzeugungen, aber was er im Augenblick sagte, daran glaubte er felsenfest wie an das Evangelium.

An Disraëli hatte einmal eine Dame brieflich die Frage gestellt, die das gute Gretchen an Faust richtet: „Nun sag, wie hast du's mit der Religion?" Disraëli hatte geantwortet, ein weiser Mann sage nie, was er über Religion denke. Gladstone hatte ein viel näheres Verhältnis zur Religion. Er las, meditierte und kommentierte die Bibel. Es gibt ein köstliches Bild von Lenbach, das William Gladstone darstellt, wie er mit Ignaz Döllinger theologische Fragen bespricht. Es handelt sich offenbar um ein kniffliches Problem. Gladstone sieht nachdenklich ins Weite, Döllinger grübelt mit verschränkten Armen. Gladstone hatte viel von einem Theologen. Er lebte und webte in biblischen Vorstellungen. Disraëli hatte etwas Skeptisches. Gladstone entrüstete sich gern. Er hatte vor der Bildung des italienischen Nationalstaates die Regierungsweise im Königreich Neapel und im Kirchenstaat eine „Verleugnung Gottes" gescholten. Nach den türkischen Exzessen in Bulgarien tobte er gegen den „unspeakable Turk". Aber wie die Mehrzahl seiner Landsleute entrüstete sich Gladstone nur da, wo sein Zorn die englischen Interessen nicht ernstlich gefährdete. Er war bisweilen von dem Vorwurf der Heuchelei nicht ganz freizusprechen, in die Staatsmänner leicht verfallen, die auf einer ethischen Basis stehen und doch die Interessen ihres Landes wahren wollen.

Es hat nicht viele Staatsmänner gegeben, die von ihrer Unfehlbarkeit so überzeugt waren wie William Gladstone. Mein Freund Harding, wegen seiner tüchtigen und ausgebreiteten Kenntnisse im englischen diplomatischen Dienst „The Professor" genannt und nicht zu verwechseln mit dem späteren Unterstaatssekretär im Foreign Office und Vizekönig von Indien, Hardinge, erzählte mir gelegentlich den nachstehenden kleinen Zug. Er war zu Tisch bei Gladstone eingeladen worden. Der große Mann hielt einen seiner gewohnten Monologe und setzte auseinander, daß es auf der Balkanhalbinsel nur zwei Völker gebe, die edlen Griechen und die abscheulichen Türken. Harding, der die Balkanhalbinsel aus eigener Anschauung kannte, machte in bescheidener Weise, fast schüchtern, darauf aufmerksam, daß auch Millionen von Slawen auf der südöstlichen europäischen Halbinsel lebten, Kroaten, Serben, Bulgaren, sodann auch Rumänen und Albanesen. Während Harding die Zahlen angab und diese verschiedenen Nationalitäten, ihre Vergangenheit, ihre Kultur, ihre Aspirationen charakterisierte, steckte ihm der aufwartende Diener im Auftrag von Mrs. Gladstone einen kleinen Zettel zu, auf den sie geschrieben hatte: „We never contradict Mr. Gladstone."

Münster fuhr mich in seinem tadellos von ihm geleiteten Viererzug fast täglich zu irgendeinem sportlichen Vergnügen. Herbert gab mir vor meiner Abreise in Richmond ein Souper, zu dem er außer dem drolligen und brillanten Lord Charles Beresford und dessen reizender Frau die Staats-

sekretäre des Innern und des Krieges, Sir W. Vernon-Harcourt und den Marquis of Hartington, den späteren Herzog von Devonshire, einlud. Auch Sir Charles Dilke, der Präsident des Local Government Board, nahm an diesem kleinen Feste teil. Er hatte sich damals noch nicht lange von einem allerdings mehr akademischen Republikanismus zur Monarchie zurückgefunden. Der ungewöhnlich begabte Mann, der mit seinem Buch „Problems of Greater Britain" einer der Vorkämpfer und Bahnbrecher des gegenwärtigen, auf föderativer Basis ruhenden englischen Weltreichs wurde, ist später an einer wüsten Weibergeschichte gesellschaftlich und politisch zugrunde gegangen. Ein andermal lud mir Herbert alte diplomatische Kollegen und Freunde ein, von denen ich mich an die Franzosen d'Aunay, den späteren Freund und Vertrauten von Clemenceau, mit seiner ehrgeizigen und koketten amerikanischen Frau und den klugen, historisch sehr gebildeten Mr. Bapst, an den Dänen Falbe, den Ungarn Hengelmüller von Hengervor, den Russen Niki Adlerberg erinnere.

Sir Charles Dilke

Als ich mich von Herbert verabschiedete, schenkte er mir einen hübschen und handlichen Revolver mit der humoristischen Aufforderung, damit jeden „vor den Bauch zu schießen", der mir im Leben feindlich in den Weg treten würde. Der Revolver liegt noch neben meinem Schreibtisch in der Villa Malta. Ich verließ London mit der Hoffnung, daß ich dort im Laufe des Sommers als Erster Sekretär an die Stelle von Herbert Bismarck treten und Gelegenheit finden würde, England, wo es mir ausgezeichnet gefallen hatte, näher kennenzulernen.

Am 1. Juli 1884 wohnte ich mit viertägigem Urlaub der Hochzeit meines Bruders Adolf mit unserer Kusine, der Komteß Carola Vitzthum, bei. Die Feier steht heute noch lebhaft vor meinem Gedächtnis. Die Trauung fand an der Niederelbe statt, wo ich geboren bin, in der alten Kirche von Nienstedten, deren Geistlicher mich getauft hat und auf deren stillem Friedhof ich einst begraben werden möchte. Man konnte sich kaum ein schöneres Brautpaar denken. Er vierunddreißig, sie kaum zwanzig. Er groß, schlank, sehnig, mit ernsten, fast strengen Gesichtszügen und großen, nachdenklichen Augen, sie mit wunderschönen, aber etwas melancholischen Augen, hübsch gewachsen, aber dabei noch ganz mädchenhaft, zart, voll Anmut. Sie war Ehrendame der Kaiserin Augusta gewesen, die auf alle Damen ihres Hofes einen günstigen Einfluß ausübte, im Goethischen Sinn der Ausbildung und Förderung des menschlich Guten und Schönen. Es war eine Liebesheirat im vollen Sinne des Wortes. Sie blickte mit zärtlicher Bewunderung und Neigung zu ihm auf, der sich leidenschaftlich in sie verliebt hatte. Kaum zwei Jahre später starb Carola in ihrem zweiten Wochenbett. Dreizehn Jahre später fand Adolf einen jähen Reitertod.

Heirat Adolfs v. Bülow

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der Vergängliche, baut?

Nach Petersburg versetzt

Während des Frühstücks, das nach der Trauung in der Bost, dem an der hier breit fließenden Elbe unter Eichen, Linden und Buchen schön gelegenen Landhaus der Eltern der Braut in Dockenhuden, stattfand, erhielt ich ein Telegramm des Auswärtigen Amtes, das mir meine Versetzung von Paris nach St. Petersburg mit dem Zusatz mitteilte, daß ich mich sofort und direkt auf meinen neuen Posten zu begeben hätte, da der kaiserliche Botschafter in St. Petersburg, der General von Schweinitz, aus Familienrücksichten einen nicht länger zu verschiebenden Urlaub antreten wolle. So schied ich von Paris. Ich hatte angenommen, daß ich nach wenigen Tagen von der Elbe an die Seine zurückkehren würde. Statt dessen habe ich Paris, wo ich sechs Jahre verlebt hatte, nie wiedergesehen. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?

Besuch beim Fürsten

Gleichzeitig mit der Weisung des Auswärtigen Amtes erhielt ich ein Telegramm aus Varzin, in dem Fürst Bismarck mir den Wunsch einer persönlichen Rücksprache ausdrückte und mich zu einem zweitägigen Besuch einlud. Am nächsten Tage fuhr ich von Hamburg direkt nach Varzin, wo ich zuletzt neun Jahre früher geweilt hatte. Ich wurde vom Fürsten, der Fürstin und Bill Bismarck, der bei seinem Vater Dienst tat, in der freundlichsten Weise empfangen. Im Bismarckschen Hause herrschte ein im besten Sinne patriarchalischer Ton, nicht nur zwischen Eltern und Kindern, sondern auch zwischen dem Hausherrn und seinen Gästen. Wie jedes ganz große Genie, war auch Bismarck nicht unter einen einzigen Begriff zu bringen, also etwa mit dem Schlagwort „der größte Junker" zu klassifizieren. So wenig wie Moltke nur Schlachtendenker war, Goethe nur Dichter des „Faust". Aber im innersten Kern war Bismarck preußischer Edelmann und preußischer Offizier, deutscher Landwirt und Familienvater. Die Fürstin frug sofort nach dem Befinden meiner Mutter, die sie sehr liebte. Der Fürst reichte mir die Hand mit den Worten: „Es sind wohl schon fünf Jahre vergangen, seitdem Ihr Herr Vater starb, aber ich vermisse ihn noch ebenso wie am ersten Tage."

Die Fürstin setzte mir angelegentlich zu, der wie in Berlin so auch in Varzin reichlich mit allen möglichen Leckerbissen und „Delikatessen" besetzten Abendtafel zuzusprechen. Als sie mich nötigen wollte, ein zweites und drittes Glas schweres Kulmbacher Bier (Liebesgabe) zu leeren, wehrte der Fürst launig ab mit dem Bemerken: „Ich vermute, daß Herr von Bülow wie sein Vater, dem er übrigens sehr ähnlich sieht, nur daß er schlanker ist, dem Alkohol nur mäßig huldigt, was ich übrigens lobe, wenn ich auch selbst auf einem andern Standpunkt stehe." Die Rede kam auf Berliner

gesellschaftliche Verhältnisse. Die Fürstin schwärmte von Frau von Spitzemberg, der Frau des württembergischen Gesandten in Berlin, mit der sie seit über zwanzig Jahren, seit der gemeinsamen Gesandtenzeit in St. Petersburg, befreundet sei und die sie immer als treu befunden habe. Auch die mit Spitzemberg verwandten Familien Varnbüler, Hofacker, Erffa und Below wurden gepriesen, dagegen die „greuliche, unausstehliche, affektierte Mimi", die Gattin des Hausministers Schleinitz, heftig geschmäht. Der große Fürst lächelte beifällig und konstatierte, daß ihm der Gatte, der Hausminister Graf Alexander Schleinitz, „fast ebenso widerwärtig" sei wie Mimi. Als Bill mich gegen Mitternacht in mein Zimmer brachte, meinte er mit Humor und behaglich lächelnd: „So viel wie bei uns wird doch in keinem andern Hause geschimpft." Ich erwiderte ihm, daß es im Löwenkäfig anders aussehe als im Schafstall oder im Hühnerhof.

Bismarck über prophylaktische Kriege

Als ich am nächsten Morgen in meinem Zimmer bei meinem sehr reichlichen ersten Frühstück saß, trat der Fürst ein. Er setzte sich mir gegenüber mit den Worten: „Lassen Sie sich in Ihrem Vergnügen nicht stören, sondern essen Sie ruhig Ihre Eier. Hoffentlich sind sie richtig gekocht." Dann fuhr er fort: „Sind Sie sehr außer sich, daß Sie statt nach London nach Petersburg kommen? London ist als Wohnort freilich angenehmer. Und Paris zu verlassen, wird Ihnen wohl auch nicht leicht? Wie dem auch sein möge, Sie machen gute Miene zum bösen Spiel und spielen sich nicht auf den Pikierten, was immer das klügste ist." Ich erwiderte, ich fände es ganz interessant, daß ich, nachdem ich vor nicht allzu langer Zeit in der Wüste bei Biskra spazierengeritten sei, mich jetzt am Anblick des Finnischen Meerbusens und binnen kurzem an der zugefrorenen Newa ergötzen würde. Der Fürst nickte und kam sogleich auf unsere auswärtige Lage. „Unsere Politik ist und bleibt eine Friedenspolitik. Wir haben gar keinen Grund, einen Krieg zu wünschen, denn ich sehe nicht ein, was wir bei einem Kriege zu gewinnen hätten. Die Annexion von Deutschösterreich oder gar der baltischen Provinzen oder vollends der Holländer oder Schweizer würde für uns nur eine Schwächung bedeuten. Und sogenannte prophylaktische Kriege zu führen, das heißt über einen andern herzufallen, damit er, noch stärker geworden, nicht über mich herfalle, halte ich, wie Ihnen Ihr Herr Vater gesagt haben wird, der darin mit mir übereinstimmte, nicht allein für unchristlich, sondern auch für politisch unvernünftig. Wohin ist Napoleon I. mit seinen prophylaktischen Kriegen gekommen? Man weiß, wie man in einen Krieg hineinkommt! Aber man weiß nie, wie man aus ihm herauskommen wird. Dreimal hat Gott uns den Sieg verliehen. Das war viel Gnade. Es ohne zwingenden Grund zu einem vierten Kriege kommen zu lassen, hieße Gott versuchen. Die Aufrechterhaltung des Friedens deckt sich mit unserem Interesse. Natürlich müssen wir unser Schwert scharf erhalten. Unsere

politische Stellung, Macht, Ehre und Reichtum verdanken wir in erster Linie der Armee. Die Armee sichert auch die monarchische Ordnung der Dinge, die einzige solide Basis des Reichs, der Ordnung und unseres zunehmenden Wohlstandes. Der Pivot unserer Stellung und damit unserer Politik, der Punkt, auf den es am meisten ankommt, ist unser Verhältnis zu Rußland. Die Franzosen werden uns nur angreifen, wenn wir mit Rußland in Krieg geraten sind, dann aber ganz sicher. Was die Engländer angeht, so haben sie überhaupt keinen Grund, uns anzugreifen, wenn sie auch anfangen, neidisch auf unser industrielles Wachstum und unsere kommerziellen Fortschritte zu werden. Der Engländer ist wie der Hund in der bekannten Fabel, der es nicht vertragen konnte, daß ein anderer Hund auch ein paar Knochen vor sich hat, obwohl er selbst, der fette Köter, vor einer ganz vollen Schüssel sitzt. An einen englischen Angriff ist nur zu denken, wenn wir uns sowohl mit Rußland wie mit Frankreich im Kriege befänden oder irgendeinen kompletten Unsinn machen würden, wie Holland oder Belgien zu überfallen, oder die Ostsee zu schließen durch Okkupation des Sundes, oder einen sonstigen Blödsinn, mit dem nicht zu rechnen ist. Also Petersburg ist jetzt für uns der wichtigste diplomatische Posten. Darum habe ich Sie dorthin gesetzt. London und Paris sind doch mehr Beobachtungsposten. In Ländern, wo im letzten Ende das Parlament entscheidet, kann der Diplomat nicht allzuviel machen. In einem Lande, wo es in erster Linie auf den Souverän ankommt, steht die Sache anders. Auch der größte Autokrat handelt nie nur nach eigener Eingebung, wenn er sich dies auch bisweilen einbildet. Er wird immer eine Frau haben, eine Mätresse, Brüder, Vettern, Tanten, Günstlinge, Flügeladjutanten und Kammerherren, die ihn mehr oder weniger beeinflussen. Da kann der Diplomat Positives leisten und erreichen. Gortschakow sind wir ja Gott sei Dank losgeworden. Sein Nachfolger, Herr von Giers, ist kein Held, aber jedenfalls wohlgesinnt. Ich halte ihn für ehrlich, dem Gortschakow bei weitem vorzuziehen. Ich halte auch AlexanderIII. für loyal. Daß er uns nicht so wohlgesinnt ist wie sein Herr Vater, ist kein Unglück. Denn gerade weil Alexander II. bis über die Ohren in der Tradition der Freiheitskriege stak, war er so empfindlich für alles, was er mit Unrecht als eine Abweichung von den Prinzipien der Heiligen Allianz betrachtete. Er war wie eine Frau, die, weil sie in ihren Mann früher sehr verliebt war, ihn noch bis in sein hohes Alter mit Empfindlichkeit und Eifersucht verfolgt und immer fragt: ‚Hast du mich noch lieb?' Mit AlexanderIII. ist, wie ich glaube, ein ruhiges, klares Nachbarverhältnis ganz gut möglich. Weisen Sie in Petersburg nur immer darauf hin, daß kein Mensch wissen kann, wie ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen den drei Kaisermächten militärisch verlaufen würde. Aber eins ist sicher: Die drei Dynastien, die drei Monarchen würden voraussichtlich die Zeche

bezahlen, und die einzige, wirkliche Gewinnerin würde die Revolution sein. Napoleon hat auf St. Helena gesagt, Europa würde nach seinem Sturz entweder kosakisch oder republikanisch werden. Ich glaube, daß, wenn der Kurmärker und der Kosak aneinanderkommen, Europa republikanisch werden könnte. Der delikate Punkt in unserem Verhältnis zu Rußland ist natürlich Österreich. Wir können Österreich nicht überrennen und zerschlagen lassen. Wir dürfen uns aber ebensowenig durch Österreich in einen Krieg mit Rußland treiben lassen. Zwischen diesen beiden Klippen durchzukommen, ist eine Sache der Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit, ungefähr so, wie zu verhindern, daß zwei Züge aufeinanderfahren. Der Weichensteller muß die Augen offen und eine ruhige Hand haben. Am schwierigsten zu behandeln sind die Magyaren, weil sie so hitzig sind. Sie sind für uns die beste Stütze in unserem Verhältnis zur habsburgischen Monarchie, aber sie sind auch diejenigen, die gegenüber Rußland am meisten zu übertriebenem Mißtrauen und zu Unvorsichtigkeit neigen. Übrigens hat es Gott in seiner Weisheit so eingerichtet, daß die Völker des Orients, der bekanntlich auf der Wiener Landstraße anfängt, sich untereinander nicht ausstehen können. Die Magyaren und die Rumänen, die Kroaten und die Serben, die Türken und die Bulgaren, die Tschechen und die Slowaken, die Hellenen und die Albanesen hassen sich untereinander noch mehr, als sie den Deutschen hassen."

Ich hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, mit unbegrenzter Bewunderung. Ich ließ mich aber dabei nicht in meinem Frühstück stören, sondern verzehrte ruhig und mit Behagen meine Eier, das geröstete Brot und einen geräucherten Hering, den mir die gute Fürstin auf mein Zimmer hatte bringen lassen. Als ich im Laufe des Nachmittags mit Bill einen Spaziergang unternahm, sagte er mir: „Es wird Sie freuen, daß mein Vater sich freundlich über Sie ausgesprochen hat. Namentlich hat ihm gefallen, daß Sie ruhig Ihre Eier weiteraßen. ‚Er hat gute Nerven', meinte er, ‚er gefällt mir überhaupt.' "

Bismarcks innerer Gegner

Am nächsten Tage kam Fürst Bismarck nicht mehr auf Fragen der auswärtigen Politik zurück. Dagegen erging er sich im Familienkreise vor mir in heftigen Äußerungen über seine innern Gegner. Er denke nicht daran, ein autokratisches Regiment zu führen, wie ihm das täglich vorgeworfen würde. Ein solches würde ganz anders aussehen als der jetzt in Deutschland bestehende Zustand. Er wisse sehr gut, daß in Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein absolutistisches und autokratisches Regime einfach unmöglich wäre, auch abgesehen davon, daß ihm ein solches nie als Ideal erschienen sei. Ein parlamentarisches Regime erschiene ihm aber ebenso unmöglich. Unsere Fraktionen besäßen weder den Patriotismus der Franzosen noch den gesunden Menschenverstand der

Engländer. Unter solchen Umständen verstünde er nicht, was sich die Deutschfreisinnigen von der Einrichtung verantwortlicher Reichsministerien versprächen, die sie neuerdings in ihr Programm aufgenommen hätten. Darauf würde er sich, so lange er im Amte bleibe, auf keinen Fall einlassen. Das parlamentarische System würde bei der politischen Unfähigkeit des gebildeten Deutschen zu Zuständen führen wie 1848, nämlich zu Schwäche und Unzulänglichkeit oben und zu Selbstüberschätzung und zu immer frecheren Forderungen unten.

Ein Aufsatz von Hans Blum

Im Nachtrag zu meinem Besuch in Varzin wie zur Kennzeichnung der Freundschaft zwischen meinem Vater und dem Fürsten Bismarck möchte ich noch folgendes erwähnen. Drei Jahre nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, im Frühjahr 1893, veröffentlichte der Publizist Hans Blum, der älteste Sohn des 1848 von den Österreichern in der Brigittenau bei Wien standrechtlich erschossenen Agitators Robert Blum, einen Aufsatz über Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck, in dem er angebliche ungünstige Äußerungen des Fürsten über meinen Vater wiedergab, dem er unter anderm ein allzu scharfes Verhalten gegenüber seinen dienstlichen Untergebenen vorgeworfen habe. Mein Bruder Christian, Rittmeister bei den 2. Gardedragonern, der bald nachher Herbert Bismarck in Sorrento begegnete, stellte ihn zur Rede und bat um Aufklärung. Am 31. März 1893 schrieb mir, nach Schönhausen zurückgekehrt, Herbert Bismarck: „Ihr Brúder Christian wird Ihnen über unsere Unterredung in Sorrento geschrieben haben. Nachdem wir die mit erheblicher Hetzerei verbundene italienische Reise hinter uns hatten, habe ich während der Muße in Fiume an meinen Vater darüber geschrieben und fand bei meinem Eintreffen hier vor drei Tagen seine Antwort vor, aus der Sie folgende Stellen interessieren werden. Auf der ersten Seite sagte er: ‚Ich habe mit Blum unbefangen konversiert, weil seine parlamentarische Tätigkeit im Hinblick auf den Tod seines Vaters ihn mir nähergebracht hatte. Er war für mich kein Unbekannter, und er hat meine Unbefangenheit ungeschickt und ungenau ausgebeutet. Soviel ich mich erinnere, ist übrigens in seinen Indiskretionen der Name Bülow gar nicht vorgekommen. Bülow im Blumschen Sinne zu beurteilen, hat mir ferngelegen. Er war ein so anständiger, liebenswürdiger Freund für mich, daß er als Beamter weit mehr Schärfen hätte haben können, als ich an ihm je kennengelernt habe. Ich würde doch von ihm mit keinen anderen Gefühlen als denen des Wohlwollens geschieden sein, welches ich auch, nachdem er krank war und in Potsdam wohnte, persönlich betätigt habe. Ich glaube, er war der einzige, der Ähnliches von mir erlebt hat.‘ Ich freue mich, Ihnen diesen Auszug aus dem Briefe meines Vaters mitteilen zu können, da ich weiß, daß Sie darüber Befriedigung empfinden werden. Ich füge weiter nichts hinzu, da ich Ihrem Bruder gegenüber sehr

warm und eingehend gesprochen habe und annehme, daß Ihnen das bereits bekannt ist. In Rom hatten wir die Freude, Donna Laura wiederholt in alter Frische und Liebenswürdigkeit zu sehen. Sie hat das Herz meiner Frau ganz gewonnen. In alter Freundschaft stets Ihr H. B."

Fast vierzig Jahre nachdem ich den Fürsten Bismarck in Varzin besucht hatte, schrieb mir am 10. Juni 1922 Frau von Schmoller, die Witwe des bekannten Nationalökonomen, sie sei seit langem befreundet mit einer Frau von Zitzewitz, einer geborenen von Puttkamer, deren Eltern Verwandte und Freunde der Familie Bismarck gewesen seien. Es hieß weiter in dem Schreiben: „In Varzin, weit zurückliegend in der Zeit, sprach eine Kusine der Fürstin Bismarck, eine Frau von Puttkamer-Varzin, mit dem Fürsten, der im Moment wenig gut gestimmt war, am liebsten alles hinter sich getan hätte, darüber, daß er doch keinen Nachfolger habe, was er auch zugab; als sie dann fragte, ob er sich denn für später einmal jemand denken könne, verharrte er länger schweigend und meinte dann: ‚Ja, einen wüßte ich doch, Bernhard Bülow. Er ist jetzt Legationssekretär. Er würde es einmal machen können.' Die damals junge Tochter von Frau von Puttkamer, jetzt Frau von Zitzewitz, gedachte bei der Ernennung des Fürsten Bülow des damals auch von ihr gehörten Wortes des Fürsten Bismarck."

Station in Königsberg

Von Varzin begab ich mich über Stolp, Danzig und Königsberg an meinen neuen Bestimmungsort. In Königsberg notierte ich möglichst wortgetreu meine Varziner Eindrücke. Diese Niederschrift legte ich der vorstehenden Schilderung zugrunde. Dann schrieb ich in derselben Nacht einen langen Brief an die Gräfin Marie Dönhoff, in dem ich ihr sagte, wie schmerzlich es mir sei, daß wir nun so weit voneinander entfernt sein würden, denn St. Petersburg liege weit von Rom, wo sie bei ihrer Mutter an der Piazza Paganica weilte. Aber keine räumliche Entfernung, nicht Raum noch Zeit würden mich je von ihr trennen können. Sie antwortete mir, indem sie mir die deutsche Übersetzung eines Gedichtes von Leopardi schickte. Das Gedicht heißt „Liebe und Tod". Es lautet auf deutsch:

Das Licht erblickten einst zur selben Stunde
Als Brüder Tod und Liebe.
So Holdes blüht im irdischen Getriebe
Nicht mehr, wie diese, noch auf anderen Sternen.
Denn von der einen stammen die
Lieblichsten der Freuden,
Erquickend auf des Lebens Meer die Herzen,
Der andere tilgt die Schmerzen,
Die Übel allzusammen.
Als Kind, von Reiz umstrahlet
Und anzusehn erfreulich,

Nicht so, wie sich das feige Volk ihn malet,
Begleitet er zuweilen
Den kleinen, zarten Liebesgott getreulich.
Da sieht man sie gesellt die Welt durcheilen,
Zum Trost für weiser Herzen einsam Schmachten.
Und weiser wird niemals ein Herz erscheinen
Als das des Liebenden, noch mutbeseelter,
Das Leben zu verachten,
Und nie so gern ertragen wir Gefahren
Für andere Herren als für die Herrin Liebe.
Die deine Hilf erbaten,
O Liebe, sehn, erwacht zu höherm Triebe,
Den Mut, und klug in Taten,
Nicht in Gedanken bloß, wie sonst sie pflegen,
Sind dann die Menschenkinder allerwegen.
Erwachen, die da schliefen,
Die Regungen der Liebe,
Aufs neue wieder in des Herzens Tiefen,
Da meldet seltsam sich zugleich mit ihnen
Ein lebensmüdes Sehnen nach dem Tode.
Nicht weiß ich wie. Doch allen so erschienen
Ist dies als echten Liebens erste Wirkung.
Vielleicht erschreckt das Auge
Sodann die Öde dieser Weltumzirkung.
Vielleicht ist schal die Farbe dann den Blicken
Des Menschen, ohne jenes
Unendliche und Neue,
Das einzig ihn vermöchte zu beglücken!
Und großen Lebenssturm um seinetwillen
Sieht er voraus und trachtet
Nach Ruh, strebt, in den Hafen sich, den stillen,
Zu flüchten vor dem wütenden Verlangen,
Das ihn gewittergleich erfüllt mit Bangen.
Und dann, wenn überwunden
Ihn ganz die Macht, die hehre,
Und in der Brust ihm tobt zu allen Stunden
Das Leid — oh, wieviel Male
Ruft dann sein Herz, das schwere,
Herbei den Tod, zum Trost für seinen Kummer!
Wie oft des Abends und wie oft im Strahle
Des Morgens, stets noch unerquickt vom Schlummer,
Meint er beglückt sich, wenn's vergönnt ihm wäre,
Nie wieder zu erheben
Vom Lager sich, nie mehr das Licht zu schaun!

Und oftmals bei dem Klang der Totenglocke,
Beim Liede, das geleitet
Den Menschen hin zu des Vergessens Auen,
Da hört man ihn mit Seufzern
Den Glücklichsten beneiden,
Den er so sieht von dieser Erde scheiden.
Sogar das Volk, das roh und unbelehret,
Der Landmann, unerfahren
Der Tugenden, die Bildung nur bescheret,
Das Mägdlein auch, dem sonst der Mut zu schwinden
Beginnt beim bloßen Nennen
Des Todes mit emporgesträubten Haaren:
Es wagt, aufs Grab und auf des Todes Binden
Den Blick zu richten, fest und standhaft Eisen
Und Gift erwägt es, ruhig,
Gefaßt nun lange Stunden,
Und klar wird ihm die Schöne
Des edlen Tods im Geiste, dem unweisen,
So sehr erzieht zum Tod die Menschensöhne
Der Liebe Zucht. Und oft, wenn schier unsäglich
Herangewachsen ist die Qual im Herzen,
Daß ird'scher Kraft sie nimmer deucht erträglich,
Dann weicht dem Stoß der Schmerzen
Der schwache Leib und obsiegt solcherweise
Die brüderliche Macht des Todes — oder
So stark ist im Gemüt der Sporn der leise
Des tiefen Liebesdranges, daß gewaltsam
Mit ihren eigenen Händen
Der rohe Landmann und das schwache Mägdlein
Ihr ird'sches Los vollenden unaufhaltsam.
Die Welt bespöttelt solches Los — sei Frieden
Und hohes Alter ihr doch stets beschieden!
Den heißen, den beglückten,
Den mutbeseelten Geistern
Gewähr das Schicksal einen von euch beiden,
Willkommen Herrn und Meistern
Und Freunden dieser Menschheit,
Die nichts im All an Macht so kann erreichen
Als das Verhängnis. Du, den vom Beginn
Des Lebens an ich rufe stets und ehre,
Mit wandellosem Sinne,
Du, holder Tod, der einzig
Mitleidig auf dies Dasein blickt, das schwere,
Wenn je du dich gepriesen

Von mir empfindest, wenn, Göttlicher, dich jemals
Ich zu entschäd'gen strebte
Für Undank, den dir schnödes Volk erwiesen,
O säume nicht mehr, komm mit raschen Schritten
Und schließe diesem Lichte,
Nun endlich weichend längst entwöhnten Bitten,
Mein düstres Aug, o Herrscher dieses Lebens!
Wann immer ich nicht flehe mehr vergebens
Und du zu mir herniedersenkst die Schwingen —
Gewappnet, hoch die Stirn,
Wirst du mich finden, mutvoll stets begegnend
Dem Schicksal, nie die Hand, die ich in meinem
Unschuldigen Blute färbt und mich getroffen
Mit Geißelschlägen, rühmend oder segnend,
Wie Sklavensinn der Menschen tut seit lange,
Abschüttelnd jedes Hoffen, womit die Welt, die bange,
Sich kindisch tröstet, jede
Beschwichtigung, vom Schicksal nichts erwartend
Als dich und heiter stets entgegensehend
Dem Tag, wo nach erfülltem Lebenslose
Mein Haupt zur Ruh sich legt in deinem Schoße.

Unter diese herrlichen Verse hatte die Gräfin Marie mit fester Hand geschrieben: „Ohne Dich lieber den Tod, mit Dir lieber das Leben."

XL. KAPITEL

St. Petersburg (Juli 1884) • Geschäftsübernahme • Tod von Gortschakow und Skobelew Reichssekretär Polowzow • Herr von Giers • Kaiserbegegnung von Skierniewice, Vorbereitung der Entrevue • Bei Bismarck in Berlin • Reise nach Skierniewice • Kaiser Wilhelm I., Kaiser Alexander III. und Kaiser Franz Josef • Warschau • Generalkonsul von Rechenberg • Graf Fersen • Graf Dmitri Tolstoi • Pobjedonoszew • Gräfin Kleinmichl • Madame Durnow • General Tscherewin

Gortschakows Ende

Ich hatte im März 1876 das winterliche, trübe und dunkle, in Eis, Schnee und Nebel gehüllte St. Petersburg verlassen. Ich kehrte jetzt, im Juli 1884, in das St. Petersburg der hellen und weißen Nächte und der gerade an der Newa drückenden und schwülen Sommerhitze zurück. Fürst Alexander Michailowitsch Gortschakow war nicht mehr. Im hohen Alter von vierundachtzig Jahren war er zwei Jahre vorher zurückgetreten. Den Zynismus, den sein ganzes Leben zur Schau getragen hatte, verleugnete er auch nicht, als er aus dem Amte schied. Er empfing eine Deputation des Ministeriums des Äußern, die ihm feierlich eine seinem Geschmack entsprechende, in prunkvolle Phrasen gekleidete Abschieds- und Huldigungsadresse aller Beamten der ihm während sechsundzwanzig Jahren unterstellten großen Behörde überreichte, mit den zynisch-unflätigen Worten: „Une bonne nouvelle pour commencer. J'ai eu ce matin une excellente selle. Voltaire a dit que pour un vieillard c'était là le seul vrai bonheur." Ein Jahr später starb Gortschakow in Baden-Baden. Er war bis zuletzt ein lasterhafter Greis, eine unter allen Verhältnissen unerfreuliche Erscheinung. Er hatte schon während des Russisch-Türkischen Krieges in Bukarest dadurch Anstoß erregt, daß er jeden Abend in einem Café chantant den Obszönitäten französischer Chansonetten applaudierte. Gortschakow wurde in Baden-Baden vom Tode im Bett einer Dienerin der Venus vulgivaga ereilt. Das erschrockene Mädchen stürzte zur Polizei, die begreiflicherweise Aufsehen und Skandal vermeiden wollte. Es wurde verfügt, daß die Leiche des russischen Altkanzlers unauffällig in den von ihm bewohnten Gasthof übergeführt werden sollte. Man legte also den Leichnam in einen großen Korb und deckte ihn mit schmutziger Wäsche zu. So traf die sterbliche Hülle im Hotel ein, und der Pope der orthodoxen Kapelle konnte nun seines Amtes walten.

Skobelews Tod

Das Ende von Gortschakow erinnerte an den ein Jahr vorher erfolgten Tod des Generals Michail Dimitrijewitsch Skobelew. Der Besieger der Teke-Turkmenen, der Eroberer von Chiwa und Kokan, der Held von Geoktepe, Lowatz und Plewna starb in einem Moskauer Bordell. Sinnlos betrunken, hatte er sich in einer masochistischen Anwandlung an einen Türpfosten anbinden lassen und den Bewohnerinnen des Hauses befohlen, ihn, unbekümmert um sein etwaiges Protestieren und Schreien, bis aufs Blut zu peitschen. Als die Dirnen, des Flagellierens müde, die Geißelung einstellten, hatte ein Herzschlag dem Leben des noch nicht vierzigjährigen Generals ein Ende gemacht. Der Leiter der „Moskauer Zeitung", Michail Nikoforowitsch Katkow, der Hauptvertreter eines reaktionären, absolutistischen und streng nationalen Systems, wurde gerufen und sorgte für die unauffällige Überführung der Leiche des seit Suwarow populärsten russischen Generals in die auf der Höhe des Kremls gelegene Erlöserkirche, deren goldene Gitter und deren Gold- und Silbergefäße in ganz Rußland berühmt waren. Auch wer von Prüderie und Pharisäertum frei war, mußte sich gegenüber dem Ausgang des alten Gortschakow und des jungen Skobelew, des Staatsmannes und des Feldherrn, sagen, daß die elegante, ja raffinierte und glänzende Außenseite des vornehmen Russentums viel Roheit und sehr viel Fäulnis zudeckte. Die sofort in französischen Zeitungen auftauchende Behauptung, daß Skobelew das Opfer einer finsteren deutschen Intrige geworden sei, war natürlich eine sinnlose Erfindung, die dem elendesten Hintertreppenroman zur Unehre gereicht hätte. Der Tod von Skobelew wurde bei uns keineswegs freudig begrüßt. Es gab in der russischen Armee ebenso gute, ja bessere Generäle als ihn. Wohl aber dürfte der russische Hof nach dem Hinscheiden Skobelews erleichtert aufgeatmet haben. Es wurde behauptet, daß Skobelew nicht übel Lust gehabt habe, die Rolle des russischen Bonaparte zu spielen. Zu einer hübschen französischen Gouvernante, der er den Hof machte, hatte er gesagt: „Vous serez ma Josephine."

Bülows Antritt als Geschäftsträger

Ich war gerade noch rechtzeitig in St. Petersburg eingetroffen, um vom Botschafter von Schweinitz, der am nächsten Tage nach Deutschland abreiste, die Geschäfte zu übernehmen. Als ich ihn aufsuchte, traf ich bei ihm den Reichssekretär Polowzow. Dieser hohe Beamte war ein echt russischer Typus. Ein neuer Beweis für die Richtigkeit der bekannten Äußerung des Marquis Adolphe Custine, des Freundes von Rahel und Varnhagen, der in seinem Buch über Rußland schon vor achtzig Jahren der Meinung Ausdruck gab, que la facilité de faire sa carrière préservait la Russie des Tsars d'une révolution générale. Polowzow stammte aus bescheidenen Verhältnissen und hatte das wenige Geld, das er besaß, als kleiner Tschinownik verspielt. Der Russe liebt leidenschaftlich das Kartenspiel. So gut wie ruiniert, nahm Polowzow seine letzten Rubel in die Hand, kleidete

sich wie ein Gentleman und machte der reichsten für ihn zugänglichen Erbin den Hof. Auch deren Schicksal war merkwürdig gewesen. Sie war die Adoptivtochter des Bankiers Stieglitz, die vor dessen Haus, in bescheidene Windeln eingewickelt, als eben geborenes Kind von den Hausknechten, den Dvorniks, an einem kalten Wintermorgen gefunden worden war. Stieglitz stammte aus Hannover. Es wurde erzählt, daß in alter Zeit, long ago, zwei kleine, aber intelligente Judenknaben die Stadt an der Leine verlassen hätten, um in der Welt ihr Glück zu suchen. Der eine ging nach Hamburg und wurde der Ältervater der dort und von dort aus in Paris florierenden Bankierfamilie Heine. Der andere ging nach St. Petersburg und gründete das Bankhaus Stieglitz.

Als sich Polowzow nach angeregter Konversation mit Schweinitz und mir entfernt hatte, sagte mir der Botschafter: „Sie bringen für St. Petersburg eine wertvolle Gabe mit. Sie sprechen sehr gut Französisch. Das ist der Schlüssel zum Herzen der Petersburger Upper ten thousand. Nun brauchen Sie nur noch den leading ladies der St. Petersburger Gesellschaft den Hof zu machen, und Sie haben gewonnenes Spiel." Als ich erwiderte, daß ich hierzu aus verschiedenen Gründen wenig Lust verspürte, lächelte der weltkundige General: „Desto besser. Sie kennen doch Goethe? Gerade der, dem wenig daran zu liegen scheint, ob er reizt, ‚ob er rührt, der beleidigt, der verführt'."

Fahrt nach Gatschina

Einige Tage später fuhr ich nach Gatschina, dem nicht allzu weit von St. Petersburg entfernten, düsteren, aber vor nihilistischen Attentaten am leichtesten zu schützenden Lieblingsschloß des Kaisers Alexander III., um mich als deutscher Geschäftsträger dem Minister des Äußern, Herrn von Giers, vorzustellen, der, wenn der Kaiser in Gatschina residierte, auch dort zu weilen pflegte. Nikolai Karlowitsch von Giers, damals vierundsechzig Jahre alt, machte äußerlich einen kümmerlichen Eindruck. Vor der Zeit ergraut, nachlässig angezogen, immer in gebeugter Haltung, besaß er nicht im entferntesten den Aplomb eines Schuwalow oder Orlow, eines Lobanow oder Ignatjew. Er hatte seine Laufbahn im Konsulardienst begonnen und war dann Gesandter in Bern und Stockholm gewesen. Seine Feinde behaupteten, er sei jüdischer Extraktion und heiße eigentlich Hirsch. In Wirklichkeit war sein Großvater, ein kleiner schwedischer Edelmann, aus Schweden über Finnland nach Rußland gekommen. Giers war in Rußland nicht populär. Er wußte das. „Meine Familie", pflegte er zu sagen, „führt im Wappen einen kleinen Fisch, der gegen den Strom schwimmt. Das ist auch mein Los." Bei aller Unscheinbarkeit war Giers der beste, weiseste Minister des Äußern, den das Zarenreich seit Nesselrode gehabt hat. Drei Jahre später sagte mir einmal der Großfürst Wladimir in einem vertraulichen Gespräch: „Wie alle Welt, habe auch ich früher auf Nikolai Karlowitsch

geschimpft. Seit einer eingehenden und ganz offenen Aussprache, die ich mit ihm gehabt habe, bin ich der Überzeugung, daß Rußland und daß insbesondere das kaiserliche Haus keinen bessern Minister und Ratgeber haben kann als Giers."

Giers über Alexander III.

Bei unserer ersten Begegnung forderte Herr von Giers mich auf, einen Spaziergang mit ihm zu unternehmen. Während wir durch den Park schritten, meinte er mit seiner gedämpften, klanglosen Stimme: „Ich habe durch Orlow und Murawjew von Ihnen gehört, auch haben Sie in unserer Petersburger Gesellschaft bei Ihrem ersten Aufenthalt in Rußland ein gutes Andenken hinterlassen. Mein Sohn und meine liebe, inzwischen leider verstorbene holländische Schwiegertochter sind von Ihren Eltern vor Jahren in Berlin freundlich aufgenommen worden. Ich komme Ihnen mit Vertrauen entgegen. Wir brauchen den Frieden, und Sie haben auch gar kein Interesse an einem Kriege. Voilà une base solide pour être d'accord. Es kommt darauf an, daß von beiden Seiten unterbleibt, was unnötig verstimmen könnte." Nach einer kleinen Pause fügte der Minister hinzu: „Mein Kaiser will vor allem, daß man ihn in Ruhe läßt. Es ist nicht richtig, daß er ein Deutschenfeind sei. Er ist so wenig ein Feind der Deutschen, wie er ein Freund der Franzosen oder der Engländer oder der Spanier ist. Er ist ganz anders als sein Vater, sein Großvater und Großonkel, als Alexander II., Nikolaus und Alexander I. Unser jetziger Kaiser, Alexander III., ist Russe, nur Russe. Er mag alle Fremden nicht. Wenn man das in Berlin im Auge behält, können wir sehr gut zusammen auskommen." Obwohl ich eigentlich für Herrn von Giers einen Auftrag in der Tasche hatte, hielt ich es für angezeigt, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. Ich begnügte mich mit dem angenehmen Eindruck, daß er mir Vertrauen entgegenbrachte, und verabschiedete mich.

Sehr bald nach meinem Eintreffen in St. Petersburg hatte mir Bill Bismarck privatim geschrieben, daß sein Vater nach allerhand Mißverständnissen der letzten Jahre eine Begegnung der drei Kaiser für erwünscht hielte. Als Zeit wurde Mitte September, als Ort der Begegnung irgendein russisches Schloß zwischen der preußischen Grenze und Warschau vorgeschlagen. Ich möge vorsichtig das Terrain sondieren. Wenn meine Sondierung ein günstiges Ergebnis haben sollte, würde der Botschafter von Schweinitz nach seinem Wiedereintreffen auf seinem Posten die offizielle Einladung überbringen. Da mich Giers aufgefordert hatte, ihn bald wieder zu besuchen, „non pas en chargé d'affaires, mais en ami", denn er wollte mich seiner Familie vorstellen, fuhr ich einige Tage später zum Abendessen nach Gatschina. Frau von Giers war von Geburt Rumänin, eine Kantakuzenos aus der bekannten Phanarioten- und Hospodaren-Familie, eine würdige und liebe Frau. Eine Tochter, offenbar der Liebling des Vaters, war an der Tuberkulose

erkrankt. Die Ärzte gaben wenig Hoffnung. Jetzt saß sie noch, blaß und mit fiebernden Augen, an der Abendtafel. Als sie sich zurückgezogen hatte, erzählte ich ihren Eltern, wie sehr meine Eltern unter dem Verlust ihrer einzigen Tochter gelitten hätten. Herr von Giers brachte mich selbst zur Bahn zurück. Ich hielt es für das klügste, nach dem Rat, den Mephisto im „Faust" dem Schüler erteilt, den Augenblick zu ergreifen. Ich erzählte dem Minister ohne Umschweife oder Finasserie, was mir Bill Bismarck geschrieben hatte. Giers überlegte einen Augenblick, dann sagte er mir: „Ich bin Ihnen für Ihre Offenheit dankbar. Auch ich würde eine Zusammenkunft der drei Kaiser für gut halten, für die Kaiser selbst, für ihr gegenseitiges Verhältnis und auch für die Galerie. Ich will sehen, was sich machen läßt." Bald nachher bat mich Herr von Giers auf das Ministerium des Äußern und eröffnete mir, daß sein Souverän zugestimmt habe. „Sans enthousiasme! Il ne s'emballe guère. Il ne perd jamais son équilibre, son phlegme, si vous voulez. Il accepte, mais à la condition qu'on ne lui demandera pas de prononcer un discours. Il a horreur des discours."

Bericht Bülows in Berlin

Als ich diese Antwort nach Berlin gemeldet hatte, erhielt ich ein Telegramm des Kanzlers, das mich aufforderte, auf einige Tage nach Berlin zu kommen. Kaiser Franz Josef hatte sich inzwischen mit der Begegnung und dem für sie gewählten Ort, dem kaiserlichen Jagdschloß Skierniewice im Gouvernement Warschau, einverstanden erklärt, und der Botschafter von Schweinitz war auf seinen Posten zurückgekehrt. In Berlin eingetroffen, wurde ich vom Fürsten Bismarck zu Tisch gebeten. Ich traf bei ihm den Prinzen Wilhelm, der mich mit beinahe stürmischer Freundlichkeit begrüßte, die aber weniger mir galt als meinem Bruder Adolf, der, seit vier Jahren sein Adjutant, ihm ein persönlicher, von ihm ungemein geschätzter und geliebter Freund geworden war. Fürst Bismarck, dessen Argwohn nie schlief, was bei vielen trüben Erfahrungen, die er in seinem heroischen Leben gemacht hatte, begreiflich war, sah während einiger Sekunden verwundert und nicht ohne Mißtrauen auf den Prinzen und auf mich. Dann nahm er mich beiseite und frug mich nach meinen ersten Eindrücken in Petersburg. Ich entgegnete: „Als ich das letztemal in Petersburg weilte, im Winter 1875/76, lebten wir mit Rußland in einer Liebesehe. Jetzt ist daraus eine Vernunftehe geworden." Der Fürst, der das Verhältnis zu unserem nördlichen Nachbarn offenbar ähnlich beurteilte, lachte und meinte: „Das könnte stimmen." Dann sagte er mir, er wünsche, daß ich der Drei-Kaiser-Begegnung in Skierniewice beiwohne. Ich möge mich dem Gefolge unseres Kaisers anschließen. Er selbst würde seine beiden Söhne mitnehmen, damit die auch einmal etwas zu sehen bekämen. Als Prinz Wilhelm ging, äußerte er, er könne nicht länger bleiben, weil er „leider" bei seinen Eltern erwartet werde. Der Fürst antwortete in dem sehr förmlichen Ton, der ihm, wenn er

wollte, zu Gebote stand: „Ich bitte Eure Königliche Hoheit, mich Ihren allerdurchlauchtigsten Eltern alleruntertänigst zu Füßen legen zu wollen.“ Der Prinz, der offenbar ein Eingehen auf seinen jokosen Ton erwartet hatte, sah verdutzt aus.

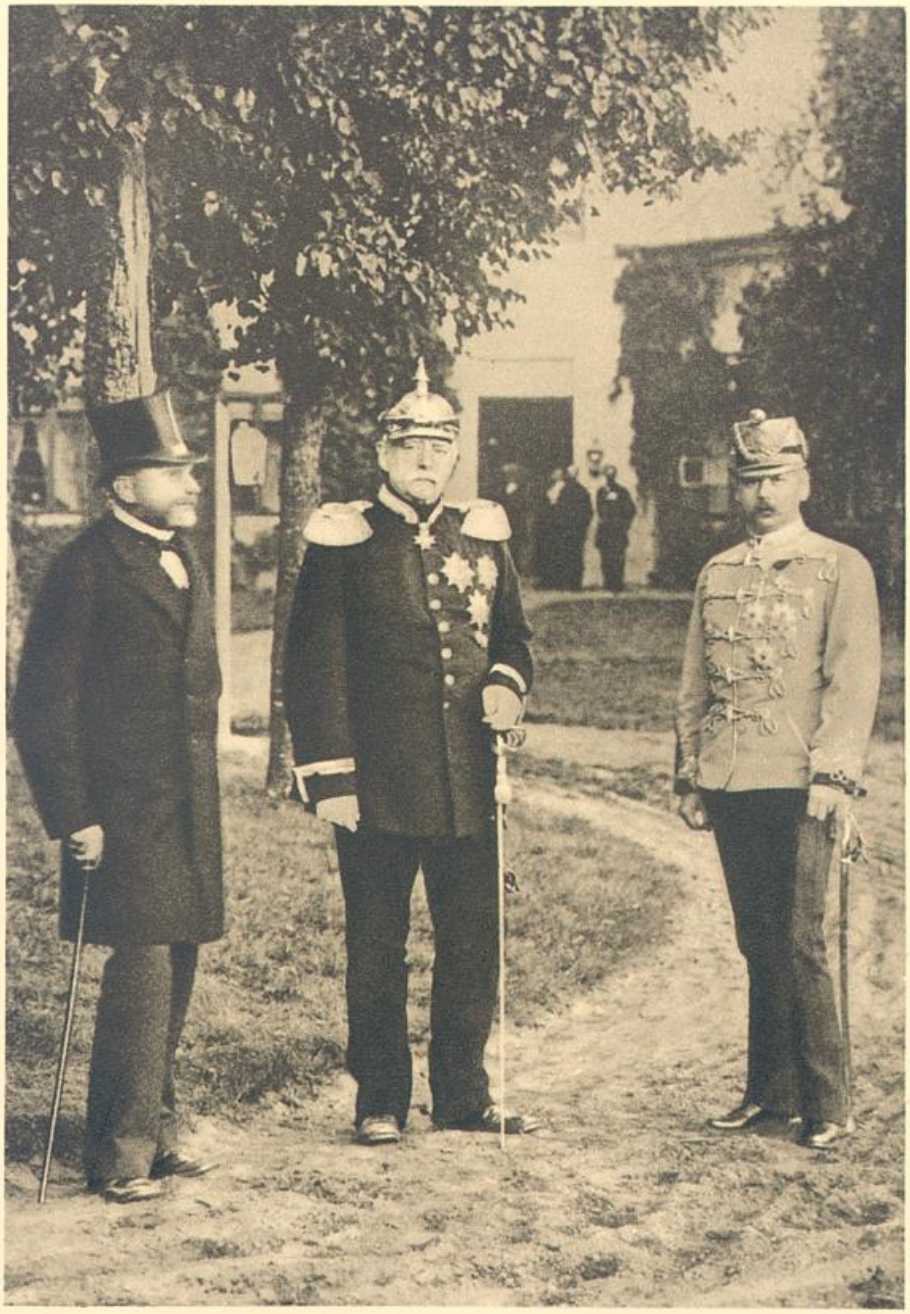
Kaiser Wilhelm reist nach Skierniewice

Am nächsten Morgen wurde die Fahrt nach Skierniewice angetreten. Der Kaiser, damals siebenundachtzig Jahre alt, erzählte im Eisenbahnwagen von seinen früheren Besuchen in Rußland. Besonders lebhaft stehe ihm ein Besuch vor Augen, den er vor sechzig Jahren seiner Schwester Charlotte und deren Gemahl, dem damaligen Großfürsten Nikolaus Pawlowitsch, abgestattet hatte. Als er damals dem regierenden Kaiser Alexander I. seine Aufwartung machte, habe ihm dieser als Geheimnis anvertraut, daß nach seinem (Alexanders) Tode nicht sein zweiter Bruder Konstantin, der wegen seiner morganatischen Heirat, auch wegen Kränklichkeit und weil er „un original“ sei, die Nachfolge abgelehnt habe, sondern der dritte Bruder, Nikolaus, den Zarenthron besteigen werde. Kaiser Wilhelm fuhr fort: „Den Abend des Tages, wo ich diese Confidence erhielt, verbrachte ich bei meiner Schwester und bei meinem Schwager Nikolaus. Als ich sie in ihrer gemütlichen Häuslichkeit beisammen sah, dachte ich mir: ach ihr Armen! Ihr wißt nicht, was euch Böses bevorsteht!“ Kaiser Wilhelm kam dann auf seine Kindheit zu sprechen. Er erzählte ohne Pose, ohne jede Eitelkeit, ganz einfach. Etwa wie Wilhelm von Kügelgen in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ erzählt oder Walter Scott in den „Tales of a Grandfather“ oder Guizot in seiner „Histoire de France, racontée à mes petits enfants“.

Der Kaiser erzählte uns unter anderm: „Nach alter Tradition werden die preußischen Prinzen an ihrem zehnten Geburtstag in die Armee eingestellt. Gleichzeitig erhalten sie den Schwarzen Adlerorden. Weihnachten 1806 führte mich mein seliger Vater in Memel unter unseren sehr bescheidenen Weihnachtsbaum und sagte mir: ‚Eigentlich solltest du erst an deinem Geburtstag, am 22. März 1807, Offizier werden. Da ich aber nicht weiß, wo und wie wir uns dann befinden werden, so ernenne ich dich schon heute zum Leutnant und verleihe dir unseren Orden. Trage Uniform und Orden immer in Ehren.‘ Ich legte die meiner kindlichen Figur entsprechende kleine Uniform an, zum ersten Male eine preußische Uniform. Meine schöne Mutter weinte bitterlich.“

Aus der Geschichte von Thorn

Wir passierten die Weichselbrücke bei Thorn. Wir passierten Thorn. Hermann Balk, wohl der größte unter den Hochmeistern des Deutschen Ordens, hat Thorn gegründet und die Gegend mit Westfalen kolonisiert. Thorn wurde eine der bedeutendsten Handelsstädte des Nordens. Kaum zweihundert Jahre später schloß der verfallene Deutsche Orden hier den schimpflichen Frieden von Thorn, durch den der Orden die Hälfte seines Gebietes an Polen abtrat, die andere von Polen zu Lehen nahm. Und im



Die leitenden Staatsmänner bei der Drei-Kaiser-Begegnung in Skierniewice
N. von Giers, russischer Minister des Äußern, Reichskanzler Fürst Bismarck
und Graf Kálnoky, österreichisch-ungarischer Minister des Äußern

achtzehnten Jahrhundert wurde Thorn der Schauplatz einer der tiefsten Demütigungen des deutschen Volkes und gleichzeitig einer der abscheulichsten Freveltaten der Geschichte. Hier wurden auf dem Marktplatz der wackere Bürgermeister Rösner und neun ebenso unschuldige, ehrenwerte deutsche Ratsherren enthauptet, weil Schüler des evangelischen Thorner Gymnasiums, von Schülern des polnischen Jesuitenkollegiums immer wieder provoziert, sich endlich zur Wehr gesetzt hatten, was zu einem Tumulte führte, in dessen Verlauf die zur Verzweiflung getriebenen deutschen Bürger das Jesuitenkollegium, den Sitz ihrer Bedrücker und Peiniger, gestürmt hatten. Gleichzeitig mit dem Justizmord an Rösner und seinen Ratsherren wurde die Thorner evangelische Hauptkirche den Evangelischen entrissen und den Katholiken übergeben, das evangelische Gymnasium eine Meile vor die Stadt verlegt. Und jetzt, während ich diese Zeilen diktiere, schmachtet die alte deutsche Stadt Thorn wieder unter dem barbarischen Joche der Polen.

Galatafel in Skierniewice

Am Abend des 15. September fand im Schloß von Skierniewice eine Galatafel statt. Unser alter Herr saß zwischen dem Zaren und dem Kaiser Franz Josef. Man konnte sich keine reiner slawische, keine russischere Physiognomie und Erscheinung denken als Alexander III. „Wenn Sie dem Kaiser Alexander III.“, meinte der Botschafter von Schweinitz, „einen Bauernrock anziehen, das über der Hose getragene Bauernhemd und Schuhe aus Lindenbast, sieht er aus wie jeder andere russische Bauer.“ Und dabei hatte Alexander III. keinen Tropfen russisches, sondern nur deutsches Blut in den Adern. Ich füge hinzu, daß die englische Königsfamilie, die gleichfalls rein deutscher Abstammung ist, ganz englisch aussieht. L'influence du milieu ist also oft entscheidender als die ererbte Rasse. Während bei der Galatafel in Skierniewice Alexander III. aussah, als ob er kaum den Augenblick erwarten könnte, wo man aufstehen würde, machte Kaiser Franz Josef einen müden, stumpfen Eindruck. Seine glanzlosen Augen blickten über den Tisch hinweg ins Weite. Woran dachte der Habsburger? Dachte er daran, daß er einst, kaum neunzehn Jahre alt, mit russischer Hilfe die rebellischen Magyaren unterworfen, mit russischer Rückendeckung die Piemontesen besiegt und Preußen gedemütigt hatte? Dachte er daran, daß er während des Krimkrieges die russische Unterstützung mit Undank belohnt und damit die vom Krimkrieg bis zur Drei-Kaiser-Begegnung von 1872 für Habsburg und die habsburgische Politik unfreundliche Haltung Rußlands hervorgerufen hatte? Dreiunddreißig Jahre älter als Franz Josef, achtundvierzig Jahre älter als Alexander III., erschien Kaiser Wilhelm in seiner Ruhe und Weisheit wie der Patriarch der großen europäischen Familie, der allen, den Herrschern und den Völkern, ein Vorbild und ein Führer sein konnte.

Bismarck, Giers, Kálnoky

Nach der Tafel produzierte sich das berühmte Warschauer Ballett, dessen elegante und schöne Tänzerinnen eine heitere Note in die gravitätische Versammlung brachten. Gleichzeitig erschienen, vom Zaren befohlen, dreißig bis vierzig polnische Fürsten- und Grafenfamilien, um den Majestäten zu huldigen. Der preußische Generaladjutant Fürst Anton Radziwill, selbst ein Pole, flüsterte mir zu: „Unter diesen Warschauer Adligen sind wenige, die nicht Väter, Großväter, Brüder oder Vettern in Sibirien gehabt haben." Am nächsten Vormittag fand im Gartenpavillon eine Besprechung zwischen den leitenden Staatsmännern der Kaiserreiche statt. Herbert Bismarck nahm mich lachend unter den Arm. „Wir wollen uns während der Konferenz im Nebenzimmer aufhalten. Das heißt nicht horchen, sondern Interesse zeigen und sich belehren. Der Mann, der da in der Ecke steht, geniert uns nicht. Es ist ein Detektiv. In diesem verdammten Lande ist man nie und nirgends vor Nihilisten und Bomben sicher." An einem viereckigen hölzernen Tisch saßen Fürst Bismarck, Herr von Giers und Graf Kálnoky. In einer im Konversationston gehaltenen Darlegung erinnerte Bismarck an die Drei-Kaiser-Begegnung vom 4. September 1872 in Berlin. Nach allerlei „Friktionen" empfehle es sich, im Interesse des europäischen Friedens und der Aufrechterhaltung der monarchischen Regierungsform in Europa wieder daran zu denken, daß die drei großen nordischen Reiche durch Streit untereinander nur die Geschäfte der Revolution besorgen und weit mehr verlieren würden, als jedes von ihnen im Falle des Sieges gewinnen könne. Fürst Bismarck schlug vor, daß die drei Kaisermächte sich untereinander zu wohlwollender Neutralität verpflichten sollten, falls eine von ihnen von einer dritten Macht angegriffen würde. In der längeren Aussprache, die folgte, herrschte Einverständnis darüber, daß es vor allem darauf ankomme, Zwischenfälle auf der Balkanhalbinsel, an denen es nie fehlen würde, von österreichischer wie von russischer Seite mit Takt und gutem Willen zu behandeln. Kleine Feuerherde müßten ausgetreten, nicht angeblasen werden. Es sei wichtig, daß Österreich-Ungarn und Rußland den allzu hitzigen Eifer ihrer Balkanagenten zügelten, die über lokale Zänkereien und Rivalitäten nur zu oft die großen Gesichtspunkte vergäßen, von denen die Politik der drei Kabinette sich leiten lassen müsse. „Jamais trop de zèle!" Diese goldene Regel des seligen Talleyrand, führte Fürst Bismarck aus, möchten seine verehrten Kollegen ihren Untergebenen recht nachdrücklich einschärfen.

Kálnoky und Aehrenthal

In Skierniewice lernte ich zwei österreichische Diplomaten kennen, mit denen mich das Leben noch wiederholt zusammengeführt hat. Der Legationsrat Baron Aloys Lexa von Aehrenthal fungierte als Kabinettschef bei Kálnoky, dessen ganzes Vertrauen er besaß. Er gab sich damals, im Gegensatz zu Goluchowski, Khevenhüller, Hengemüller, Pallavicini und

manchem anderen österreichischen Diplomaten, als prononcierter Russenfreund. Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Gustav von Kálnoky, war nicht so brillant wie weiland Graf Gyula Andrássy. Immerhin trug auch er Husarenuniform und gefiel dem Fürsten Bismarck besser als sein Vorgänger, der farb- und glanzlose, lederne Wiener Bürokrat Haymerle. Kálnoky war klein und hatte eine Stumpfnase. Meine Freundin, die Fürstin Elise Salm-Liechtenstein, meinte in ihrer drolligen Wiener Art von ihm: „Der Gusti Kálnoky mit seinem Stumpfnäschen schaut aus wie ein richtiges Stubenmadel." Kálnoky war ein geschulter Diplomat, erfahren und vorsichtig. Er hielt sich an den alten Wahlspruch seiner Familie: „Nec timide, nec tumide." Innerlich ein schwarz-gelber Österreicher, begriff er doch die Notwendigkeit, mit den verschiedenen Nationalitäten des habsburgischen Reiches im Rahmen der Lebensnotwendigkeiten der Monarchie auszukommen. Seine Familie stammte aus Siebenbürgen, wo sie dem Szekler Uradel angehörte, war aber in einigen Zweigen unter Maria Theresia nach Mähren gewandert. Das erleichterte es dem Minister, sich vor den Delegationen bald als Zisleithanier, bald als Transleithanier zu geben. Kálnoky war, bevor er Minister des Äußern wurde, österreichisch-ungarischer Botschafter in Rußland gewesen und sah mit Recht in der Aufrechterhaltung friedlicher Beziehungen zwischen Österreich und Rußland eine Lebensfrage für das Donaureich und für den Weltfrieden.

In Warschau

Nach herzlichem Abschied von Herbert Bismarck begab ich mich über Warschau auf meinen Posten zurück. In Warschau, wo ich mich zwei Tage aufhielt, fand ich zwei liebenswürdige Führer: den deutschen Generalkonsul von Rechenberg und den russischen Rittmeister Graf Fersen. Rechenberg führte mich nach dem einstigen polnischen Königsschloß (Zamek Królewski) mit den historischen Reichstagssälen und nach dem Brühlschen Palais. Am besten gefiel mir das auf einer Insel in einem künstlichen See gelegene, von einem reizenden Park umgebene Lustschloß Lazienski. In Rechenberg lernte ich wieder einmal ein Original kennen. Julius Freiherr von Rechenberg gab sein Alter auf siebzig Jahre an. In Wirklichkeit soll er damals schon über achtzig Jahre gezählt haben. Jedenfalls hatte er 1824 als Philhellene bei Missolunghi gefochten. Die Polen fürchteten Rechenberg, teils weil sie wußten, daß er sie und ihre Hintergedanken kannte, teils weil er, um einen größeren Nimbus um sich zu verbreiten, ihnen erzählte, daß er in direkter und reger Korrespondenz mit dem Fürsten Bismarck stünde. Als er einmal im Warschauer Klub aus einem angeblichen Brief des großen Kanzlers einige hochinteressante Stellen vorlas, sah ein neugieriger Pole ihm über die Schulter und konstatierte, daß Rechenberg in Wirklichkeit nicht einen Brief des Fürsten Bismarck vor sich hatte, sondern eine Hotelrechnung. Was er der staunenden Korona

als Weisheit des Fürsten Bismarck vortrug, war von ihm, nicht ohne Geist, improvisiert worden. Das Ergebnis der langjährigen Erfahrungen Rechenbergs, über die er sich mir gegenüber ausführlich verbreitete, war in folgende Leitsätze zusammenzufassen:

1. Die Polen haben innerlich keine einzige ihrer Prätentionen aufgegeben, Thorn und Kulm ebensowenig wie Posen und Gnesen, Oberschlesien so wenig wie das Ermelland.

2. Jede Konzession an die Polen erhöht nur ihre Begehrlichkeit.

3. Keine Politik der Nadelstiche, namentlich nicht in Schulfragen, aber eine energische Bodenpolitik.

4. Vor allem Konsequenz, kein Zickzack-Kurs.

Ich habe, als ich mich als preußischer Ministerpräsident mit den Problemen der Ostmarkenpolitik befaßte, mich dieser Richtlinien manchmal erinnert.

Graf Fersen

Graf Fersen stand damals bei den in Warschau garnisonierenden Gardeulanen. Sein Vater war Balte, seine Mutter Preußin, eine Tochter des langjährigen preußischen Militärbevollmächtigten am russischen Hof, des Generals von Rauch. Ein durchaus loyaler russischer Offizier und gleichzeitig beliebt in der polnischen Gesellschaft, beurteilte Graf Nikolaus Fersen die Polen ebenso wie Rechenberg. „Polen ist ein starkes Bindeglied zwischen Preußen und Russen", meinte er. „Natürlich nur, solange in Berlin und St. Petersburg eine vernünftige Politik gemacht wird. Preußen und Rußland sind dem Polonismus gegenüber ebenso solidarisch wie gegenüber der Revolution. Wenn wir Russen, Deutsche und Österreicher uns in die Haare geraten, wird der Pole der Tertius gaudens sein."

Graf Dmitri Tolstoi

Auf der Weiterreise von Warschau nach St. Petersburg begegnete ich auf dem Bahnhof dem russischen Minister des Innern, dem Grafen Dmitri Alexandrowitsch Tolstoi. Damals sechzig Jahre alt, war er schon zwanzig Jahre vorher Oberprokurator des Heiligen Synods gewesen. Durch strenge Überwachung der Universitäten hatte er sich sehr verhaßt gemacht, vielleicht noch mehr durch seine leidenschaftliche Bevorzugung des Studiums der klassischen Sprachen. Ein Jahr vor der Ermordung des Kaisers Alexander II. war Graf Tolstoi während der liberalen Ära Loris Melikow in den Ruhestand versetzt worden. Alexander III. stellte ihn ein Jahr später, 1882, an die Spitze des Ministeriums des Innern, das er drei Jahre lang mit fester Hand leitete. Graf Dmitri Tolstoi, dem mich Herr von Giers in Skierniewice vorgestellt hatte, forderte mich höflich auf, in dem für ihn reservierten Coupé Platz zu nehmen. Er lenkte selbst die Unterredung auf die bitteren Angriffe, denen er wegen seiner Vorliebe für Homer und Virgil,

Horaz und Thukydides ausgesetzt gewesen sei. Er hoffe, daß in dem gelehrten Deutschland für seine Ideale auf dem Gebiete des Unterrichtswesens mehr Verständnis vorhanden sein werde als in Rußland. Als ich mich als überzeugter Anhänger des humanistischen Gymnasiums bekannte, was ich übrigens wirklich war und heute noch bin, war das Eis gebrochen. Graf Tolstoi kam bald spontan auf die innere russische Lage. Er erzählte mir nicht ohne Humor, daß er einige Wochen früher eine geistig hochstehende Nihilistin, Fräulein Vera Figner, die Tochter eines Generals, im Kerker besucht habe. Als rührige und tapfere Agentin des nihilistischen Exekutivkomitees sei diese Dame direkt oder indirekt an vielen Attentaten beteiligt gewesen. Er habe während zwei Stunden mit ihr diskutiert. „Vous savez, nous autres Russes nous adorons bavarder." Als er Fräulein Figner verließ, habe er ihr gesagt: „Ich bedaure, Vera Petrowna, Sie jetzt verlassen zu müssen. Wenn ich noch zwei Stunden bleiben könnte, würde ich Sie zu staatstreuen Ideen bekehren." Sie habe ihm schlagfertig erwidert: „Und ich bedaure erst recht Ihr Fortgehen, Dmitri Alexandrowitsch. Denn wenn Sie mir noch zwei Stunden gewidmet hätten, würde ich Sie für meine Ideale gewonnen haben."

Zarismus und Parlamentarismus

Der Minister schloß an diese pikante Erzählung eine in ihrer Weise kluge und jedenfalls durchdachte Auseinandersetzung über russische Zustände. Er bestritt nicht, daß in Rußland die reine Autokratie auf die Länge kaum haltbar wäre. Aber der westeuropäische Parlamentarismus eigne sich noch weniger für Rußland. Das russische Volk würde mit einem solchen ebensowenig umzugehen wissen wie ein großer und täppischer Bauer mit einem zierlichen Kinderspielzeug. Graf Tolstoi sagte mir, und ich habe viele Jahre später, nach dem Ausbruch der russischen Revolution, bisweilen daran gedacht: „Jeder Versuch, westeuropäische, parlamentarische Regierungsformen in Rußland einzuführen, wird scheitern. Wenn das zaristische System, das trotz seiner Mängel und Schwächen, die ich zugebe, seit Jahrhunderten Rußland zusammenhält, gestürzt werden sollte, wird der Kommunismus an seine Stelle treten, der nackte, blanke Kommunismus, le communisme pur et simple, le communisme de Mr. Karl Marx à Londres, qui vient de mourir et dont j'ai étudié attentivement et avec intérêt les théories." Der Minister fuhr fort: „Sie fragen immer wieder, ob ich wirklich glaube, daß die jetzige russische Regierungsweise, deren Mängel klar zutage liegen, sich dauernd aufrechterhalten lassen würde. Nein! Gewiß nicht! Aber außer einem utopischen und für Rußland ganz ungeeigneten Parlamentarismus und einem alles zerstörenden und verwüstenden Kommunismus gibt es noch ein Drittes: der Ausbau der Semstwos. Sie fungieren seit zwanzig Jahren als Kreis- und Landesvertretungen in den altrussischen Gouvernements. Die Mitglieder dieser Land- und Kreistage

werden von den Stadt- und Landgemeinden auf drei Jahre gewählt. Sie haben sich mit der Entwicklung der Landwirtschaft, der Industrie, des örtlichen Handels, mit dem Wege- und Brückenbau, mit der Armenpflege und der Pflege der Volksgesundheit zu beschäftigen. Sie haben die Volksschule zu unterhalten. Die Kreis- und Landtage sollen die Mißbräuche der bis 1864 allmächtigen Bürokratie kontrollieren und abstellen. Die Semstwos sollen in der Bevölkerung das Interesse für Verwaltung und öffentliche Angelegenheiten, das noch recht gering ist, wecken und fördern. Sie legen uns große finanzielle Opfer auf, aber sie haben in vielen Teilen von Rußland segensreich und erzieherisch gewirkt. Auf dieser Grundlage gilt es fortzubauen!" Der Minister, ein zweifellos geistig hochstehender und dabei eloquenter Herr, hatte sich mehr und mehr animiert, fast begeistert. Ich erlaubte mir die bescheidene Bemerkung, ob es sich nicht empfehlen würde, während des Ausbaus der gewiß großartigen Semstwo-Pläne in Rußland jene Garantien für persönliche Freiheit, Rechtssicherheit und religiöse Toleranz zu schaffen, die in allen anderen europäischen Ländern seit langem bestünden. „Gewiß!" erwiderte Graf Tolstoi. „Oh, gewiß! Aber zunächst müssen wir dem Nihilismus den Garaus machen. Nous sommes dans la bonne voie." Ich war zu wohlerzogen, um dem weit älteren, viel erfahreneren Staatsmann zu sagen, daß er sich in einem Circulus vitiosus bewege. Durch sein absolutistisches, allzu drakonisches Polizeisystem stärke er die revolutionäre Bewegung, die zu unterdrücken doch sein ganzes Bestreben sei.

Pobjedonoszew

Ich bin Graf Tolstoi noch mehrfach begegnet. Er war für mich von immer gleicher Freundlichkeit. Er stellte mich in seinem Hause dem, wie es allgemein hieß, nach dem Zaren mächtigsten Mann in Rußland vor, dem Oberprokurator des Heiligen Synods. Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew war damals achtundfünfzig Jahre alt. Er hatte äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Konsistorialpräsidenten Immanuel Hegel, dem Sohn des großen Philosophen. Äußerlich! Und soweit ein Urrusse einem Deutschen gleichen kann. Ich habe den Sohn Hegel oft vor mir gesehen, wenn ich Sonntags den Gottesdienst in der Berliner Matthäikirche besuchte, dem auch er beizuwohnen pflegte. Pobjedonoszew war einer der gebildetsten Menschen, denen ich begegnet bin. Er verfügte nicht nur über eine ausgebreitete, sondern auch über eine gründliche Bildung. Er war ein Kenner unserer Literatur, die er hoch über die französische stellte. Er zitierte nicht nur den „Faust", sondern auch Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" und „Wilhelm Meisters Wanderjahre". Seinen Standpunkt gegenüber den religiösen Problemen pflegte er mir etwa so zu entwickeln: „Einer unserer größten Denker, Solowjew, hat die katholische Kirche petrinisch, die evangelische paulinisch, die orthodoxe

johanneisch genannt. Der Orthodoxe ist weich und nachgiebig, er möchte Millionen umschlingen und die ganze Welt küssen." Als ich ein ungläubiges Lächeln nicht unterdrücken konnte, fuhr Pobjedonoszew mit erhobenen Armen und mit dem schwärmerischen Blick des von seiner Mission durchdrungenen Apostels fort: „Es ist so! Es ist wirklich so! Sehen Sie doch, wie sich Millionen Rechtgläubiger durch die listigen Jesuiten zur Union mit der römischen Kirche und damit zur Untreue gegen ihre eigene Kirche haben verführen lassen! Welche Mühe müssen wir uns geben, um sie wieder für unsere Kirche zu gewinnen! Sehen Sie, wie Hunderttausende russischer Bauern,weil ihnen einige Exemplare eines protestantischen Andachtsbuches, der von Heinrich Zschokke verfaßten ‚Stunden der Andacht', in die Hände gefallen waren, von der Orthodoxie abfielen und eine Sekte gründeten, die Stundisten, die uns noch heute zu schaffen machen, die wir vor Gott, dem Zaren und Rußland die Verantwortung für die Glaubenseinheit und Glaubensreinheit des russischen Volkes tragen. Der Russe ist so weich angelegt und so nachgiebig, daß nur mit konsequenter Strenge, wenn es sein muß mit Härte, die von Gott gewollte religiöse Einheit Rußlands verteidigt, aufrechterhalten und gesichert werden kann."

Gräfin Kleinmichl

Mein Chef, General von Schweinitz, hatte recht gehabt, mich auf die große gesellschaftliche und damit nach Lage der Dinge auch politische Stellung hinzuweisen, die im alten Petersburg die Frauen einnahmen. Die erste Leading Lady, die ich kennenlernte, war die Gräfin Marie Kleinmichl, geborene Gräfin Keller. Tochter eines deutsch-russischen Vaters und einer serbisch-polnischen Mutter, war sie ganz und gar und nur Petersburgerin. Nur die Petersburger Luft bekam ihr. Nur in Petersburg war ihr wirklich wohl. Nur Petersburger Vorgänge interessierten sie. Es war später eine grausame Fügung des Schicksals, daß diese kluge und liebenswürdige Frau durch die Bolschewisten gezwungen worden ist, ihr Leben im Ausland zu beschließen, nachdem man ihr ihre Güter, ihr Petersburger Palais und ihr Landhaus auf den Inseln, ihre Datsche, geraubt und sie buchstäblich bis aufs Hemd ausgezogen hatte. Damals, 1884, glänzte sie noch als Stern am gesellschaftlichen Himmel. Ich habe aus ihrer Konversation manches gelernt. Sie machte mir klar, daß Rußland im Kern demokratisch wäre. Ein kleines Beispiel: Sie hatte sich mit ihrem Schwager, einem Grafen Kleinmichl, überworfen, dagegen stand sie gut mit einem Vetter, einem Fürsten Dolgorukij. Beide bewarben sich um das Amt des Adelsmarschalls in ihrem Kreise. Die Gräfin Kleinmichl lud die einflußreichsten Adligen des Kreises zu sich ein. Sie sagte ihnen: „Ihr steht vor der Wahl zwischen einem Kleinmichl und einem Dolgorukij. Es ist mir peinlich, es euch sagen zu müssen, aber die Wahrheit ist, daß die Familie Kleinmichl von einem finnischen Lakaien abstammt, während die Dolgorukijs

ihren Stammbaum auf Rurik zurückführen. Als Edelleute könnt ihr nicht schwanken!" Die eingeladenen Adligen erwiderten: „Warum uns täuschen, Maria Eduardowna? Wir wollen einen Adelsmarschall haben, der beim Zaren gut angeschrieben ist. Das muß Kleinmichl sein, da sein Großvater vom Lakaien zum Grafen avancierte. Dessen kann sich Dolgorukij nicht rühmen."

Die Gräfin Kleinmichl war liberal gerichtet, im westeuropäischen Sinne, und war am Hofe des Großfürsten Konstantin in dieser Richtung bestärkt worden. Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, der zweite Sohn des Kaisers Nikolaus, wurde in den Petersburger Salons der russische Louis-Philippe genannt. Man ging so weit, zu behaupten, daß er bei der Ermordung des Kaisers Alexander II. die Hand im Spiele gehabt habe. Sicher ist, daß er als Statthalter in Warschau 1862 eine zweideutige Rolle gespielt hat. Ich lernte bei der Gräfin Kleinmichl eine Reihe gefallener Größen kennen:

Loris Melikow

Loris Melikow, Walujew, Abaza. Der Graf Loris Melikow, ein Armenier, war einige Monate lang als Chef der höchsten Exekutivkommission Diktator von Rußland gewesen. Er hatte Alexander II., den die von mir früher erwähnten häuslichen Wirren und immer wiederholte Attentate demoralisiert hatten, vorgeredet, daß er dem Zaren, wenn er eine liberale Verfassung gäbe, die Heirat mit seiner Geliebten, der Prinzessin Katharina Dolkorukij, und sogar deren Krönung als Zarin ermöglichen werde. Die am 13. März 1881 erfolgte Ermordung des Kaisers Alexander II. machte einen blutigen Strich durch solche Projekte und Pläne, und die Herrlichkeit von Loris Melikow war zu Ende. Er war ein Armenier. Ein russisches Sprichwort sagt: „Ein Grieche gleich zwei Juden, ein Armenier gleich zwei Griechen." Wenn Loris Melikow als schlau und unzuverlässig galt und es wohl auch war, so machte Walujew einen sympathischen, gediegenen Eindruck. Graf Peter Alexandrowitsch Walujew hatte sich als Minister des Innern von 1861 bis 1868 hohe Verdienste um die Aufhebung der Leibeigenschaft erworben. Er war ein ehrenwerter, deutschfreundlicher und dabei humaner Staatsmann. Er hat auch einen lesbaren Roman geschrieben, der „Lorin" heißt, den er mir in deutscher Übersetzung schenkte und der meine römische Bibliothek ziert.

Missy Durnow

Wenn bei der Gräfin Kleinmichl die Vertreter der früheren Zeit, der Ära Alexanders II., mir ihr sorgenvolles, hie und da verstimmtes Herz erschlossen, so begegnete ich bei Madame Durnow, „Missy", wie sie von ihren Verwandten und Freunden genannt wurde, den Leuten des regierenden Kaisers. Missy Durnow war eine der interessantesten Frauen, denen ich im Leben begegnet bin. Ein messerscharfer Verstand bei viel Charme, ganz natürlich, aber immer und in allem große Dame. Wenn ich das Rußland Alexanders III. verstanden habe, verdanke ich das in erster Linie ihr. In

ihrem schönen Palais an der Newa schloß ich Freundschaft mit dem maßgebendsten Manne in der Umgebung des Kaisers Alexander III., dem Generaladjutanten Tscherewin. Er hatte für die persönliche Sicherheit des Zaren zu sorgen, und er hat mit Erfolg für sie gesorgt. Das war um so anerkennenswerter, ja staunenswerter, als Tscherewin selten ganz nüchtern war. Ich habe in unserem lieben Vaterlande und in anderen Ländern manchen erprobten Trinker gekannt, einen vollendeteren Saufbruder als Tscherewin nie und nirgends. Nach dem Diner, das in Petersburg meist um neun Uhr begann, pflegte er im Klub oder wo er eingeladen war, aus Bordeauxgläsern Anisette zu trinken. Das dauerte bis zwölf, auch bis ein Uhr nachts. Schwankenden Schrittes empfahl er sich, fuhr nach Hause und trank dort, bis die Sonne aufging, aus Wassergläsern schlechten kaukasischen Landwein. Nach einigen Stunden Schlaf hielt er seinen mit einem hängenden Schnurrbart gezierten Kopf unter das eiskalte Wasser einer Pumpe und fuhr dann nach Gatschina zum „Daklot", zum Vortrag beim Zaren. Der Zar mochte ihn. Er schätzte seine Treue, die Treue eines Neufundländers, seinen gesunden Menschenverstand, seine unbändige Courage. Er hatte mehr als einmal bewiesen, daß er jeder Situation gewachsen war. Unter den vielen Supplikanten, die Tscherewin täglich empfangen mußte, hatte einmal ein schwarzhaariger Armenier in dem Augenblick, wo er dem General mit der linken Hand eine Bittschrift überreichte, mit der Rechten einen Revolver auf ihn gerichtet. Blitzschnell erfaßte Tscherewin die Hand des Attentäters und drehte sie mit eiserner Faust um, so daß das Handgelenk zerbrach. Dann übergab er den herbeigerufenen Kosaken vom Leibkonvoi den blutenden und heulenden Meuchelmörder, der im Laufe desselben Tages gehängt wurde. *Tscherewin*

Die Freundschaft mit Tscherewin aufrechtzuerhalten, war nicht ganz leicht. Es setzte voraus, daß ich von Zeit zu Zeit ihn, der dann schon stark bezecht war, um Mitternacht in seine Wohnung brachte und ihm dort bis fünf, bisweilen sechs Uhr morgens Gesellschaft leistete, wobei ich dem gräßlichen Kaukasierwein zusprechen mußte, den er in unglaublichen Quantitäten vertilgte. Aber in der Betrunkenheit schwätzte Tscherewin, der in seiner Stellung alles erfuhr, was vorging, vieles aus und manches Interessante. Er sagte auch Kluges. „Voilà le secret de la situation", sagte er mit lallender Stimme. „L'Empereur — est — peu — intelligent. Mais il est immuable comme un roc. Il veut la paix, fermement, fortement, absolument. Il veut la paix pour plusieurs raisons. Une de ces raisons est que L'Empereur déteste monter à cheval pour des raisons physiques, à cause d'une hernie." Ähnlich wie Giers sagte mir auch Tscherewin: „L'Empereur n'aime pas les Allemands, mais il n'aime pas mieux les Français et les Anglais. Prenez en votre parti. Par contre, l'Empereur aime

les monarchies, il déteste les républiques. Bonne chose pour vous. Faites-en votre profit.“ In manchen Nächten überkam Tscherewin jener Zustand, den der deutsche Student das heulende Elend nennt. Dann sprach er mir schluchzend und rülpsend von seinen Kindern. Er hatte ein Verhältnis mit einer Petersburger Kurtisane gehabt, deren drei Kinder er zärtlich liebte, obwohl sie wahrscheinlich nicht alle seine Sprößlinge waren. Er ließ sie in Straßburg in einer deutschen Unterrichtsanstalt erziehen und redete auch von der Mutter mit Gefühl. Er besaß in hohem Grade die Shirokaja natura, die breite Natur, die der Russe liebt. Ich verdanke dem General Tscherewin nicht nur interessante und nützliche Aufschlüsse über die Psychologie des Zaren, auf den, wie uns Fürst Bismarck immer wieder einschärfte, wir uns einzustellen hatten, da praktisch alles auf ihn ankam, sondern er sprach auch freundlich über mich mit dem Kaiser und der Kaiserin, was zur Folge hatte, daß beide mich mit Auszeichnung behandelten.

XLI. KAPITEL

Afghanistan, der englisch-russische Konflikt • Der siebzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck • Im Hause Bismarck (1. IV. 1885) • Unterredung mit Herbert Bismarck Bulgarien und Prinz Alexander Battenberg • Der Sommer 1885 in St. Petersburg Annullation der Ehe der Gräfin Marie Dönhoff durch den Heiligen Stuhl • Vermählung in Wien am 9. I. 1886

Verschwörungen und Prozesse

Es unterlag keinem Zweifel, daß in Rußland trotz der scheinbar unerschütterlichen Festigkeit des bestehenden Systems, wie es durch Alexander III. repräsentiert, durch Dmitri Tolstoi, Pobjedonoszew und Tscherewin charakterisiert wurde, das revolutionäre Feuer unter der Oberfläche weiterglimmte. An alarmierenden Symptomen fehlte es nicht. Trotz aller Wachsamkeit der Polizei gingen, wie mir die Gräfin Kleinmichl und Madame Durnow erzählten, auch in den Salons revolutionäre Schriften von Hand zu Hand. An den Universitäten wurden Verschwörungen entdeckt, an denen auch Professoren beteiligt waren. Wenige Wochen nach der Zusammenkunft von Skierniewice wurde in Petersburg ein Prozeß verhandelt, bei dem zahlreiche Urteile auf Hinrichtung durch den Strang und noch mehr Urteile auf lebenslängliche Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken ergingen. Tscherewin schien mir am meisten dadurch beunruhigt, daß Offiziere des Ismailowschen Leibgarderegiments wegen Beteiligung an revolutionären Umtrieben verhaftet und „verschickt" werden mußten. Dagegen erfreute und beruhigte es ihn, daß es allmählich gelungen war, die Hauptbeteiligten an der Ermordung Alexanders II. zu verhaften und insbesondere den alten Verschwörer Lopatin, der in nihilistischen Kreisen der Vater der Revolution genannt wurde und für den Energischsten der Umsturzleute galt.

Der afghanische Konflikt

Im Frühjahr 1885 trat der latente Gegensatz der russischen und englischen Interessen in Zentralasien, über den ich acht Jahre vorher als jüngster Sekretär der Botschaft in St. Petersburg eine schöne Denkschrift ausgearbeitet hatte, in ein akutes Stadium. Wenn auch diese Krisis, um mich einer Wendung von Herbert Bismarck zu bedienen, ausging wie das Hornberger Schießen, so war sie doch von symptomatischer Bedeutung. Im Frühjahr 1875 hatte sich gezeigt, daß weder England noch Rußland

gewillt waren, eine nochmalige Schwächung Frankreichs durch Deutschland zuzulassen. Zehn Jahre später trat deutlich zutage, daß sowohl England wie Rußland kein Verlangen trugen, sich gegenseitig zu schwächen, damit Deutschland als Tertius gaudens den Vorteil davon habe. Der Führer der *Salisbury* englischen Konservativen, Lord Salisbury, hatte während des afghanischen Konfliktes Rußland gegenüber eine weit schärfere Sprache geführt als Mr. Gladstone und die Liberalen. Salisbury war so weit gegangen, im Mai 1885 bei der Eröffnung eines konservativen Klubs der russischen Regierung fortgesetzte Wortbrüche vorzuwerfen. Er hatte hinzugefügt: „Wie nennt man im Privatleben einen zahlungsunfähigen Menschen? Einen Gauner oder Bankerotteur!" Nach dem Anfang Juni 1885 erfolgten Sturz des Ministeriums Gladstone zum Premierminister berufen, zeigte sich Salisbury Rußland gegenüber ebenso akkommodant wie sein Vorgänger und erklärte im November, nichts stehe einer herzlichen Kooperation zwischen England und Rußland im Wege. In Asien sei für Rußland und England Platz. Zu der raschen Verständigung zwischen England und Rußland, zwischen Walfisch und Bär, hatten die beiden dänischen Schwestern, die Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland und die Prinzessin Alexandra von Wales, nicht unerheblich beigetragen. Beide Schwestern hatten die dänisch-kurhessische Abneigung ihrer Mutter, der Königin Luise von Dänemark, geborenen Prinzessin von Hessen, gegen das neue, starke und blühende Deutsche Reich geerbt.

Unbesonnenheiten Herbert Bismarcks

Wünschte Fürst Bismarck im Frühjahr 1885 einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen Rußland und England? Jedenfalls hat ihn sein majestätischer, auf dem Gebiet der auswärtigen Politik selten irrender Bon sens verhindert, einen derartigen Wunsch irgendwie hervortreten zu lassen. Herbert Bismarck, weniger vorsichtig als der Vater, ließ sich, als die afghanische Krisis auf ihrem Höhepunkt stand, zu unüberlegten Äußerungen hinreißen. In einer Gesellschaft, bei der auch fremde Diplomaten zugegen waren, rief er in animierter Stimmung: „Wenn England und Rußland aneinandergeraten, so kann ich nur sagen: schade um jeden Hieb, der vorbeigeht." Diese Äußerung wurde nach London hinterbracht und kam zur Kenntnis der Prinzessin und des Prinzen von Wales, die für ihre auf einen Ausgleich zwischen England und Rußland hinzielenden Bemühungen daraus Vorteil zogen. Als im akutesten Stadium der afghanischen Krisis Herr von Giers sorgenvoll zu seinem Souverän sagte, Rußland müsse es entweder auf einen großen Krieg ankommen lassen oder nachgeben, antwortete, wie Giers mir später erzählte, der Zar: „Ich werde nicht nachgeben, und es wird keinen Krieg geben." Alexander Alexandrowitsch behielt recht.

Börsenderoute

Die afghanische Krisis hatte an allen europäischen Börsen Beunruhigung hervorgerufen. Namentlich in Berlin, wo man stark in russischen Werten

engagiert war, war viel Geld verloren worden. In einem Teil der Presse wurden bittere Vorwürfe gegen Bismarck erhoben, weil er die Börse und das Publikum nicht rechtzeitig auf die Möglichkeit eines englisch-russischen Konflikts vorbereitet habe. Bismarck erwiderte, daß es Sache der Börse und des an der Börse spekulierenden Publikums sei, sich à la hausse oder à la baisse zu engagieren. Wenn er als leitender Staatsmann einen Alarmruf erlassen hätte, so würde das den Anschein erweckt haben, als ob er entweder die Streitenden, England und Rußland, von der Verfolgung der ihnen zweckmäßig erscheinenden Ziele abhalten oder gar sie gegeneinander hetzen wolle „wie zwei Fleischerhunde". Ruhe und Zurückhaltung seien bei diesem Konflikt die für Deutschland ganz richtige Politik gewesen. Ich schalte ein, daß neunzehn Jahre später auch mir als Reichskanzler der ebenso törichte Vorwurf gemacht wurde, daß ich nicht rechtzeitig auf die Möglichkeit eines russisch-japanischen Krieges hingewiesen hätte.

Der siebzigjährige Fürst Bismarck

Mitte März 1885 erhielt ich einen Brief von Herbert Bismarck, in dem er mir schrieb, er nehme an, daß ich nach einem dienstlich und gesellschaftlich anstrengenden Winter mir im Frühjahr einen Urlaub gönnen würde. In diesem Falle möchte ich es so einrichten, daß ich am 1. April, dem siebzigsten Geburtstage seines Vaters, in Berlin sein könnte. An dieser Feier teilgenommen zu haben, würde mir eine stolze Erinnerung für mein ganzes Leben bleiben. Dankbar und gern folgte ich der gütigen Aufforderung. Und bei Gott, diesen Tag vergaß ich nie und werde seiner nie vergessen. Nie ist ein deutscher Staatsmann von dem besten Teil seines Volkes so gefeiert und geehrt worden, und nie war ein Deutscher einer solchen Ehrung würdiger. Freilich, die Führer der oppositionellen Parteien, Eugen Richter, Ludwig Windthorst und August Bebel, standen in stummem Groll und verbissenem Ärger beiseite. Ihre Wähler aber beteiligten sich zu Tausenden und Tausenden an den Ehrungen, die Bismarck dargebracht wurden, ohne sich durch die Reflexion stören zu lassen, daß die meisten Erfolge des Fürsten Bismarck gegen den Widerstand ihrer Parteiführer und unter ihrem ununterbrochenen Hadern und Schimpfen erreicht worden waren. Der Genfer Publizist Victor Cherbuliez, der unter dem Pseudonym Valbert in der „Revue des Deux Mondes" und anderen französischen Zeitschriften wenig deutschfreundliche, aber geistreiche Betrachtungen über deutsche Zustände veröffentlichte, hat einmal einen deutschen Demokraten der achtziger Jahre geschildert, der sich in seiner Heimat, einem kleinen Provinznest, durch unentwegtes Räsonieren über Bismarck eine so gute politische Stellung gemacht hatte, daß seine Mitbürger ihn in den Reichstag wählten. Dort angelangt, ergreift er die erste Gelegenheit, um den verhaßten Kanzler mit allem Aufwand seiner Lunge und seines reichen Vorrats an banalen demokratischen Schlagworten anzugreifen. Als nun Bismarck am Schlusse

der Debatte mit seinen Gegnern abrechnet, geht er auf die Ausführungen des Provinz-Mirabeau überhaupt nicht ein, da sie zu unbeträchtlich seien. Als dies im Heimatsnest bekannt wird, entsteht allgemeine und große Erregung: „Was! Unser Abgeordneter wird vom großen Bismarck nicht einmal einer Antwort gewürdigt? Was muß der für ein Schaf sein! Denn Bismarck weiß schließlich doch alles am besten!“ Die Dummheit des Hödur, des Wählers, der sich immer wieder von dem listigen Loki mit der Hornbrille auf der Nase und dem Zettelkasten auf dem Schreibtisch verführen läßt, ist selten amüsanter persifliert worden. Und einer der feinsten Geister dieser Zeit, der Verfasser der „Sperlingsgasse“ und des „Hungerpastor“, Wilhelm Raabe, schrieb: „Deutsches Volk? Ach was! Deutsch redender oder schwätzender Bevölkerungsbrei, für einen kurzen Augenblick von ein paar großen Männern in eine staatliche Form gepreßt! Morgen vielleicht sind sie tot, diese Männer, und der Brei fließt wieder auseinander, und die Fremden mögen dreist wieder von allen Seiten mit ihren Löffeln vorrücken, zur Wiederaufrichtung und Herstellung der hergebrachten Freiheiten teutscher Nation.“ Eine ungerechte Kritik, soweit es sich um die breite Masse des deutschen Volkes handelt, um Bauern und Arbeiter, um das fleißig schaffende Bürgertum. Aber eine leider nur zu berechtigte Klage über viele deutsche Intellektuelle, denen wie die leidenschaftliche Vaterlandsliebe der Romanen so auch der unerschütterliche Nationalstolz und der praktische Sinn der Amerikaner und Engländer versagt ist und die immer wieder in Eigenbrötelei, blinden Doktrinarismus und Starrköpfigkeit verfallen.

Fackelzug

Am Abend des 31. März 1885 fand ein Fackelzug statt, der durch die Wilhelmstraße am Reichskanzlerpalais vorbeimarschierte. Bismarck stand am Fenster einer im ersten Stock des linken Flügels des Reichskanzlerpalais gelegenen Eckstube. Damit die Vorüberziehenden ihn gut sehen könnten, hielt der starke Herbert während des ganzen Vorbeimarsches eine Lampe über dem gewaltigen Haupt seines Vaters. Aus den Augen der vorübermarschierenden Fackelträger leuchtete Freude, leuchtete Begeisterung. Der Ausdruck der Züge, der Augen, des Antlitzes des Fürsten Bismarck läßt sich nicht schildern. Den Eindruck, den dieses Antlitz am Abend des 31. März 1885 auf mich machte, habe ich nur wiederempfunden, wenn ich vor dem Hamburger Denkmal Bismarcks stand, das Hugo Lederer geformt hat.

Gratulation im Reichskanzlerpalais

Am Vormittag des 1. April 1885 empfing der Fürst im großen Saal des Reichskanzlerpalais die Gratulanten. In demselben Saal, in dem sieben Jahre früher der Berliner Kongreß getagt hatte und in dem dreißig Jahre später Bethmann einer polnischen Deputation in unseliger Verblendung die Wiederherstellung eines polnischen Reichs in Aussicht stellen sollte.

Wenn mich Fürst Bismarck am Abend des 31. März 1885 an die Helden der deutschen Sage, an Dietrich von Bern und an Hagen von Tronje erinnert hatte, so glich er bei dem Empfang in seinem Hause in seiner Schlichtheit und Natürlichkeit einem tüchtigen und aufrechten ostelbischen Junker, dem an seinem Ehrentage, zu seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum als Landrat oder zu seiner silbernen Hochzeit Nachbarn und Freunde seines Heimatkreises gratulieren. Unter den Gratulanten vom 1. April 1885 gefiel mir am besten der Generaloberst von Pape, der Held von Saint-Privat. Er mußte im Namen aller Anwesenden das Hoch auf den Jubilar ausbringen. Alles Nichtmilitärische lag ihm so fern, daß er in seiner Rede den Fürsten Bismarck statt Reichskanzler immer nur „unsern Herrn Staatskanzler" nannte, wohl in Reminiszenz an Hardenberg, dessen Name noch seiner Kindheit geklungen hatte. Er sprach ohne rednerischen Schmuck, ohne Pointen, ohne Phrasen. Aber er sprach mit derselben ruhigen Stimme, mit der er beim Sturm auf Saint-Privat die preußische Gardeinfanterie kommandiert hatte.

Kaiserliches Handschreiben

In einem Handschreiben, das Kaiser Wilhelm I. unter Übersendung einer Kopie des Wernerschen Bildes „Die Kaiserproklamation in Versailles" an Fürst Bismarck richtete, hieß es: „Es ist Mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es Mich erfreut, daß ein solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es erwärmt Mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kundtun, denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie sich erkenntlich für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt. Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in Mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage Ich daher mit diesem Brief nichts, was Ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späteren Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was Wir Ihnen zu danken haben. Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige Ich diese Zeilen, als über das Grab hinausdauernd, Ihr dankbar treu ergebener Kaiser und König Wilhelm."

Wenn Bismarck einmal gemeint hat, er habe seinen Namen dauernd in die Rinde der deutschen Eiche eingeschnitten, so kann von diesem Brief seines edlen Herrn an ihn gesagt werden: er ist für alle Zeiten eingeschrieben in das Herz jedes Deutschen, der diesen Namen verdient. Mit Stolz kann sich das deutsche Volk rühmen, daß die innige Freundschaft, die zwischen seinen beiden größten Dichtern, zwischen Goethe und Schiller, bestanden hat, einzig ist. Aber ebenso einzig ist das im tiefsten Grunde und im

innersten Kern ideale Verhältnis zwischen unserm alten Kaiser und dem großen Minister, der sich auf seinem Grabstein stolz-bescheiden nur den treuen deutschen Diener seines Herrn nennt.

Bei Borchardt mit Herbert Bismarck

Einige Tage nach der Geburtstagsfeier seines Vaters forderte mich Herbert auf, einen „gemütlichen" Abend mit ihm bei Borchardt zu verbringen, in dem von ihm mit Recht bevorzugten Berliner Restaurant in der Französischen Straße. Er wünschte meine Ansicht über die Lage der Dinge in Rußland zu hören, und zwar „en détail". Ich gebe meine Darlegungen hier nur im Extrakt wieder. Ich führte etwa aus: „Solange die schwere Hand von Alexander III. auf Rußland liegt, wird dort alles beim alten bleiben. Jetzt schläft das Riesenreich. In seinem schönen Roman ‚Neuland' läßt Turgenjew seinen Helden, den Nihilisten Neshdanow, in einem ärmlichen Zimmer über einen dreibeinigen Tisch gebeugt und bei dem spärlichen Schein eines Talglichtes seinen politischen Gefühlen in einem Gedicht Ausdruck geben, dessen letzte Verse lauten:

— — — — — und in der Hand
Das Branntweinglas, das Haupt dort an den Pol geschlossen,
Die Füße an den Kaukasus, o Vaterland,
So schläfst du, heil'ges Rußland, fest und unverdrossen!

Rußland schläft. Aber wird es immer schlafen? Und wenn es erwacht, was dann? Der sechzehnjährige Thronfolger, den ich bei verschiedenen Gelegenheiten sah und beobachtete, macht einen wohlerzogenen, distinguierten, aber weichen, fast zarten, keineswegs energischen Eindruck. Daraus folgt, daß wir, wie es uns der Fürst immer wieder einschärft, jetzt unsere Politik auf Alexander III. einstellen müssen, mit dem wir nach meiner Überzeugung sehr wohl in Frieden und Freundschaft leben können. Nach ihm dürfte eine Revolution in Rußland ebenso möglich, wie ich meine sogar wahrscheinlicher sein als ein russischer Angriff auf die Zentralmächte. Alles das natürlich unter der Voraussetzung, daß wir in der Wilhelmstraße auch fernerhin eine geschickte und vorsichtige Politik machen."

Gespräch über Marie Dönhoff

Als ich fühlte, daß zwischen Herbert und mir sich im Laufe des Abends jene undefinierbare Atmosphäre von Sympathie, Freundschaft und Vertrauen gebildet hatte, die junge Männer zueinander zieht, sprach ich ihm von meinem Entschluß, die Gräfin Marie Dönhoff zu heiraten. Er hatte schon davon gehört. Vielleicht von Holstein, dem ich ein Jahr vorher darüber geschrieben hatte, vielleicht durch Klatschereien, denen ja niemand, und namentlich keine schöne und geistreiche Frau, entgeht. Herbert hatte aber anscheinend die Sache nicht au sérieux genommen. Als er den Ernst meines Entschlusses erkannte, sah er mich erstaunt an, verlegen, zunächst stumm. In ihm kämpften zweierlei Empfindungen. Auf der einen Seite

seine Freundschaft für mich und der Wunsch, mir diese Freundschaft zu beweisen; auf der andern Seite der psychologisch begreifliche Gedanke, daß mir ein Glück zuteil werden sollte, das ihm versagt geblieben war, das Glück, die geliebte Frau als Lebensgefährtin heimzuführen und ihr ein neues Leben aufzubauen. Er hatte die Fürstin Elisabeth Carolath leidenschaftlich geliebt. Er liebte sie noch und hat, wie ich glaube, nie aufgehört, sie zu lieben. Er ist auch nie das Gefühl losgeworden, daß er gegenüber dieser großen Liebe seines Lebens versagt habe, daß sein Verhalten in dieser Lebenskrise weder klug noch ganz korrekt gewesen war. Durch die Erinnerungen des Fürsten Philipp Eulenburg ist später über diesen Roman eine Reihe von Einzelheiten bekanntgeworden, um die damals nur ein enger Kreis wußte. Nach langem Schweigen sagte Herbert endlich zu mir: „Ich kenne die Gräfin Marie Dönhoff. Sie ist eine begabte, eine herzensgute, eine ungewöhnlich reizende Dame. Aber sie ist Ausländerin, und wir wollen und sollen an dem Grundsatz festhalten, daß unsere Diplomaten keine Ausländerinnen heiraten dürfen. Sie ist überdies Katholikin. Sie ist von ihrem ersten Mann geschieden, und dieser Mann gehört unserm diplomatischen Dienste an. Sie ist die Freundin der Kronprinzessin, der Mimi Schleinitz, der Cosima Wagner, der Frau von Helmholtz und anderer, meinem Vater feindlich gesinnter Weiber. Ich glaube nicht, daß mein Vater zu dieser Ehe seinen Konsens geben wird. Ich kann ihm auch nicht dazu raten, ich werde ihm sogar mit aller Entschiedenheit davon abraten."

Herbert Bismarcks Bedenken

Wenn ich an jene Unterredung mit meinem lieben Altersgenossen und Freund Herbert Bismarck zurückdenke, so erkenne ich vor allem, wie wenig der Mensch imstande ist, vorauszusehen, wie sich die Zukunft gestalten und wie er selbst in kommenden Zeiten handeln wird. Herbert hat später die Komteß Marguerite Hoyos geheiratet, deren Vater halb Österreicher, halb Ungar und deren Mutter eine Stockengländerin war. Sein ältester Sohn hat eine Ausländerin, die Schwedin Ann-Marie Tengbom geheiratet. Das konnte ich freilich an jenem Abend bei Borchardt nicht wissen. Wohl aber sagte ich Herbert, daß die freundschaftlichen Beziehungen der Gräfin Marie zur Kronprinzessin, zu Cosima Wagner, zu Frau von Helmholtz, zur Gräfin Schleinitz auf rein künstlerischer Grundlage beruhten und mit Politik gar nichts zu tun hätten. An ihrer ausländischen Herkunft Anstoß zu nehmen, scheine mir gerade bei ihr kleinlich, die in Bildung und Gesinnung ganz deutsch geworden sei. Was ihre katholische Konfession angehe, so sei ich selbst evangelischer Christ, aber ohne Vorurteile und ohne Unduldsamkeit. Wenn der Umstand, daß Graf Karl Dönhoff dem diplomatischen Dienst angehöre, in den Augen meiner Vorgesetzten ein Grund sei, mir den Heiratskonsens zu verweigern, so verließe ich den Dienst. Ich schloß die Diskussion, indem ich mit Ruhe, aber bestimmt, zu

Herbert sagte: „C'est à prendre ou à laisser. Wenn mir der Konsens für die Heirat verweigert wird, von der nicht nur mein Lebensglück abhängt, sondern auch das Glück der Frau, die ich liebe, so gehe ich. Ich kann auch als Privatmann leben und sehr zufrieden leben. An der Seite der Frau, die ich liebe, und mit einigen guten Büchern halte ich es überall aus." Ich möchte schon hier erwähnen, daß Graf Karl Dönhoff nach meiner Verheiratung noch lange unserer Karriere angehört und auf seinem Dresdener Posten weiter gute Dienste geleistet hat. Als er, nicht lange vor seinem Tode, aus Gesundheitsrücksichten mit dreiundsiebzig Jahren um seinen Abschied bat und diesen in einer für ihn sehr schmeichelhaften Form erhielt, schrieb er mir, es sei für ihn bei seinem Rücktritt „Ehrenpflicht", mir für das Wohlwollen zu danken, das ich ihm mit ebensoviel Güte wie Takt als sein Vorgesetzter während zehn Jahren bewiesen hätte. Im Leben wie in der Politik lassen sich auch schwierige Situationen meistern: mit Klugheit und mit jener Eigenschaft, welche die alten Griechen *Μεγαλοψυχία* nannten — Großzügigkeit.

Der Sommer 1885 verlief politisch ruhig. In der innern russischen Politik triumphierte auf allen Gebieten die Reaktion. Der katholische Bischof von Wilna wurde in die Verbannung nach Jaroslaw an der Wolga geschickt, weil er unter Umgehung des vorgeschriebenen Weges eine direkte Korrespondenz mit Rom geführt hatte. Der von ihm nach seiner „Verschickung" zum Verwalter seiner Diözese eingesetzte Domherr wurde aus einem ähnlichen Grunde nach Koly am Eismeer deportiert. Ich war befreundet mit dem Fürsten Kantakuzen, dem Vorsitzenden des Departements für die fremden Kulte. Er war ein gebildeter und liebenswürdiger Mann und mit einer charmanten Französin verheiratet. Wenn ich ihn in seiner Amtswohnung aufsuchte, wartete in seinem Vorzimmer immer eine Anzahl katholischer Geistlicher, die ad audiendum verbum befohlen waren und zitternd seines Urteilsspruches harrten. Den evangelischen Pastoren in den baltischen Provinzen ging es nicht viel besser.

Zwei Kaiser in Kremsier

Im Gegensatz zu so üblen und traurigen inneren Verhältnissen stand die auswärtige russische Politik unter dem günstigen Einfluß der Begegnung von Skierniewice und der dort zwischen den drei Kaisermächten getroffenen Abmachungen. Ende August 1885 fand in Kremsier, der mährischen Bezirksstadt, wo vom November 1848 bis zum März 1849 der erste österreichische Reichstag getagt hatte, eine Begegnung der Kaiser von Österreich und Rußland statt, die von ihren Ministern Kálnoky und Giers begleitet waren. Die Entrevue verlief gut. Die Kritik der ungarischen Presse, die in dieser Zusammenkunft eine Stärkung der Slawen innerhalb der habsburgischen Monarchie und damit eine Gefahr für den Dualismus und die magyarische Rasse sehen wollte, blieb mit Recht unbeachtet. Anfang

September stattete Herr von Giers dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen Besuch ab, der nach den der Botschaft zugegangenen vertraulichen Mitteilungen sehr gut verlief. Da trat am 18. September 1885 ein Ereignis ein, das mein Chef, der Botschafter von Schweinitz, sofort für die wichtigste Wendung erklärte, die wir seit 1879 erlebt hätten.

Das bulgarische Ostrumelien

In Ostrumelien, das durch den Berliner Kongreß als autonome türkische Provinz unter einem türkischen Generalgouverneur konstituiert worden war, brach eine Revolution aus. Die aufständischen Bulgaren nahmen den türkischen Generalgouverneur gefangen und bildeten eine provisorische Regierung, die sich um Schutz an den Fürsten Alexander von Bulgarien wandte. Dieser begab sich nach Philippopel, befahl die Mobilmachung der Armee, berief die Kammern ein und erließ eine Proklamation, in der er erklärte, er sei durch den Willen des allmächtigen Gottes wie des edlen bulgarischen Volkes Fürst von Nord- und Südbulgarien geworden. Er erkenne die Souveränität des Sultans an, aber Ostrumelien habe aufgehört zu bestehen, die Union der beiden Bulgarenländer sei eine vollzogene Tatsache und damit das Ideal aller Bulgarenherzen erfüllt. Ich habe seinerzeit erzählt, daß während des Berliner Kongresses die russischen Vertreter mit unermüdlichem Eifer für die bulgarischen Aspirationen eintraten. Die Ursache dieses Eifers war einerseits darin zu suchen, daß, wie schon früher Ignatjew, so während der Kongreßverhandlungen auch Gortschakow und Peter Schuwalow in den Bulgaren die besonderen Schützlinge und die treuesten Freunde von Rußland erblickten. Dazu waren damals noch persönliche Wünsche und Gefühle des Kaisers Alexander II. getreten. Der Johannistrieb des hohen Herrn für die hübsche Katharina Dolgorukij hatte seiner erhabenen Gemahlin Kummer bereitet. Als nobler Herr, der er war, wollte er seine Frau für ihr häusliches Leid entschädigen. Er wußte, wie sehr sie ihren Bruder, den Prinzen Alexander von Hessen, und dessen Kinder aus seiner morganatischen Ehe mit Fräulein Julie Hauke, die Prinzen Battenberg, liebte. So begünstigte und förderte er die Designierung des Prinzen Alexander Battenberg zum Fürsten von Bulgarien und blieb ihm bis zu seinem Tode ein gnädiger Gönner. Anders Alexander III. Er hatte die „Vettern" Battenberg nie gemocht. Namentlich Alexander Battenberg war ihm antipathisch.

Alexander III. bestraft den Fürsten Alexander

Sobald er von dem Einzug des Fürsten Alexander in Philippopel gehört hatte, befahl er dem bulgarischen Kriegsminister, dem russischen General Kantakuzen und allen im bulgarischen Dienste stehenden russischen Offizieren, ihre Entlassung aus bulgarischen Diensten zu fordern. Einer bulgarischen Deputation, die den Zaren während seines gewohnten Herbstaufenthaltes in Kopenhagen im Schloß Bernstorff umzustimmen suchte,

erklärte Alexander III., er sympathisiere mit den Bulgaren, aber er mißbillige die Revolution in Ostrumelien. Anfang November 1885 wurde der Fürst Alexander von Bulgarien aus der russischen Armee ausgestoßen. Einst hatte Zar Nikolaus I. den Vater des Fürsten Alexander, den Prinzen Alexander von Hessen, wegen seiner unstandesgemäßen Heirat zum Unteroffizier degradiert, jetzt erteilte der Zar Alexander III. dem Sohn des hessischen Prinzen den schlichten Abschied.

Serbisch-Bulgarischer Krieg

Mitte November 1885 erklärte Serbien den Bulgaren den Krieg. Bei Slivnitza schlug der Battenberger die Serben aufs Haupt und zwang sie, sich hinter die serbische Grenze zurückzuziehen. Vor völliger Vernichtung wurden die Serben durch Österreich gerettet, das dreißig Jahre später an ihnen zugrunde gehen sollte. Wie sich die russische Politik in den siebziger Jahren hinsichtlich der zukünftigen Haltung der Bulgaren getäuscht hatte, so täuschte sich in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die österreichische in den Serben. Fürst Bismarck hat mehr als einmal geäußert, daß sich die Zukunft höchstens auf vier bis fünf Jahre voraussehen lasse. Im Jahr 1885 begab sich auf Befehl des Kaisers Franz Josef der österreichische Gesandte in Belgrad, Graf Rudolf Khevenhüller, durch die beiderseitigen Vorpostenlinien in das Lager des siegreichen Bulgarenfürsten und drohte ihm für den Fall weiteren Vorrückens mit österreichischer militärischer Intervention. Daraufhin stellte Fürst Alexander seinen Vormarsch ein. Durch Vermittlung einer internationalen Militärkommission, die aus den in Wien beglaubigten Militärbevollmächtigten bestand, kam es zu einem Waffenstillstand nach rein militärischen Gesichtspunkten. Das ostrumelische Pronunciamento und der Serbisch-Bulgarische Krieg bestätigen für den nachdenklichen Beobachter die alte Erfahrung, daß die Politik auch die Kunst ist, sich veränderten und veränderlichen Situationen anzupassen. Gerade auf der Balkanhalbinsel wechselten die Beziehungen zwischen den sie bewohnenden Völkern, den Serben, Bulgaren, Griechen, Rumänen und Türken und den im Orient rivalisierenden Großmächten häufiger und rascher als die Figuren im Kaleidoskop.

Russischer Sommer

Das sommerliche Rußland besitzt einen Zauber, der den Reizen seines Winters kaum nachsteht. Was im Winter die Schlittenfahrten, das sind im Sommer die Schiffahrten auf der Newa. Die Petersburger Sommernächte sind milde und wunderbar hell. Missy Durnow besaß eine schöne Dampfjacht, auf die sie ihre Freunde und Freundinnen einlud. Unter ihren Gästen befand sich fast immer ihr Halbbruder, der Fürst Beloselsky, General à la suite des Zaren und verheiratet mit Nadine Dmitrijewna Skobelew, der ältesten Schwester des berühmten Generals. Die jüngere Schwester, Zenaïde, hatte sich morganatisch mit dem Herzog Eugen von Leuchtenberg vermählt, dem Enkel des Stiefsohns des Kaisers Napoleon. Sie war

erst zur Gräfin Beauharnais, dann zur Herzogin mit dem Prädikat „Durchlaucht“ erhoben worden. Zeneïde, allgemein Sina genannt, war strahlend schön. Der Großfürst Alexei Alexandrowitsch, der dritte Sohn des Kaisers Alexander II., huldigte ihr ohne jede falsche Scheu. Er dachte mit dem französischen Sprichwort: Où il y a de la gêne il n'y a pas de plaisir. Wenn er mit Sina am Arm durch die Säle des Winterpalais schritt, pflegte Schweinitz lächelnd zu sagen: „Diese Unbefangenheit erfreut mein reaktionäres Herz, denn sie erinnert an die schöne Zeit von Ludwig XIV. und August dem Starken.“ Alexei und Eugen waren eifrige Besucher des Jachtklubs, wo auch ich häufig eine Partie Ecarté spielte. Es kam vor, daß bei der zwischen ihnen herrschenden Gütergemeinschaft Eugen im Klub mit der Admiralsmütze von Alexei erschien und Alexei mit der Infanteriemütze von Eugen. Sina aber seufzte, als eine Freundin sie auf ihr angegriffenes Aussehen anredete: „Que voulez-vous, ma chère? Je suis aimée par deux hercules.“ Großfürst Alexei und sein Vetter Eugen Leuchtenberg waren beide ungewöhnlich stattliche Erscheinungen.

Wir pflegten uns für unsere nächtlichen Sommerfahrten auf der Newa um Mitternacht einzuschiffen. Die Fahrt auf dem majestätischen, klar und sanft fließenden Strom führte uns durch Inseln und Inselchen. Gegen drei Uhr landeten wir auf irgendeinem Eiland. Der mitgenommene Proviant, alle Leckerbissen der russischen „Sakuska“ (Vorspeise bei einem Diner) wurden aufgetischt. Kam die Morgenkälte, so wurde ein Feuer aus rasch zusammengetragenen Zweigen angezündet, an dem wir uns wärmten. Bisweilen wurden auch Sänger mitgenommen, die über die Wasser melodische, melancholische Volkslieder ertönen ließen. Vor sechs Uhr war ich selten wieder zu Hause, aber um elf Uhr erschien ich pünktlich auf der Botschaftskanzlei, um meinen Dienst zu tun, während meine russischen Freunde und Freundinnen bis nachmittags in den Federn blieben. „Einer der größten Reize des Lebens besteht darin, daß man aus der Nacht den Tag und aus dem Tag die Nacht macht“, pflegte Missy Durnow zu sagen. „Tout plutôt, que la monotonie, l'affreuse règle.“

Die Annullierung der Ehe Dönhoff

Und so ging der Sommer vorüber, und es kam der Herbst. Meine Gedanken weilten in Rom, bei der Gräfin Marie. Ihre Mutter hatte mir geschrieben, daß Minghetti für den Ausgang des Annullationsverfahrens guten Mutes sei. Man habe einen Formfehler entdeckt, der bei dem Abschluß der ersten Ehe der Gräfin Marie vorgekommen sei und der eine Handhabe für die Annullierung biete. Donna Laura hatte, von ihrer Tochter begleitet, allen Kardinälen, in deren Händen die Entscheidung lag, einen Besuch abgestattet und war von den „Porporati“ mit Güte und Liebenswürdigkeit empfangen worden. Einer der Herren, klein von Statur, hatte mit gütigem Lächeln zu den Damen gesagt: „Ma, Signore mie, perchè

avere paura di me? Mi chiamano Nano (der Zwerg). Questo non è il nome di un Nerone." Über die vom Heiligen Stuhl in besonderen Fällen vorgenommenen Annullationen herrschen vielfach unklare Begriffe. Insbesondere ist die Meinung verbreitet, daß es letzten Endes auf das Geld ankomme. Diese Auffassung ist irrig. Die hier in Rede stehende Annullation hat nur einige tausend Lire Kanzleigebühren gekostet, nicht mehr als die Sporteln für einen Bagatellprozeß vor einem Berliner Amtsgericht. Mit Weisheit und Güte hat die katholische Kirche es so eingerichtet, daß durch die Annullierung einer Ehe der Status der Kinder in keiner Weise berührt wird. Sie werden durch eine sogenannte „Sanatoria" in alle Rechte legitimer Kinder eingesetzt.

Anfang Dezember 1885 wurde mir gegen Abend ein Telegramm gebracht. Gibt es Ahnungen? Ich fühlte, daß es ein wichtiges, ein entscheidendes Telegramm war. Aber war es die Entscheidung im Annullationsverfahren? Also eine Lebensentscheidung? Ich konnte mich nicht entschließen, das Telegramm sofort zu öffnen. Mein Vater hatte mich schon als Knabe gelehrt, wichtige Entscheidungen in gesammelter Stimmung entgegenzunehmen. Ich steckte also das Telegramm in die Brusttasche und ging zur Newa. Seit Wochen zugefroren, glich ihre Oberfläche bei dem unregelmäßigen Anfrieren der Eisschollen einer Wüstenei. Nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen, weder Mensch noch Tier. Völlige Einsamkeit umgab mich. Dazu völlige Finsternis. Nur in der Ferne dämmerten die Lichter der Petersburger Häuser. Als ich in die Nähe einer Laterne gelangte, die von hoher Stange spärliches Licht spendete, öffnete ich das Telegramm. Ich las vier Worte: „Annullation ausgesprochen, selig Marie." Ich dankte dem lieben Gott aus innerstem, tiefstem Herzen.

Weihnachtsurlaub nach Wien und Berlin

Am nächsten Tage erbat ich einen vierzehntägigen Weihnachtsurlaub, den ich erhielt und antrat, nachdem ich vorher an den Reichskanzler mein dienstliches Gesuch um Bewilligung der Eheschließung mit Gräfin Marie Dönhoff gerichtet hatte. Ich fuhr über Warschau nach Wien. In Wien traf ich die Gräfin Marie, die dort zum Besuch bei unserer Freundin, der Fürstin Salm-Liechtenstein, weilte. Ich sagte ihr, daß ich mich in Berlin auf keinerlei Hin- und Herreden, Ausflüchte und Temporisieren einlassen, vielmehr dem Amt nur die Wahl zwischen Konsens und Abschied lassen würde. Ich frug die Gräfin, ob sie bereit wäre, im Fall meines Ausscheidens aus dem diplomatischen Dienst an meiner Seite ein äußerlich wenig glänzendes, bescheidenes Leben zu führen. Sie antwortete: „Mit dir, wo du willst und wie du willst."

In Berlin bat ich Herbert brieflich um eine Unterredung. Er empfing mich am nächsten Tage in seinem Amtszimmer, in dem ich elf Jahre später, inzwischen Staatssekretär geworden, während drei Jahren manchen

Bericht lesen, manchen Erlaß diktieren sollte. Herbert blieb bei meinem Eintritt auf seinem Amtssessel sitzen. Ich sah ihm sofort die innere Erregung an. Wenn Holstein erregt war, so pflegte er mit den hageren Fingern seiner rechten Hand krampfhaft spreizende Bewegungen auszuführen. Bei Herbert trat die innere Aufregung darin zutage, daß er mit finsteren Blicken die Stirnhaut auf und nieder schob. Neben ihm stand der damalige Personaldezernent, der Geheimrat Humbert, der mich als jungen Attaché zwölf Jahre früher in die Geheimnisse des Kanzleidienstes eingeführt hatte. Er sah auf mich mit dem aus Furcht und Mitleid gemischten Ausdruck, mit dem wohl ein milder Geistlicher den Vorbereitungen für die Exekution eines Delinquenten beiwohnen mag. Die Entscheidung des Reichskanzlers war ihm, wie mir, offenbar noch unbekannt. Herbert erhob sich und schüttelte mir die Hand mit den Worten: „Mein Vater will den Konsens für Sie bei Seiner Majestät dem Kaiser selbst erbitten. Sobald dieser Konsens erteilt ist, will nach Ihrer Verheiratung die Kaiserin Ihre Frau in besonderer Audienz empfangen." Mit inniger Freude und mit einer Wärme, die fast undienstlich war, stürzte der Geheimrat Humbert auf mich zu, um mir zu meiner bevorstehenden Vermählung recht von Herzen Glück zu wünschen. Er ist mir, nachdem ich Minister geworden war, ein von mir sehr geschätzter Mitarbeiter gewesen. Nach Hause gekommen, telegraphierte ich an die Gräfin Marie: „In Ordnung mit Wotan."

An Bismarcks Tisch

Am Abend wurde ich im Bismarckschen Hause zu Tisch geladen. Der Fürst reichte mir mit gütigem Lächeln die Hand. „Sie haben Ihren Willen durchgesetzt. Gut Glück!" Zu seinem Sohn Bill sagte er nicht lange nachher, wie dieser mir später erzählte: „Die Klugheit und Festigkeit, mit der Bülow in dieser ganzen Sache manövriert hat, macht ihm Ehre. Hoffentlich lähmt die Leidenschaft für seine in der Tat reizende Frau diesem jungen Adler nicht die Flügel und den Flug." Ich habe Fürst Bismarck gelegentlich äußern hören, er sei der Meinung, daß das Zölibat für Diplomaten ähnlich wünschenswert sei, wie die katholische Kirche es für ihre Geistlichen eingeführt hat. In der Praxis ist er für meine Frau bis zu seinem Tode voll Güte gewesen.

Trauung Bülows und der Gräfin Dönhoff

Am 9. Januar fand unsere Hochzeit in Wien statt, erst nach katholischem und dann nach evangelischem Ritus. Der Ehrendomherr Prälat Ignaz Estl sagte nach vollzogener Trauung zu meiner Frau mit gütigem Lächeln, indem er ihr die Hand auf den Kopf legte: „Diesmal ist aber jede Annullation ausgeschlossen. Alle Formalitäten sind erfüllt. Diese Ehe ist unauflöslich." Das war diese Ehe, nicht nur der Form nach, sondern vor allem für unser Gefühl, vor Gott und Menschen. Bei der evangelischen Trauung hielt Pfarrer Zimmermann eine von Herzen kommende Ansprache. Bei dem kleinen Frühstück, das nach der Trauung im Hotel Meißl und

Schadn am Neuen Markt stattfand, brachte mein Trauzeuge, der deutsche Botschafter in Wien, Prinz Heinrich VII. Reuß, einen Trinkspruch auf die Neuvermählten aus, den er, zu mir gewandt, mit den Worten schloß: „Per aspera ad astra!“ Noch am selben Tage meldete ich meinem Chef, dem Botschafter von Schweinitz, meine Verheiratung. Mein lieber Freund Fritz Vitzthum, damals Zweiter Sekretär unserer Petersburger Botschaft, schrieb mir bald nachher, General von Schweinitz sei nach Empfang meiner Meldung sehr erstaunt in die Botschaftskanzlei getreten. „Das hätte ich nicht gedacht“, habe er zu den dort versammelten Beamten gesagt, „daß dieser gescheite und geschickte Bülow eine Liebesheirat machen würde. Ich dachte, der würde sich eine Majoratserbin oder eine Dollarprinzessin aussuchen.“ Vitzthum, der, wie früher in London mit Münster, so auch in Petersburg mit Schweinitz, kein Blatt vor den Mund nahm, hatte entgegnet: „Exzellenz haben sich eben gründlich geirrt, wenn Sie Bülow für einen gemütlosen Streber hielten.“ Über meine Frau hatte Schweinitz gemeint: „Sie ist genial begabt und dabei so harmlos wie meine zwölfjährige Tochter. Sie ist natürlich, aufrichtig und wahrhaftig. Keine Spur von Affektation, Pose oder gar Snobismus. Sie ist eine Dame und jeder Stellung gewachsen.“



Gräfin Marie Dönhoff, die spätere Fürstin Bülow
Nach einem Gemälde von Lenbach

XLII. KAPITEL

Salzburg • Besuch bei Marco Minghetti in Rom • In Berlin • Der Abend im Hause Bismarck • Diner im Kronprinzlichen Palais • Besuch des Kronprinzen bei Frau von Bülow • Ihr Empfang bei Kaiserin Augusta • Gespräch mit Kaiser Wilhelm I. • Aufnahme in St. Petersburg • Hof, Gesellschaft und Diplomatie • Das russische Ministerium des Äußern: Vlangaly, Lambsdorff • Revolution in Sofia • Bismarcks Stellung zur Bulgarischen Frage und zur „Battenbergerei" • Berlin im Frühjahr 1887 • Frühstückstafel beim Kronprinzenpaar • Die Verlobung der Prinzessin Viktoria mit Alexander von Battenberg, Bismarcks Widerstand

Wir haben die ersten Wochen unserer jungen Ehe in Salzburg verlebt. Die anmutige Stadt war in Schnee gehüllt, aber hell schien die Sonne vom Himmel, und Sonne war in unseren Herzen. Ich entsinne mich nicht, je so froh und glücklich gewesen zu sein. Und vierzig Jahre später sage ich mir als alter Mann mit Dank gegen Gott, daß meine Ehe mir nur Glück und Segen gebracht hat.

Von Salzburg nach Rom

Von Salzburg fuhren wir nach Rom, von wo die Nachrichten über das Befinden des Stiefvaters meiner Frau immer ungünstiger lauteten. Wir fanden Minghetti in der Tat körperlich sehr elend, aber seelisch gefaßt, klar und hell. Zwischen seiner Frau und seiner Stieftochter im Lehnstuhl sitzend, verbreitete er sich in längeren Gesprächen über die höchsten Gegenstände, mit denen sich der menschliche Geist beschäftigen kann. Goethe sagt irgendwo, daß bei erlesenen Menschen am Ende ihres Lebens ungewöhnliche Gedanken aufsteigen, die gleich seligen Dämonen sich auf hohen Berggipfeln niederlassen (so oder ähnlich — ich zitiere aus dem Gedächtnis). Trotz der grausamen Schmerzen, die ihm sein tückisches Leiden, ein Blasenkrebs, bereitete, hat Minghetti im Laufe des Sommers 1886 noch Turin aufgesucht. Turin hatte ihm bitter gegrollt, als er durch die italienisch-französische Konvention vom 15. September 1864 die italienische Hauptstadt nach Florenz verlegt hatte. Es war ihm eine letzte Freude, sich vor seinem Ende mit der Stadt zu versöhnen, von der die italienische Einheitsbewegung ausgegangen war, mit den Piemontesen, in denen er, wie er gern sagte, die Preußen Italiens sah und hochachtete. Der sterbende Mann, den nur seine Frau, Donna Laura, begleitete, wurde in Turin von der ganzen Bevölkerung mit herzlichster Ehrerbietung empfangen. Nachdem er mit

Aufbietung seiner letzten Kräfte im Rathaussaal seine wie immer formvollendete und gedankenreiche Rede beendigt hatte, sagte er zu seiner Frau: „Nun kann ich ruhig sterben. Turin und ich, wir haben uns wiedergefunden."

Letzte Unterredung mit Minghetti

Der Besuch seiner geliebten Stieftochter war ihm eine große Freude. Er sagte mir, daß er ruhig sterbe, da er glaube, daß ich sie glücklich machen würde. Daß er dieses Zutrauen zu mir hatte, bedeutet für mich auch in der Erinnerung mehr, als wenn er mir eine politische Zukunft prophezeit hätte. Davon war keine Rede. Minghetti hatte seine Zustimmung zu unserer Heirat gegeben, nicht weil er glaubte, seine Stieftochter komme in die große Karriere. In der letzten Unterredung, die ich mit ihm hatte, sagte er zu mir: „Das Glück des Lebens hängt nicht von der äußeren Stellung ab. Ich denke mir, daß Sie vom Botschaftsrat in Petersburg etwa Generalkonsul in Warschau werden könnten, dann vielleicht diplomatischer Agent in Ägypten und mit der Zeit Gesandter in Athen. Das wäre ein hübscher Abschluß." Auch meine Frau hat nicht erwartet, daß ich das machen würde, was man gemeinhin eine Karriere nennt. Bald nach unserer Heirat erhielt sie einen Brief von ihrer und später auch meiner verehrten und teuren Freundin Malvida von Meysenbug, in dem es hieß: „Sie schreiben mir, daß Sie Ihren Mann leidenschaftlich liebten, obschon Sie wohl wüßten, daß er nicht besonders begabt wäre. Ich glaube, daß Sie ihn geistig unterschätzen. Franzosen, denen ich im vergangenen Herbst in Paris bei meiner Pflegetochter Olga und deren Mann, dem Historiker Gabriel Monod, dem Professor am Collège de France und Direktor der École des Hautes Études, begegnete, sprachen mir mit großer Anerkennung von Bülow und erzählten mir, daß Gambetta ihm eine bedeutende Zukunft prophezeit hätte." Meine Frau zeigte mir mit der Harmlosigkeit, die eine ihrer vielen guten Eigenschaften ist, diesen Brief und meinte dazu: sie bliebe dabei, daß es vor allem darauf ankomme, daß wir uns von Herzen liebhätten. Im Grunde hatte sie darin gewiß recht.

Minghettis Tod

Am 10. Dezember 1886 starb Minghetti. Er empfing vor seinem Tode den Besuch des Königs Humbert und der Königin Margherita. Als sie eintraten, nahm der Sterbende das schwarze Käppchen ab, das er auf dem Kopfe trug, und rief mit leiser Stimme: „Viva la casa di Savoia!" Dann empfing er als gläubiger Katholik mit großer Andacht die heiligen Sterbesakramente, und seine reine und edle Seele ging hinüber, dorthin, wohin ihm der heilige Franziskus, Dante und Thomas a Kempis den Weg gewiesen hatten. In Italien sind ihm zwei schöne Denkmäler errichtet worden: in Rom vor dem Palazzo Braschi und in Bologna vor der Universität.

In Rom gab mir mein früherer Chef, Herr von Keudell, ein Diner, bei dem sich ein komischer Zwischenfall ereignete. Nachdem Keudell, der, wie ich schon früher einmal angedeutet habe, kein Cicero war, mich und meine

Frau in einem kleinen Toast stotternd begrüßt hatte, erhob sich der gleichfalls anwesende und für seine Einfalt berühmte österreichische Botschafter Graf Ludolf und sprach mit schwungvollen Worten die Hoffnung aus, daß ein so reizendes Paar wie Herr und Frau von Bülow recht bald als deutscher Botschafter und deutsche Botschafterin in den Palazzo Caffarelli einziehen würden. Allgemeine Stille, große Verlegenheit. Keudell erbleichte, und die Konversation kam nur langsam wieder in Gang. Nach Aufhebung der Tafel nahm er mich beiseite. „Ich war Ihr Chef, Ihr, wie ich mir schmeichle, wohlwollender Chef. Sagen Sie mir ehrlich! Hat der große Otto Ihnen meinen römischen Posten versprochen?“ Ich konnte Keudell mit gutem Gewissen mein Wort darauf geben, daß mir Fürst Bismarck weder die römische Botschaft noch überhaupt eine Botschaft in Aussicht gestellt habe. Ich dächte auch gar nicht daran, jetzt schon eine Botschaft anzustreben. Ich sei erst sechsunddreißig Jahre alt, vor fünfzig Jahren pflege man nicht Botschafter zu werden. Nach und nach beruhigte sich der gute Keudell. Schließlich bin ich acht Jahre später als Botschafter in den Palazzo Caffarelli eingezogen. Fata viam inveniunt.

Die Neuvermählten bei Bismarck und dem Kaiser

Von Rom fuhren wir nach bewegtem Abschied von Minghetti und meiner lieben Schwiegermutter nach Berlin. Wir saßen schon am ersten Tage im Reichskanzlerpalais. Meine Frau mußte rechts vom Fürsten sitzen. Der „große Wauwau“, wie ihn junge unehrerbietige Attachés nannten, war die Liebenswürdigkeit selbst für seine Nachbarin. Ich bin wenigen älteren Männern begegnet, die mit Damen so aufmerksam und so liebenswürdig sein konnten wie Fürst Bismarck. Darin glich er seinem ritterlichen Herrn, Kaiser Wilhelm I. Mir empfahl der Fürst, mich in St. Petersburg „auch fernerhin so nützlich zu machen wie bisher“. Am nächsten Tage wurde meine Frau von der Kaiserin Augusta empfangen, neben der ihre Tochter, die Großherzogin Luise von Baden, saß. Beide waren für meine Frau nicht nur voll Güte, sondern sie gaben ihr aus der Fülle ihrer Lebenserfahrung und Lebensweisheit vortreffliche Ratschläge für die sie in St. Petersburg erwartenden Aufgaben. Die Kaiserin Augusta und ihre Tochter waren wahre und echte Vertreterinnen des „Geistes von Weimar“. Während der Audienz meiner Frau bei der Kaiserin trat der Kaiser ein. „Ich muß mir doch die reizende Frau ansehen“, sagte er lächelnd zur Kaiserin, „die einem meiner besten Diplomaten den Kopf verdreht hat.“ Er nahm dann Platz und erkundigte sich bei meiner Frau nach einer Anzahl schöner Italienerinnen, denen er in seiner Jugend begegnet war und für die er noch schwärmte. Ach, sie waren, soweit sie noch lebten, inzwischen siebzig und achtzig Jahre alt geworden.

Beim Kronprinzenpaar

Wir aßen en famille beim Kronprinzen und der Kronprinzessin, die meine Frau wie eine Tochter empfingen. Die Kronprinzessin sprach, ihrer

englischen Erziehung und Einstellung entsprechend, mit Abscheu von der russischen Regierungsweise, von Autokratie und Orthodoxie, aber mit lebhafter Sympathie von der Großfürstin Elisabeth Feodorowna, ihrer hessischen Nichte, der zweiten Tochter der Großherzogin Alice von Hessen. Wer hätte damals geahnt, daß diese märchenhaft schöne junge Frau erst die Ermordung ihres Gatten, des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, erleben und dann selbst, in einen tiefen Schacht gestürzt, zerschmettert und halbtot auf dem Grunde angelangt, unter ihr nachgeschüttetem ungelöschtem Kalk erstickt werden würde! Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Der gütige Kronprinz stattete meiner Frau im Hotel Continental, wo wir abgestiegen waren, persönlich einen Besuch ab und unterhielt sich mit ihr lange und sehr verständig über russische Zustände und unser Verhältnis zu unserem östlichen Nachbarn. Prinz und Prinzessin Wilhelm, die uns nach unserer Trauung in Wien telegraphisch sehr herzlich beglückwünscht hatten, luden uns in Berlin zu Tische. Beide schwärmten für meine Frau, der sie oft im Neuen Palais begegnet waren, wenn diese dort zum Besuch bei den Kronprinzlichen Herrschaften weilte. Wir sahen viele unserer alten Berliner Freunde, den Fürsten und die Fürstin Otto Stolberg, den bayrischen Gesandten Hugo Lerchenfeld, meine lieben Kriegskameraden Franz Arenberg und Bodo Knesebeck. Am meisten aber beglückte es mich, daß meine Mutter meine Frau nicht nur mit herzlicher Liebe in ihre Arme schloß, sondern sie mit jedem Tage liebergewann und mit voller Überzeugung zu mir sagte: „Sie ist die Frau, die zu dir paßt. Mit Gottes Hilfe und unter Gottes Segen wirst du sehr glücklich mit ihr werden."

Ankunft in Petersburg

Nach zehntägigem Aufenthalt in Berlin traten wir die Weiterreise nach St. Petersburg an. Seit ich verheiratet, und glücklich verheiratet, war, sah ich Petersburg mit anderen Augen an als zehn Jahre früher, wo ich, leichten, törichten Sinnes voll, zum erstenmal dort gelandet war. Ich überzeugte mich bald davon, daß die Erfüllung meiner dienstlichen Pflichten mir durch meine Frau nur erleichtert wurde. Und nicht nur weil sie mir die Häuslichkeit schuf, in der sich entfalten konnte, was an Leistungsfähigkeit etwa in mir steckte. Ich knüpfte durch sie auch Beziehungen zu Familien und Kreisen an, denen ich vorher nicht nähergetreten war. Die Oberhofmeisterin der Kaiserin, die Fürstin Helene Kotschubey, die Mutter von Marie Durnow, hatte ich bisher nur oberflächlich gekannt. Als langjährige Freundin meiner Schwiegermutter suchte sie meine Frau auf, sobald sie von ihrer Ankunft gehört hatte. Die alte Fürstin fuhr zur Vorstellung bei der Kaiserin Maria Feodorowna selbst mit meiner Frau nach Gatschina, wozu sie sich sonst nur entschloß, wenn es sich um Botschafterinnen handelte. Die Fürstin Helene Kotschubey war eine der letzten ganz großen Damen, die es in Europa gegeben hat. Eine Bibikow, aus einem der ältesten

Fürstin Kotschubey

Moskauer Bojarengeschlechter, hatte sie in ihrer ersten Ehe einen Fürsten Beloselsky geheiratet, in der zweiten Ehe den Fürsten Kotschubey. Sie war die verkörperte Etikette, sie war voll Vorurteile, aber sie war ein Original und ein Charakter. Ihr Schwiegersohn, der General Durnow, der Mann von Missy, war Präsident des Slawophilen Wohltätigkeitskomitees und als solcher natürlich ein enragierter Panslawist. Als einmal bei einem Diner ein lebhafter Streit über bulgarische Vorgänge entstand, meinte die Fürstin Helene schließlich: „Je ne comprends pas, comment on peut tant s'occuper des Bulgares, qui sont des gens si peu comme il faut." Meine Frau gefiel ihr gut. Am besten gefiel ihr deren politische Harmlosigkeit. Als mich im Winter 1886/87 meine Frau einmal frug, wer eigentlich die zwei Generäle seien, von denen so viel gesprochen würde, Boulanger und Kaulbars, machte ich mir den unpassenden Scherz, ihr zu sagen, Boulanger sei ein nach Bulgarien entsandter russischer General und Kaulbars französischer Kriegsminister. Jeder politisch Unterrichtete wußte, daß umgekehrt Boulanger französischer Kriegsminister und Kaulbars russischer General und diplomatischer Vertreter in Sofia war. In ihrer Unschuld frug meine Frau während einer Soiree bei der Fürstin Helene, wie es eigentlich komme, daß der russische Vertreter in Bulgarien einen französischen Namen führe und der französische Kriegsminister einen deutschen. Alle Welt lachte. Nur die Fürstin Kotschubey meinte: „Je vous ai dit que cette petite femme était dé-li-cieuse. Elle a mille fois raison de ne pas s'occuper de politique." Der gleichen Ansicht war übrigens auch Fürst Bismarck. Als ich ihm ein Jahr später diese Äußerung der Fürstin Kotschubey wiedererzählte, meinte er: „Ich gratuliere Ihnen, daß Ihre Frau politisch so ahnungslos ist. Desto besser für sie selbst und für Sie. Die Frauen haben Musik und Theater und alle Dichter, sie haben sogar die Küche. Von der Politik sollen sie die Finger lassen." Die Fürstin Helene war in ihrer Jugend hübsch gewesen. Sie soll namentlich in ihren zweiten Gatten sehr verliebt gewesen sein. Originell und echt russisch war folgender Zug an ihr. Da sie eine abergläubische Angst vor Einbrechern und vor bösen Geistern hatte, so ließ sie nachts immer einen Hausknecht sich auf der Schwelle ihres Schlafzimmers ausstrecken, völlig gleichgültig dagegen, daß dieser so der unfreiwillige Zeuge ihrer ehelichen Freuden wurde. Der Dwornik störte sie so wenig, wie sie ein treuer Sankt-Bernhard-Hund geniert haben würde.

Die anderen Missionen

Ich möchte jedem jüngeren Deutschen, der als Diplomat ins Ausland geschickt wird, nochmals empfehlen, freundliche Beziehungen mit seinen Kollegen von anderen Missionen zu unterhalten. Er wird auf diese Weise die Nachrichten, die er von Inländern erhält, kontrollieren und auf ihre Richtigkeit prüfen können. Er wird auch Gelegenheit haben, Neues zu hören. Vor allem aber wird er Beziehungen anknüpfen können, die ihm für seine weitere

diplomatische Laufbahn von Nutzen sein werden. Die Diplomaten aller Länder bilden in gewisser Hinsicht eine große Koterie, wo einer den andern kennt und jedenfalls vom andern gehört hat. Am liebsten habe ich, wie ich bei Besprechung meiner Tätigkeit in Athen gelegentlich erwähnte, immer mit meinen englischen Kollegen verkehrt. Ich erinnere mich gern an Dering, Herbert, Harding, Grosvenor, Welby, Townley, Rodd, Wyndham, Lascelles, Browne, Vansittart und manche andere. Als ich 1875 zum erstenmal nach St. Petersburg kam, war Sir Edward Thornton dort englischer Botschafter. Sehr verschieden von diesem biederen Schotten war der englische Bot-

Sir Robert Morier

schafter, den ich 1884 an der Newa antraf, Sir Robert Morier. Bismarck soll einmal gesagt haben, dem Russen sei nur zu trauen, wenn er das Hemd über der Hose trage, und dem Engländer, wenn er kein Französisch spreche. Morier sprach nicht nur Französisch, sondern er war der Sohn eines aus Neufchâtel nach England eingewanderten Hauslehrers. Intelligent, kenntnisreich und insinuant, hatte Sir Robert schon in jungen Jahren die Aufmerksamkeit des Prinzen Albert von Koburg auf sich gezogen. Wie alle Freunde des Prince Consort, wurde auch er nach dessen Tode von der Königin Victoria protegiert. Als Gesandter an kleineren deutschen Höfen, in Koburg, Darmstadt und schließlich in München, war er in alle Schwächen und Narrheiten des deutschen Partikularismus eingedrungen. Er war einer der wenigen Engländer, die schon vor Sedan, schon lange vor der Zeit, wo die deutschen Fortschritte in Industrie und Handel die englische Eifersucht zu erwecken begannen, lange vor dem Bau unserer Flotte die Ansicht vertraten, daß ein schwaches und als solches bescheidenes Deutschland dem englischen Interesse am besten entspräche. Immerhin wäre wohl auch mit Morier auszukommen gewesen, wenn er nicht durch das Ungestüm von Herbert Bismarck tödlich gekränkt worden wäre. Mein alter Kriegskamerad Deines hatte als Militärattaché in Madrid die Bekanntschaft von Bazaine gemacht, der dort nach der Flucht aus seiner Haft auf der Insel Sainte-Marguerite im tiefsten Elend lebte. Der Ex-Marschall erzählte Deines, er sei während des Deutsch-Französischen Krieges als Oberbefehlshaber der Metzer Armee von Morier, dem damaligen englischen Gesandten in Darmstadt, über deutsche Verhältnisse und insbesondere über deutsche militärische Vorgänge auf dem laufenden gehalten worden. Im August 1870 habe er von Morier die erste Nachricht von dem Vormarsch der deutschen Heere über die Mosel erhalten. War dem wirklich so? Hatte Morier wirklich eine so häßliche Rolle gespielt? Oder hatte Bazaine gelogen? Jedenfalls hätte Herbert besser getan, die fragliche Insinuation nicht in die Presse zu bringen. Beweise für die Anklage hatten wir nicht. Bazaine galt der Welt nicht als einwandfreier Zeuge. Die englische Presse trat nach englischer Art und mit englischem Patriotismus einstimmig und leidenschaftlich für die

Unschuld ihres Landsmannes Morier ein, der seitdem unser ausgesprochener Gegner wurde und alles tat, um uns bei den Russen zu schaden und sie gegen uns mißtrauisch zu machen. Er war einer der ersten ernst zu nehmenden und gefährlichen Vorläufer jener englischen Richtung, die weder in Rußland noch in Frankreich, sondern nur in dem wirtschaftlich und politisch immer mehr erstarkenden Deutschland den gefährlichen Nebenbuhler und somit Gegner des britischen Weltreichs erblickte und bekämpfte. Beim Prinzen von Wales war Morier sehr gut angeschrieben. Leider genoß er auch das Vertrauen der Kronprinzessin Viktoria. Als es sich darum handelte, einen Erzieher für den Prinzen Wilhelm, den künftigen König und Kaiser, zu finden, holte die Kronprinzessin den Rat von Morier ein, und dieser empfahl Hinzpeter, der damals Erzieher im Hause des Grafen Görtz auf Schloß Schlitz in Oberhessen war.

Ganz anders als Sir Robert Morier war der italienische Botschafter Greppi, ein liebenswürdiger Weltmann, ein vollkommener Galantuomo, freilich kein Cavour, auch kein Talleyrand. Er sollte aber alle seine Altersgenossen überleben und, nachdem er nach vielen anderen Kriegen auch den Weltkrieg gesehen hatte, mit 103 Jahren aus dieser Welt scheiden. *Greppi*

Wichtiger als die diplomatischen Kollegen und als die Petersburger Salons waren für mich Giers und seine Mitarbeiter. Adjoint im Ministerium des Äußern (eine Stellung, die der des Unterstaatssekretärs im Berliner Auswärtigen Amt entsprach) war Vlangaly. Er war von Geburt Grieche, wie Zographos, Katakazy, Basily, Persiany und manche andere russische Diplomaten. Sehr verschieden von dem feinen, liebenswürdigen, bis zur Ängstlichkeit vorsichtigen Vlangaly war der Chef des Asiatischen Departements, der Geheime Rat Sinowjew. Ein Urrusse, in seinen Formen und seiner Sprache nicht immer gewählt, aber ein Mann mit gesundem Menschenverstand. Er hat mir mehr als einmal gesagt: „Unser Unglück sind die Balkanvölker. Wir vergießen für sie unser Blut, ohne reale Vorteile einzuheimsen. Wir vergeuden für sie unser Geld, für das wir viel nützlichere Verwendung im Innern Rußlands hätten, wo es noch so viel zu verbessern und neu zu schaffen gibt. Gott gebe, daß die Brüderchen, die Bratuschkas, wie sie unser naives Volk nennt, uns nicht noch einmal in einen ganz bösen Krieg hineinziehen."

Der nächste Vertraute von Giers war Graf Wladimir Nikolajewitsch Lambsdorff. Er war derjenige Beamte, den Giers zuerst in den Rückversicherungsvertrag eingeweiht hatte. Lambsdorff hat sich erst viel später in unsern Gegner verwandelt, als ihn, wie ich seinerzeit erzählt habe, Kaiser Wilhelm II. unter dem schlechten Einfluß des Fürsten Max Fürstenberg durch taktlose und unfreundliche Behandlung tief gekränkt hatte. Als ehrgeiziger, etwas vordringlicher Legationssekretär arbeitete auf dem *Graf Lambsdorff*

Iswolski

russischen Ministerium des Äußern damals Alexander Petrowitsch Iswolski. Ich spielte oft mit ihm im Klub. Da er meine guten Beziehungen zu Sinowjew kannte, der sein direkter Vorgesetzter war, so bat er mich, mit diesem freundlich über ihn zu sprechen. Als ich Sinowjew die brillanten Eigenschaften von Iswolski rühmte, antwortete er in der ihm eigenen groben Art: „Iswolski zieht sich an wie ein Affe. Wer grell karierte Hosen und dazu einen blauen Schlips trägt, ist kein brauchbarer Beamter.“

Umsturz in Bulgarien

Am 20. August 1886 begegnete ich auf einem Diner bei dem englischen Botschafter, Sir Robert Morier, Herrn Vlangaly. Als wir zusammen die Treppe hinabstiegen, schlug Vlangaly mir eine gemeinsame Fahrt nach den Inseln vor. Das würde uns beiden nach der großen Hitze des Tages eine wohltuende Erfrischung sein. Während uns die Troika, von drei flotten Pferden gezogen, an schönen Landhäusern und anmutigen Parkanlagen vorbeiführte, erging Vlangaly sich in trüben Betrachtungen über die Verantwortung, die in gewissen Momenten zentnerschwer auf den Schultern des Leiters der auswärtigen Politik eines großen Reiches und seiner Mitarbeiter ruhe. Am nächsten Tage verstand ich die Besorgnisse, die während unserer nächtlichen Fahrt Vlangaly sichtlich erfüllt hatten. Der Telegraph meldete, daß in Sofia eine Revolution ausgebrochen war. Ein meuterndes bulgarisches Kavallerieregiment hatte den Konak des Fürsten Alexander umzingelt. Offiziere der Junkerschule waren in sein Schlafzimmer eingedrungen, hatten ihm seine Absetzung notifiziert und ihn mit vorgehaltenem Revolver nach Rahova an der Donau gebracht, dort in seiner eigenen Jacht eingeschifft und nach Reni, einem Städtchen im russischen Gouvernement Bessarabien geführt. Hier in Freiheit gesetzt, hatte sich der Fürst nach Galizien begeben. Die Nachricht von diesem Handstreich wurde den im Lager von Krasnoje Seló zu den Sommermanövern versammelten Regimentern auf Befehl des Kaisers Alexander III. mitgeteilt. Die Truppe nahm die frohe Kunde mit weithin schallendem „Hurra!“ auf und stimmte die russische Nationalhymne an: „Boshe zarja krani!“ (Gott schütze den Zaren!)

Die Regierung Stambulows

Die Freude an der Newa dauerte nicht lange. Kaum hatte sich in Sofia eine provisorische Regierung gebildet, die aus dem Bischof Klemens, dem ehrwürdigen Metropoliten von Tirnowa, dem Major Gruew, einem der militärischen Verschwörer, und dem Führer der russenfreundlichen Kammerfraktion, Zankow, bestand, so trat in Bulgarien ein Rückschlag ein. In allen größeren Städten erklärten sich die Garnisonen für den Fürsten. In Sofia wurde die russophile provisorische Regierung nach kaum dreitägiger Amtsdauer gestürzt und eine neue Regierung gebildet, an deren Spitze der bedeutendste Politiker des Landes, Stefan Stambulow, trat.

Inzwischen war Fürst Alexander in Lemberg von seiten der Polen der Gegenstand enthusiastischer Ovationen gewesen. Die Begeisterung für ihn

ergriff bald ganz Deutsch-Österreich. In Deutschland trat namentlich die demokratische und die klerikale Presse leidenschaftlich für den Battenberger ein. Mit derselben Gleichgültigkeit für die öffentliche Meinung und ebenso unbekümmert um sentimentale Regungen und selbst um völkerrechtliche und ethische Gesichtspunkte, wie er ein Vierteljahrhundert früher jedes Eintreten für die Polen gegen Rußland abgelehnt hatte, stellte sich Fürst Bismarck jetzt in der Bulgarischen Frage mit voller Entschiedenheit auf die russische Seite. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erklärte offiziös, daß deutsche Interessen durch die bulgarischen Vorgänge gar nicht berührt würden. Als die oppositionelle deutsche Presse fortfuhr, den Fürsten Alexander zu verherrlichen und ein wenigstens diplomatisches Eintreten für ihn als eine sittliche Pflicht zu fordern, erklärte in einem von Bismarck selbst inspirierten Artikel das offiziöse Blatt unter heftigen persönlichen Angriffen gegen Eugen Richter und Windthorst, daß die genannten Parlamentarier und ihre Anhänger nicht die erforderliche Schärfe des Blicks besäßen, um auch nur die nächste Zukunft prognostizieren zu können. Kein einigermaßen durch theoretisches Studium der Geschichte oder durch praktische Beschäftigung mit Politik gebildeter deutscher Staatsbürger könne im Zweifel darüber sein, welche eminenten Gefahren auf dem Wege lägen, den Demokraten und Klerikale unserer Politik vorzeichnen wollten. Es hieß in dieser Bismarckschen Auslassung wörtlich: „Zentrum und Demokratie predigen den Krieg, und zwar einen Krieg, schrecklicher und blutiger, als alle bisherigen Kriege gewesen sind."

Bismarck für Rußland

Die schroffe Haltung des Fürsten Bismarck gegenüber der „Battenbergerei", wie er diese mehr aus Gefühlsmomenten als aus politischer Einsicht hervorgegangene Bewegung verächtlich nannte, wurde verstärkt durch den Argwohn, daß es sich im letzten Ende um eine englische Intrige handele, zu dem Zweck, uns mit Rußland zu entzweien. Wie Fürst Bismarck per omnia discrimina rerum in einem guten Verhältnis zu Rußland immer die sicherste Rückendeckung für Deutschland erblickt hat, so war er auch stets davon überzeugt, daß die englische Politik Deutschland und Rußland untereinander verhetzen und jedenfalls auseinanderhalten wolle. Bismarck fand das vom englischen Standpunkt aus ganz begreiflich. Er wünschte aber nicht, daß wir in diese Falle gingen. Die Bulgarische Frage wurde durch eine Liebelei kompliziert, hinter der Bismarck nicht mit Unrecht eine englische Intrige witterte. Die dritte Tochter des deutschen Kronprinzen, die damals zwanzigjährige Prinzessin Viktoria, hatte sich in den Helden von Slivnica verliebt. Die erste Begegnung zwischen den beiden war von dem Onkel der Prinzessin, dem Prinzen von Wales, herbeigeführt worden. Unter seinen väterlichen Augen hatten Alexander und Viktoria Verlobungsringe ausgetauscht. Es war dem Prinzen von Wales

nicht schwer gefallen, seine Schwester, die deutsche Kronprinzessin, auf die er großen Einfluß ausübte, für dieses Heiratsprojekt zu entflammen. Aber das Mißtrauen des Fürsten Bismarck gegen die „Battenbergerei" wurde durch die Gefahr einer Heirat der Tochter des künftigen deutschen Kaisers mit Alexander Battenberg noch erhöht.

Fürst Alexander dankt ab

Inzwischen hatte Fürst Alexander unter fortgesetzten Ovationen der galizischen Polen die Rückreise nach Bulgarien angetreten. In Bukarest wurde er von dem rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu, in der rumänischen Grenzstadt Giurgewo von Stambulow erwartet und auf bulgarischem Boden in Rustschuk mit Jubel begrüßt. Die fremden Konsuln, mit Ausnahme des russischen, waren zu seinem Empfang erschienen. Der deutsche Konsul, Herr von Saldern, hatte sich von der allgemeinen Begeisterung für den Fürsten Alexander so sehr anstecken lassen, daß er ihm unter Tränen die Hand küßte. Saldern, mit dem ich vierzehn Jahre früher an der Metzer Regierung als Referendar zusammen gearbeitet hatte, war, was man einen guten Kerl nennt, das heißt, er litt an einer gewissen, in Deutschland ziemlich verbreiteten sentimentalen Gutmütigkeit, die bisweilen zur Verkennung politischer Realitäten führt. Sein Handkuß kam unglücklicherweise in die Zeitungen und trug ihm einen scharfen Verweis seines großen Chefs ob solcher „blöden Sentimentalität" ein. Fürst Alexander richtete von Rustschuk aus ein de- und wehmütiges Telegramm an den Zaren, der hochmütig ablehnend antwortete. Bei dem Einzug des Battenbergers in Sofia fehlte nicht nur der russische, sondern infolge direkter Weisung aus Berlin auch der deutsche Vertreter. Fürst Alexander verlor die Nerven. Er berief einen Ministerrat, dem er erklärte, er sei unwiderruflich entschlossen, auf seinen Fürstenhut zu verzichten. Er befahl die Freilassung des nach dem Attentat vom 21. August verhafteten Führers der russophilen Partei, Dragan Zankow, richtete eine Regentschaft unter Stambulow ein, erließ eine schöne Proklamation an das bulgarische Volk und reiste nach Wien ab. Die Battenberg-Episode in Bulgarien war vorüber.

Die Battenberger

Woher stammten die Battenberger, deren Ambitionen während einiger Zeit dem Fürsten Bismarck nicht geringe Sorgen bereiteten und sogar den europäischen Frieden bedrohten? Einer der frechsten und gleichzeitig dem Gemeinwohl schädlichsten Günstlinge, die das an Favoriten reiche achtzehnte Jahrhundert sah, war der sächsische Minister Graf Heinrich Brühl. Er war schon der Lieblingspage Augusts des Starken gewesen. Unter August III. avancierte er zum allmächtigen Premierminister. Namentlich seitdem er seinem Souverän zuliebe wie dieser konvertiert hatte, wurde er der wahre Herr von Sachsen, dessen Heer er verfallen ließ und dessen Existenz er während des Siebenjährigen Krieges durch seine leichtsinnige Politik gefährdete, dessen Souverän er aber für die Befriedigung seiner Luxus-

Liebhabereien immer Geld zu verschaffen wußte. Er hielt sich gern in unmittelbarer Nähe seines Kurfürsten, ohne je ein Wort zu sagen. Nur wenn der Kurfürst, der beständig Tabak rauchte, aus der Rauchwolke an ihn die Frage richtete: „Brühl, habe ich Geld?“, antwortete der Günstling regelmäßig: „Ja, Sire!“ Der Aufwand, den Brühl trieb, stand auf der Höhe der Prachtliebe seines Souveräns. Als der Große Friedrich in Dresden einrückte, fand er im Brühlschen Palais achthundert Schlafröcke, fünfzehnhundert Perücken und zweitausend Paar Schuhe. Graf Heinrich Brühl hatte dreißig Köche und zweihundert Bediente. Unter letzteren schätzte er besonders einen Sachsen namens Haucke. In Warschau, wohin Brühl seinem Souverän folgte, als sich dieser 1783 die polnische Königskrone aufsetzte, vermählte sich der treue Haucke mit der Tochter eines ehrsamen deutschen Zuckerbäckers. Den Sohn aus dieser Ehe brachte der gnädige Graf Brühl im polnischen Kadettenkorps unter, aus dem er in das bis 1830 selbständige polnische Heer übertrat, wo er es bis zum General brachte. Als 1830 der große polnische Aufstand ausbrach, ging die Mehrzahl der polnischen höheren Offiziere zu den Insurgenten über. Nur wenige blieben dem Zaren treu, unter ihnen Haucke, der dafür von den Insurgenten niedergemacht wurde. Das war für ihn selbst bedauerlich, eröffnete aber seinen Nachkommen die Bahn für großen Aufstieg.

Nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes erschien Kaiser Nikolaus in Warschau. Unter den Rebellen hielt er fürchterlich Musterung, aber die Treuen wurden belohnt. Der Ehe des ermordeten Generals Haucke waren zwei Kinder entsprossen. Der Sohn wurde russischer Offizier, die Tochter Hofdame der Cesarewna, der späteren Kaiserin Maria Alexandrowna. Bei ihr begegnete Fräulein Haucke oft dem Bruder Ihrer Kaiserlichen Hoheit, dem Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, der ein Petersburger Eliteregiment, die Gardes-à-Cheval, kommandierte. Zwischen beiden entspann sich ein zarter Roman. Als einmal die Hofdame Julie Haucke hinter ihrer hohen Gebieterin in den Ballsaal trat, meinte der Oberststallmeister Meyendorff mit der Derbheit eines alten Kavalleristen: „Wenn diese Hofdame eine Stute wäre, würde ich sagen: sie ist trächtig.“ Einige Tage später warf sich Fräulein Haucke der Cesarewna zu Füßen und gestand ihr, daß sie guter Hoffnung sei. Prinz Alexander trat ritterlich für seine Geliebte ein. Der strenge Kaiser Nikolaus verwies beide aus seinem Lande. Prinz Alexander heiratete 1851 Fräulein Haucke und wandte sich nach Österreich, wo er als General wieder angestellt wurde. Seine Gattin wurde in Hessen zuerst zur Gräfin, dann zur Fürstin Battenberg erhoben.

Des ältesten Sohnes, der in die englische Marine eintrat und völlig zum Engländer wurde, habe ich schon gedacht. Der zweite, Alexander, war der

Bulgarenfürst. Die einzige Tochter Battenberg heiratete einen Grafen Erbach aus einem erlauchten fränkischen Geschlecht, das seinen Stammbaum bis auf Eginhard und Imma, die Tochter Karls des Großen, zurückführt. Der dritte Sohn, Heinrich, trat in sächsische Dienste. Ihm begegnete ich 1879 in Ems, wo ich auch seine Eltern kennenlernte. Der Prinz Alexander von Hessen war ein durch und durch vornehmer und dabei liebenswürdiger Herr, die Fürstin Julie eine sehr kluge, sehr ehrgeizige Frau. Den Sohn überredete ich, unterstützt von meinem Freunde, dem Prinzen Heinrich XVIII. Reuß, den sächsischen Dienst mit dem preußischen zu vertauschen. Ich setzte ihm selbst das Schreiben an den König von Sachsen auf, in dem er um Entlassung aus dem sächsischen Dienst bat. Er trat zuerst bei dem Königshusaren-Regiment in Bonn ein, dessen Reize ich ihm in allen Farben geschildert hatte. Von dort wurde er in die Gardes-du-Corps versetzt und als Rittmeister bei diesem schönen Regiment von der alten Königin Victoria als Gatte für ihre jüngste Tochter Beatrice ausersehen. Er avancierte als solcher zur Königlichen Hoheit, erhielt den Hosenbandorden und wurde Governor und Captain der Insel Wight, Governor von Carlsbrooke Castle. Er starb schon 1896 auf einer Expedition in Westafrika. Seine Tochter wurde zwölf Jahre später Gemahlin des Königs Alfons XIII. und Königin von Spanien. Wenn das der gute Kammerdiener Haucke erlebt hätte!

Kaulbars verlangt Gehorsam

In Sofia traf nach der Abreise des Battenbergers als Vertreter des Zaren der General Kaulbars ein. Kaulbars gehörte zu jenen Deutschrussen, die alle dem zaristischen System eigenen Fehler: Brutalität, Hoffart, Willkür, mit deutscher Gründlichkeit ins Unerträgliche steigerten. Er trat in Bulgarien im Stil der Paskewitsch, Berg, Murawjew und anderer nach Polen entsandter Prokonsuln auf. Die erste Ansprache, die er an die bulgarische Regierung richtete, endigte mit den Worten: „Die Bedingungen, welche ich beauftragt bin den Bulgaren anzuzeigen, sind sehr kategorisch. Der Zar verlangt das vollständige Vertrauen und absoluten Gehorsam.“ Die Rundreise, die Kaulbars durch Bulgarien antrat, war ein jämmerlicher Mißerfolg. Die Bevölkerung beobachtete gegenüber dem Vertreter des Zaren überall eine kühle und ablehnende Haltung. Nun schlug man von Petersburg aus der bulgarischen Regierung als Thronkandidaten den Fürsten Nikolaus Dadian von Mingrelien vor. Giers, Vlangaly und Sinowjew verhehlten mir nicht, daß sie den Mingrelier für einen „pauvre Sire“ hielten, der außer dem Umstand, daß er ein Schwiegersohn des russischen Generaladjutanten Adlerberg sei, wenige Atouts in seinem Spiel habe. Die bulgarische Regentschaft erklärte sofort, das bulgarische Volk würde sich nie einen Kaukasier aufdrängen lassen, der sein eigenes Vaterland für Geld an Rußland verkauft habe.

Alexander und Viktoria

Noch ein halbes Jahr später, im Frühjahr 1887, als ich mit meiner Frau in Berlin weilte, war dort die Battenberg-Affäre das allgemeine Gesprächsthema. Man interessierte sich wenig dafür. ob der Fürst Alexander nach Bulgarien zurückkehren würde oder nicht. Wohl aber war alle Welt mit der Frage beschäftigt, ob Alexander und Viktoria sich „kriegen" würden. Meine Frau und ich wurden zum Luncheon nach dem Neuen Palais geladen. Nach Aufhebung der Frühstückstafel ging man in den schönen Garten, wo Prinzessin Viktoria mit einigen Herren des Kronprinzlichen Hofes Lawn-Tennis spielte. Während sich die Prinzessin diesem schönen Spiel mit derselben Anmut und jedenfalls mit dem gleichen Eifer hingab wie einst die Phäakenprinzessin Nausikaa dem Ballspiel, klagte mir die Kronprinzessin ihr Leid. Ihr armes Töchterlein sei so verzweifelt, daß sie weder essen noch schlafen könne. Sie gräme sich Tag und Nacht, daß sie durch die grausame Politik des Fürsten Bismarck verhindert würde, den von ihr so sehr geliebten Fürsten Alexander zu heiraten. Sie würde entweder Selbstmord begehen oder vor Kummer sterben. Da gerade in dem Augenblick, wo ich diese Klagen hörte, Prinzeß Viktoria mit einem meisterhaften Schlage ihres Rackets unter lautem Jubel die Partie gewann, konnte ich der Frau Kronprinzessin mit gutem Gewissen erwidern, daß ihre Tochter mir noch nicht ganz so unglücklich zu sein schiene wie Ophelia oder Julia. Das Liebesspiel zwischen Alexander und Viktoria ging denn auch bald zu Ende. Beide haben sich rasch getröstet. Prinzeß Viktoria vermählte sich 1890 mit dem wackeren Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe, Fürst Alexander, der gehofft hatte, Eidam des Deutschen Kaisers zu werden, hatte schon vorher eine hübsche Sängerin des Darmstädter Hoftheaters, Fräulein Johanna Loisinger, geheiratet. Seine ehrgeizigen Träume haben sich nicht erfüllt. Aber was ihm niemand rauben konnte, war der Ruhm eines tapferen Mannes, den er sich bei Slivnica mit dem Degen in der Faust erworben hatte.

Halsleiden des Kronprinzen

Was außer der Liebespein ihrer Tochter die Kronprinzessin am meisten beschäftigte, war das bevorstehende fünfzigjährige Regierungsjubiläum ihrer Mutter, der Königin Victoria. Die Kronprinzessin wollte, daß der Kronprinz diesem Jubiläum beiwohnen sollte, das ihr bei ihrem englischen Empfinden als die bedeutendste Feier aller Zeiten und Länder erschien. Der Kronprinz aber laborierte seit einiger Zeit an einem hartnäckigen Halsleiden, das auch durch eine ernste Kur in Ems nicht gebessert worden war. Der hohe Herr sah nicht gut aus. Er war blaß, sehr heiser, und das Sprechen verursachte ihm sichtlich Unbequemlichkeit. Gütig wie immer, wollte er nicht, daß seine Familienangehörigen und seine Gäste seinen körperlichen Zustand als störend empfänden. Aber ich konnte die Besorgnis nicht loswerden, daß an diesem heldenhaften Mann ein giftiger Wurm nage.

Als wir uns verabschiedeten, sagte uns der Kronprinz, daß er uns zur Bahn geleiten wolle. Wir fuhren bei dem sehr milden Wetter in einem offenen Break. An der Bahnstation angelangt, verabschiedete sich der Kronprinz mit einem freundlichen Händedruck von meiner Frau und mir. Es war das letztemal, daß ich seine Siegfriedgestalt erblickte, in sein liebes, gütiges Antlitz sah.

Bismarck über die Battenberg-Affäre

Am nächsten Tage aßen wir in größerem Kreise im Hause Bismarck. Der Fürst sprach fast nur von der Battenberg-Affäre. Der Enthusiasmus weiter deutscher Kreise für den Battenberger überraschte ihn nicht. Die Deutschen hätten die Eigentümlichkeit, sich auch dann für ausländische Vorgänge zu erhitzen, wenn ihre eigenen Interessen dadurch geschädigt würden. Wer in Bulgarien regiere, ob Hinz oder Kunz, könne uns vollkommen gleichgültig sein, nicht aber, wie sich unser Verhältnis zu Rußland gestalte. Das Projekt der Vermählung der Prinzessin Viktoria mit dem Battenberger sei eine englische Intrige. Weder der Kaiser noch der Kronprinz wollten von dieser Verbindung etwas wissen, schon weil beide sie mit Recht als eine Mesalliance ansähen. Er, Bismarck, sei erst recht gegen diese Heirat, weil sie unsere Beziehungen zu Rußland gefährde. Bismarck zog eine interessante Parallele zwischen der Situation von 1887 und der Lage der Dinge bei seinem Amtsantritt. Demokraten und Ultramontane würfen ihm jetzt vor, daß er nicht für den „edlen" Battenberger gegen das „böse" Rußland eintrete. 1863 sei er von der Fortschrittspartei im Preußischen Abgeordnetenhause beschimpft worden, weil er nicht die Partei der „edlen" Polen gegen dasselbe „böse" Rußland ergriffen hatte. Wenn er 1863 den Ratschlägen von Schulze-Delitzsch, Duncker, Grabow, Hoverbeck, Waldeck und ähnlichen „Kannegießern" und „Schwätzern" gefolgt wäre, würden wir weder 1864, noch 1866, noch insbesondere 1870/71 erlebt haben. Der Fürst schloß mit einer sehr bitteren, sehr heftigen Betrachtung über die „Dummheit" der deutschen „Kreisrichter" und „Professoren". Der Professor wolle politische Vorgänge „wissenschaftlich" prüfen und politische Lösungen auf Grund „wissenschaftlicher Untersuchungen" finden. Die Politik sei aber keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Der Kreisrichter betrachte die Politik wie einen Rechtsfall: „Wer hat recht, wer hat unrecht?" Das sei ebenso einfältig.

Kein objektiv Urteilender wird heute bestreiten, daß Fürst Bismarck mit seinen Klagen und Vorwürfen nur zu recht hatte. Eine andere Frage ist, ob er die von ihm beklagten Übelstände nicht dadurch hätte mildern und allmählich beseitigen können, daß er die „Kreisrichter" und „Professoren" politisch erzog, indem er ihnen einigen Anteil an der Leitung des Staates gewährte und, wie dies Cavour in Italien und wie es in England eine Reihe großer Staatsmänner getan hat, allmählich zu einem verständigen

parlamentarischen System überging, das mit einer kräftigen Monarchie ebenso vereinbar war wie mit der im Interesse des Landes erforderlichen vollen Aufrechterhaltung unserer Wehrmacht.

Holstein gegen Rußland

In der Umgebung des Fürsten Bismarck waren hinsichtlich der Battenberg-Affäre wie gegenüber Rußland die Ansichten geteilt. Herbert vertrat wie immer die Auffassung seines Vaters, aber noch um einige Nuancen schärfer und um mehrere Grade einseitiger. Holstein kritisierte und bekämpfte den russenfreundlichen Kurs. Holstein war, solange ich ihn kannte, also während dreißig Jahren, russenfeindlich und anglophil. Wie alle Sympathien und Antipathien des seltsamen Mannes war auch diese Einstellung auf persönliche Vorgänge und Empfindungen zurückzuführen. Sein erster Posten war St. Petersburg gewesen. Er war dort gesellschaftlich schlecht behandelt worden. Die große Petersburger Welt hatte den jugendlichen, ungelenken, eitlen und empfindlichen Holstein, der weder durch die Schule eines Korps noch eines Regiments gegangen, der ein Original war, unsympathisch gefunden. Spätere Reibungen mit russischen Kollegen in Paris und der Russischen Botschaft in Berlin waren dazugekommen. Dagegen hatte Holstein an mehrere Besuche in England und an einen längeren Aufenthalt in Amerika gute Erinnerungen bewahrt. Einige englische Publizisten gehörten zu seinen nächsten Freunden. Bill Bismarck und Rantzau fanden wie Holstein, daß Fürst Bismarck zuviel Rücksicht auf Rußland nehme. Es war ein Beweis für die Ausnahmestellung, die Holstein bis zum Sturz des Fürsten Bismarck bei diesem einnahm, daß der mißtrauische Kanzler, der im allgemeinen weder Widerspruch noch Kritik duldete, Holstein das Frondieren in der Battenberg- und in der Russenfrage nicht übelnahm. Er sagte auch nichts, als der Intimus von Holstein, der Berliner Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", der Justizrat Fischer, in seinem Blatt von einem Wettkriechen vor Rußland sprach. Als ich Herbert frug, was er zu Holsteins russenfeindlicher Haltung sage, meinte er lachend: „Holstein hat ein für allemal Narrenfreiheit." Er vergaß, daß es auch gefährliche Narren gibt.

XLIII. KAPITEL

Besuch bei der Mutter in Seelisberg • Mit General von Loë und General Graf Waldersee in Axenstein • Reichstagsauflösung und Septennat • Drohende Kriegsgefahr 1887 Die innerpolitische Lage und Rußland • Großfürst Wladimir • Der Rückversicherungsvertrag • Bismarcks letzte große Rede

Begegnung mit Waldersee

Im Januar 1887 weilte ich einige Wochen bei meiner Mutter in Seelisberg am Vierwaldstätter See. Bald nach meiner Ankunft erhielt ich einen Brief meines Kriegsobersten Loë, der inzwischen General der Kavallerie und Kommandierender General des Armeekorps seiner rheinischen Heimat, des VIII. Armeekorps, geworden war. Er frug, ob er meine Mutter besuchen und einige Tage bei uns verleben dürfe, ein Vorschlag, den wir gern und dankbar akzeptierten. Nachdem wir zusammen die alte Wallfahrtskapelle Maria Sonnenberg besucht und uns an der herrlichen Aussicht auf das Reußtal, die Mythen und den Urner See erfreut hatten, teilte mir Loë den eigentlichen Grund seines Kommens mit. Er wünsche, daß ich die Bekanntschaft des Grafen Alfred Waldersee mache, der mit seiner Frau uns gegenüber in Axenstein weile.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, machten wir uns schon früh auf den Weg. Es war ein herrlicher Tag. Während wir erst zum See hinab und dann vom See bergauf stiegen, explizierte mir der General, warum er mich mit Waldersee in Verbindung setzen wolle. Seine Majestät der Kaiser habe kürzlich seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert, umgeben von der Liebe und Dankbarkeit aller anständigen Deutschen und dem Vertrauen der einsichtigen Ausländer. Wir müßten Gott für jeden Tag danken, den unser alter Herr noch lebe. Aber eine sehr lange Regierungszeit könne ihm nicht mehr beschieden sein. Sehr bewegt fügte der General hinzu, daß die Erkrankung des Kronprinzen, an dem er gleichfalls mit inniger Liebe hing, sehr bedenklich sei. Loë sprach das Wort „Krebs“ nicht aus, aber er ließ keinen Zweifel darüber, daß es sich um ein überaus ernstes Kehlkopfleiden handele. Prinz Wilhelm sei noch nicht dreißig Jahre, recht begabt, aber noch ganz unreif. „Ich bin überzeugt“, meinte der General, „daß Prinz Wilhelm, obwohl er jetzt, schon um seine Mutter zu ärgern, für Bismarck eine unbegrenzte Bewunderung affichiert, nicht lange mit ihm auskommen wird. Daß er

unerfahren ist, liegt in seiner Jugend. Er ist aber auch unbesonnen und eitel. Er will alles besser wissen und alles entscheiden, ohne die hierfür erforderlichen Eigenschaften zu besitzen. Er lechzt nach äußerlichen Triumphen. Der Schein ist dem jungen Prinzen Wilhelm leider wichtiger als der Kern. Andrerseits ist der große Kanzler mit dem Alter noch reizbarer, noch starrer geworden. Er ist durch riesenhafte Erfolge wie durch die Güte und den Takt unseres alten Herrn sehr verwöhnt. Der einzige, der Einfluß auf den achtundzwanzigjährigen Prinzen Wilhelm hat, ist Waldersee. Prinz Wilhelm wird ihn wohl einmal zum Reichskanzler machen."

Loë über Waldersee

Loë gab mir dann in seiner abgeklärten Art eine Charakteristik von Waldersee: „Als Militär ist er eine große Nummer. Ein starker Wille, ein helles Auge, Schneid, Entschlußfähigkeit, Findigkeit. Er ist aus dem Holz, aus dem Friedrich der Große seine Generäle und Napoleon seine Marschälle schnitzte. Aber ich sehe zwei Klippen. Er ist politisch und militärisch von einem unbändigen Ehrgeiz beseelt, und er neigt zur Intrige. Ich glaube, daß er als Kanzler im Innern gegen die beiden ihm besonders verhaßten Parteien, die Sozialdemokratie und das Zentrum, gewaltsam vorgehen möchte. In Deutschland ist bei dem starken Rechtssinn unseres Volkes und dem föderativen Aufbau des Reiches ein Staatsstreich eine sehr ernste Sache, und ein prophylaktischer Krieg hat auch seine Bedenken. Waldersee glaubt, daß die Friedensliebe des Fürsten Bismarck darauf zurückzuführen sei, daß der alte Kanzler persönlich saturiert sei und anderen keine frischen Lorbeeren gönne. Aber es sprechen doch auch sehr gewichtige, sachliche Gründe gegen den prophylaktischen Krieg, den Bismarck nicht übel Selbstmord aus Furcht vor dem Tode genannt hat." Loë schloß seine Ausführungen: „Mein Wunsch wäre, daß Sie eintretendenfalls dem Reichskanzler Waldersee als Staatssekretär des Äußern zur Seite träten." Ich entgegnete ohne Besinnen, daß ich bei den alten, nahen Beziehungen, in denen ich von Kindesbeinen an zum Fürsten Bismarck und seiner Familie gestanden hätte, die direkte Nachfolge Herberts nicht übernehmen würde, wenn Fürst Bismarck unfreiwillig ginge. Der durch und durch ritterliche General verstand meine Auffassung, blieb aber dabei, daß Waldersee ohne einen geschickten und erfahrenen Diplomaten neben sich ihm Besorgnisse einflößen würde.

Inzwischen waren wir in Axenstein angekommen. Vor uns standen Graf und Gräfin Waldersee. Sie kamen gerade aus dem englischen Gottesdienst. In seinem langen schwarzen Gehrock und mit weißer Halsbinde erinnerte mich der Graf bei dieser ersten Begegnung trotz seines militärischen Schnurrbarts an einen methodistischen Geistlichen. Dieser erste Eindruck war natürlich nicht der entscheidende. In Uniform — ich bin Waldersee später noch oft begegnet — machte er eine glänzende militärische Figur.

Die Gräfin, eine Amerikanerin, glich innerlich und äußerlich jenen vortrefflichen Engländerinnen und Amerikanerinnen, denen ich öfters bei meiner Mutter begegnete, die sich an ihrer Frömmigkeit erbaute. Nach dem Essen, bei dem die beiden Generäle einem guten Moselwein kräftig zugesprochen hatten, streckten wir uns ins Gras. Waldersee examinierte mich über russische Verhältnisse. Die Fragen, die er an mich stellte, waren klug gewählt. Es fiel mir auf, daß er im Gegensatz zu manchen anderen hochstehenden Leuten gut zuhörte und daß der Generalquartiermeister dem um siebzehn Jahre jüngeren Botschaftsrat dessen Widerspruch nicht übelnahm. Er bezweifelte die persönliche Friedensliebe des Zaren wie die Ehrlichkeit von Giers, an die ich so weit glaubte, wie man fremden Souveränen und Ministern überhaupt trauen kann. Er war der Ansicht, daß der Krieg mit Rußland sich höchstens noch zwei oder drei Jahre werde vermeiden lassen, und meinte, daß die politischen und militärischen Chancen heute für uns günstiger lägen, als dies in einigen Jahren der Fall sein würde. Er sprach von Bismarck mit kaum verhehltem Haß als von einem Mann, der, nachdem er seine Lebensaufgabe erfüllt habe, nach außen und nach innen als grundsatzloser Opportunist von der Hand in den Mund lebe und dadurch unsere Zukunft schwer belaste. Den Kronprinzen betrachtete er als einen todkranken Mann, was ihn nicht übermäßig zu betrüben schien, er stimmte aber ein begeistertes Loblied auf dessen ältesten Sohn, den Prinzen Wilhelm, an. Mit diesem offenherzigen, guten, ehrlichen jungen Mann sei nicht schwer auszukommen. Der sei ein echter Hohenzoller, seinem Großvater ähnlich. „Wenn Bismarck nicht mit dem auskommen sollte, so wird er die Schuld tragen, nicht Prinz Wilhelm. Mit dem Prinzen Wilhelm kann und muß sich jeder brave Preuße, jeder Soldat und jeder gute Christ verstehen." Während wir so ernste und weitreichende Fragen erörterten, breitete sich der Vierwaldstätter See mit seinen glitzernden Wellen vor uns aus. Jenseits des Sees erhoben sich Berge mit friedlichen, sonnenbeschienenen Matten und über ihnen Schneegipfel im blauen Duft. Im Grase zirpten Grillen. Die Szenerie unserer Unterredung war ein Idyll, würdig, von Theokrit, dem Bukoliker, besungen zu werden.

Die Einkreisung

Als wir uns in Axenstein von Waldersee verabschiedeten, forderte er mich auf, ihn in Berlin zu besuchen, er würde sich immer freuen, mich zu sehen. Auf dem Rückweg nach Seelisberg kam Loë unter vier Augen nochmals auf die Frage zu sprechen, ob wir bei der sich immer ernster gestaltenden internationalen Lage unseren Gegnern zuvorkommen und, sei es gegen Rußland, sei es gegen Frankreich, vorgehen, den einen von ihnen entscheidend schlagen und dann auch den andern unschädlich machen sollten. „Wir sind", meinte der General, „tatsächlich eingekreist, denn Frankreich steht uns seit dem Frankfurter Frieden

unversöhnlich gegenüber, und in Rußland scheint der deutschfeindliche Panslawismus mehr und mehr die Oberhand zu gewinnen. Italien wird zunächst abwarten und dann zum Sieger abschwenken, wie es das 1870 getan hat. England ist egoistisch und fängt an, auf unsere wirtschaftlichen Erfolge und Fortschritte recht neidisch zu werden. Sollen wir es machen wie 1756 Friedrich der Große, der kühn das Netz zerriß, das seine Gegner ihm über den Kopf werfen wollten?" Als ich noch einmal die Gründe geltend machte, aus denen ich die Bismarcksche Politik des Abwartens für richtig hielt, erzählte mir Loë, daß der Chef des Generalstabs, unser großer Moltke, ihm bei der Besprechung der Kriegsfrage kürzlich verbo tenus gesagt habe: „Vom rein militärischen Standpunkt spricht vieles dafür, daß wir gegen Rußland oder auch gegen Frankreich vorgehen, bevor beide noch stärker werden. So hat es der große König 1756 gemacht. Aber man kann sich auch zu Tode siegen, wie das Napoleon gezeigt hat, der einen prophylaktischen Krieg nach dem andern führte. Und dann: Mit einem neunzigjährigen Kaiser, einem todkranken Kronprinzen und einem künftigen Kaiser und König, der militärisch und politisch die Reife eines Leutnants besitzt, darf man nicht einen Angriffskrieg führen."

General Boulanger

Die Jahre 1887 und 1888 waren die ereignisreichsten, aber auch die kritischsten, die Europa seit dem Deutsch-Französischen Kriege sah. Erst siebzehn Jahre später, im Frühjahr 1905, trat wieder eine ähnliche Krisis ein. Die Gefahr für den Weltfrieden drohte in beiden Fällen von Frankreich. Sie verkörperte sich 1887 in Boulanger, 1905 in Delcassé. Beide waren beseelt von dem zügellosen Ehrgeiz, der in Frankreich glänzende Taten, aber auch herostratische Untaten erzeugt hat. Beide erfüllte festes Vertrauen zu dem Patriotismus, dem Stolz, der Leistungsfähigkeit und Elastizität des französischen Volkes. Beide griffen nach dem Lorbeer, der dem Franzosen winkte, der Elsaß-Lothringen wiederholen und Frankreich mit der Revanche seine Vormachtstellung auf dem Kontinent zurückgeben würde.

Das Anschwellen der chauvinistischen Strömungen in Frankreich blieb nicht ohne Rückwirkung auf Rußland. Im März 1887 übersandten Petersburger Chauvinisten dem General Boulanger einen prächtigen Kosakensäbel, der die russische Inschrift trug: „Wage, dem Kühnen hilft Gott!" In Moskau wurde bei dem Jubiläum des populären Volksdichters Slawjanski ein Glückwunschtelegramm desselben Boulanger unter Beifallsstürmen verlesen. Schon vorher hatten prominente Moskauer Persönlichkeiten dem französischen General Saussier als Dank für eine Rußland verherrlichende Rede das „alte Symbol russischer Brüderlichkeit", einen kunstvollen silbernen Speisetopf, übersandt. Die Tschechen witterten Morgenluft. Ihr Führer, Ladislaus Rieger, erklärte in einem an ein großes russisches Blatt

gerichteten Schreiben, die Tschechen seien die mächtige Festung, die im Herzen Europas das nach Osten drängende deutsche Meer in seine natürlichen Grenzen zwinge und den Rücken des slawischen Ostens decke. Im Herbst erschien der Dichter der Revanche Paul Déroulède in Rußland, ließ sich in Petersburg und Moskau feiern und war auch in anderen russischen Städten der Gegenstand franzosenfreundlicher Demonstrationen. Die im vorigen Kapitel behandelten bulgarischen Vorgänge trugen das ihre dazu bei, die russische öffentliche Meinung im panslawistischen Sinne zu erregen. Sie wurden von der ganzen russischen Presse unter heftigen Ausfällen gegen österreichische Intrigen und zum Teil auch mit ganz ungerechten Angriffen gegen die deutsche Politik besprochen. Insbesondere wurde die

Ferdinand von Koburg

im Sommer 1887 erfolgte Wahl des Prinzen Ferdinand von Koburg zum Fürsten von Bulgarien in Rußland nicht allein auf österreichische, sondern, ohne jede Begründung, auch auf deutsche Intrigen zurückgeführt.

Die russische Regierung verhielt sich gegenüber diesem Überschäumen der chauvinistischen Flut nicht ganz untätig. Der General Bogdanowitsch, der nach Paris gefahren war, um Fühlung mit der Ligue des Patriotes zu nehmen, wurde nach einem am Ural gelegenen Ort „verschickt", eine Reihe von Zeitungen „verwarnt". Aber als im August 1887 Katkow starb, der Prophet der nationalistischen, autokratischen und orthodoxen Partei, richtete Alexander III. an die Witwe ein von ihm selbst niedergeschriebenes Telegramm, in dem es hieß: „Im Verein mit allen echten Russen bedaure ich herzlich Ihren und unsern Verlust. Die Kaiserin und ich vereinigen uns mit Ihnen im Gebet für die Ruhe der Seele des Patrioten Michail Nikiforowitsch."

Gespräch mit dem Großfürsten Wladimir

Während die russischen Nationalisten manchen Unfug trieben, waren wohl die Symptome der nihilistischen Krankheit gewaltsam zurückgedrängt worden, das Übel selbst war nicht geheilt. Die kaiserliche Familie lebte in beständiger Angst vor Attentaten. Ich erinnere mich eines Vorfalles, der durch die Persönlichkeit, um die es sich handelte, später einmal noch besondere Bedeutung gewinnen sollte. Ich frühstückte, wie oft, im Palais des Großfürsten Wladimir. Er war nicht zugegen, da er zu seinem Bruder, dem Zaren, gerufen worden war. Als er nach dem Luncheon erschien, teilte er der Großfürstin und mir in großer Erregung mit, daß ein abscheuliches Attentat auf den Kaiser entdeckt worden sei. Man habe auf dem Newsky-Prospekt Studenten verhaftet, die, mit Sprengbomben versehen, den Schlitten des Zaren erwarteten. Der Führer dieser Bande, den der Großfürst mit allen erdenklichen Flüchen und Beschimpfungen belegte, ein gewisser Uljanow, werde im Laufe der nächsten Nacht den verdienten Tod am Galgen erleiden. Der Bruder des damals hingerichteten Uljanow, Lenin, hat Jahrzehnte später, nach dem Sturz des Zarenthrons die SSSR.,

die Sojuz Sozialisticeskich Sovétskich Respublik, den Bund der sozialistischen Rätestaaten, errichtet. Wie einst Hannibal, hatte er Rache geschworen und ist seinem Schwur treu geblieben.

Nach meinem Dienstantritt als Erster Sekretär der Botschaft in St. Petersburg war ich dem Großfürsten und der Großfürstin Wladimir nähergetreten. Der Großfürst war der begabteste unter den Söhnen des Kaisers Alexander II. In einer etwas rauhen Hülle ein feiner Geist. Sein Verständnis für Kunst war größer als das der Durchschnittsdilettanten. Er hatte nicht gewöhnliche historische Kenntnisse und vertiefte sie durch eifrige Lektüre geschichtlicher Werke. Er liebte Paris und Pariser Freuden, aber er war zu klug, um nicht einzusehen, daß ein Krieg zwischen den drei Kaisermächten sehr wahrscheinlich den Sturz der drei Kaiserthrone und zunächst den Fall des Zarenthrones herbeiführen würde. Die Großfürstin Maria Pawlowna war eine schöne Frau. Sie war sich ihrer Schönheit bewußt und hatte es nicht ungern, wenn man ihr huldigte. Sie war eine Tochter des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin und seiner frommen Gemahlin, der Prinzessin Auguste von Reuß-Schleiz-Köstritz. Streng religiös erzogen, war sie die erste deutsche Prinzessin, die sich, als sie einen russischen Großfürsten heiratete, weigerte, ihrem evangelischen Glauben untreu zu werden. Sie ist erst kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges zur orthodoxen Kirche übergetreten. Eine Urenkelin der Königin Luise von Preußen, hat sie lange treu an Preußen und Deutschland gehangen, bis auch sie, wie manche andere deutsche Fürstentochter, der Weltkrieg in andere Bahnen warf. Sie war nicht nur schön, sondern auch ehrgeizig im großen Stil. Ich sagte ihr einmal, daß sie in jeder Richtung das Zeug zu einer Katharina II. in sich trüge, ein Kompliment, das sie nicht ablehnte. Ich hatte von ihr die Erlaubnis erhalten, bei ihr zum Afternoon-Tea zu erscheinen. Ich lernte in ihrem Salon alle russischen Großfürsten kennen. Namentlich unter den jüngeren gab es manche, die deutschfeindlich gesinnt waren. Als mich einer dieser Herren öfter bei der Großfürstin getroffen hatte, frug er mich: „Depuis quand êtes-vous si intime avec Maria Pawlowna?“ Er schwieg, als ich ihm erwiderte: „Il y a plus de sept siècles que ma famille a l'honneur de servir la sienne.“

Großfürstin Maria Pawlowna

Als ich wieder einmal Tee bei der schönen Großfürstin trank, erschien der Großfürst und nahm mich beiseite. Indem er den streng konfidentiellen Charakter seiner Eröffnungen betonte, sagte er mir: Er habe am Abend vorher eine lange Unterredung mit seinem Bruder, dem Kaiser, gehabt, der ihm erklärt habe, daß er nach den letzten Vorgängen in Bulgarien, wo Österreich eine ausgesprochen russenfeindliche Politik mache, früher mit dem Battenberger und jetzt mit dem Koburger, die Abmachungen von Skierniewice mit Österreich nicht erneuern könne. Dagegen wäre er bereit,

Russisch-deutsche Verhandlungen

zu Deutschland in ein neues Vertragsverhältnis zu treten. Als ich dies dem Fürsten Bismarck gemeldet hatte, erhielt ich sofort eine direkte Antwort von ihm, die er, was selten vorkam, selbst unterzeichnet hatte. Er begrüßte mit Freuden die mir gewordene Eröffnung des Großfürsten Wladimir und wies mich an, diesen nützlichen Faden weiterzuspinnen. Der Botschafter von Schweinitz (der sich seit einigen Wochen auf Urlaub befand) werde bald auf seinen Posten zurückkehren, vorher aber von ihm in Friedrichsruh für die weitere Behandlung des erfreulichen Vertragsgedankens mit eingehenden Instruktionen versehen werden. Diese Vertragsverhandlungen sind, wie ich vorgreifend erwähne, zunächst in Petersburg zwischen Schweinitz und Giers, dann in Berlin zwischen Bismarck Vater und Sohn einerseits und dem russischen Botschafter in Berlin Paul Schuwalow andrerseits geführt worden. Graf Paul Schuwalow war der Bruder des von mir in der Zeit des Berliner Kongresses öfters erwähnten Grafen Peter Schuwalow und wie dieser und die meisten vornehmen Altrussen konservativ und deutschfreundlich gesinnt. Die in Rede stehenden Verhandlungen haben zum Abschluß des viel erörterten sogenannten Rückversicherungsvertrages geführt, dessen Kündigung durch Wilhelm II., Caprivi, Marschall und Holstein, die mit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck zusammenfiel, ein fürchterlicher Fehler war.

XLIV. KAPITEL

Operation des Kronprinzen • Tod Kaiser Wilhelms I. (9. III. 1888) • Trauerfeier in St. Petersburg • Frau von Bülow in Berlin bei Kaiserin Friedrich und Königin Victoria von England • Die Königin über Bismarck • Der Abend bei Bismarck • Gesandter in Bukarest • König Carol • Rumänische Politiker: Peter Carp und Bratianu • Tod des Kaisers Friedrich (15. VI. 1888) • Die Aufgabe des kaiserlichen Gesandten in Bukarest

San Remo

Am 9. Februar 1888, drei Tage nachdem Fürst Bismarck seine große Rede über Europas Lage und die deutsch-russischen Beziehungen gehalten hatte, traf aus San Remo die Trauernachricht ein, daß sich die den Kronprinzen behandelnden Ärzte zur sofortigen Ausführung des Luftröhrenschnittes genötigt gesehen hätten, da die Atemnot in gefahrdrohendem Maße zugenommen habe.

Der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Wilhelm, begab sich nach San Remo. Hier kam es zu erregten und traurigen Auftritten zwischen Prinz Wilhelm und seiner Mutter. Prinz Wilhelm verlangte, daß sein Vater über den Charakter der Krankheit sofort und rücksichtslos aufgeklärt werde.

Die Kronprinzessin hat immer gesagt, und auch mir wiederholt gesagt, Prinz Wilhelm habe behauptet, im Auftrage des Fürsten Bismarck zu kommen, um seinem Vater zu erklären, er möge, nachdem er durch seine Krankheit regierungsunfähig geworden sei, auf die Thronfolge verzichten. Fürst Bismarck hat mit Recht bestritten, daß er dem Prinzen Wilhelm einen solchen Auftrag gegeben habe. Auch seine beiden Söhne haben mir später auf das nachdrücklichste versichert, daß ihr Vater den Prinzen Wilhelm nicht in solcher Mission an das Krankenlager seines sterbenden Vaters geschickt habe. Meine Frau erhielt in jener Zeit sehr traurige, ja verzweifelte Briefe der Kronprinzessin, in denen sie über die „heartlessness", die „rudeness", ja „cruelty" ihres ältesten Sohnes klagte.

Der Standpunkt des Prinzen Wilhelm wurde im Kreise der Petersburger Botschaft mit Eifer von dem sehr begabten und tüchtigen, aber zu Einseitigkeit und Schroffheit neigenden Major Grafen Maximilian Yorck vertreten. Als Yorck wieder einmal in diesem Sinne peroriert hatte, entgegnete ihm der alte Botschafter von Schweinitz: „Mein lieber Yorck, des Vaters Segen baut den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißt sie nieder.

Haben Sie das vierte Gebot vergessen?“ Als Yorck auf seiner Ansicht beharrte, frug Schweinitz: „Und würden Sie sich so gegen Ihre Frau Mutter benehmen, wie sich Prinz Wilhelm gegen seine Mutter benimmt?“ Yorck schwieg.

Der alte Kaiser stirbt

Am 7. März 1888 zeigte mir der Botschafter Schweinitz ein aus Berlin eingegangenes Telegramm mit den Worten: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“ Die Nachricht besagte, daß das Befinden des Kaisers, der seit mehreren Tagen an Erkältung und Unterleibsbeschwerden litt, zu Besorgnissen Anlaß gebe. Weitere Telegramme sowie Briefe aus der nächsten Umgebung des greisen Kaisers unterrichteten uns, die wir in schmerzlicher Spannung der Nachrichten aus der Heimat harrten, über den Verlauf der Krankheit. Am 8. März kam die Nachricht, daß der Kaiser eine sehr unruhige Nacht gehabt hatte. Am 9. März um halb neun Uhr morgens ging Kaiser Wilhelm sanft und ohne Kampf ein zum ewigen Frieden. Einige Stunden später hielt ihm Fürst Bismarck im Reichstag den schönsten Nachruf, der je einem Sterblichen gehalten wurde.

Trauerfeier in Petersburg

Drei Tage nach dem Heimgang unseres alten Herrn fand in der lutherischen Annenkirche in St. Petersburg eine Trauerfeier für den verewigten Kaiser statt, der mit allen Großfürsten und Großfürstinnen der Kaiser und die Kaiserin von Rußland beiwohnten. Alexander III., dem ich gegenüberstand, sah bewegt und ernst aus, was dem stämmigen, breitschultrigen Mann gut stand. Der Botschafter von Schweinitz hatte gelegentlich die Gefühle des Zaren gegenüber Deutschland in einem an den Fürsten Bismarck gerichteten Schreiben nicht übel wie folgt charakterisiert: „Der Zar empfindet für unseren allergnädigsten Herrn Ehrerbietung, für Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen herzliche Freundschaft, für Eure Durchlaucht Bewunderung und Furcht.“ Als am Schluß des Gottesdienstes das mächtigste deutsche Lied, der gewaltige Gesang von der „festen Burg“ erscholl, begegnete mein Blick dem meines Chefs. Er weinte, und auch mir füllten Tränen die Augen. Unsere Sorgen und Hoffnungen, Gefühle und Gebete waren die gleichen. Ich war nicht immer gut mit Schweinitz ausgekommen. Er war kein bequemer Vorgesetzter und hatte mit fast allen seinen Sekretären schlecht gestanden. Aber so wie er war, schroff, eigenwillig, eckig und kantig, war er alles in allem ein prächtiger altpreußischer Typus. Er war aus dem 1. Garde-Regiment hervorgegangen. Als ich einmal die Vorzüge meines lieben Freundes, des Grafen Adolf Keller, rühmte, der im Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 groß geworden war, brummte Schweinitz: „Alles gut und schön, aber Keller fehlt die Rippe des Ersten Garde-Regiments.“ Die preußische Armee und den Jesuitenorden hielt Schweinitz für die beiden vollkommensten Organisationen, die es auf der Welt gebe. Er war ein geborener Schlesier und

äußerte gern, er gäbe viel darum, wenn er in der Altmark zur Welt gekommen wäre. Er war ein schroffer Altkonservativer, und Bismarck stand ihm viel zu weit links. Er empfand, wie Kleist-Retzow, wie der Generaladjutant Leopold Gerlach, wie Thadden-Triglaff und Moritz Blanckenburg empfanden, wie im Grunde auch der große Kriegsminister Roon empfand. Aber wie diese war er ein Charakter. Er hatte eine nicht allein feine, sondern, was schon damals immer seltener wurde, eine tiefe Bildung. Er hat als Militär-Attaché in St. Petersburg 1866, als Botschafter in Wien 1870 und später als Botschafter in St. Petersburg dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet.

Bülow wird Gesandter in Bukarest

Schon vor dem Heimgang unseres alten Kaisers hatte mir Herbert Bismarck, der 1886 Staatssekretär geworden war, geschrieben, daß ich bald einen Gesandtenposten erhalten würde. Sein Vater hatte sich dagegen gesperrt, da er mich in St. Petersburg für schwer ersetzbar hielt. Als sein Sohn ihn darauf hingewiesen hatte, daß ich doch nicht wegen meiner guten Leistungen in meinem Avancement Schaden nehmen dürfe, hatte Seine Durchlaucht geantwortet, ich könne ja in ein oder zwei Jahren vom Botschaftsrat direkt Botschafter in St. Petersburg werden. Nicht mit Unrecht hatte Herbert darauf hingewiesen, daß ein solcher Sprung an Ort und Stelle weder in meinem persönlichen Interesse läge, noch den Grundsätzen des diplomatischen Dienstes entspräche. So war ich für Washington ausersehen worden, und Herbert hatte schriftlich bei mir angefragt, was ich zu dem Gesandtenposten Washington sagen würde. Ich hatte trotz der Tränen meiner lieben Frau, der vor der langen Seereise und der weiten Entfernung von ihrer Mutter und ihren Kindern bange war, sofort geantwortet, daß ich überall hinginge, wo ich mich dienstlich nützlich machen könne, und nach Washington besonders gern, da es mir interessant sein würde, mir die Welt einmal von der anderen Seite der Erdkugel anzusehen. Schließlich hatte die kritische Lage der Dinge in Rumänien den Kanzler bewogen, mich für Bukarest zu bestimmen. Ich wurde gleichzeitig angewiesen, meine baldmöglichste Übersiedelung auf meinen neuen Posten vorzubereiten, wo periculum in mora sei.

Ich trennte mich nicht leicht von Petersburg, wo ich vier interessante und seit meiner Verheiratung zwei überaus glückliche Jahre verbracht hatte. Vor der Abreise wurde ich mit meiner Frau zum Abendessen bei den russischen Majestäten eingeladen. Alexander III., neben den meine Frau placiert wurde, sprach ihr mit der herzlichsten Freundschaft von Kaiser Friedrich: „Je donnerais beaucoup, mais beaucoup pour que Dieu nous le conserve. J'ai foi dans sa loyauté et confiance dans son bon sens. Il est un des meilleurs hommes qui existent." Der Großfürst und die Großfürstin Wladimir hatten meine Frau und mich am Tage der Beisetzung unseres

alten Kaisers zum Abendessen gebeten, damit wir diesen wehmütigen Tag mit ihnen verlebten, von denen wir wüßten, mit wie treuer und ehrerbietiger Liebe sie an ihrem Großonkel gehangen hätten. Eine nicht geringe Anzahl russische Damen gaben mir vor meiner Abreise Briefe mit, die ich jenseits der Grenze in den Briefkasten stecken sollte. Sie waren alle nach Genf und Bern adressiert. Ich möchte annehmen, daß manche dieser Briefe für die Vorläufer jener Exulanten bestimmt waren, die dreißig Jahre später die Macht in Rußland an sich rissen.

Am Bett des Kaisers Friedrich

In Berlin galt der erste Gang meiner Frau der Kaiserin Friedrich. Sie fand die arme Kaiserin in Tränen, in Verzweiflung. Sie hatte endlich verstanden, daß ihr Mann verloren war. Ihre Unpopularität, die ihr von allen Seiten und zum Teil in brutaler, häßlicher Form fühlbar gemacht wurde, erhöhte den Schmerz um das tragische Geschick ihres Gemahls. Ich glaube, daß wenige Frauen gelitten haben, was die Kaiserin Friedrich in jenen neunundneunzig Tagen gelitten hat. Sie führte meine Frau an das Bett des Kaisers. Meine Frau kniete vor dem Bett nieder und küßte die Hand des Kaisers. Dieser wies mit seiner anderen Hand und mit einem unbeschreiblich rührenden Blick nach oben, dahin, wo es kein Leid mehr gibt und alle Tränen getrocknet werden. Mit kaum verständlicher Stimme flüsterte er einige Worte, die die Kaiserin meiner Frau dahin erläuterte, ihr Gemahl habe sich gefreut, meine Ernennung nach Bukarest zu vollziehen. Als meine Frau ging, legte der Kaiser segnend seine Hand auf ihren Kopf, indem er nochmals nach oben wies. Als die Kaiserin mit meiner Frau das Krankenzimmer verließ, brach sie im Nebenzimmer in konvulsivisches Schluchzen aus. Eine starke Natur, wie sie war, wollte sie ihre innere Verzweiflung nicht ihrem Gemahl zeigen, um ihn nicht noch mehr zu betrüben. Die Kaiserin stellte selbst meine Frau ihrer Mutter, der Königin Victoria, vor, die kurz vorher in Charlottenburg eingetroffen war. Die Königin sprach über das Leid ihrer ältesten Tochter und ihres von ihr sehr geliebten Schwiegersohnes mit echtem Gefühl, einfach und ganz menschlich. Meine Frau hat diese Stunde im Sterbezimmer des Kaisers Friedrich als die ergreifendste ihres Lebens in unauslöschlicher Erinnerung behalten.

Wenn die Königin Victoria sich bei dem rein familiären Charakter ihres Berliner Aufenthalts auch von allen offiziellen Begegnungen zurückhielt, so ließ sie sich doch die Gelegenheit nicht entgehen, den Fürsten Bismarck zu sehen. Sie hatte sich für ihn von jeher interessiert und ihre Vertreter in Berlin oft gefragt: „What does Prince Bismarck think about me?“ Der große Seelenfänger Bismarck behandelte die Königin eines Weltreichs ganz so, wie der gleich feine Psychologe Disraëli sie behandelt hatte, nämlich als Frau, deren hohen Eigenschaften und Tugenden, deren Geist und Charme jeder huldigen müsse, der ihr nahen dürfe. Nach der Audienz des Reichs-

kanzlers sagte die Königin zu ihrem Botschafter, Sir Edward Malet: „I don't understand why my daughter could not get on with Prince Bismarck. I think him a very amiable man, and we had a most charming conversation."

Am Abend des Tages, wo meine Frau zum letztenmal den Kaiser Friedrich sah, war sie mit mir beim Fürsten Bismarck zu Tisch geladen. Der Kanzler frug sie, die neben ihm saß, ob sie den Kaiser gesehen und wie sie ihn gefunden habe. Als meine Frau ihm ihren Besuch am Krankenlager erzählte, wurde sie von einem Weinkrampf befallen. Mit einem wehmütigen und dabei gütigen Ausdruck, den ich nie vergessen werde, legte Fürst Bismarck seine große Hand auf ihre kleine Hand und sagte: „Schämen Sie sich nicht Ihrer Tränen. Der arme Kaiser verdient Tränen nicht nur menschlich, auch politisch ist sein Tod ein Unglück. Es ist immer schlimm, wenn in der dynastischen Kette ein Glied fehlt." Herbert Bismarck dachte in dieser Beziehung anders als sein Vater. Herbert schwärmte für den Prinzen Wilhelm und sagte mir nach Tisch: „Ich verstehe, daß Sie und Ihre Frau durch das furchtbare Schicksal des Kaisers erschüttert sind, das ja auch meinem Vater nahegeht. Aber im Gegensatz zu meinem Vater halte ich sein Ausscheiden politisch für ein Glück. Bei dem Einfluß, den seine Frau auf den Kaiser hat, und bei ihrer total englischen Gesinnung würde uns eine längere Regierung des Kaisers Friedrich in Abhängigkeit von England bringen, und das wäre das größte Unglück, das uns außer- und überdies auch innerpolitisch treffen könnte."

Die Lage in Rumänien

Als ich mich bei meinem bisherigen Chef dem Botschafter von Schweinitz verabschiedete, hatte er mir gesagt: „Es ist ein heißer Boden, auf dem Sie als Gesandter in Rumänien debütieren sollen." In der Tat verdankte ich meine Entsendung nach Rumänien dem Umstande, daß dort nicht nur die Dynastie Hohenzollern, sondern auch das bisherige freundschaftliche Verhältnis zu Deutschland und dem Dreibund gefährdet erschien. Der langjährige Leiter der rumänischen Politik, Joan Bratianu, hatte sich durch die erbitterten und zügellosen Angriffe, die von allen Seiten gegen ihn gerichtet wurden, und die zunehmende revolutionäre Bewegung im Lande genötigt gesehen, im März zurückzutreten. In der Hauptstadt Bukarest und in anderen großen Städten war es zu schweren Tumulten gekommen.

König Carol

Wenige Tage vor meinem Eintreffen in Bukarest hatte ein Stadtsergeant zwei Gewehrschüsse auf ein Fenster des königlichen Palais abgegeben, an dem der Schreibtisch des Königs stand. Die Glasscheiben waren zertrümmert worden, der König blieb unverletzt. Mit der ihm eigenen Ruhe hatte König Carol sofort erklärt, daß es sich nur um die Tat eines Irrsinnigen handeln könne, die keine politische Bedeutung habe, und daß der Vorfall dementsprechend behandelt werden solle. König Carol war einer der besten Menschen und weisesten Regenten, denen ich begegnet

bin, und ich hatte in meinem Leben mit vielen Fürsten zu tun. Als ich dem König im Frühjahr 1888 mein Beglaubigungsschreiben überreichte, sagte er mir, er komme mir mit Vertrauen entgegen. Ich bin stolz darauf, daß er mir dieses Vertrauen bis zu seinem Tode bewahrt hat. Seine Stärke lag in seiner Geduld, in seiner Zähigkeit, seiner Pflichttreue auch im Kleinen, der hohen Auffassung, die er bei schlichtem Auftreten von seinem fürstlichen Berufe hatte. Er hat sich nie um die Angriffe, Verdächtigungen und Schmähungen gekümmert, mit denen er namentlich in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit in seinem Lande überschüttet wurde. Er behandelte alle rumänischen Politiker gleichmäßig, ohne Sympathie noch Antipathie, nur nach ihrer politischen Nützlichkeit. Er akzeptierte als Minister selbst solche Politiker, die ihn persönlich bekämpft und beleidigt hatten. Aber er ließ ohne Bedenken auch Bratianu fallen, dem er seine Krone verdankte, als dies ihm politisch ratsam erschien. Er regierte streng parlamentarisch, und doch übte er den größten Einfluß nicht nur auf den Gang der auswärtigen Geschäfte, sondern auch auf die innere Politik seines Landes aus.

Antrittsaudienz

Schon bei meiner Antrittsaudienz gab er mir mit der ihm eigenen Objektivität ein Bild der auswärtigen Lage. Mit Deutschland in guten, ja intimen Beziehungen zu stehen, sei für Rumänien nicht schwierig. Wohl bestünden in Rumänien, das stolz darauf sei, im Gegensatz zu seinen slawischen Nachbarn eine lateinische Nation zu sein, lebhafte Sympathien für Frankreich. Die meisten Rumänen der höheren Stände hätten eine französische Erziehung erhalten. Daß aber die Franzosen ihre Begeisterung für Rußland so leidenschaftlich und lärmend zur Schau trügen, wirke abkühlend auf die Rumänen. Man habe in Rumänien noch nicht vergessen, daß ihm Rußland zum Dank für die ihm im Russisch-Türkischen Kriege in schwerer Stunde geleistete Unterstützung das fruchtbare, von Rumänen bewohnte Bessarabien geraubt habe. „Das Verhältnis zu Rußland", führte der König aus, „ist ein schwieriges Problem unserer auswärtigen Politik. Wir wollen Rußland nicht reizen. Wir wollen sogar alles tun, was möglich ist, um einem Kriege mit Rußland auszuweichen. Aber wir brauchen gegenüber der uns von dem mächtigen Rußland drohenden Gefahr die Anlehnung an die Zentralmächte."

Im Sinne dieser unserer ersten Unterredung habe ich während meines fast sechsjährigen Aufenthaltes in Rumänien manches ähnliche Gespräch mit dem weisen König gehabt. Er wiederholte immer, daß das Zusammengehen Rumäniens mit dem Dreibund nur so lange möglich sei, wie die Leitung des Dreibundes zweifellos und offensichtlich in deutschen Händen liege. Deutschland und Rumänien hätten keinerlei widerstrebende Interessen. Es gebe kaum zwei Länder, zwischen denen eine aufrichtige Freundschaft natürlicher und gegebener wäre. Ganz anders stünde es mit Osterreich-

Ungarn. Die Art und Weise, wie Millionen von Rumänen im Reiche der Stefanskrone unterdrückt und hier und da mißhandelt würden, müsse in Rumänien böses Blut machen. Wenn es weder ein Russisches noch ein Deutsches Reich gäbe, würde ein Zusammenstoß zwischen Rumänen und Magyaren ziemlich unvermeidlich sein. Da aber die Rumänien von Rußland drohenden Gefahren ernsthafter seien als die Unbequemlichkeiten mit der habsburgischen Monarchie, als der Ärger und der Schmerz über die schlechte Behandlung der ungarländischen Rumänen, suche Rumänien Schutz und Sicherheit bei der Tripel-Allianz. Voraussetzung aber sei und bleibe, daß Deutschland die habsburgische Monarchie führe, nicht umgekehrt. Es sollte viele Jahre später der große Schmerz des Königs Carol werden, daß am Ende seiner Regierung und am Abend seines Lebens die Ungeschicklichkeit, mit der sich die Berliner Politik von der Wiener in den Weltkrieg verstricken ließ, es ihm unmöglich machte, wie er das fast ein halbes Jahrhundert gehofft hatte, sein Land im Kriege an die Seite der Mittelmächte zu führen.

Die Junimisten

Nach dem Rücktritt von Bratianu hatte König Carol im März 1888 die Jung-Konservativen, die sogenannten Junimisten, an die Regierung berufen. Sie waren zweifellos die politisch und moralisch am höchsten stehenden Politiker Rumäniens. Aber ihre guten Eigenschaften, ihre Bildung, ihr vornehmes Auftreten, ihre moralische Unantastbarkeit erschwerten ihnen den politischen Kampf in einem Lande, das sich vor nicht allzu langer Zeit von türkischer Herrschaft befreit hatte und noch auf keiner sehr hohen Kulturstufe stand. Mein französischer Kollege, Monsieur Coutouly, der, wie viele seiner Landsleute, gern witzige Anekdoten zum besten gab, erzählte mit Vorliebe die nachfolgende, oft variierte Anekdote, die er in die Zeit des Fürsten Alexander Cusa verlegte, der 1859 die Moldau mit der Wallachei vereinigt hatte und 1861 der erste Fürst von Rumänien wurde: Ein neuer französischer Gesandter trifft in Bukarest ein. Er wird vom Minister des Äußern noch am selben Tage zu einer Abendgesellschaft eingeladen. Während der Soiree, die brillant und animiert war, bemerkt er, daß ihm seine Uhr mit der Uhrkette abhandengekommen ist. Der Verlust ist ihm schmerzlich, denn Uhr und Kette waren sehr schön. Da entdeckt er seine prächtige Kette über der Weste eines Herrn, der ihm kurz vorher als der tapfere General X. genannt worden ist, der Kriegsminister des Fürstentums. Nach einigem Zögern entschließt er sich, dem Hausherrn, dem Minister des Äußern, seine Wahrnehmung mitzuteilen. Sehr ruhig meint dieser: „Laissez moi faire, j'arrangerai cette petite affaire." Nach nicht allzu langer Zeit kehrt der Minister des Äußern mit der Uhr zurück. Der Bestohlene dankt ihm sehr herzlich, fragt aber doch, ob der Rückgabe der Uhr nicht eine peinliche Auseinandersetzung vorangegangen wäre. „Oh

non", entgegnet der treffliche Mann, „mon collègue ne s'en est pas aperçu." So arg wie unter Cusa ging es unter dem edlen König Carol nicht mehr zu. Aber manche rumänische Politiker huldigten noch der Moral der alten Zeit.

Peter Carp

Der Führer der Junimisten, Peter Carp, ein Ehrenmann durch und durch, hatte eine ganz deutsche Bildung. Er hatte in Deutschland studiert und war Bonner Borusse gewesen. Er war eine vornehme Natur, grundzuverlässig, mutig und aufrichtig. Er war aber dem König Carol nicht unbedingt sympathisch, weil er dem namentlich in der inneren Politik gern vorsichtig lavierenden Monarchen bisweilen allzu stürmisch war. Carp hatte einen Todfeind. Das war sein Schwager Demeter Sturdza. Sturdza war gerade so deutschfreundlich wie Carp, aber der intimste Freund von Bratianu, den Carp immer heftig bekämpft hatte. Hinc illae irae. Eine glückliche Fügung des Schicksals hat es schließlich dahin geführt, daß der treffliche Sohn von Sturdza, der seine militärische Ausbildung in Berlin bei einem Garde-Regiment erhalten hatte, die liebenswürdige Tochter von Carp heiratete. Die Väter aber grollten sich wenigstens politisch nach wie vor.

Take Jonescu

Eine tiefe und weite Kluft trennte Peter Carp und Demeter Sturdza, die feindlichen Schwäger, die gleich gute Patrioten und ehrenwerte Männer waren, von Take Jonescu. Im Gegensatz zu Sturdza und Carp, die beide alten Bojarengeschlechtern entstammten, war Jonescu aus den kleinsten Verhältnissen hervorgegangen, hatte sich aber mit der großen natürlichen Begabung des Rumänen eine, wenn auch oberflächliche, so doch brillante Bildung im französischen Sinne angeeignet. Er sprach Französisch wie seine Muttersprache, er hatte eine englische Gouvernante geheiratet und sprach auch Englisch. Er war kein geistvoller, noch weniger ein tiefer Redner, aber wie die von Alphonse Daudet meisterhaft geschilderten französischen Demagogen war er nie um eine Phrase, eine sophistische Ausflucht, eine Lüge verlegen. Er war käuflich. Als Bismarck einmal Gerson Bleichröder fragte, ob ein vielgenannter Journalist integer sei, antwortete der alte Bankier, der ein kluger Mann war, dem aber die in Deutschland sehr verbreitete, bisweilen überschätzte Schulbildung abging: „Integer? O nein! Teger, teger! Im höchsten Grade." Take Jonescu war „teger" im Bleichröderschen Sinne. Er hat viel dazu beigetragen, daß sich Rumänien im Weltkrieg der Entente anschloß.

Bei Bratianu

Einer meiner ersten Besuche in Bukarest galt Bratianu. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, gestürzte Minister zu frequentieren, denn von ihnen erfährt man am meisten. Von Bratianu sind mir zwei Äußerungen im Gedächtnis geblieben. Er frug mich nach unserer ersten Unterredung, ob ich von russischer oder französischer Herkunft sei. Als ich das kategorisch verneinte und ihm sagte, daß ich rein deutscher Abstammung sei, meinte

er: „Merkwürdig! Sie haben eine Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit, denen man bei Deutschen selten begegnet." Als Endergebnis seiner Erfahrung in innerpolitischen Kämpfen sagte er mir: „Jede neue Regierung ist wie ein Mann, der, ohne schwimmen zu können, ins Wasser geht. Solange das Wasser ihm nur bis an die Knie reicht, muß man ihn in Ruhe lassen. Steigt ihm das Wasser bis an den Bauch, so behalten Sie ihn scharf im Auge. Geht ihm das Wasser bis an die Kehle, so springen Sie ihm auf die Schulter und ersäufen ihn." Nach solchen Gesichtspunkten wurde in Rumänien der innerpolitische Kampf geführt. Ein anderer rumänischer Parteiführer gab mir eine Lehre, die ich nie vergaß. Er hieß Vernescu. Er hatte mir, während er in der Opposition war, viele und anscheinend aufrichtige Versprechungen für den Augenblick gemacht, wo er ans Ruder kommen würde. Als er nun Minister wurde und keine seiner Versprechungen einlöste, erinnerte ich ihn in diskreter Weise an seine Zusagen. Er antwortete mir: „Vous ne sauriez croire, mon cher Monsieur, à quel point le gouvernement change les idées d'un homme."

Dr. Klemens Busch

Mein Vorgänger in Rumänien war der Gesandte Dr. Klemens Busch. Ein tüchtiger Philologe, war er Dragoman unserer Botschaft in Konstantinopel geworden, wo er sich nicht nur mit Studien über Homer befaßte, sondern auch diplomatisch gute Dienste leistete. Mein Vater, der gebildete Leute liebte, berief ihn in das Auswärtige Amt, wo er zum Unterstaatssekretär aufstieg und sich als solcher bewährte. Auf seinen Wunsch erhielt er dann nach einigen Jahren einen Gesandtenposten. Als ich Busch nach meinem Eintreffen in Bukarest aufsuchte, erzählte er mir eine merkwürdige Äußerung des Fürsten Bismarck. Als Busch sich vor seiner Abreise nach Bukarest bei Seiner Durchlaucht abmeldete, hatte ihn der Fürst gefragt, warum er aus dem Auswärtigen Amt fortgedrängt habe. „Sie haben sich wohl mit dem neuen Staatssekretär, meinem Sohn Herbert, nicht vertragen können? Ja, ja, mein Sohn ist mit noch nicht vierzig Jahren selbstbewußter und eigensinniger, als ich es nach einigen, selbst von meinen Gegnern nicht ganz zu bestreitenden Erfolgen geworden bin." Busch hatte erwidert, daß seine Beziehungen zum Grafen Herbert immer gut gewesen seien. Er habe aber mit dem Geheimrat von Holstein nicht auskommen können. Sehr ernst erwiderte der große Fürst: „Ja, dann kann ich Ihnen nicht helfen. Ich muß einen haben, auf den ich mich ganz verlassen kann, das ist Holstein." Dazu bemerkte Busch, als er mir diese Äußerung erzählte: „Möge sich der große Bismarck nicht in Holstein irren, wie sich der große Wallenstein in Octavio Piccolomini irrte." Und der sehr gebildete Dr. Busch zitierte aus Schillers Trauerspiel „Wallensteins Tod" den berühmten Monolog, in dem der Friedländer zuerst von den Augenblicken spricht, wo man dem Weltgeist näher sei als sonst, und zum Schluß Octavio Piccolomini

als seinen guten Engel preist. Busch kam von Bukarest nach Stockholm, ein Wechsel, den er gewünscht hatte, da seine Familie das rumänische Klima nicht vertrug.

Tod des Kaisers Friedrich

Während der zweiten Audienz, die ich bei König Carol am 15. Juni hatte, erhielt dieser ein Telegramm, das er in meiner Gegenwart öffnete. Es war die Nachricht vom Tode des Kaisers Friedrich. Tief bewegt und mit Tränen in den Augen reichte mir der König das Telegramm. „Ich verliere einen geliebten Vetter", sagte er zu mir, „und Deutschland einen der besten, edelsten Fürsten, die es je gegeben hat." Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Unser nunmehriger Kaiser hat viele glänzende Eigenschaften. Er ist sehr begabt. Er ist, was man einen Blender nennt, oder, wenn Sie das lieber hören, ein Charmeur. Aber er hat auch bedenkliche Eigenschaften. Jedenfalls bedarf er kluger und geschickter Ratgeber, diese wollen wir ihm wünschen. Vor allem soll er den Fürsten Bismarck behalten. Man spricht davon, daß er ihn durch Waldersee ersetzen möchte. Alfred Waldersee ist ein alter Regimentskamerad und Jugendfreund von mir. Fürst Bismarck ist oft hart, bisweilen rücksichtslos mit mir umgesprungen. Aber als guter Preuße und guter Deutscher, der ich geblieben bin, hoffe ich zu Gott, daß der neue König und Kaiser sich nicht von dem großen Berater seines Großvaters trennen wird."

Geheimvertrag mit Rumänien

Die mir in Bukarest gestellte Aufgabe war, die fünf Jahre früher zwischen den Zentralmächten und Rumänien getroffenen, sehr unbestimmten, kaum als Allianz zu bezeichnenden Abmachungen in ein förmliches Bündnis zu verwandeln. Ich war von vornherein der Ansicht, daß ein Bündnis zwischen Rumänien und den Dreibundmächten ein öffentliches sein müsse, stieß aber in dieser Beziehung bei König Carol auf hartnäckigen Widerstand. Er meinte, daß eine offene Allianz nicht nur die russischen und französischen Umtriebe in Rumänien bis zur Unerträglichkeit steigern, sondern auch im Lande selbst bei den für Frankreich schwärmenden oder von Rußland bestochenen Politikern allzu heftigen Widerstand hervorrufen würde. Aus Berlin wurde ich brieflich angewiesen, nicht auf der Öffentlichkeit des Vertrages zu bestehen, da es vor allem darauf ankomme, überhaupt etwas zustande zu bringen. So wurde denn ein Vertrag zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien geschlossen, dem Deutschland und Italien beitraten und in dem die habsburgische Monarchie und das Königreich Rumänien sich versprachen, daß jeder von beiden Paziszenten dem andern beistehen würde, wenn dieser von Rußland angegriffen werden sollte. In sehr geschickter Weise hat der König nach und nach alle maßgebenden Politiker des Landes, Carp und Bratianu, Rosetti, Marghiloman, Florescu, Katargi, Majorescu, Stirbey, die Liberalen, die Konservativen und die Junimisten in den Vertrag eingeweiht und sie

auf ihn verpflichtet. Nachdem das erreicht war, hatte ich die Aufgabe, zwischen uns und Rumänien einen Handelsvertrag zustande zu bringen. Dabei hatte ich auch gegen die Intrigen der Österreicher zu kämpfen, die es nicht gern sahen, daß wir in den von ihnen bisher beherrschten rumänischen Markt eindrangen. Ein vortrefflicher Mitarbeiter war mir bei den Verhandlungen, die zum Abschluß des Handelsvertrages führten, der damalige Legationssekretär Mumm, der spätere Gesandte in Peking und Botschafter in Tokio.

Sir Frank Lascelles

Mein schon erwähnter französischer Kollege Monsieur Coutouly pflegte zu sagen: „Bucarest est le tremplin des ambassadeurs." (Das Sprungbrett für Botschafter.) In der Tat sind mein englischer Kollege Lascelles, der italienische Gesandte Curtopassi und meine Wenigkeit von Bukarest aus Botschafter geworden, der österreichische Gesandte Graf Goluchowski sogar Minister des Äußern. Lascelles ist mir für mein ganzes Leben ein treuer Freund geblieben. Als ich Staatssekretär des Äußern wurde, traf ich ihn als englischen Botschafter in Berlin wieder. In Bukarest bin ich oft mit seiner Tochter Florence, die damals ein Kind war, auf der „Chaussee", der Avenue du Bois de Boulogne der rumänischen Hauptstadt, spazierengegangen. Als das gute Kind später den klugen englischen Diplomaten Springrice heiratete, brachte ich bei dem Hochzeitsessen den Trinkspruch auf die Neuvermählten aus. Meine Beziehungen zu Goluchowski waren ebenso freundschaftlich.

Graf Agenor Goluchowski

Graf Agenor Goluchowski war damals ein überzeugter und sehr eifriger Anhänger des Dreibunds und namentlich der Anlehnung an Deutschland, denn er sah noch in Rußland den Hauptfeind der Polen. Später ist bei ihm der Pole unverhüllt herausgekommen. Als Bethmann Hollweg in einer Stunde der Verblendung Polen wiederhergestellt hatte, erinnerte sich, wie alle Polen, auch Graf Goluchowski daran, daß es schöne und fruchtbare deutsche Provinzen gebe, die einst zu Polen gehört hatten, fuhr nach Warschau und beriet dort seine Landsleute in deutschfeindlichem Sinne. „Rußland ist erledigt", so predigte er ihnen, „wir haben nur noch einen einzigen Gegner, und das ist Deutschland."

Hitrowo

Der russische Gesandte in Bukarest, Hitrowo, gehörte zu jenen russischen Balkandiplomaten, die im Orient mit denselben terroristischen Mitteln operierten wie die Nihilisten in Rußland. Er organisierte von Bukarest aus Komplotte und Attentate in Bulgarien und suchte auch in Rumänien selbst Unruhe zu stiften. Seine Frau, eine liebenswürdige und fein gebildete Dame, war die Nichte des Dichters Alexej Konstantinowitsch Tolstoi, der außer dem nicht üblen Roman „Fürst Serebrjanyj" eine in Rußland sehr bewunderte und in der Tat von starkem innerem Leben erfüllte dramatische Trilogie: „Iwan der Schreckliche", „Zar Fedor" und „Zar Boris", verfaßt hat.

XLV. KAPITEL

Nieuport im Hochsommer 1889 • Franz Arenberg • Erste Anzeichen des kommenden Sturzes von Bismarck • In Berlin • Unterredung mit dem Chef der Reichskanzlei, Rottenburg • Diner bei Graf Wilhelm Pourtalès, Herbert Bismarck und Hugo Lerchenfeld • Rückkehr nach Bukarest • König Carol über Bismarck • Mein Brief an Phili Eulenburg vom 2. III. 1890 • Entlassung Bismarcks (20. III. 1890) • Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland • Russisch-französischer Allianz-Vertrag Die deutsche öffentliche Meinung nach Bismarcks Rücktritt

Ferien in Nieuport

Im Hochsommer 1889 verbrachte ich mit meiner Frau einige Wochen in dem belgischen Nordseebad Nieuport. Als ich dort badete und angelte, dachte ich nicht, daß diese friedliche Landschaft einmal der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe sein und daß auf diesen fruchtbaren Feldern, am Ufer der Yser, das Ver sacrum unseres deutschen Volkes, unsere studentische Jugend, mit dem Gesang des Deutschlandliedes auf den Lippen in den Tod gehen sollte.

Während unseres Aufenthaltes in Nieuport besuchte uns mein lieber alter Freund Franz Arenberg, der den Sommer bei seinen Eltern in Marche-les-Dames bei Namur verlebte. Er sprach mir die Überzeugung aus, daß Wilhelm II. sich über kurz oder lang von Bismarck trennen würde. Waldersee, der maßgebenden Einfluß auf unsern jungen Kaiser ausübe, wolle selbst Reichskanzler werden, um, wie der General sich ausdrücke, nach außen und im Innern endlich wieder eine „forsche" Politik zu machen. Bismarck unterschätze die ihm drohende Gefahr. Da ich wußte, daß Herbert Bismarck in Ostende weilte, nicht weit von Nieuport, schrieb ich ihm und bat ihn um eine Begegnung, da ich ihm Interessantes, vielleicht Wichtiges mitzuteilen hätte. Er antwortete mir, wie immer, im freundschaftlichsten Tone, daß er mich an und für sich gern sehen würde, aber im Augenblick keine Zeit habe.

Eindrücke in Berlin

Im Herbst kam ich für vier bis fünf Tage nach Berlin. Ich hatte dort politisch ungünstige Eindrücke. Auf einem Diner mit jüngeren Diplomaten wurde ganz offen vom baldigen Rücktritt des Fürsten Bismarck gesprochen. Der damalige Legationsrat Graf Monts, den ich seit Jahren als Opportunisten kannte, plädierte für Waldersee, da er mehr „Schneid" habe als Bismarck und auch „schlauer" sei. Einen Tag später ging ich mit

Holstein im Tiergarten spazieren. Ich fand ihn präokkupiert. Er kritisierte mit Schärfe die russophile Politik des „Chefs". Er erzählte mir daß er sich mit Rantzau total brouilliert habe und infolgedessen auch die Gräfin Marie Rantzau und deren Mutter, die Fürstin Johanna Bismarck, nicht mehr besuche. Das schien mir nichts Gutes zu bedeuten, denn ich erinnerte mich daran, wie die Feindschaft zwischen Holstein und seinem damaligen Chef, dem Grafen Harry Arnim, in Paris damit begonnen hatte, daß Holstein nicht mehr zu den Empfängen der Gräfin Arnim erschien. Ich begleitete Holstein zu Fuß bis zum Auswärtigen Amt. Während sich dessen Tor vor uns öffnete, frug Holstein blitzschnell, wie es seine Art war, verfängliche Fragen zu stellen: „Ihr Bruder Adolf, der Adjutant und Freund unseres jungen Kaisers, ist doch für Bismarck?" Ich erwiderte sofort und ganz unbefangen: „Gewiß! Er ist dem Fürsten sehr ergeben und würde dessen Ausscheiden als ein schweres Unglück ansehen." Das Gesicht von Holstein nahm einen enttäuschten, einen fast diabolischen Ausdruck an. Ohne mir zu antworten, wandte er sich der Treppe zu, die zwischen den beiden Sphinxen zum ersten Stock des Auswärtigen Amtes führt. Ich fühlte, daß Holstein sich innerlich vom Fürsten Bismarck abwandte.

Kiderlen-Wächter

Am folgenden Tage aß ich bei Herbert, der auch Kiderlen eingeladen hatte. Sobald Herbert mit mir sprach, näherte sich Kiderlen uns mit argwöhnischem Gesicht. Ich ahnte, daß auch Kiderlen, seit jeher ein Knappe von Holstein, zu denen gehörte, die den Sturz des Fürsten wünschten und auf ihn hinarbeiteten. Auch Kiderlen erfreute sich des Vertrauens des Fürsten und stand Herbert persönlich nahe, dem er, als sie zusammen an der Petersburger Botschaft arbeiteten, durch seinen Verstand und noch mehr durch seine Trinkfestigkeit gefallen hatte. Also zwei Verräter im eigenen Hause, in das von außen Waldersee und sein Anhang, ehrgeizige Streber, ehrliche, aber bornierte Ultrakonservative und Pietisten einzudringen suchten. Einige Tage später war ich mit Herbert Gast des Grafen Wilhelm Pourtalès, des Vaters des späteren Botschafters in St. Petersburg. Er war ein Lebemann, aber ein Mann von Takt, ein guter Beobachter und feiner Verstand. Auch er schien mir nicht mehr mit einer längeren Amtsdauer des großen Fürsten zu rechnen. Unter den Eingeladenen befand sich außer Herbert Bismarck und mir der bayrische Gesandte, Graf Hugo Lerchenfeld. Bei Tisch kam das Gespräch auf Holstein, dessen Eigenart und Eigenheiten. Lerchenfeld erlaubte sich einige ironische Bemerkungen über Holstein. Herbert wies Lerchenfeld mit einer Heftigkeit zurecht, die mich erstaunte, denn beide waren Korpsbrüder und intime Freunde. „Holstein ist treu wie Gold!" brüllte der von dem guten Burgunder des Grafen Pourtalès erhitzte Herbert. „Wer etwas gegen Holstein sagt, bekommt es mit mir zu tun."

Bei Geheimrat v. Rottenburg

Bevor ich Berlin verließ, hatte ich noch eine lange Unterredung mit dem Geheimen Oberregierungsrat Rottenburg, dem Chef der Reichskanzlei. Ich teilte ihm meine Berliner Eindrücke mit, offen, eingehend und sehr ernst. Er erwiderte mir: „Auch ich halte die Situation für brenzlig. Von allen Seiten wird gegen den Fürsten intrigiert und gehetzt. Ich glaube auch nicht an die Zuverlässigkeit des Kaisers. Ich halte den Kaiser für sehr unreif und habe auch kein Vertrauen zu seinem Charakter. Aber der Fürst fühlt sich ganz sicher. Als ich vor etwa zehn Tagen von einem kurzen Besuch in Berlin nach Friedrichsruh zurückkehrte, wollte ich ihm nicht gleich am ersten Abend mit meinen schlechten Berliner Eindrücken kommen. Am nächsten Morgen aber legte ich los und sagte Seiner Durchlaucht alles, was ich auf dem Herzen hatte. Der Fürst lachte und sagte zu mir: ‚Franz, Sie haben wohl gestern zu viel von der schweren Wildsuppe gegessen, daher diese bösen Träume!' Der Fürst nennt mich, wenn er guter Laune ist, bei meinem Vornamen, und die Wildsuppe war in der Tat sehr schwer." Während Bismarck seinem nächsten Mitarbeiter diese Antwort erteilte, hatte er aus seinem Schreibtisch ein kurz vorher von Seiner Majestät erhaltenes Telegramm hervorgeholt, in dem es hieß: „Bei meinem Morgen- und bei meinem Abendgebet gedenke ich Eurer Durchlaucht mit der heißen Bitte, daß der Allmächtige Sie, mein lieber Fürst, mir noch lange erhalten möge als meinen Lehrer und Führer und als den Piloten des Reichsschiffes." Ich fühlte, daß Rottenburg sich durch diesen etwas überschwenglichen kaiserlichen Sympathiebeweis nicht blenden ließ, und kehrte nicht ohne schwere Sorgen nach Bukarest zurück. Meine Befürchtungen sollten nur zu bald bestätigt werden.

König Carol über Kaiser und Kanzler

König Carol hatte mir im zweiten Jahr meiner Tätigkeit in Bukarest gesagt, daß es ihn freuen würde, mich häufiger zu sprechen. Er wolle mich aber nicht zu oft in förmlicher Audienz empfangen, da dies unnötiges und überdies schädliches Aufsehen erregen würde. Wir könnten uns im Sommer, wo der Hof in Sinaja residiere, auf den schattigen Wegen der dortigen schönen Wälder und im Winter in Bukarest im Garten Cismegiu treffen und unauffällig unterhalten. Es war Mitte Februar 1890, daß mir der König in Cismegiu mit besorgter Miene sagte, die Nachrichten aus Berlin seien ernst. Nicht sein dortiger Gesandter, aber einer seiner Verwandten schreibe ihm, daß das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler sich zusehends verschlechtere. Die Differenzen zwischen beiden drehten sich namentlich um Arbeiterfragen. Unter dem Einfluß seines Erziehers Hinzpeter und „einiger anderer Dilettanten" wolle der Kaiser auf diesem Gebiet weiter gehen, als es der Kanzler für ratsam halte. Darauf sei es zurückzuführen, daß Bismarck das seit einiger Zeit von ihm selbst geleitete Ministerium für Handel und Gewerbe an den bisherigen Oberpräsidenten

der Rheinprovinz, Herrn von Berlepsch, abgegeben habe, der sich des Vertrauens Seiner Majestät erfreue und in der Arbeiterschutzfrage vorgeschrittenen Ansichten huldige. Das Bedenkliche sei, meinte König Carol, daß es sich bei dem Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler weniger um technische Einzelheiten und nicht nur um die einzuschlagende Richtung der Sozialpolitik handle, sondern um die staatsrechtliche Stellung des Kanzlers, um das Verhältnis zwischen Kanzler und Krone und die Beziehungen zwischen dem Ministerpräsidenten und seinen Kollegen. Beiläufig erwähnte König Carol, daß außer Berlepsch, und fast noch mehr als dieser, der Staatssekretär des Innern, von Bötticher, sich in der Gunst des Kaisers festgesetzt habe. Als nicht lange nachher Herr von Bötticher den hohen Orden vom Schwarzen Adler erhielt, meinte der König: „Ein Sturmzeichen! Seit Bötticher lieb Kind bei Seiner Majestät geworden ist, traut ihm Bismarck nicht mehr. Eine so ungewöhnliche Auszeichnung für Bötticher ohne vorherige Anfrage bei Bismarck wird der letztere als eine Taktlosigkeit, und mehr als das, als eine bewußte Unfreundlichkeit, empfinden." Die vom „Reichsanzeiger" im Februar veröffentlichten kaiserlichen Sozialerlasse bestärkten den König von Rumänien in seinen Sorgen. „Die Erlasse werden wohl von Berlepsch oder von Hinzpeter oder von Bötticher oder von allen dreien zusammen redigiert worden sein. Sie sind von Bismarck nicht kontrasigniert worden. Die darin zum Ausdruck gebrachten Gedanken und Absichten sind sehr schön, aber bei ihrer Ausführung dürften sich erhebliche praktische Schwierigkeiten ergeben." Der König zitierte das Wort, das zum jungen Max Piccolomini der alte Wallenstein spricht: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Brief Philipp Eulenburgs

Bald darauf, es war am 2. März 1890, erhielt ich einen Brief von Phili Eulenburg, in dem er mir schrieb, daß das Verhältnis Seiner Majestät des Kaisers zu Bismarck ein „unhaltbares" geworden sei. Der Kanzler habe kein Verständnis für unseren neuen Herrn. Im Interesse beider Teile erscheine eine Trennung wünschenswert, jedenfalls als das kleinere Übel. Voraussichtlich würde Herbert mit seinem Vater ausscheiden. Ich sei der beste Nachfolger für Herbert, und der Kaiser rechne auf mich. Philis Brief war kurz, sehr eilig und ziemlich fahrig. Da der Feldjäger, der ihn mir brachte, wenige Stunden nach seinem Eintreffen seine Fahrt fortsetzen mußte, war ich genötigt, meine Antwort, nachdem ich mir einige Stichworte notiert hatte, sogleich ins reine zu schreiben, ohne vorheriges Konzept, au courant de la plume. Ich besitze aber noch eine Niederschrift meines Briefes, die ich nicht lange nach seiner Absendung an der Hand meiner Notizen diktiert habe und die den Sinn meiner Darlegungen in allem Wesentlichen und jedenfalls ihrem Geiste nach getreu wiedergibt. In

Bülows Antwort

den von Professor Haller herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Fürsten Eulenburg ist dieser Brief nicht abgedruckt worden. Ich begann ihn mit dem Ausdruck der Genugtuung darüber, daß nach den in Bukarest eingegangenen Zeitungsmeldungen die Phase, aus der heraus Eulenburg mir geschrieben habe, ihren vorläufigen Abschluß durch eine lange und befriedigende Unterredung zwischen Seiner Majestät und dem Reichskanzler gefunden habe, die unter gegenseitigen Konzessionen zu einem Vergleich geführt habe. Die tiefergehenden Gründe, aus denen die allmählich in die Öffentlichkeit getretenen Divergenzen zwischen dem jungen Kaiser und dem großen Kanzler hervorgingen, würden freilich wohl leider als chronisches Übel andauern und könnten von Zeit zu Zeit immer wieder einen akuten Charakter annehmen. Ich fuhr fort:

„Soweit ich mir aus der Ferne ein Urteil über unsere sehr ernste innerpolitische Lage bilden kann, stelle ich den Satz an die Spitze, daß trotz aller Schwierigkeiten alles geschehen sollte, um den Kanzler und Herbert zu halten. Es würde auf die hoffentlich noch sehr lange Regierung unseres Allergnädigsten Herrn einen tiefen Schatten werfen, wenn an ihrem Beginn der große Kanzler, der langjährige Diener Kaiser Wilhelms I., zurückträte. Gerade weil nach dem Laufe der Natur dem fünfundsiebzigjährigen Kanzler kaum noch ein langes Leben beschieden sein kann, ist es doppelt wünschenswert, daß dieses große Leben ohne Krach mit der Krone abschließt. Es liegt in der Individualität Seiner Durchlaucht, daß er seinen Abgang eventuell schwerlich im guten bewerkstelligen wird. Einen Abschiedsbrief à la Moltke wird er nicht schreiben. Wenn ich auch nicht glaube, daß er durch seinen Fortgang absichtlich Unruhe und Schwierigkeiten würde hervorrufen wollen, so wird er sich den Zeitpunkt und die Umstände des Rücktritts doch genau überlegen. Er würde dafür sorgen, daß er das hätte, was die Franzosen ‚une belle sortie' nennen. Ein solcher Abgang von der Szene würde viele gute und brave Leute in Deutschland mit Schmerz und Sorge erfüllen. Der verabschiedete Reichskanzler würde ihnen als eine Art von Belisar erscheinen, der, ein Opfer der Fürstenlaune, wenn auch nicht am Wege betteln, so doch in Varzin sich in einsamer Untätigkeit verzehren müßte. Die Schlechtgesinnten würden unsern Kaiser im Lichte des jungen Lord von Edenhall hinstellen, der das Schicksal versuchen will, trotz der Warnung, die der greise Schenk erhebt, des Hauses ältester Vasall. Auch würde der Reichskanzler, wenn er nicht sehr alt und matt geworden sein sollte, wovon ich nichts merke, cum animo revertendi fortgehen. Das würde jedes Regieren ohne Bismarck zu einem Regieren gegen Bismarck machen! Das würde im höchsten Grade paralysierend und verwirrend auf alle Regierungsorgane einwirken. Es würde auch die eigene Stimmung und Haltung Seiner Durchlaucht sehr ungünstig beeinflussen. Seine Rückkehr nach

einem irgendwie ‚pikierten' Abgange infolge innerer oder äußerer Schwierigkeiten hätte dann den Charakter einer Kapitulation des Königtums vor einem Untertan, und davor sollte die preußische Krone bewahrt bleiben. Ein Reichskanzler darf nicht, wie der Friedländer nach der Schlacht von Breitenfeld, in einem Augenblick der Not mit vollständiger Carte blanche wiederkehren. Schon um solchenMöglichkeiten vorzubeugen, die ein Novum in unserer Geschichte sein würden, sollte nichts unterlassen werden, um einen unfreiwilligen Rücktritt Seiner Durchlaucht zu verhindern.

Entlastung des Kanzlers?

Eine andere Frage ist, ob es nicht nützlich wäre, wenn sich der einmal doch unvermeidliche Übergang von der seit achtundzwanzig Jahren bestehenden Omnipotenz des Bismarckschen Genius zu dem früheren System des von dem Monarchen geleiteten, einigermaßen kollegialischen Ministeriums langsam und allmählich vollzöge. Dramatischer würde es ja sein, wenn der Reichskanzler bis zu seinem letzten Tage im Vollbesitz der Macht und einziger Träger der Regierungsgewalt bliebe und so mit ungeheurer Wirkung die Erde verließe. Für unser Haus aber ist es besser, daß der Haupttragepfeiler nicht plötzlich bricht und das Haus im Fall mit sich reißt, sondern daß vorher rechtzeitig andere Säulen angebracht werden, die einen Teil der Last auf sich nehmen und den Effekt des Verschwindens des großen Pfeilers verringern. Den Reichskanzler nach und nach zu entlasten, die Nation nach und nach daran zu gewöhnen, daß wir über kurz oder lang, wir mögen wollen oder nicht, ohne diese phänomenale Erscheinung auskommen müssen, ist für uns eine Lebensfrage. Auch wenn der Reichskanzler sich durchaus nicht im Amte halten ließe, müßte alles aufgeboten werden, damit wenigstens Herbert bliebe. Es würde das in den Augen des Volkes dem eventuellen Rücktritt des Kanzlers zum Teil das Erschreckende und jedenfalls das Verletzende nehmen. Es würde für den Reichskanzler selbst ein Balsam wie eine Fessel sein und die einzig sichere Brücke bilden zwischen ihm und dem Kaiser. Nur kein gleichzeitiger Rücktritt des Reichskanzlers, Herberts und womöglich noch anderer, spezifisch Bismarckscher Minister! Herbert zu halten, wäre, wie ich meine, nicht allzu schwer. Eine tätige, eifrige, an Herrschen gewöhnte und das Herrschen liebende Natur, würde er sich außerhalb des Auswärtigen Amtes wie ein Fisch auf dem Trockenen fühlen. Beide, Vater und Sohn, sind fond of power. Beim Vater mag das Alter eine philosophisch-resignierte Auffassung hervorgerufen haben, der Sohn wird sich, wie ich ihn kenne, nur sehr à contre cœur zurückziehen, besonders wenn ihm nicht die Wahl zwischen dem Staatssekretariat und etwa der Londoner Botschaft gelassen wird, sondern nur die Wahl zwischen dem Ministerium und Untätigkeit.

Diese allgemeinen Wahrheiten im Einzelfalle anzuwenden, ist freilich schwierig, auch wo so viel Geschicklichkeit, Geduld und Selbstverleugnung

vorhanden ist, wie sie unser Allerhöchster Herr bisher zeigt. Möge ihn der Gedanke stärken, daß die Bewährung dieser Tugenden gerade gegenüber dem Fürsten Bismarck sich später sicherlich als ein Glück und ein Segen für den ganzen Lauf seiner Regierung herausstellen wird! Der Reichskanzler ist nicht nur für persönliche und selbst rein formale Liebenswürdigkeiten empfänglich, sondern auch für den Appell an sein dynastisches Gefühl. Er empfindet im innersten Kern als märkischer Vasall, und der König ist ihm nicht ein abstrakter Vernunftsbegriff, sondern der Lehnsherr, den der echte Germane mit besonderem Maßstabe mißt. Hagen von Tronje war nicht sentimental, seine Herren vom Burgunderland aber waren ihm doch ganz eigen ans Herz gewachsen. Herbert ist sehr verschieden, je nach seiner von seinen Nerven sehr abhängigen momentanen Disposition. Für Aufmerksamkeiten ist er empfänglicher, als man annehmen sollte bei einem vom Glücke so verwöhnten Mann. Ruhige Behandlung wirkt kalmierend auf ihn. Er ist zu klug, um mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, wenn er sich davon überzeugt, daß die Wand fest und dauerhaft ist. Wer, wie wir beide, Herbert liebt, muß manche seiner Fehler beklagen. Als den größten betrachte ich seine outrierte Menschenverachtung. Schon deshalb ist er kein großer Menschenkenner. Wenn die Menschen leider selten Engel sind, so sind sie auch nicht alle Schufte. Ich bin vielen begegnet, die selbstlos gut zu mir waren, ich selbst war es auch manchmal. Der kälteste Realismus in der Politik, wo die Salus publica die Suprema lex sein soll, schließt nicht aus, daß man seine eigenen Leute freundlich behandeln und ihre edleren Instinkte entwickeln soll. Indem Herbert alle Menschen und insbesondere alle seine Untergebenen a priori für Kanaillen hält und jedem schlechte Motive unterschiebt, entmutigt und demoralisiert er gerade die Besseren. Er gelangt so zu Mißtrauen, wo er vertrauen könnte, und traut manchem Schwindler. Gern möchten wir Herbert weniger zynisch, ausgeglichener und rücksichtsvoller sehen. Wieviel Gutes könnte er damit stiften, wieviele Freunde sich machen. Aber auch mit seinen Schattenseiten ist Herbert, so lange sein Vater lebt, der beste Staatssekretär. Das sage ich nicht nur aus Gefühlsgründen. Meine persönlichen Empfindungen für Herbert schließen zwar für mich einen Gegensatz zu ihm oder eine Rivalität mit ihm völlig aus. Aber ich bin ein zu fanatischer Patriot, als daß nicht das Wohl und der Ruhm von Kaiser und Reich für mich über jedem anderen Gefühl und jeder anderen Rücksicht ständen. Auch vom Vernunftsstandpunkt aus, reiflich und kühl erwogen, bin ich der Meinung, daß Herbert große Vorzüge vor allen anderen Kandidaten für das Staatssekretariat hat. Er ist ein tüchtiger Arbeiter. Er hat seinem Vater viel abgesehen. Sein Name wiegt schwer. Einen Outsider zu nehmen, ist unendlich gewagt. Das diplomatische Gewerbe ist wie das Erlernen des Whist: Jeder glaubt es zu

Herbert Bismarck

können, wenn er beim Spiel zusieht oder einen Robber mit etwas Glück gespielt hat. Allmählich erkennt man aber, daß viel Übung und Spezialkenntnis, ganz abgesehen von der Veranlagung, erforderlich ist.

Die sozialistische Bewegung

Über den Ausfall der Reichstagswahlen würde ich nur dann erschrecken, wenn man bei uns den Kopf verlöre, wovon ja Gott sei Dank keine Rede ist. Der Sieg der oppositionellen Parteien hat viele Ursachen. Daß bei uns neuerdings die Friedensschalmei gar so eifrig und intensiv geblasen wurde, trug wohl auch dazu bei. Dem Deutschen fehlt noch der reizbare Nationalstolz wie der geschulte politische Nützlichkeitssinn anderer Völker. Darum überläßt er sich gar zu gern rechthaberischem Trotz und naivem Doktrinarismus, wenn ihm der Himmel ganz wolkenlos erscheint. Unsere innere und äußere Politik sollte trotz bester Friedensaussichten darauf zugeschnitten sein, daß uns das Ende des Jahrhunderts den entscheidenden Kampf für den monarchischen Nationalstaat bringen kann. Die sozialistische Bewegung kann zum Absolutismus führen, zum Parlamentarismus hat sie selten geführt. Die Geschichte lehrt, daß sich oft in Zeiten hochentwickelter Zivilisation bei den Massen sozialistisch-kommunistische Tendenzen zeigten. Gesellschaft und Staat waren aber bisher noch immer stark genug, solche Bewegungen niederzuschlagen: Rom ist mit seinen Proletariern und Sklaven, das Mittelalter mit den Bauern und Wiedertäufern, das moderne Frankreich mit den Jakobinern wie mit der Kommune fertig geworden. Die Pferde mögen schlagen und beißen, wie sie wollen, am Ende kommen sie doch wieder vor den Wagen und bekommen wieder einen Kutscher, der sie mit Zügel und Peitsche lenkt. Es muß aber dafür gesorgt werden, daß dem Wagen und seinen Insassen inzwischen nichts Ernstliches passiert. Es kommt darauf an, daß bei einer eventuellen Repression das Staatswesen im Innern wie nach außen nicht zu großen Schaden nimmt, und am besten ist es, ohne solche Repressionen die Bewegung zu überwinden. Einen anderen Weg als den bei uns eingeschlagenen gibt es nicht, nämlich einerseits großzügige reformatorische gesetzliche Maßnahmen, andererseits Unterdrückung gewaltsamer Auflehnung. Das eine schließt das andere nicht aus. Auch wenn ‚geknallt' werden müßte, sollte die Sozialreform keinesfalls aufgegeben werden. Die Allerhöchsten Erlasse und Vorschläge in der Arbeiterfrage sind wohl die bedeutendste Maßnahme, die wir seit den Stein-Hardenberg-Reformen gesehen haben. Warum soll der Monarchie die Einrenkung des vierten Standes in den Staatsorganismus nicht gelingen, wo sie am Anfang des Jahrhunderts unter noch schwierigeren Verhältnissen diejenige des dritten durchführte? Hoffentlich wird auf dem eingeschlagenen Wege verständnisvoller und sorgsamer Behandlung der Arbeiter und Fortführung der sozialen Fürsorge besonnen, vorsichtig, praktisch und vor allem stetig fortgeschritten werden. Stetigkeit ist überhaupt in der inneren

Politik in Deutschland eine große Hauptsache! Das Ruck- und Stoßweise bringt den schwerfällig angelegten Deutschen aus dem Häuschen, während Kreuzsprünge und Widersprüche ihm bei seinem ausgesprochenen Hange zu Ernst und Gründlichkeit als Frivolität erscheinen.

Der Ausgang des Kulturkampfes

Mit den richtigen ‚Ultramontanen' ist freilich kein ewiger Bund zu flechten, aber gegen eine zweite Auflage des Kulturkampfes bin ich durchaus. Die erste war wohl der einzige große politische Fehler des Reichskanzlers, denn über die Einführung des allgemeinen Stimmrechts läßt sich streiten. Der Kulturkampf hat unsere evangelische Kirche während des Streits geschwächt, beim Friedensschluß gedemütigt. Er hat die katholische Kirche gekräftigt und gehoben, das Zentrum recht eigentlich großgezogen und damit unsere parlamentarischen Verhältnisse auf lange hinaus verwirrt und erschwert. Das schlimmste aber war, daß die gefährlichste Wunde am Leibe unserer hehren Mutter Germania, die Glaubensspaltung, der wir schon den Dreißigjährigen Krieg mit allem sich daran anschließenden namenlosen Elend verdanken, durch den Kulturkampf vergrößert und verschärft wurde. Es hilft natürlich nichts, zu klagen, daß wir nicht, wie Rußland und Frankreich, den großen politischen Vorzug konfessioneller Homogenität und Geschlossenheit besitzen. Wir müssen mit den vorhandenen Faktoren rechnen und gewissenhaft vermeiden, was das Übel verschlimmern könnte. Der Ausgang des jüngsten Kulturkampfes wie ähnlicher früherer Wirren, die Ergebnisse der Glaubenskämpfe im 16. und 17. Jahrhundert, die Folgen der Kirchenpolitik der Hohenstaufen und Salier reden eine deutliche Sprache. Wenn ich gegenüber der Kurie kaltblütige Ruhe und in allen deutschen interkonfessionellen Fragen große Schonung der Katholiken für die einzig richtige Taktik halte, so bin ich doch weit entfernt von Vertrauensseligkeit gegenüber dem ‚Ultramontanismus'. Ihm gegenüber kann nach seiner ganzen Natur nur von einem Modus vivendi, nicht von ewigem Frieden die Rede sein. Speziell darf unsere auswärtige Politik gewiß nicht in den Dienst der Kurie gestellt oder auch nur von ihr beeinflußt werden. Gerade die im Dreibund verkörperte Politik kann richtig und ohne Nachteil für uns nur von Leuten geleitet und ausgeführt werden, die bis ins Mark preußisch sind und genährt mit der Milch friderizianischer Denkungsart. Wirkliche ‚Ultramontane' würden unter der Firma des Dreibunds anderer Leute Geschäfte machen als die unsrigen.

Die Nationalliberalen

Die Nationalliberalen zu verfolgen, ist gar kein Anlaß. Wollte der Himmel, daß diese im Innern zahme, nach außen vaterländisch gesinnte Spielart bei uns zahlreicher vertreten wäre. In Süddeutschland sind überdies die Nationalliberalen vorläufig die einzigen hieb- und stichfesten Vertreter des Reichsgedankens. Es wird noch viel Wasser Main, Rhein und

Donau hinabfließen, bis die katholischen Magnaten und die katholischen Massen am Ufer dieser Ströme innerlich gewonnen werden und jede Rückkehr zu der alten Gesinnung ausgeschlossen erscheint, die in jenen Gruppen abwechselnd partikularistisch, großdeutsch, ultramontan, auch wohl rheinbündnerisch, aber nie hohenzollerisch war. An der Gewinnung soll mit Geschicklichkeit und auch mit Schonung und mit Langmut gearbeitet werden. Aber wir dürfen ihr nicht große Interessen und wirklich treue Anhänger opfern.

So sehr es mich interessiert, über Berliner Vorgänge zu hören, so empfinde ich doch gar kein Verlangen, jetzt selbst dort zu sein. Nicht aus Faulheit oder Kleinmut denke ich so, sondern weil ich bei den bekannten Verhältnissen im Auswärtigen Amt auch bei dem besten Willen dort nicht das Allermindeste nützen könnte. Speziell die Stellung des Unterstaatssekretärs ist ungefähr die einzige, gegen die sich mein im übrigen militärfrommer Sinn lebhaft und hartnäckig sträuben würde. Mein Zukunftstraum wäre, hier zu bleiben, bis ich eine Botschaft bekommen kann. Im übrigen hat bei mir die ehrgeizige Unruhe meiner ersten Jugend längst einer Weltanschauung Platz gemacht, wo ich mich gelassen der höheren Führung anvertraue und mein Dichten und Trachten auf den Wunsch beschränke, wo man mich auch hinstellt, im Geiste meines Vaters das Bestmögliche zu tun."

Phili antwortete nicht auf diesen Brief, ist aber in späteren Jahren mir gegenüber mündlich mehrfach auf ihn zurückgekommen. Er hat mich, wie ich mich gut erinnere, sowohl nach dem Heimgang des großen Fürsten wie nach dem Tod Herbert Bismarcks daran erinnert, daß ich ihn Anfang März 1890 dringend vor den Folgen einer unfreundlichen Entfernung des Fürsten Bismarck gewarnt hätte. Seufzend und mit dem melancholischen Gesichtsausdruck, der ihm eigen war, wenn er Reue oder Furcht empfand, äußerte er dabei: „Wer hätte denken können, daß die Beseitigung der Familie Bismarck so lange andauernde und so tiefgehende Folgen haben würde! Das haben weder Waldersee noch Bötticher noch Seine Majestät noch ich geahnt."

Bismarcks Sturz

Am 20. März traf in Bukarest die Nachricht ein, daß Kaiser Wilhelm II. den Fürsten Bismarck entlassen habe. Sie wurde in Rumänien anfänglich gar nicht geglaubt, dann mit maßlosem Staunen aufgenommen. Die französisch gesinnten Kreise konnten ihre Freude kaum verbergen. Unsere Freunde ließen die Köpfe hängen. König Carol sagte mir einige Tage später: „Mein Gesandter in Berlin telegraphierte mir, daß dort die öffentliche Meinung den Rücktritt des Fürsten Bismarck mit Ruhe, beinahe mit Gleichgültigkeit, teilweise mit Befriedigung hingenommen habe. Was die Entlassung des Fürsten Bismarck durch den jungen Kaiser für Deutschland, ja für die Welt bedeutet, wird sich aber später herausstellen."

Die Vorgeschichte

Über die Verabschiedung des Fürsten Bismarck durch Wilhelm II. sind seitdem mehr Bücher geschrieben worden, als, um mit dem persischen Dichter Firdusi zu sprechen, ein Kamel durch die Wüste tragen könnte. Leider gilt für die meisten dieser Werke, was auch für nicht wenige politische Betrachtungen der Nachkriegszeit gilt, daß sie, ohne wirkliche Kenntnis der Vorgänge und der handelnden Personen geschrieben, um den Kern herumreden und den wirklichen Sachverhalt mehr verdunkeln als erhellen. Sie erfüllen nicht die Forderung des genialen Ferdinand Lassalle, zu sagen, was ist, was wirklich war. Ich war in jenen ereignisschweren Tagen nicht in Berlin, habe mir aber aus dem, was ich von dort hörte und was mir später einerseits Herbert und die Intimen, andererseits die Gegner des Bismarckschen Hauses erzählten, ein genaues Bild der Vorgänge machen können.

Die Trennung zwischen Kaiser und Kanzler ging vom Kaiser aus. Der Fürst wäre gern geblieben, nicht nur weil er, seit achtundzwanzig Jahren an die Macht gewöhnt, sie liebte, sondern auch aus Patriotismus, da er im Gegensatz zum Kaiser voraussah, was seine Entfernung aus dem Amt für das in erster Linie von ihm geschaffene Reich bedeutete. Es war der Kaiser, der den Bruch herbeiführte, weil er dessen Tragweite nicht ermaß, ja in den ersten Jahren nach dem Bruch überhaupt nicht begriff. Als der junge Lord von Edenhall wieder und wieder mit dem hohen kristallenen Trinkglas anstieß, sah er die Folgen seines Übermutes auch nicht voraus. Ich glaube, daß Wilhelm II. zehn, ja fünf Jahre später den Fürsten Bismarck nicht in so unbesonnener Weise fortgeschickt haben würde. Es fehlte dem kaum dreißigjährigen Monarchen noch an jeder Erfahrung, an aller Reife, auch an Ernst. Er brach mit Bismarck aus Unerfahrenheit und sich daraus ergebender Kurzsichtigkeit, aber auch mit einer mystischen Überschätzung seines Herrscheramtes, von der er damals erfüllt war und von der er sich nie ganz befreit hat. Ein altes deutsches Sprichwort sagt, wem Gott ein Amt gibt, dem gebe er auch Verstand. Damit hat sich mancher Kanzlist, mancher Assessor und Regierungsrat, sogar mancher Minister getröstet. Damit trösten sich, seit wir in der Republik leben, ungezählte neue Würdenträger. Der Kaiser aber hatte sich durch eine Art von Autosuggestion innerlich mit der Vorstellung erfüllt, daß ihn, wie Bismarck sich einmal ausdrückte, ein besonderer Draht mit dem Himmel verbinde und daß er im Vertrauen auf solchen Schutz von Oben sich von den Geboten der Vernunft hier und da emanzipieren dürfe. Also Hybris, vereint mit ungesundem Mystizismus, und das in einem Lebensalter, wo noch nicht bittere Erfahrungen Wilhelm II. wenn auch nicht weise, so doch vorsichtiger gemacht hatten.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der Kaiser sich wegen der Arbeiterschutzgesetzgebung und in Verbindung damit wegen der Sozialen Frage und

der Behandlung der Sozialdemokratie mit Bismarck überworfen habe. Er benutzte nur diese Meinungsverschiedenheit, um sich des unbequemen „Hauslehrers", wie er in jener Zeit Bismarck im Gespräch mit Phili Eulenburg genannt hatte, zu entledigen. Bismarck war noch nicht lange fortgeschickt, als der Kaiser von Caprivi ein schärferes Vorgehen gegen die Sozialdemokratie verlangte. Er hat ein solches wieder und wieder vom alten Fürsten Hohenlohe gefordert. Und während meiner Amtszeit verging kein Jahr, wo nicht der Kaiser bald erregt, unwirsch und stürmisch, bald in liebenswürdiger Form von mir ein gewaltsames Vorgehen gegen die „Roten" verlangt hätte. Ich habe ihm erwidert, daß, wenn er glaube, die Sozialdemokratie müsse mit Gewalt unterdrückt werden, er sich nicht vom Fürsten Bismarck hätte trennen dürfen. Ich wisse nicht, ob es dem Fürsten Bismarck gelungen sein würde, die sozialdemokratische Bewegung auszurotten, jedenfalls wäre er aber der einzige gewesen, der diesen Versuch hätte unternehmen können.

Wilhelm II. gegen die Sozialdemokratie

Eine verschiedenartige Beurteilung der Rußland gegenüber einzuschlagenden Politik hat bis zu einem gewissen Grade zum Sturz des Fürsten Bismarck beigetragen. Der Kaiser wollte die deutsch-russischen Beziehungen durch sein persönliches Eingreifen, häufige Besuche in Rußland, gelegentliche Übersendung von Geschenken, schwungvolle Reden, freundschaftliche Demonstrationen aller Art günstig beeinflussen. Der Kanzler verließ sich mehr auf eine klug geleitete Politik und den von ihm abgeschlossenen Rückversicherungsvertrag, der vor seiner Erneuerung stand, die vom Kaiser Alexander und dem Minister Giers gewünscht wurde. Dem Kaiser wurde von den Gegnern seines großen Ministers eingeredet, daß dieser gegenüber Rußland zu vertrauensselig sei. Unter dem Einfluß von Waldersee ging der Kaiser so weit, dem Fürsten Bismarck heftig und in ungezogener Form „Blindheit" gegenüber der von Rußland „furchtbar" drohenden Gefahr vorzuwerfen. Holstein, damals in enger Fühlung mit Waldersee, hatte dafür gesorgt, daß ein alarmierender Bericht des Konsuls Raffauf in Kiew dem Kaiser in die Hand gespielt werden konnte.

Die Beziehungen zu Rußland

Der eigentliche, tiefste und wirkliche Grund, aus dem der Kaiser sich von Bismarck trennte, war, daß er selbst Bismarck spielen, d. h. im Inland und im Ausland die Stellung einnehmen wollte, die Bismarck jahrzehntelang behauptet hatte. Das meinte wohl auch Bismarck, als er sagte, der Kaiser wolle sein eigener Kanzler sein. Das meinte jedenfalls Wilhelm II., als er wenige Tage nach der Beseitigung Bismarcks an seinen Erzieher Hinzpeter telegraphierte: „Mir ist so weh, als hätte ich noch einmal meinen Großvater verloren, aber von Gott Bestimmtes ist zu tragen, auch wenn man darüber zugrunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf

dem Staatsschiff ist mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte. Volldampf voraus!" Der Chef des Geheimen Zivilkabinetts, Herr von Lucanus, fürchtete, es würde keinen guten Eindruck machen, wenn der Monarch eine so programmatische Kundgebung an seinen früheren Erzieher richtete. Deshalb wurde fingiert, daß der alte Großherzog Karl Alexander von Weimar, der Schwager des Kaisers Wilhelm I., der Adressat gewesen sei.

So, wie der Bruch zwischen Kaiser und Kanzler erfolgte, bedeutete er ein schweres Unglück für das Deutsche Reich. Die Trennung hätte unter allen Umständen in würdiger Form erfolgen müssen, unter Wahrung der Ehrfurcht, auf die ein Mann wie Bismarck berechtigten Anspruch hatte, unter Vermeidung aller schädlichen und unnötigen Kränkung. Und vor allem: Bismarck durfte nur fortgeschickt werden, wenn der Kaiser entschlossen war, nach seinem Ausscheiden eine liberalere Richtung einzuschlagen, also wenn auch nicht sofort das parlamentarische System im westeuropäischen Sinne einzuführen, so doch sich einem solchen zu nähern. Auf die Diktatur Bismarck durfte nicht eine Diktatur Wilhelm II. folgen, denn Bismarck war ein Genie, Wilhelm II. war kein Genie.

Die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrags

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck stand die Ablehnung der von Rußland gewünschten Erneuerung des Rückversicherungsvertrages, die Zerschneidung des Drahtes mit Rußland, wie Fürst Bismarck das genannt hat. Sie mußte um so ungünstiger wirken, als der Kaiser, kurz bevor die Entlassung des Fürsten Bismarck eine vollendete Tatsache geworden war, dem russischen Botschafter, dem Grafen Paul Schuwalow, persönlich und kategorisch erklärt hatte, er stünde ihm dafür ein, daß der deutsch-russische Vertrag mit oder ohne Bismarck erneuert werden würde. Umsonst insistierte Herr von Giers. Umsonst erklärte er, daß, wenn wir die Erneuerung des Vertrages ablehnten, Kaiser Alexander III. sich gegen seine innere Neigung zum Bündnis mit der Französischen Republik genötigt sehen würde. Umsonst wies Schuwalow darauf hin, daß die Nichterneuerung des Vertrages, nachdem Kaiser Wilhelm II. sie versprochen habe, in Petersburg Bestürzung und äußerstes Mißtrauen hervorrufen müßte, jedenfalls auf Kaiser Alexander einen deplorablen Eindruck machen und Rußland geradezu in die Arme der Französischen Republik treiben würde. Caprivi übersah nicht die Situation. Mit einer Bescheidenheit, die vom moralischen Standpunkt aus vielleicht rührend war, aber dem Leiter eines großen Reiches nicht wohl anstand, meinte er, nachdem ihm von Marschall und Holstein Vortrag gehalten worden war: „Bismarck war imstande, mit drei Kugeln zu jonglieren, ich kann aber nur mit zwei Kugeln spielen." Es zeigte sich hier der Unterschied zwischen Soldat und Staatsmann. Der Soldat geht gerade und direkt auf sein Ziel los. Der Staatsmann kann sein Ziel oft nur auf Umwegen erreichen, mit Tempo-

risieren, durch Geduld. Er muß abwarten können, wie der auf dem Anstand stehende Jäger. Er muß auch nuancieren können. Die Mentalität des guten Caprivi war zu einfach, etwas naiv. Marschall war damals ganz der Ministre étranger aux affaires, wie ihn mit grausamem Spott nach seiner Ernennung zum Staatssekretär des Äußern Bismarck genannt hat. Er stand völlig unter dem Einfluß von Holstein, der mit der ihm eigenen, bisweilen an Monomanie streifenden leidenschaftlichen Verbissenheit nach dem Sturz des großen Chefs ganz seiner alten Abneigung gegen unsern östlichen Nachbar die Zügel schießen ließ und alles „anders" machen wollte als Bismarck, den er haßte, seitdem er ihn verraten hatte.

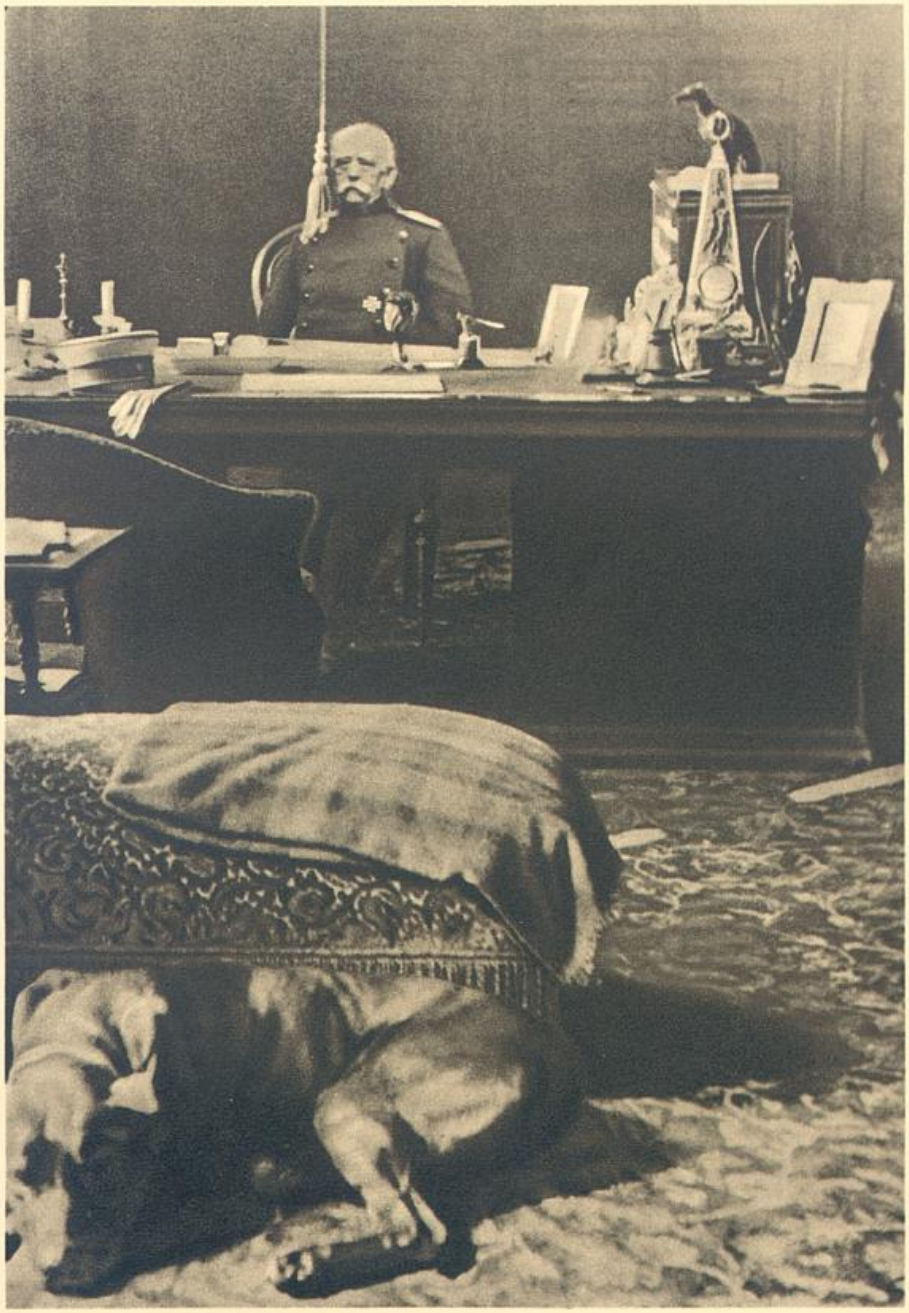
Auch für Österreich-Ungarn ein Unglück

Dem Kaiser wurde gesagt, daß der Rückversicherungsvertrag eine „Untreue" gegen den ehrwürdigen Kaiser Franz Josef gewesen sei, die eines so ritterlichen Monarchen wie Wilhelm II. nicht würdig sei. Es wurde ihm auch eingeredet, daß, wenn über den Vertrag mit Rußland etwas durchsickere, wir nicht nur für immer das Vertrauen und die Achtung der Österreicher verlieren, sondern auch in England verachtet werden würden. Der Kaiser war nicht lange nach seiner Thronbesteigung zum englischen Admiral, zum Real Admiral of the Fleet, ernannt worden, eine Auszeichnung, die ihn um so mehr berauscht hatte, als er daraus entnehmen zu können glaubte, daß sein Verhalten gegen seinen Vater und sein gespanntes Verhältnis zu seiner Mutter ihm in England nicht geschadet hätten. Die Fortdauer des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages war durchaus vereinbar mit dem deutsch-österreichischen Bündnis wie mit guten Beziehungen zu England. Der langjährige österreich-ungarische Botschafter in Berlin, Graf Szögyényi, hat mir später mehr als einmal gesagt, die Kündigung des Rückversicherungsvertrages sei auch für Österreich-Ungarn ein Unglück gewesen. „Dieser Vertrag", sagte mir Szögyényi, „war nicht nur eine bedeutsame Garantie für den Weltfrieden, sondern er war auch ein Glück für die habsburgische Monarchie, denn er verhinderte uns an Dummheiten." Was England anging, so lag die Sache so, daß es um so mehr Rücksicht auf uns nahm, je besser unser Verhältnis zu Rußland war.

Die russisch-französische Allianz

Wie Bismarck dies vorausgesehen hatte, war die unmittelbare, die automatische Folge unserer Kündigung des Rückversicherungsvertrages der Abschluß der russisch-französischen Allianz. Schon im Mai 1890 wurde der früher gemaßregelte Führer der Panslawisten, Tschernajew, reaktiviert und unter Stellung à la suite des Generalstabs zum Mitglied des Kriegsrats ernannt. Im Mai 1890 besuchte der Zar mit seiner Familie in demonstrativer Weise eine von den Franzosen in Moskau veranstaltete Ausstellung. Am 23. Juli erschien ein französisches Geschwader unter dem Kommando des Admirals Gervais in Kronstadt, wo es von der Bevölkerung und den Mannschaften der russischen Schiffe begeistert aufgenommen

wurde. Großfürst Alexej Alexandrowitsch, General-Admiral und oberster Chef der Flotte, gab dem Admiral Gervais, seinem Stabe und den Kommandanten der französischen Schiffe ein glänzendes Diner. Der Kaiser und die Kaiserin besuchten das Admiralschiff „Marengo". Auf einem Diner, das zu Ehren des französischen Geschwaders in Peterhof stattfand, brachte der Kaiser einen Toast auf den Präsidenten der Französischen Republik aus. Darauf spielte die russische Musik die Marseillaise, die der Kaiser stehend und mit entblößtem Haupt anhörte. Kaiser Wilhelm, der leider nur zu oft das Kleine zum Großen aufzubauschen suchte und das wirklich Wichtige nicht zu würdigen wußte, hat mehr als einmal unbedeutende Ereignisse als „historische Merksteine" gefeiert. Der Augenblick, wo der russische Zar vor dem Sturmlied der Französischen Revolution den Helm abnahm, war ein wirklich historischer Moment. Er bezeichnete das Ende einer nicht nur auf politische Interessen, sondern auch auf starke Gefühle basierten Freundschaft zwischen Preußen-Deutschland und Rußland, die achtzig Jahre gedauert hatte. Mit Vorsicht und Geschicklichkeit waren Bruch und Krieg mit Rußland noch immer zu vermeiden, aber alle Welt fühlte, daß es nicht mehr das alte Verhältnis zwischen den beiden nordischen Reichen war. In einem Telegramm an den Präsidenten Carnot sprach der Zar von den „tiefen Sympathien", die Frankreich und Rußland vereinigten. Auch in Moskau wurde Admiral Gervais mit seinen Offizieren feierlich und enthusiastisch empfangen. Er schloß seinen Toast auf dem ihm zu Ehren gegebenen Bankett echt französisch mit den Worten: „Auf Sie und auf uns ist jetzt die Aufmerksamkeit der ganzen Welt gerichtet. Ich trinke auf das heilige Moskau, das große russische Volk und seinen erhabenen Zaren." Der früher gemaßregelte, jetzt reaktivierte General Tschernajew antwortete unter Anspielung auf den Refrain der Marseillaise: „Ruft man bei Ihnen: ‚Aux armes, citoyens!', so geschieht es auch bei uns. Formez vos bataillons! Wir Russen werden unsere Bataillone von der Weichsel bis Kamtschatka formieren. Ich trinke auf das ritterliche französische Volk und auf Paris, die Hauptstadt der zivilisierten Welt!" Gervais erwiderte, daß, „stark durch die Freundschaft eines großen und mächtigen Monarchen", Frankreich zuversichtlich in die Zukunft blicke. Kein Mensch in Europa zweifelte daran, daß in diesen Tagen ein russisch-französischer Allianz-Vertrag und entsprechende Militär-Konventionen abgeschlossen worden waren. Der bisherige Botschafter Frankreichs, Laboulaye, ein harmloser und phlegmatischer Herr, wurde abberufen. An seine Stelle trat einer der brillantesten französischen Diplomaten, Graf Montebello, mit einer liebenswürdigen und eleganten Frau. Die Welt hatte in wenigen Monaten ein anderes Gesicht angenommen. Auch Wilhelm II. konnte sich den Konsequenzen seiner Kündigung des



Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck-Schönhausen
in seinem Arbeitszimmer im Auswärtigen Amt

Rückversicherungsvertrages nicht lange verschließen. Er hat sich seitdem in jeder Weise bemüht, seinen Fehler wieder gutzumachen. Bei Alexander III. gelang es ihm nicht. Er war und blieb diesem Zaren unsympathisch. Um so eifriger hat er später den Kaiser Nikolaus II. umworben, um mit ihm wieder zu einem Vertragsverhältnis zu kommen, was schließlich zu der grotesken Konvention von Björkö führte.

Die Wirkung von Bismarcks Rücktritt

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck bei der Mehrheit des deutschen Volkes und nun gar unter den deutschen Politikern Zorn, Entrüstung oder auch nur Trauer hervorgerufen hätte. Davon war zunächst nicht die Rede. Der Chefredakteur der „Kreuz-Zeitung", Dr. Kropatschek, ein Patriot und ein vortrefflicher Mann, erschien kurz nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck im Konservativen Verein in Rathenow mit den Worten: „Eine frohe Botschaft, meine Herren! Von nun an werden wir nicht länger von der Familie Bismarck, sondern von dem Hause Hohenzollern regiert." Der Führer der bürgerlichen Demokratie, Eugen Richter, in mancher Hinsicht ein tüchtiger Mann, veröffentlichte in seinem Blatt einen Nachruf auf den größten Staatsmann unseres Volkes, der an Plattheit, Kleinlichkeit und Niedrigkeit der Gesinnung nicht zu überbieten war. Die Präsidenten des Reichstages, der ohne Bismarck nicht existieren würde, des Abgeordnetenhauses, wo er in der Konfliktszeit seine genialsten Reden gehalten hatte, und des Herrenhauses, dessen verdientestes und jedenfalls berühmtestes Mitglied er gewesen war, nahmen von Bismarcks Rücktritt keine Notiz. Wenn ich nicht irre, waren alle drei Präsidenten Konservative, das heißt Mitglieder derjenigen Partei, die, als Bismarck die Regierung übernahm, nach einem bekannten Witzwort „in einer Droschke Platz hatte", jetzt aber im Reichstag wie im Abgeordnetenhause zu achtunggebietender Stärke emporgewachsen war.

XLVI. KAPITEL

König Carol über die Entlassung des Fürsten Bismarck • Verlobungsfeier im rumänischen Königshause • Ernennung Bülows zum Botschafter in Rom • Abschied von König Carol • Letztes Zusammensein mit der Mutter in Berlin

Als ich, nicht lange nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, auf einige Tage nach Berlin kam, herrschte dort jene Gemütsverfassung, die der Franzose mit dem Worte „Ouf!“ ausdrückt. Demokraten und Klerikale jubelten. Die Konservativen atmeten auf. Der sehr intelligente, durchaus aufrechte Legationsrat der Kaiserlichen Gesandtschaft in Bukarest, Freiherr von Dörnberg, dem ich seinerzeit meinen Warnungsbrief an Philipp Eulenburg vor seiner Absendung gezeigt hatte und der damals diesen Brief eine „Tat, und zwar eine gute Tat“ nannte, meinte, als wir uns bei meinem Bruder Alfred in Stuttgart wieder begegneten, daß auch in Süddeutschland über den Rücktritt des Fürsten Bismarck vorwiegend Befriedigung herrsche. Man höre überall: „Es wird nun besser gehen und das Leben gemütlicher werden.“

Herbert Bismarck über die Demission

Anders sprach freilich Herbert Bismarck, der mich kurz nachher in Wildbad besuchte, wo ich mit meiner Frau einige Wochen verlebte. Er sagte mir, er komme, um mir zu danken, daß ich seinem Vater immer treu geblieben sei. Ich würde ihm gewiß auch fernerhin treu bleiben. Herbert hatte von einem Beamten des Zentralbüros im Auswärtigen Amt gehört, daß ich von den Vertretern des Reiches der einzige gewesen sei, der die Entlassung des Fürsten Bismarck zum Gegenstand eines amtlichen Schreibens gemacht habe, das auf den Ernst und die Tragweite dieses Ereignisses hingewiesen habe. Unsere anderen Vertreter hätten sich entweder ausgeschwiegen oder der Überzeugung Ausdruck verliehen, daß in der genialen Persönlichkeit unseres jugendfrischen Kaisers die beste Gewähr für die Zukunft liege. Herbert erzählte mir erschütternde Einzelheiten über die Rücksichtslosigkeit, mit der sein Vater persönlich von Kaiser Wilhelm II. behandelt worden sei. Der Kaiser habe das Abschiedsgesuch des treuen Dieners seines Großvaters gar nicht erwarten können und durch den Chef seines Zivilkabinetts, Herrn von Lucanus, den Generaladjutanten Hahnke und durch andere Mittelspersonen immer wieder die

beschleunigte Einreichung der Demission gefordert. „Wie ein unredlicher oder lästiger Bedienter ist mein armer alter Vater fortgejagt worden." Über die letzte Unterredung zwischen Seiner Majestät und dem Kanzler Bismarck erzählte mir Herbert: sein Vater sei mit fünfundsiebzig Jahren und noch mehr durch ein arbeitsreiches und bewegtes Leben begreiflicherweise schonungsbedürftig geworden. Die Ärzte hätten darauf bestanden, daß er sich am Morgen schone. Sie hätten gewünscht, daß er seinen Morgentee im Bett nähme, dann warm bade und sich massieren lasse und erst gegen Mittag, namentlich bei dem rauhen Märzwetter, ausgehe. An jenem Abschiedsmorgen sei der Kaiser schon ganz früh in seiner, des Staatssekretärs Herbert Villa erschienen und habe in ungeduldigem und ungnädigem Tone verlangt, daß sich der Fürst sofort bei ihm melde. „So mußte mein Vater, notdürftig bekleidet, fröstelnd, bei Kälte und Regen durch den Garten des Reichskanzlerpalais zur Staatssekretärsvilla gehen. Dort angekommen, frug ihn der Kaiser in barschem Ton: ‚Wann bekomme ich endlich Ihr Abschiedsgesuch?' Der Fürst habe mit völliger Selbstbeherrschung und mit vollkommenster Höflichkeit geantwortet: „Eure Majestät bitte ich untertänigst, noch einige Stunden Geduld zu haben mit einem alten Mann. Nach fast dreißigjähriger Tätigkeit als Ministerpräsident und Reichskanzler habe ich nicht nur das Recht, sondern, wie ich meine, auch die Pflicht, vor Eurer Majestät, vor dem Lande und vor der Geschichte in aller Ehrfurcht die Gründe meines Rücktritts schriftlich darzulegen." Der Kaiser habe kurz und trocken entgegnet: „Von einer Veröffentlichung Ihres Abschiedsgesuches kann keine Rede sein." *Das Abschiedsgesuch*

Sowohl Herbert wie Bill Bismarck haben mir in späteren Jahren übereinstimmend versichert, daß ihr Vater, als er von Wilhelm II. öffentlich geschmäht wurde, nie seinen Gleichmut und nicht einmal seinen Humor verloren habe. Als ihm die Reden vorgelegt wurden, wo Wilhelm II. in deutlicher Anspielung auf ihn ausgerufen hatte, er werde seine Gegner zerschmettern, nur einer sei Herr im Lande, und das sei er, als er verkündigt hatte, daß sein Großvater, Kaiser Wilhelm I., manchen braven Minister gehabt hätte, aber mit dem Kaiser verglichen seien sie doch nur Pygmäen gewesen und Handlanger des Allerhöchsten Willens, habe Fürst Bismarck sich darauf beschränkt, unter die betreffenden Zeitungsausschnitte zu schreiben: „Sunt pueri pueri! Pueri puerilia tractant." (Knaben sind eben Knaben und benehmen sich knabenhaft.)

Herbert Bismarck verhehlte mir schon in Wildbad nicht, daß sein Vater mit schweren Sorgen in die Zukunft des Reiches blicke. „Kaiser Wilhelm II. fährt mit Hurra den Abhang hinunter", hatte, wie mir Herbert erzählte, bald nach seiner Entlassung der Vater Bismarck zu seinem ältesten Sohne gesagt. „Hoffentlich zeigt, wenn die Katastrophe kommt,

der Kaiser Courage und setzt sein Leben ein, wie Friedrich der Große bei Zorndorf, bei Hochkirch und Kunersdorf. Und wenn es zum Äußersten käme, zu Rebellion und Revolution, möge er dann fechten und, wenn es sein müßte, fechtend fallen an den Stufen des Thrones, fechtend für die Krone und die Rechte und die Ehre der Krone."

Briefe Herbert Bismarcks

Nachdem die Nachricht von der Verabschiedung des Fürsten Bismarck in Bukarest eingetroffen war, hatte ich zweimal an Herbert Bismarck geschrieben, um ihm meinen tiefen Schmerz über die in Berlin eingetretene Wendung auszusprechen. Ich bat ihn gleichzeitig, seinem großen Vater die Versicherung meiner unerschütterlichen Verehrung, Bewunderung und Treue zu übermitteln. Er antwortete mir am 7. April 1890 aus Berlin: „Haben Sie herzlichsten Dank für Ihre freundlichen beiden Briefe. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie wohltuend mich Ihre Worte berührt haben. Darüber hinaus kann ich allerdings so gut wie nichts schreiben, denn wer weiß, welche Schicksale dieser Brief erlebt, bevor er in Ihre Hände gelangt. Ich bin diesen Winter mit der Gesundheit übler dran gewesen denn je. Von einer schweren Influenza-Erkrankung im Dezember, während der ich fortarbeiten mußte, bin ich noch jetzt nicht erholt, und wenn mein Vater im Dienst geblieben wäre, hätte ich einen längeren Urlaub von über vier Monaten nach ärztlicher Aussage ohnehin unbedingt gebraucht. Nachdem nun aber mein Vater gegen seinen Wunsch und Willen in ziemlich brüsker Weise entlassen war, wurde es für mich unmöglich, die dadurch bei meinem Namen für mich so gewaltig vermehrte Verantwortung und Arbeit gegenwärtig zu übernehmen. Selbst bei voller Gesundheit hätte das gerade für mich die schwersten Bedenken gehabt, denn meine Stellung unter einem in der Diplomatie ganz unerfahrenen neuen Kanzler wäre eine sehr schiefe gewesen. Von den beiden neuen

Caprivi und Marschall

Leuten — Caprivi und Marschall — verlangt niemand etwas in der auswärtigen Politik, denn jeder weiß, daß sie sich bisher nie damit abgegeben haben, also auch nichts davon verstehen können. Daß Alvensleben meine Nachfolge hartnäckig ablehnte, beklage ich für den Dienst, denn letzterer wird jetzt auseinanderlaufen, da zur einheitlichen Leitung des schwierigsten aller Ressorts, des Auswärtigen, etwas anderes gehört, als was man als badischer Staatsanwalt und Parlamentarier lernen kann. Marschall hat sich schon lange auf den Posten eingerichtet, wie ich höre, und mir gegenüber jedenfalls kein gutes Gewissen, denn er hat mich seit der Designierung vollständig ignoriert. Ich würde Berlin schon ganz geräumt haben, wenn der Kaiser sich nicht auf morgen zum Diner bei mir angesagt hätte. Nun fahre ich übermorgen nach Friedrichsruh und komme nach Berlin schwerlich wieder. Leben Sie wohl, lieber Bülow, und machen Sie gute Geschäfte unter der neuen Leitung. In steter Treue Ihr Herbert Bismarck."

Bülow an Herbert Bismarck

Am 18. April 1890, dem Tage, wo sechsundzwanzig Jahre früher die Erstürmung der Düppeler Schanzen die erste glänzende Probe auf die Richtigkeit der Bismarckschen Politik gewesen war, schrieb ich wieder an Herbert: „Lieber Herbert, Ihre gütigen Zeilen vom 7. ds. Mts. sind mir richtig zugegangen. Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie Zeit fanden, mir zu schreiben in einem Momente, wo so viele Anforderungen an Sie herangetreten sein werden. Ihr Brief gab mir, wenn auch nur andeutungsweise, die erste wirkliche Aufklärung über Ursache wie Verlauf der schicksalsschwersten Wendung, die unser Staatsleben seit 1848 durchgemacht hat. Inzwischen erhielt ich aus Berlin und Wien anderweitige Mitteilungen, nach denen ich mir endlich ein einigermaßen richtiges Bild von den jüngsten Vorgängen zu machen imstande bin. Meine Betrübnis über das Geschehene wird durch den genaueren Einblick in dasselbe nicht verringert. Andererseits brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß die unbegrenzte Bewunderung und rückhaltlose Verehrung, welche ich, solange ich politisch denke, für Ihren großen Vater empfinde, durch keinen äußeren Wechsel berührt werden kann. Ich verstehe jetzt auch die Gründe, aus welchen Sie nicht im Amte bleiben wollten. Mein Bedauern über Ihren Fortgang wird hierdurch freilich nicht verringert. In diesem Augenblick wird jeder Gedanke an Wiedereintritt Ihnen unsympathisch sein. Aber dans mon for intérieur halte ich an der Hoffnung fest, daß Sie über kurz oder lang doch wieder an die Spitze des Auswärtigen Ressorts treten werden. Wie früher, so bin ich auch heute der Ansicht, daß wir für diesen wichtigsten und verantwortungsvollsten Posten keinen Besseren als Sie haben, und diese meine Überzeugung geht nicht allein aus einer unveränderten Freundschaft und Anhänglichkeit an Sie hervor, sondern sie fußt auch auf wohlerwogenen Verstandesgründen. Ich hoffe, Ihre durch Überarbeitung angegriffene Gesundheit — was Sie an Arbeit geleistet haben, ist wirklich unglaublich — wird sich jetzt rasch wieder bessern. Eine große Freude würde es mir sein, wenn ich im Hochsommer, wo ich more solito auf Urlaub zu gehen gedenke, Ihnen irgendwo, wenn auch nur für ein paar Stunden, begegnen könnte, um Ihnen mündlich zu sagen, wovon mein Herz voll ist. Daß ich unter der neuen Leitung ‚gute Geschäfte' machen werde, erscheint mir a priori kaum wahrscheinlich. Ich stehe Caprivi wie Marschall vollständig fern, und daß ich manche Feinde gerade unter denjenigen habe, die jetzt im Auswärtigen Amt den Ton angeben, dürfte Ihnen nicht unbekannt sein. Seien Sie übrigens versichert, daß mir, was auch die Invidia von mir behaupten mag, die Sache viel höher steht als persönliche Ambitionen. Meine Wünsche gehen nur dahin, daß das, was Ihr Vater geschaffen, uns erhalten bleibe: durch Eintracht zwischen allen Gutgesinnten, Weisheit und selbstlose Hingabe an unseren jungen Herrn und die Nation. Ich habe amtlich

berichtet, daß der Fortgang Ihres Vaters hier bei allen Anhängern der bestehenden Ordnung und des Zusammengehens mit Deutschland tiefstes Bedauern erregte. Auf diesem Wege möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß König Carol, Carp und Sturdza in besonders würdiger und warmer Weise mir gegenüber dieser Gesinnung Ausdruck gaben. Mit der Bitte, Ihren Eltern meine ehrerbietigsten Empfehlungen übermitteln zu wollen, und indem ich zu Gott hoffe, daß es Ihnen allen so wohl ergehen möge, wie ich das mit ganzer Seele erhoffe, bin ich in alter Treue stets Ihr B."

Antwort aus Friedrichsruh

Herbert antwortete mir am 3. Mai 1890 aus Friedrichsruh: „Haben Sie herzlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 18. v. Mts., den ich vor einigen Tagen hier erhielt. Es hat mich sehr gefreut, von Ihnen zu hören, und die warmen Worte, mit denen Sie unserer gedenken, sind mir zu Herzen gegangen. Wir beide kennen uns von Kindesbeinen an und haben immer zusammengehalten, da bedarf es zwischen uns keiner weiteren Versicherungen. Es würde mir aber sehr lieb sein, mit Ihnen einmal wieder einen mündlichen Meinungsaustausch zu pflegen, und ich hoffe sehr darauf, mit Ihnen im Sommer zusammenzutreffen. Übermorgen gehe ich auf drei Wochen nach England, den größeren Teil des Juni werde ich hier in Friedrichsruh und den Juli in Königstein zubringen. Im August und September gehe ich vielleicht etwas an die See, eventuell auch mit meinem Vater nach Kissingen, wenn es dazu kommen sollte; natürlich hat er wenig Lust zu diesem Bade und möchte lieber an die See. Schweninger muß seinerzeit entscheiden. Meine Adresse bleibt einstweilen Friedrichsruh. Daß ich wieder in den Dienst gehe, glaube ich nicht, obgleich man nie sagen soll, source je ne boirai pas de ton eau; aber es wird auch wohl gar nicht von mir verlangt werden. Ich habe kein Vertrauen auf die Talente des badischen Staatsanwalts, der jetzt unsere auswärtige Politik als Bönhase zu leiten unternommen hat, und sehr von seiner Wahl abgeraten. Er hat sich außerdem gegen meinen Vater so intrigant und gegen mich so manierlos benommen, daß ich unter ihm nicht dienen würde, und wäre ich gesund wie ein Fisch im Wasser. Letzteres bin ich gegenwärtig leider gar nicht. Ich habe in den langen und harten Jahren zu viel zugesetzt und werde viel Zeit brauchen, ehe ich mich notdürftig zusammenflicke. Daß Sie viel Freundschaft unter den jetzigen Spitzen des Auswärtigen Amtes und deren Amanuensis haben, kann ich auch nicht annehmen, und noch mehr trifft dies auf unsern guten Freund Vitzthum zu, und ich habe es mir angelegen sein lassen, ihm durch einen meiner letzten Dienstakte noch einen etatsmäßigen Posten zu verschaffen. Da er zum Botschaftsrat noch nicht heran war, nahm ich an, es würde ihm am liebsten sein, zu Ihnen zu kommen, sonst hätten die Leute ihn vermutlich nach Rio oder Lissabon relegiert. Grüßen Sie ihn, bitte, vielmals von mir. Meinen Eltern geht es gottlob

ziemlich gut. König Carol hat kürzlich meinem Vater ein sehr inniges Telegramm auf einen längeren, eigenhändigen Brief geschickt, den er an die rumänische Majestät gerichtet hatte. Leben Sie wohl, und auf Wiedersehen im Sommer. In steter Treue Ihr Herbert Bismarck."

Mit dem badischen Staatsanwalt ist natürlich Marschall gemeint, mit dem „Amanuensis" des Staatsekretärs aber Holstein, in dem sich der arme Herbert so gründlich getäuscht hatte.

Herbert Bismarcks Haß

Von Holstein sprach mir Herbert seit seinem Sturz nie anders als mit unbegrenztem Haß. Es war jener Haß, den die Franzosen „l'amour tourné à l'aigre" nennen, die Reaktion gegenüber seiner langjährigen Schwärmerei für den Geheimrat von Holstein, dem blinden Vertrauen, das er von Kindesbeinen an in ihn gesetzt hatte. Er fühlte sich von Holstein hintergangen und betrogen. Er kam sich „hereingelegt" vor, um eine echt Berliner Wendung zu gebrauchen. Kiderlen war ihm nur der Landsknecht, der für jeden ficht, der ihn gut bezahlt, jederzeit bereit, das Hemd zu wechseln und die Haut, wenn nötig. Von Phili Eulenburg sprach er mit Geringschätzung. Der bayrische Gesandte Graf Hugo Lerchenfeld habe ihm gesagt, daß Eulenburg sich rühme, das politische Vertrauen des Fürsten Bismarck besessen zu haben und von ihm politisch benutzt worden zu sein. „Mein Vater", sagte Herbert in fast verächtlichem Tone, „hat Eulenburg politisch nie au sérieux genommen. Er hat nur die höfischen Talente von Phili benutzen wollen, um durch ihn auf eine verständige Haltung des Prinzen Wilhelm hinzuwirken, bei dem sich Phili frühzeitig insinuiert hatte, wie überall da, wo es etwas zu holen gab." Ich ging in Wildbad viel mit Herbert in den schönen Wäldern spazieren, die das reizende Schwarzwaldbad umgeben. Es rührte ihn sehr, daß alle Welt ihn freundlich grüßte und hier und da niedliche schwäbische Mägdelein ihm mit einem Knix Blumen überreichten.

König Carol über das historische Ereignis

Bei meiner Rückkehr auf meinen Bukarester Posten fand ich König Carol ganz unter dem Eindruck der Verabschiedung des Fürsten Bismarck. „Ich habe das Unglück kommen sehen", sagte er zu mir. „Sie werden sich ja an alles erinnern, was ich Ihnen auf Grund der mir von Deutschland zugegangenen vertraulichen Nachrichten erzählte. Die Verabschiedung selbst ist ein großes historisches Ereignis, zu dem man sich so oder so stellen kann, wie zu den meisten geschichtlichen Vorgängen. Aber die rücksichtslose, jeglichen Taktes entbehrende Form der Entlassung wird in Deutschland weite Kreise um so mehr verwirren und erbittern, je mehr sich darüber volles Licht verbreitet. Die Art, in der einer der größten Staatsmänner aller Länder und aller Zeiten, der größte Preuße seit Friedrich dem Großen, fortgeschickt wurde, war, unter uns gesagt, unreif, fast knabenhaft." Im Zusammenhang damit erzählte der König, was ihm von deutschen

Verwandten über den Regierungsantritt des jungen Kaisers geschrieben worden sei. Kronprinz Wilhelm habe, als sein armer Vater in den letzten Zügen lag, das Neue Palais von dem früher von ihm kommandierten und darum bevorzugten Garde-Husaren-Regiment umstellen lassen. Wenn die Kaiserin Friedrich vom Sterbelager ihres Gemahls für einen Augenblick an ein Fenster trat, um Luft zu schöpfen, sah sie die roten Uniformen der Husaren, die verhindern sollten, daß irgend jemand unkontrolliert das Neue Palais verließe. Insbesondere sei es darauf abgesehen gewesen, jede Korrespondenz der unglücklichen Kaiserin mit dem Auslande zu unterbinden. Die Kaiserin sollte bei ihrem Verlassen des Palais nur solche Briefe und Schriftstücke mit sich nehmen, in die ihr Sohn vorher Einblick genommen hatte. Auch sollte eine Flucht des Dr. Mackenzie verhindert werden. König Carol behauptete, daß Kaiser Wilhelm II. den englischen Arzt ursprünglich habe arretieren und einsperren lassen wollen. Das sei durch Bismarck verhindert worden, der als Folge eines derartigen Vorgehens nicht nur einen allzu schlechten Eindruck auf die englische öffentliche Meinung, sondern auch diplomatische Schwierigkeiten mit der englischen Regierung befürchtet hatte. Fürst Bismarck habe den jungen Kaiser auch mehrfach ermahnt, die Rücksichtslosigkeit gegen seine Mutter nicht zu weit zu treiben. König Carol rühmte immer wieder die wahrhaft christliche Geduld und den Heroismus, die Kaiser Friedrich bis zum letzten Augenblick gezeigt habe. „Ein Held und ein Heiliger", so faßte der König sein Urteil über den edlen Kaiser zusammen. Das Verhalten des Sohnes, der unmittelbar nach dem Tode seines Vaters mit umgeschnalltem Säbel, die Pelzmütze der Garde-Husaren in der Hand, seiner Mutter eine heftige Szene gemacht habe, würde ihm kaum Glück bringen. Wie vorher der Botschafter von Schweinitz, so erinnerte auch König Carol an das vierte Gebot, das unser irdisches Wohl von Ehrerbietung gegenüber unseren Eltern abhängig macht. Der König ließ die psychologisch feine Bemerkung fallen, daß das Gebahren des Kaisers gegen seine Eltern und seine Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit gegenüber Bismarck nicht aus Bosheit, nicht einmal aus Herzenshärte hervorgingen, sondern aus Mangel an Selbstbeherrschung und Überlegung, wie er nervösen Naturen eigen sei.

Die Affäre Vacarescu

Im Juni 1892 wurde die Verlobung des Thronfolgers von Rumänien, des Prinzen Ferdinand von Hohenzollern, mit der ältesten Tochter des Herzogs von Edinburgh gefeiert. Bevor es zu dieser standesgemäßen Verlobung kam, war der künftige König von Rumänien der tragikomische Held einer albernen Liebelei gewesen, die ihn als Mensch in der ganzen Haltlosigkeit zeigte, die er später als König im Weltkrieg betätigt hat. Unter den Hofdamen der Königin Elisabeth befand sich ein Fräulein Vacarescu, die wie

eine dicke Köchin aussah und die Manieren einer solchen hatte, aber schlau genug war, den einfältigen Prinzen Ferdinand einzufangen. Er verlobte sich heimlich mit ihr.

Die Königin Elisabeth von Rumänien war eine groß angelegte Frau, reich begabt und voll Herz, und wenn ihre unter dem Pseudonym Carmen Sylva veröffentlichten Gedichte nicht ganz an die der Sappho heranreichten, so hatte sie doch die Phantasie und das Temperament einer Dichterin. Sie adorierte Helene Vacarescu, die übrigens auch Verse machte, noch weniger gute als die Königin. Es gelang Helene, die Königin für den Gedanken ihrer Vermählung mit dem rumänischen Thronerben nicht nur zu gewinnen, sondern zu begeistern. Unterstützt von dem Kabinettssekretär Ihrer Majestät, einem französisch gesinnten Elsässer, wußte sie die Königin für spiritistische Experimente zu interessieren. Die hohe Frau erhoffte vom Spiritismus nicht nur poetische Inspirationen, sondern auch prophetische Winke. Der Geist des Vaters der Königin, des verewigten Fürsten Hermann von Wied, wurde zitiert. Gefragt, was er der Königin rate, erwiderte er mit hohler Stimme, sie möge den Lorbeer der Dichterin höher stellen als irdische Kronen. Gefragt, was Fräulein Helene Vacarescu bevorstünde, erscholl laut die Antwort: „Hélène — Reine!" Der Geist sprach geläufig Französisch. Die Königin erblickte in dieser Antwort ein Zeichen des Himmels, der ihre geliebte Helene zur Königin bestimmt habe. Sie ließ sich von der Familie Vacarescu und ihrem Kabinettssekretär einreden, daß diese Verbindung des künftigen Königs von Rumänien im Lande mit Jubel aufgenommen werden würde. Die Königin bestürmte den König Karl, die Heirat zu erlauben. Der König operierte, wie immer, mit Klugheit und dabei mit Herzensgüte. Er erklärte seiner Gemahlin, daß er sich in einer so delikaten Angelegenheit nach den Ratschlägen seiner Minister und der Parteiführer richten müsse. Alle erklärten ohne Ausnahme, daß eine Verbindung des künftigen Königs von Rumänien mit einer Rumänin im Lande einen Sturm der Entrüstung hervorrufen würde. Die Rumänen hätten sich einen fremden König geholt, weil keiner von ihnen einem Landsmann die Krone gegönnt habe. Keine Rumänin würde es ertragen, daß eine Landsmännin, noch dazu eine nicht einmal hübsche Landsmännin, Königin werde, und nicht sie selbst. Nun wurde Prinz Ferdinand vor die Majestäten zitiert und aufgefordert, zwischen seiner Liebe und seiner Anwartschaft auf den Thron zu wählen. Mit dichterischem Schwung rief Carmen Sylva ihm zu, daß Romeo auch für eine Krone nicht auf Julie verzichtet haben würde. Der König beschränkte sich auf den ruhigen, festen Hinweis darauf, daß es sich um ein Aut—aut handle: Entweder die Krone oder Fräulein Vacarescu! Mit weinerlicher Stimme erklärte Prinz Ferdinand, daß er die Krone vorzöge. Er wurde auf

einige Zeit nach Sigmaringen geschickt, wo ihm von seinen Eltern der Kopf gewaschen wurde. Als die ganze Affäre in Vergessenheit geraten war, durfte er nach Rumänien zurückkehren und hatte auf diese Weise leider Gelegenheit, am Ende des Weltkrieges, er, ein Hohenzoller, ein preußischer Offizier, sein deutsches Vaterland zu verraten.

Ernennung zum Botschafter in Rom

Im Spätherbst 1893 weilte ich mit meiner Frau zu Besuch auf der Deutschen Botschaft in Wien, wo ein Jahr vorher Fürst Bismarck bei der Hochzeit Herberts mit der Komtesse Hoyos vom Kaiser Franz Josef nicht empfangen worden war (der gehässige Brief Wilhelms II. an diesen ist nach dem Umsturz von der Wiener Revolutionsregierung veröffentlicht worden). Bei dem Prinzen Heinrich VII. Reuß, den Caprivi angewiesen hatte, einer etwaigen Einladung zu der Hochzeit auszuweichen, erfuhr ich, daß ich zum Botschafter in Rom bestimmt sei. Außer meiner Beförderung zum Gefreiten im Königshusaren-Regiment hat mich kein Avancement mehr gefreut als dieses. Ich hoffte, daß ich in Rom Ersprießliches würde leisten können. Ich liebte Italien mit der alten Liebe, die so viele Deutsche von Goethe und Winckelmann bis zu Gregorovius und Anton Dohrn für das Land empfunden haben, nach dem sich Mignon sehnte. Meine Frau war glücklich in dem Gedanken, daß sie wieder mit ihrer Mutter vereinigt sein würde, an der sie mit zärtlicher Liebe hing. Obwohl nicht unbescheiden, fühlte ich mich dem Amte eines Botschafters gewachsen. Ich hatte siebzehn Jahre früher als Geschäftsträger in Athen während des Balkankrieges nicht übel abgeschnitten. Ich hatte in Paris während sechs, in St. Petersburg während vier Jahren diese schwierigen und wichtigen Botschaften mehr als einmal als Geschäftsträger geleitet, mir an der Seine wie an der Newa eine ganz gute Stellung gemacht und einiges erreicht. So ging ich dreist und gottesfürchtig, wie es der Jugend ansteht, der Aufgabe entgegen, die meiner harrte.

Philipp Eulenburg gratuliert

In Wien suchte uns, sobald meine Ernennung zum Botschafter feststand, Phili Eulenburg auf. Seine Freude über meine Beförderung war groß und, wie ich glaube, ganz aufrichtig. Meine Frau war hingerissen von dem warmen Ausdruck dieser Freude. Sie verglich ihn mit einem guten Engel, der sich mit den Glücklichen freut, die Unglücklichen tröstet und allen helfen möchte. Meine Ernennung nach Rom war in erster Linie das Werk von Holstein. Er hatte sie, wie alles, was er anpackte, mit Feuereifer betrieben. Nicht aus besonderer Liebe für mich, sondern weil er die Lage in Rom für noch gefährdeter hielt als sechs Jahre früher die Situation in Rumänien und ich ihm für den römischen Posten ebenso geeignet schien wie seinerzeit für den Bukarester. Caprivi interessierte sich nicht für diplomatische Personalien. Marschall war gegen meine Beförderung zum Botschafter, weil er in mir, als ich selbst ernsthaft noch gar nicht daran dachte,

einen Rivalen für den Reichskanzlerposten witterte, den er selbst mit heißem Bemühen erstrebte.

Abschied von Bukarest

Als ich mich von König Karl verabschiedete, sagte er zu mir, Rom dürfte nur ein Übergangsposten für mich sein. Ich würde, wie er glaube und hoffe, in fünf Jahren Reichskanzler sein. Ich trennte mich ungern von dem weisen und gütigen König, an den ich mich wie einst an den Fürsten Chlodwig Hohenlohe herzlich attachiert hatte. Ungern verließ ich Rumänien, wo ich mit meiner Frau sechs stille und glückliche Jahre verlebt hatte. Und schmerzlich wurde mir der Abschied von den herrlichen Wäldern, die Sinaia umgeben. Oft war ich zur Stina emporgestiegen, von wo aus man einen prachtvollen Rundblick auf das Tal der Prahova hat. Mehr als einmal hatte ich den Wurfucudor erstiegen, von dem man gleichzeitig auf Rumänien und Siebenbürgen hinabblickt. Infolge einer Wette habe ich den Wurfucudor an einem, übrigens nicht zu heißen Septembertage zweimal bestiegen. Um sechs Uhr früh verließ ich Sinaia, langte um neun Uhr oben an, wo ich eine Stunde verbrachte. Um zehn Uhr machte ich mich auf den Heimweg. Um zwölf traf ich wieder in Sinaia ein, aß und machte mich gegen zwei Uhr zum zweitenmal auf die Strümpfe, genoß um sechs Uhr nochmals die herrliche Aussicht und war um neun Uhr wieder im „Hotel Joseph“ in Sinaia, einem kleinen Gasthof, der von einem biederen Österreicher gehalten wurde und, wie dreizehn Jahre früher der Gasthof von Sankt Wolfgang, an das „Weiße Rößl“ in dem bekannten Lustspiel erinnerte.

Tod von Bülows Mutter

In Berlin, wo ich mich vor Antritt meines neuen Postens bei Kanzler und Staatssekretär meldete, sah ich meine liebe gute Mutter zum letztenmal in diesem Leben. Sie hatte rasch hintereinander zwei Schlaganfälle erlitten, die sie, die zweiundsiebzigjährige Frau, sehr mitgenommen hatten. Als ich von ihr Abschied nahm, ergriff sie meine Hand und sagte zu mir, mit einem flehenden und ergreifenden Blick: „Bernhard, laß den Herrn Jesum nicht!“ Sie starb am 29. Januar 1894, sanft und ohne Todeskampf, mit den Worten: „Komm, Herr Jesu!“ Wir haben sie auf dem Zwölf-Apostel-Kirchhof in Berlin beigesetzt, zwischen meinem Vater und ihrer beider einzigen Tochter.

XLVII. KAPITEL

Übernahme der Römischen Botschaft • Lage in Italien • Crispi, Blanc • Die deutsche Kolonie • Kaisers Geburtstag 1894 • Kaiser Wilhelm II. besucht König Humbert in Venedig

Unruhen in Italien

In Berlin war mir von vielen Seiten, im Auswärtigen Amt und von führenden Persönlichkeiten unseres Wirtschaftslebens, gesagt worden, daß in Italien alles drunter und drüber ginge. In der Tat sah es dort für den Augenblick nicht gerade schön aus. Der Ministerpräsident Giolitti wurde in der Kammer und im Senat, in Cafés und Salons kritisiert und geschmäht. Zur Beruhigung derjenigen, die geneigt sind, sich durch ungerechte Kritik verblüffen zu lassen, füge ich hinzu, daß, als derselbe Giolitti nach dem Weltkrieg unter schwierigen Verhältnissen wieder die Zügel ergriff und sich dem Senat vorstellte, sich alle Mitglieder dieser hohen Körperschaft von ihren Sitzen erhoben und sich schweigend vor dem greisen Staatsmann verneigten. Ernster als die Kritik der Salons und Cafés war, daß im Herbst 1893 in Sizilien, in Kalabrien und in der Romagna nicht unbedenkliche revolutionäre Unruhen ausgebrochen waren. Auch in Mailand und Neapel war es zu schweren Tumulten gekommen. Peinliche Bankskandale, in die Deputierte und Journalisten verwickelt waren, hatten Regierung und Kammer gezwungen, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Auf Antrag der Regierung genehmigte die Kammer die gerichtliche Verfolgung des Abgeordneten Zerbi wegen Bestechung durch die Banca Romana. Vierzehn Tage später starb Zerbi unter mysteriösen Umständen. Sein Schicksal erinnert an den Skandal, durch den in der Deutschen Republik der Postminister Höfle sich selbst und das deutsche Beamtentum bloßstellte, das unter der Monarchie von keinem anderen der Welt an Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit übertroffen wurde. Die italienische Rente war tiefer gesunken, als sie 1866 nach den Niederlagen von Custozza und Lissa gestanden hatte.

Drei einflußreiche Parteiführer, Rudini, Zanardelli und Sonnino, alle drei spätere Konseil-Präsidenten, wandten sich gegen Giolitti, den sie bis dahin unterstützt hatten und dem jetzt auch Crispi und Nicotera Fehde ansagten. Baron Giovanni Nicotera, ein Kalabrese, war unter den Bourbonen

wegen Teilnahme an einem Aufstand zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt worden. Von Garibaldi befreit, war er zum Abgeordneten gewählt worden und nicht lange nachher Minister des Innern geworden. Sein mit Würde getragenes Martyrium hatte ihn populär gemacht. Von allen Seiten aufgegeben, hatte das Kabinett Giolitti Ende November 1893 seine Demission eingereicht. Erst nach vierzehntägigen mühsamen Verhandlungen und nachdem eine Kombination Zanardelli gescheitert war, wurde Crispi mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. *Crispis Ministerium*

Ich hatte in Berlin denjenigen, die an der politischen und fast noch mehr an der wirtschaftlichen Zukunft Italiens verzweifelten, gesagt, daß ich ihren Pessimismus nicht zu teilen vermöchte. Ich hatte Vertrauen zu dem leidenschaftlichen Patriotismus und zu der politischen Elastizität des italienischen Volkes, das im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, des Jahrhunderts seines Risorgimento, noch ganz andere Schwierigkeiten überwunden habe. Die weitere Entwicklung hat mir recht gegeben. Crispi war ein Staatsmann von großem Format: klar, zielbewußt, energisch, völlig furchtlos. Sizilianer von Geburt, hatte er sich schon als Jüngling an den Revolten der Patrioten gegen die Bourbonen beteiligt. Zum Tode verurteilt, hatte er als Exilierter in kümmerlichen Verhältnissen auf Malta und in Paris gelebt und weiterkonspiriert. An die Spitze der Regierung seines Landes gestellt, wandte er sich gegen die aufständische Bewegung, die es zu bewältigen galt, mit derselben Entschlossenheit, mit der er einst als Verschwörer die Mißwirtschaft der Bourbonen bekämpft hatte. Er verlas in der Deputiertenkammer und im Senat eine mutige Erklärung, in der er an das Andenken von Garibaldi und Mazzini, an das Andenken „unserer beiden Großen“ appellierte und die Lage des Vaterlandes für so ernst erklärte „wie noch nie“. Die Macht des Gesetzes müsse gestärkt, die Finanzen müßten reorganisiert und zu diesem Zwecke große Opfer vom Lande verlangt werden. Die materielle Einheit des Vaterlandes müsse gesichert, seine moralische Einheit befestigt werden. Das Werk, das die neue Regierung in Angriff nehme, sei das wichtigste seit dem Erlasse der nationalen Verfassung von 1859. Am nächsten Tage proklamierte Crispi den Belagerungszustand, verstärkte die Garnisonen in den Aufstandsgebieten und ließ zahlreiche Agitatoren verhaften. Zum Oberbefehlshaber auf Sizilien wurde der tüchtige General Morra ernannt, der Erzieher des Königs Viktor Emanuel III. und spätere Botschafter in St. Petersburg. In den aufständischen Gebieten mußten alle Waffen auf den Polizeiämtern abgegeben werden. Die Einfuhr von Feuerwaffen wurde allgemein verboten. Bei Zusammenstößen zwischen Militär und Aufrührern machte das Militär rücksichtslos von der Waffe Gebrauch. Nicht nur in Sizilien, sondern überall, wo es zu Unruhen gekommen war, in Massa und Carrara, in Bari, Ancona und Mantua, wurden

Ruhe und Ordnung mit Strenge wiederhergestellt. Der Abgeordnete De Felice, der intellektuelle Urheber des sizilianischen Aufstandes, wurde verhaftet und deportiert. Als sich seine Frau dem Ministerpräsidenten Crispi zu Füßen warf und um die Freilassung ihres Gatten flehte, wandte er ihr den Rücken mit den Worten, daß er keine andere Richtschnur kenne als die Staatsräson, und die verlange vom Ministerpräsidenten Festigkeit. Der Rechtsanwalt Molinari, der den Aufstand der Arbeiter in den Marmorsteinbrüchen von Massa-Carrara organisiert hatte, wurde zu dreiundzwanzigjährigem Kerker verurteilt. Die Staatsmänner romanischer Länder unterscheiden sich von den mehr doktrinär angelegten, von des Gedankens Blässe angekränkelten deutschen Politikern dadurch, daß sie im Notfalle weder vor Inkonsequenzen noch vor Härte zurückschrecken. Der alte Revolutionär Crispi warf im Winter 1893/94 die aufständische Bewegung in Italien auf der ganzen Linie ebenso entschlossen zu Boden, wie dreiundzwanzig Jahre früher in Frankreich ein Liberaler par excellence, Thiers, einer der Urheber der Juli-Revolution von 1830, die Pariser Kommune in Strömen von Blut ertränkt hatte und wie während des Weltkrieges Clemenceau, Viviani, Briand, Painlevé und andere Radikale und Sozialisten in Frankreich den Defaitismus bekämpften, der in Deutschland von Bethmann, Michaelis, Hertling und dem Prinzen Max von Baden mit Glacéhandschuhen angefaßt wurde.

Ich bin mit Crispi gut ausgekommen. Er hatte ein starkes Selbstbewußtsein. Im persönlichen Verkehr war er natürlich, liebenswürdig und behaglich, was bei dem energischen Mann mit den scharf geschnittenen Zügen, den blitzenden Augen und dem buschigen, schneeweißen Schnurrbart sympathisch wirkte. Crispi war durch und durch Autorität. Er war Realpolitiker. Die Verstiegenheiten, Schrullen und Illusionen, in die man bei uns nur zu leicht verfällt, lagen ihm fern. Seine Bewunderung für den Fürsten Bismarck war unbegrenzt. Crispis Andenken wird in Italien noch heute mit Pietät gepflegt. Im derzeitigen Ministerium des Äußern in Rom, in dem alten Palazzo Chigi, wurde ihm zu Ehren nach dem Weltkrieg eine Marmortafel angebracht, die seinen Patriotismus und seine Entschlossenheit rühmt. Eine der römischen Hauptstraßen, auf die man aus den Fenstern der Villa Malta blickt, trägt seinen Namen.

Baron Blanc

Der Minister des Äußern, Baron Blanc, war wie Menabrea, Pelloux, Barral, Launay und manche anderen Männer des modernen Italien Savoyarde von Geburt. Als er zum Baron erhoben wurde, wählte er sich den hübschen Wappenspruch: „Savoye indique la voie." In Berlin fand man Blanc zu geschäftig und zu unruhig, und Holstein, der selbst noch viel unruhiger war, klagte über die Aufgeregtheit von Blanc. Gewiß war Alberto Blanc eine leidenschaftliche Natur, aber seine Leidenschaft galt nicht

persönlichen Rankünen und Eitelkeiten, sondern nur dem Ruhm und der Größe seines Vaterlandes. Er war in jungen Jahren Sekretär des Schöpfers des modernen Italien, des Grafen Cavour, gewesen. Cavour hatte zwei Sekretäre, Artom für die italienische, Blanc für die französische Sprache und Korrespondenz. Cavour selbst beherrschte gleichmäßig beide Sprachen. Blanc erzählte mir mancherlei über die Arbeitsmethode seines Chefs, der sehr spät aufstand, aber dafür von Mitternacht bis zum Morgen zu arbeiten pflegte. Cavour verlangte von seinen Untergebenen gespannte Aufmerksamkeit, unermüdliche Arbeitskraft und unbedingte Diskretion, war aber immer gleichmäßig höflich, nie launisch oder heftig. Blanc glaubte nicht, daß Cavour sein Amt mit der bestimmten Absicht angetreten habe, ein einiges Italien vom Monte Rosa bis zum Kap Passaro möglichst bald ins Leben zu rufen. Sein nächstes Ziel sei nur die Befreiung Oberitaliens von der österreichischen Fremdherrschaft gewesen. Als der von Napoleon III., der nach Solferino die Nerven verloren hatte, übereilt abgeschlossene Waffenstillstand von Villafranca diesen Plan durchkreuzte, habe Cavour in Toskana, Parma, Modena und in den päpstlichen Legationen Aufstände angezettelt und sie benutzt, um diese Gebiete mit dem Königreich Sardinien zu vereinigen, nachdem der piemontesische General Cialdini im September 1860 die von dem französischen General Lamoricière geführten päpstlichen Truppen geschlagen hatte.

Camillo Cavour

Blanc gab mir gegenüber wiederholt der Überzeugung Ausdruck, daß Cavour die Annexion des Königreichs beider Sizilien wie des Patrimoniums Petri nicht so bald in Aussicht genommen habe, wie sie später erfolgt sei. Cavour hatte noch im Spätherbst 1860 zu Blanc geäußert, der eigentliche Kirchenstaat und der italienische Süden seien infolge jahrhundertelanger Mißwirtschaft der päpstlichen Regierung wie der Bourbonen wirtschaftlich und moralisch so sehr zurückgeblieben, daß es noch zu früh sei, sie mit dem besser verwalteten und erheblich höher stehenden Nord- und Mittel-Italien zu vereinigen. Zu früh mit dem übrigen Italien verschmolzen, würden sie ansteckend und demoralisierend auf den italienischen Gesamtkörper wirken. Die feurige Ungeduld und die Kühnheit von Garibaldi nötigten Cavour, weiter zu gehen. So sah auch der größte italienische Staatsmann, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, kaum drei Monate vor seinem Tode die ganze Halbinsel bis auf Venetien und das Gebiet um Rom unter dem Szepter seines Königs vereinigt. Am 17. März 1861 wurde Viktor Emanuel II. zum König von Italien proklamiert. Am 6. Juni 1861 starb Cavour. Glücklicher als Moses, erblickte er das gelobte Land, nach dem seine Seele sich sehnte, noch mit leiblichen Augen. Zu den sein Sterbebett umgebenden Freunden meinte er: „La cosa va, e l'Italia." Ich kann mich noch wohl des Eindruckes erinnern, den der Tod von Cavour

in den Kreisen der Frankfurter Diplomaten hervorrief. Wir standen am 7. Juni vor dem Eingang zum Zoologischen Garten. Ein Extrablatt, das von schreienden Zeitungsjungen ausgeboten wurde, meldete den Tod des Premierministers des neuen Königreichs Italien. Der sehr klerikale österreichische Präsidialgesandte des Bundestages meinte mit einer Mischung von Schadenfreude und moralischem Abscheu: „Ich möchte jetzt nicht an der Stelle dieses bösen Mannes vor dem Tor zur Hölle stehen." Einige andere Vertreter deutscher Königreiche und Großherzogtümer stimmten, obwohl Protestanten, nicht ohne Scheinheiligkeit zu. Der italienische Gesandte, Graf Barral, ein Savoyarde und loyaler Diener des Hauses Savoyen, aber streng katholisch gerichtet, schwieg verlegen. Der französische Gesandte zuckte die Achseln. Wie fast alle französischen Diplomaten war er ein Gegner der italophilen Politik des Kaisers Napoleon III. Nur mein objektiv urteilender Vater, der mich kaum zwölfjährigen Knaben an der Hand führte, meinte: „Comme légitimiste je ne puis louer la politique du Comte Cavour, mais son nom restera dans l'histoire."

Malvano und Sonnino

Der bedeutendste unter den Mitarbeitern des Baron Blanc war Herr Malvano, ein Beamter von unermüdlicher Arbeitskraft und reicher Erfahrung, von Vorsicht und feinem Verstand. Auch er hatte schon unter Cavour gedient. Malvano war Israelit wie Artom. Israelit war auch der Finanzminister Sidney Sonnino, dem ich hier zum erstenmal begegnete. Er war damals ausgesprochen deutschfreundlich. Er kannte Deutschland, dessen Sprache und Literatur. Eine seiner Schwestern war mit einem bayrischen Diplomaten, dem Freiherrn von Tautphoeus verheiratet. Er galt für das, was die Franzosen einen „mauvais coucheur" nennen, für unverträglich und rechthaberisch. Er war ein Sonderling, dem man in der Gesellschaft selten begegnete. Aber er hatte mit dem Abgeordneten Franchetti, auch einem Juden, ein gutes Buch über die wirtschaftlichen Zustände in Sizilien geschrieben. Er hatte viel gelesen und viel nachgedacht, er hatte einen zähen Willen.

Ratazzi

Durch seine Klugheit frappierte mich der Minister des Königlichen Hauses, Herr Ratazzi, ein Neffe des radikalen Parlamentariers, der Cavour scharfe Opposition gemacht hatte. Politische Differenzen führen in Italien selten zu persönlicher, fast nie zu unüberwindlicher persönlicher Feindschaft. Italien wurde von Männern aufgebaut, die nach Herkunft und Richtung voneinander sehr verschieden waren: von Piemontesen und von Sizilianern, von hochgeborenen Aristokraten und von Männern, deren Wiege in ärmlichem Hause gestanden hatte, von gläubigen, feurigen Katholiken und von Freimaurern und Freigeistern. Aber in der Hauptsache, nämlich darin, daß es gelte, Italien möglichst stark zu machen und deshalb immer das Ganze über die Teile, die nationale Idee über alle regionalen,

partikularistischen Tendenzen, alle lokalen Instinkte und Traditionen zu stellen, darin waren sich alle Intellektuellen einig. In dieser Beziehung hat der gebildete Teil des italienischen Volkes während des ganzen Verlaufes des Risorgimento und auch später, bis heute, nie versagt.

Die deutsche Kolonie in Rom

Kaisers Geburtstag, der 27. Januar 1894, bot mir erwünschte Gelegenheit, Fühlung mit der deutschen Kolonie in Rom zu nehmen. Sie blickte auf eine lange und stolze Geschichte zurück. Als Karl der Große am 29. November 799 in Rom einritt, zogen ihm alle Scholae Peregrinorum: die der Franken, Friesen, Sachsen und Langobarden, mit Gesang und Fahnen bis zum Ponte Molle entgegen. Jeder deutsche Romfahrer kennt den Campo Santo der Deutschen neben der Peterskirche mit der schlichten und schönen Inschrift: „Teutones in Pace.“ Jeder kennt auch die Kirche Santa Maria dell'Anima mit dem Grabmal des Papstes Hadrian VI., des letzten Deutschen, der auf dem Stuhl Petri saß. Seine wehmütige Inschrift: „Proh dolor! Quantum refert, in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat!“ könnte sich mancher Feldherr, mancher Staatsmann, mancher Mann des öffentlichen Lebens als Motto wählen. Der langjährige römische Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“, Friedrich Noack, hat unter dem Titel „Das deutsche Rom“ eine schöne Geschichte des Deutschtums in Rom geschrieben und mir freundlich zugeeignet. Vom Campo Santo der katholischen Deutschen, im Schatten der Peterskirche, dem Schwalbennest am Riesendom, wo die Maler Joseph Anton Koch und Johann Martin Wagner, wo der Geschichtsforscher Pater Teiner, der Kunsthistoriker Ernst Plattner, wo der Leibarzt des Papstes Gregor XVI., Dr. Alerto, wo, beschattet von mächtigen Zypressen und Eukalyptus, umrankt von Rosen, viele biedere deutsche Handwerker und Schweizer Gardisten ruhen, wo in meinem Beisein der Kardinal Prinz Gustav Hohenlohe, dreißig Jahre nach seiner Erhebung zum Kardinal, beigesetzt wurde, bis zum Akatholischen Friedhof an der Pyramide des Cestius, wo Jacob Asmus Carstens und zwei Kinder Wilhelms v. Humboldt, wo die Maler August Riedel und Hans von Marées, wo der Architekt Gottfried Semper, der Archäologe Wilhelm Henzen und Goethe filius patri antevertens ruhen, wo die Asche meiner lieben Freundin Malwida von Meysenbug in einer Urne beigesetzt ist, auf der nur die Worte „Amore e pace“ stehen, welch eine lange Straße, wieviel große und teure Erinnerungen!

Wilhelm II. lädt Bismarck ein

Die deutsche Kolonie war am 27. Januar 1894 vollzählig erschienen, denn in den vorhergegangenen Tagen waren aus Berlin Nachrichten eingetroffen, die allen Deutschen ans Herz griffen. Am 22. Januar hatte der Flügeladjutant des Kaisers, Graf Kuno Moltke, dem Fürsten Bismarck ein kaiserliches Schreiben übergeben, in dem Wilhelm II. unter Übersendung einer Flasche alten Rheinweines den Fürsten zur Genesung von

einem Influenza-Anfall beglückwünschte. Gleichzeitig überbrachte Kuno Moltke eine Einladung zur Teilnahme an der Feier des kaiserlichen Geburtstags. Fürst Bismarck hatte in seinem Antwortschreiben gebeten, mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit Seiner Majestät seinen Dank vor dem Allerhöchsten Geburtstage persönlich aussprechen zu dürfen, eine Bitte, die telegraphisch genehmigt wurde. Der „Reichsanzeiger" hatte erklärt, daß die Entsendung des Flügeladjutanten Moltke der eigensten persönlichen Initiative Seiner Majestät entsprungen sei und daß auch in Regierungskreisen niemand von diesem Entschluß Kenntnis gehabt habe. Das war richtig. Wie mir aus Berlin geschrieben wurde, war in der Tat der Reichskanzler Caprivi von dem Entschluß Seiner Majestät völlig überrascht worden. Der Staatssekretär Marschall konnte seinen Ärger kaum verbergen. Holstein tobte laut, und Phili Eulenburg seufzte still. Beide, damals noch enge persönliche Freunde und politische Bundesgenossen, telegraphierten mir sogleich, jeder für sich, daß diese „Geste" des Kaisers keine politische Bedeutung habe und daß Bismarck Vater und Sohn nach wie vor politisch ausgeschaltet blieben. Das sollte eine Warnung für mich sein. Die konservative und die nationalliberale Presse begrüßten den kaiserlichen Schritt zur Versöhnung mit lebhafter Freude, die Freisinnigen erklärten, daß von politischen Folgen dieser Wendung keine Rede sein könne. Die Sozialisten und Klerikalen benutzten den Anlaß zu neuen, zum Teil überaus niedrigen Angriffen gegen den entamteten großen Baumeister des Deutschen Reiches.

Bismarck im Königlichen Schloß

Am 26. Januar traf Fürst Bismarck am Mittag auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin ein, von dem aus er nach seiner Entlassung nach Friedrichsruh abgefahren war. Er wurde am Bahnhof vom Prinzen Heinrich, dem Bruder des Kaisers, der ihn umarmte und küßte, und dem ehrwürdigen und ruhmreichen Generaloberst von Pape, dem Helden von Saint-Privat, empfangen. Von einer Eskadron Garde-Kürassiere eskortiert, von einer unabsehbaren Menge mit stürmischem Jubel begrüßt, fuhr er nach dem Königlichen Schloß. Hier empfing ihn der Kaiser, hier wurde er auch von der Kaiserin und den ältesten Söhnen des Kaiserpaares begrüßt. Immer korrekt in Formfragen, stattete Bismarck der Kaiserin Friedrich einen halbstündigen Besuch ab. Wieviel hatten die beiden während fast drei Jahrzehnten miteinander erlebt, gegeneinander gearbeitet! Bismarck empfing den Ministerpräsidenten Grafen Botho Eulenburg, nach ihm seinen treuen Freund aus großer Zeit, den Generaladjutanten Grafen Heinrich Lehndorff und seinen ihm immer treugebliebenen Kollegen, den Minister der öffentlichen Arbeiten, Albert von Maybach, der unter ihm das große Werk der Verstaatlichung der Privatbahnen in vorbildlicher Weise durchgeführt hatte. Caprivi und Marschall mußten sich darauf beschränken, ihre

Karten abzugeben. Holstein war während des ganzen Tages nicht aus seinem Zimmer, unmittelbar neben dem Büro des Staatssekretärs, herausgekommen, wo er, finster brütend, auf und ab lief, nach seiner Gewohnheit, wenn er erregt war, die Finger weit spreizend und dann wieder zu geballter Faust zusammenziehend. Als ich in Rom meine Rede auf den Kaiser mit den Worten begann, wir könnten in diesem Jahre den Geburtstag Seiner Majestät mit besonderer Freude feiern, nachdem unser Kaiser dem großen Diener seines Großvaters, dem größten Deutschen, die Hand zur Versöhnung gereicht habe, unterbrach mich ein solcher Jubel, daß ich eine Pause machen mußte. Diese Stunde legte den Grund zu den herzlichen und innigen Beziehungen, die, wie schon in Bukarest so auch in Rom, mich mit meinen deutschen Landsleuten verbanden.

Der Kaiser in Venedig

Ende März 1894 ließ Seine Majestät der Kaiser mir telegraphieren, daß es ihn ungemein freuen würde, den König Humbert wiederzusehen. Als Ort der Begegnung schlug der Kaiser das von ihm besonders geliebte Venedig vor, wohin er sich von Abbazia aus begeben wollte, wo er vorher einige Zeit Aufenthalt nehmen würde. Es war die für Wilhelm II. so glückliche Zeit, wo er noch ganz seiner Passion für Reisen leben konnte. Den „Reise-Kaiser" hatte ihn, im Gegensatz zu seinem kranken Vater, dem „leisen Kaiser", und seinem Großvater, dem „weisen Kaiser", der Berliner Humor getauft. Ich konnte umgehend das Einverständnis des Königs von Italien melden. Die Souveräne verbrachten drei Tage, den 7., 8. und 9. April, in Venedig. Der Kaiser traf in der Lagunenstadt auf einer englischen Segel-Jacht ein. Daß er so gern auf englischen Schiffen fuhr, ärgerte die deutschen Seeleute. Er rechtfertigte es damit, daß er als englischer Real Admiral of the Fleet das Recht und sogar die Pflicht habe, auf englischen Schiffen die Meere zu durchqueren. In der Begleitung Seiner Majestät befanden sich nur die drei diensttuenden Adjutanten und Philipp Eulenburg, der kurz vorher das Ziel seiner damaligen Wünsche, den Wiener Botschafter-Posten, erreicht hatte, wo Prinz Reuß ihm weichen mußte. Die Begegnung von Venedig verlief gut. Wilhelm II. gab sich natürlich und einfach, und wenn er das tat, war er bezaubernd. Am Abend seiner Ankunft wurden ihm auf dem Markusplatz von einer großen Volksmenge enthusiastische Huldigungen dargebracht. Am nächsten Tage schlug mir der Kaiser, nachdem er eine Stunde im Gespräch mit König Humbert verbracht hatte, eine Gondelfahrt zu zweien nach dem stimmungsvollen Friedhof San Michele vor. Es entspann sich zwischen uns der nachstehende Dialog, über den ich mir, da es meine erste dienstliche Unterredung mit Wilhelm II. war, alsbald eine Notiz machte.

Unterredung mit Bülow

Der Kaiser: „Ich bin berauscht von dem mir bereiteten großartigen Empfang. Ich habe nie einen ähnlichen Empfang gefunden, einen solchen

Enthusiasmus gesehen! Nun heißt es oft, den Italienern sei politisch nicht zu trauen. Was halten Sie davon?“

Ich: „In der Politik gibt es kein unbeschränktes, kein absolutes Vertrauen. Den Italienern ist ebensogut, ebensoviel und ebensowenig zu trauen wie den Russen, Engländern, Franzosen, wie allen anderen Völkern. Unter den Großmächten geht es nicht so zu wie im Regimentskasino unter Kameraden. Es wird von unserer Politik abhängen, wie sich Italien zu uns stellt.“

Der Kaiser: „Die Italiener haben 1870 die Franzosen im Stich gelassen, mit denen sie vorher einen Vertrag abgeschlossen hatten. Würden sie das mit uns ebenso machen?“

Ich: „Als die Franzosen 1870 mit Gramont und Ollivier ungeschickt und blind in den Krieg stolperten, haben die Italiener das benutzt, um sich von ihrer Allianz mit den Franzosen loszulösen. Wenn wir eine Dummheit machen sollten, wird es uns ebenso ergehen. Francesco Guicciardini, der italienische Historiker, der sich schon in jungen Jahren in seiner Vaterstadt Florenz einen großen Ruf als Rechtslehrer erworben hatte und später den Päpsten Leo X., Clemens VII. und Paul III. als Diplomat gute Dienste leistete, schreibt in seiner Istoria d'Italia: ‚Pregate Dio di trovarvi sempre dove si vince.‘ (Bittet Gott, daß ihr euch immer auf der Seite befindet, wo man siegt.) Der Vater des modernen Italien, Graf Camillo Cavour, nannte die Istoria d'Italia seine politische Bibel. Ich darf auch an das erinnern, was Fürst Bismarck in seiner letzten großen Rede am 6. Februar 1888 über Natur und Wert von Allianzen gesagt hat.“

Der Kaiser (der nicht liebte, an Bismarck erinnert zu werden, mit Stirnrunzeln): „Das soll wohl ein Avis au lecteur für mich sein? Nun, ich nehme es Ihnen nicht übel, aber seien Sie sicher, daß ich keine Dummheiten machen werde. Was halten Sie von König Humbert? Mir ist er ungemein sympathisch. Was halten Sie von der Königin Margherita? Ich schwärme für sie.“

Ich: „König Humbert ist eine durch und durch vornehme Natur. Jeder Zoll ein Ritter: Furchtlos, großzügig, freigebig. Die Königin hat kein anderes Interesse als den Ruhm und die Ehre ihres Landes und ihres Hauses. Sie verkörpert sozusagen die italienische Staatsräson, und das mit Geist und Grazie.“

Der Kaiser: „Halten Sie die Königin für unsere Freundin?“

Ich: „So lange sie diese Freundschaft mit den italienischen Staatsinteressen für vereinbar hält — ja.“

Gräfin Morosini

Der Kaiser besuchte mit mir die Gräfin Annina Morosini, die er ein Jahr vorher, als er sie in Rom kennenlernte, die schönste Frau Italiens genannt hatte. Sie bewohnte in Venedig ein historisches Palais, die Cà

Doro, den zierlichsten venezianischen Palazzo gotischen Stils. Die Bewunderung des Kaisers für die Gräfin war allgemein bekannt. Aber nichts wäre irriger, als zu glauben, daß ihr Wilhelm II. den Hof gemacht habe in dem Sinne, wie dies die böse Welt versteht. Die Gräfin hat mir selbst erzählt, daß, wenn sie allein mit dem Kaiser war, die Unterhaltung sich hauptsächlich um die herrliche Erscheinung seiner Gemahlin, der Kaiserin, drehte und um die Vorzüge seiner sieben Kinder. Und sie sagte mir sicherlich die Wahrheit. Der Kaiser hatte der schönen Venezianerin ein Neues Testament in italienischer Übersetzung geschenkt und sie mit rührendem Eifer ermahnt, jeden Abend vor dem Einschlafen darin zu lesen. Alles Frivole lag Wilhelm II. ganz fern. Zu mir war er in jenen Tagen von großer Liebenswürdigkeit. Es machte ihm Freude, mir persönlich den Stern zum Roten Adlerorden zu übergeben mit den humoristischen Worten: „Das ist nur ein kleiner Anfang. Es wird noch viel mehr dahinter kommen."

Vierzehn Tage nach der Begegnung von Venedig hörte ich aus guter Quelle, daß Crispi und Blanc während der Zusammenkunft der Souveräne den Finanzminister Boselli, wegen seiner kleinen Figur „Bosellino" genannt, zum französischen Botschafter gesandt hätten, um ihm zu sagen, daß die Entrevue mit dem Deutschen Kaiser keinerlei Spitze gegen Frankreich trage. Die Liebe der Italiener für Frankreich, die lateinische Schwester, die Alliierte von Magenta und Solferino, sei und bleibe die alte. Fast vierhundert Jahre früher hatte Papst Clemens VII., ein Sohn des klugen Hauses Medici, an seinen Nunzius in Wien schreiben lassen, ein Staatsmann müsse, wie ein Schiffer, mehr als einen Anker bereit halten. Wenn Österreich siege, wolle der Papst in Wien ankern, „aber nie zu fest". Wenn Frankreich die Oberhand gewinnen sollte, werde der Pontifex mit den Franzosen gehen. Boselli lebt noch. Er hat seitdem verschiedene Ressorts verwaltet, gewissenhaft und geschickt. Er hat manche Wandlung der italienischen Politik erlebt und mit Würde mitgemacht. Bei feierlichen Gelegenheiten wurden ihm gern Ansprachen an den König und die Redaktion öffentlicher Kundgebungen übertragen. Er unterzieht sich solchen Aufgaben mit bemerkenswertem Takt.

Der Hofstaat Humberts

Der italienische Hof war gut gehalten. Der König verfügte in Rom und in Turin, in Florenz und in Neapel, in Venedig, Mailand und Palermo über Paläste, die zu den schönsten der Welt gehören. Die Hofhaltung war vornehm und glänzend. Die Hofleute waren liebenswürdig, in keiner Weise steif oder gar überheblich. Sie waren ohne jeden politischen Einfluß. Seit Cavour wurde streng darüber gewacht, daß die Hofleute sich auf ihre höfischen Funktionen beschränkten. Der Souverän durfte auch keine Freunde haben, keine unverantwortlichen Ratgeber. Ein Phili Eulenburg, ein Max Fürstenberg, die als persönliche Freunde des Monarchen einen

erheblichen Einfluß ausübten, ohne imstande zu sein, vor der Volksvertretung Rede und Antwort zu stehen, ohne die Kenntnisse, die Arbeitskraft und die Gewissenhaftigkeit zu besitzen, die erforderlich sind, um ein ministerielles Ressort leiten zu können, wären in Italien nicht denkbar gewesen. Cavour hat, als eine Hofdame vor ihm über die vielen Nachteile des parlamentarischen Systems geklagt hatte, ihr geantwortet: „La plus mauvaise chambre vaut mieux que l'antichambre." Der erste Generaladjutant des Königs Humbert, der General Ponzio Vaglia, war ein schlichter, tüchtiger Soldat, seinem Herrn absolut ergeben, ohne jede politische Ambition. Er erzählte mir gelegentlich, daß er den König Humbert einmal auf einer Reise durch die Romagna begleitet habe, wo seit jeher radikale Tendenzen stark vertreten waren, sozialistische wie republikanische. Als sie in Forli eintrafen, forderte der König den General Ponzio Vaglia auf, sich in einen andern Wagen zu setzen, da er den Sindaco von Forli, Herrn Fortis, zu sich in den Wagen nehmen wolle. Fortis war damals einer der Führer der Radikalen in der Romagna, er gab sich als Republikaner. Nach seiner Aussprache mit seinem Souverän wurde er Unterstaatssekretär. Alessandro Fortis hat es später zum Minister und 1906 sogar zum Ministerpräsidenten gebracht. Wenn ich mich nicht irre, hat er mich als solcher in Berlin besucht. Als Botschafter in Rom habe ich mich oft mit ihm unterhalten. Er war ein gewandter und aufgeweckter Politiker, in keiner Weise verbohrter Prinzipienreiter. Es ließ sich gut mit ihm reden. Er ist bald nach meinem Rücktritt vom Reichskanzleramt im Dezember 1909 in Rom gestorben. Alle italienischen Politiker rühmten mir die Feinheit und Vorurteilslosigkeit, mit der es das Haus Savoyen seit jeher verstanden habe, sich den Umständen anzupassen, mit dem richtigen, dem ihm günstigen Wind zu segeln, aus jeder Lage das Mögliche herauszuholen und das Beste zu machen und auf diese Weise für Dynastie und Monarchie Anhänger zu werben und Kräfte zu gewinnen. So habe Viktor Emanuel II. Garibaldi, so habe er Depretis, Nicotera, Crispi, Zanardelli der Monarchie zugeführt und selbst mit Mazzini eine gewisse Fühlung gehalten. König Humbert hielt an dieser Tradition und Taktik fest.

Der König und der Radikale Fortis

Die Stellung des Palast-Präfekten entsprach der Stellung, die am Berliner Hof der Oberhofmarschall einnahm. Der Oberstallmeister Corsini gehörte einer großen Familie an, aus der Papst Clemens III. hervorgegangen war, dem der Versuch mißlang, die griechische Kirche wieder mit der römischen zu vereinigen, der dafür aber den Palazzo Corsini erbaute und dessen herrlichen Garten anlegte. Als ich im Winter 1874/75 zum erstenmal in Rom weilte, war dieser Garten noch nicht dem Publikum geöffnet. Als ich 1894 als Botschafter nach Rom zurückkehrte, suchte ich bei meiner ersten Spazierfahrt mit meiner Schwiegermutter die Passegiata Margherita auf,

Hofchargen

die, seit einem Jahrzehnt in dem ehemaligen Garten Corsini angelegt, sich in schönen Anlagen auf der Höhe des Gianicolo fortsetzt und vorbei an dem 1895 enthüllten prächtigen Reiterdenkmal des Generals Garibaldi, an der Villa Lante, an der Eiche des Tasso und an S. Onofrio zum Petersplatz und zur Peterskirche führt. In der Villa Lante wohnte der gescheite und gelehrte Archäologe Helbig, der mit einer Russin verheiratet war, einer Prinzessin Schachowskoy, die sich durch Geist und Gemüt wie durch ihren Leibesumfang auszeichnete. Sie war unförmlich dick. Der witzige russische Botschaftssekretär Schewitsch sagte einmal zu ihrem Gatten: „Vous avez écrit tant et tant sur l'archéologie. Ecrivez nous un petit livre que vous intitulerez: ‚Voyage autour de ma femme'." Bekanntlich hat Xavier de Maistre außer dem ergreifenden „Lépreux de la cité d'Aoste" eine reizende Erzählung geschrieben, die „Voyage autour de ma chambre" heißt.

XLVIII. KAPITEL

Reise nach Sizilien • Fürst Paolo Camporeale • Altavilla • Donna Laura Minghetti
Malwida von Meysenbug • Das Abessinische Abenteuer • Crispis Sturz, Marchese Rudini

In Palermo

Im Herbst 1894 verbrachte ich einige Wochen bei meinem Schwager Paolo Camporeale in Palermo, einer Stadt, die ich liebe, schon weil in ihrem Dom zwei große deutsche Kaiser beigesetzt sind, die Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II. Sie ruhen in Sarkophagen aus rotbraunem Porphyr: neben seinem gewalttätigen, aber gewaltigen Vater, dem Kaiser Heinrich VI., der genialste der Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II. Er liegt im Dom seiner Lieblingsstadt, in sarazenische Gewänder gehüllt, neben ihm das steile deutsche Kaiserschwert und der Reichsapfel, der die Welt bedeutete. Die Inschrift auf seinem Grabmal lautet: „Hic situs est ille magni nominis Imperator et Rex Siciliae Fridericus II. Obiit Fiorentini in Apulia idibus decembris anno MCCL." Friedrich II. starb in Fiorentino in Apulien am 13. Dezember 1250, noch nicht 56 Jahre alt.

Der Fürst Paolo Camporeale a. d. H. Beccadelli di Bologna war ein Original, ein Charakter und ein Herr. Er unterschied sich von den meisten Politikern, nicht nur in Italien, dadurch, daß er anfangs als Deputierter, später als Senator den im Amt befindlichen Ministern zu opponieren liebte, die gefallenen aber in Schutz nahm. So war er das Gegenteil von einem Opportunisten. Seine Charakterstärke sollte er auch 1915 beweisen, wo er als einziges Mitglied des italienischen Parlaments gegen den Krieg stimmte. Er hat in seinem Leben Enttäuschungen gehabt. Wie manchem tüchtigen Mann, war ihm Fortuna nicht hold. Aber er hat vor seinem während des Weltkrieges erfolgten Tode die große Freude gehabt, daß seine einzige, herzensgute und reizende Tochter Anna sich mit dem trefflichen Fürsten Filiberto Castelcicala, dem ältesten Sohn des Herzogs von Calvello, verlobte, mit dem sie jetzt in glücklichster Ehe, von Sympathien und Achtung umgeben, in ihrer vom Vater ererbten schönen Villa in Palermo lebt. Mein Schwager führte mich zu dem der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo, geweihten Dom, an dessen Gewölbe das Wappen der Camporeale hängt. Er führte mich zur Zisa. Ursprünglich ein sarazenisches Lustschloß, diente sie später dem König Wilhelm I. von

Sizilien als Residenz. Nach ihm war die Zisa zeitweilig im Besitz des Hauses Camporeale. Von ihrem Dach genießt man, wie ich finde, den malerischsten Blick auf Palermo. Ich bewunderte den Garten der Villa Serra di Falco. Wir suchten Monreale auf. Von allen italienischen Kirchen erscheinen mir die Markuskirche in Venedig und die Kathedrale von Monreale als diejenigen Gotteshäuser, in denen der Ernst und die Erhabenheit des katholischen Kultus am schönsten zum Ausdruck kommen und am stärksten ergreifen. Einen besseren Cicerone für Palermo als meinen Schwager konnte ich nicht finden. Er fühlte sich ganz als Sizilianer, als Bewohner von Palermo, wo er in jungen Jahren Sindaco gewesen war. Die Familie Beccadelli stammt aus Bologna, dessen Consiglio Generale sie schon seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts angehörte. Noch früher besaß sie das Castello Beccadelli, nicht weit von Bologna. Colaccio Beccadelli war Herr von Imola und soll dort ein wüstes Regiment geführt haben. Ich habe einmal von Bologna aus sein Grab in Imola aufgesucht. Er ist auf der Steinplatte, unter der er ruht, in ganzer Figur dargestellt, hoch zu Roß. Sein Brustpanzer und die Decke seines Pferdes sind bedeckt mit Adlerklauen, die das Geschlecht der Beccadelli noch heute im Wappen führt. Die Inschrift auf seinem Grabmal lautet:

Clauditur sub ista presenti Colacius Archa
Qui mira tanta fecit quod sibi multa subjecit
Dum tenuit Bononiam dans Beccadelli nomina.
Qui obiit anno Domini MCCCXLI Indicione VIII Die XIII Marcii
Bitinus de Bononia me fecit.

Mit Vanino Beccadelli siedelte ein Zweig der Familie 1304 von Bologna nach Sizilien über, wo sie 1470 Marchese von Sambuca, 1620 Marchese von Altavilla, 1664 Fürsten von Camporeale, 1707 Herzöge von Aldragna und Granden von Spanien I. Kl. wurden und beträchtlichen Grundbesitz erwarben. Während mehr als fünfhundert Jahren haben sie den Königen von Spanien und Neapel aus dem Hause Aragon, später den Königen von Neapel aus dem Hause Bourbon eine stattliche Anzahl Generäle, Admiräle und Minister gestellt. Nach der Schlacht von Lepanto, in der sich mehrere Söhne des alten Hauses auszeichneten, war ihnen das Privileg verliehen worden, daß jeder Camporeale von Geburt Ritter des Malteser-Ordens ist. Ein Beccadelli, der sich dem geistlichen Stande zuwandte, wirkte auf dem Tridentinischen Konzil als Vertreter der Kurie, deren Ansprüche er mit Klugheit und Schärfe vertrat. Tizian hat das Bild dieses geistvollen Prälaten gemalt. Es hängt im Palazzo degli Uffizi in Florenz.

Von Palermo aus besuchte ich das etwa zwanzig Kilometer von dort entfernte Altavilla, das meiner Frau von ihrem Vater, dem Fürsten Domenico *Altavilla*

Camporeale, hinterlassene, auf einem Bergvorsprung am Meer gelegene Gut. Die Kirche von Altavilla, die sogenannte Chiesazza, wurde 1077 von Robert Guiscard erbaut, dem Sohne Tancreds von Hauteville. Seinem Vater zu Ehren gab er dem von ihm angelegten Ort den Namen Altavilla. Robert Guiscard wurde im Verlaufe seiner weiteren Karriere Graf von Apulien, eroberte Sizilien und Kalabrien, unternahm einen siegreichen Kriegszug gegen das griechische Kaisertum und befreite den in der Engelsburg durch den deutschen Kaiser Heinrich IV. belagerten Gregor VII. Er starb auf seinem zweiten Zuge nach Konstantinopel 1085 auf Kephallonia, der größten der Ionischen Inseln, gegenüber dem Eingang des Golfes von Patras. Von dem würdigen Geistlichen von Altavilla wurde mir ein freundlicher Empfang bereitet. Als ich ihm für seine Armen eine kleine Geldsumme übergab, sagte er mir mit liebenswürdiger Courtoisie: „Io sono certo, che Dio vuole molto bene alla nostra Signora. Ma io domandero a la santissima Madonna di Altavilla, chi ha fatto tanti miracoli, di pregare Dio di fare ancora più e sempre più per la nostra cara Signora, vostra moglie."

Die Krüger-Depesche

Die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland war von Holstein und Marschall auch damit motiviert worden, daß wir, von jeder Rücksicht auf Rußland entbunden, unser Verhältnis zu England nur um so besser würden pflegen können. Das Telegramm, das Wilhelm II. am 3. Januar 1896 an den Präsidenten Krüger richtete, stand mit dieser Politik nicht im Einklang. Die Italiener, die aus naheliegenden Gründen ein gutes Verhältnis zwischen ihrem Verbündeten, dem Deutschen Reich, und ihren traditionellen Freunden, den Engländern, wünschten, standen damals zu uns in so guten Beziehungen, daß sie über die Krüger-Depesche zwar betrübt waren, dies jedoch nur wenig zum Ausdruck brachten. Aber mein englischer Kollege, Sir Clare Ford, sagte zu mir: „Diese Ohrfeige von seiten Ihres Kaisers wird England nicht vergessen." Als ich auf das Unstatthafte des Einfalles in Transvaal hinwies und auf weit ernstere Kränkungen, die England von Frankreich und Rußland hingenommen habe, meinte Sir Clare: „Aber die gingen von Ministern, Parlamentariern und Publizisten aus, nicht von einem Kaiser." Als ich von der Liebe und Achtung des Kaisers für England sprach, mit dem ihn nicht nur verwandtschaftliche Bande, sondern auch Gewohnheiten und Passionen verbänden, replizierte mein englischer Kollege: „Gerade wegen dieser vielen und intimen Beziehungen wird das englische Volk Ihrem Kaiser diesen Affront nicht verzeihen. Der Engländer hat die Empfindung, die ein Gentleman haben würde, dem im Klub ein anderer Gentleman, sein Vetter, mit dem er viele Jahre friedlich Whist gespielt und Brandy und Soda getrunken hat, plötzlich eine Maulschelle appliziert." Wenige Wochen später hielt im

House of Commons der Erste Lord der Admiralität, Lord Goschen, eine gegen den Deutschen Kaiser gerichtete, ungewöhnlich scharfe Rede und legte gleichzeitig dem Unterhaus ein Flottenprogramm vor, durch das England in die Lage versetzt werden sollte, so viele Schiffe in Dienst zu stellen wie alle übrigen europäischen Mächte zusammen. Die Vorlage wurde fast einstimmig angenommen. Viele Jahre später, ein Jahr vor meinem Rücktritt, sagte der englische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, zu seinem italienischen Kollegen, der ihn zu der in den letzten Jahren eingetretenen Besserung der englisch-deutschen Beziehungen beglückwünschte, die hoffentlich bald zu einer engen und wirklichen Freundschaft werden würde: „Von einer solchen kann seit der Krüger-Depesche kaum die Rede sein. Man hat sie in Deutschland vergessen, oder möchte sie vergessen haben, aber in England denkt man an sie."

Ich habe mich noch an anderer Stelle meiner Aufzeichnungen mit der Krüger-Depesche beschäftigen müssen, die Fürst Bismarck sofort als „intempestiv" bezeichnete und verurteilte. Der Prinz von Wales kam mir gegenüber später bei jedem Anlaß auf die Krüger-Depesche zurück, die in einem spontanen Ausbruch die wahren Gefühle seines Neffen zum Ausdruck gebracht habe. Dabei habe er von verschiedenen Seiten gehört, von englischen Diplomaten, von Neutralen und selbst von seiner Schwester, der Kaiserin Friedrich, daß dieses vehemente, abrupte Telegramm von Hohenlohe, Marschall und Holstein dem Kaiser nur durchgelassen worden sei, weil er sich ursprünglich mit noch weit exzentrischeren Plänen getragen habe. Er habe einen seiner Flügeladjutanten nach Afrika schicken wollen, um ihn dort den Buren als Generalstabschef zur Verfügung zu stellen. Die Prinzessin von Wales sagte zu ihrer vertrauten Hofdame, Miß Charlotte Knollys, die es mir in Sandringham wiedererzählte: „In seinem Telegramm an den Präsidenten Krüger hat mein Neffe Willy uns gezeigt, daß er uns innerlich unfreundlich gesinnt ist, wenn er sich auch bei jeder Begegnung mit uns in Kajolerien, Komplimenten und Versicherungen seiner Liebe und Anhänglichkeit überbietet. Sein Verhalten gegen seinen sterbenden Vater und seine Ungezogenheiten gegen seine Mutter zeigen, daß er so wenig Herz hat, wie er politischen Common sense besitzt."

Da ich nur zwei Monate im Jahr Urlaub nehmen konnte und wollte, habe ich dreimal den Julimonat in Rom verbracht. Meine Frau, die, obwohl Italienerin von Geburt, die Hitze weniger vertrug als ich, suchte schon Ende Juni den Semmering auf, wo wir auf dem Gebirgssattel zwischen Niederösterreich und der grünen Steiermark im Hotel Panhans ein gemütliches Sommerheim gefunden hatten. Meine Strohwitwerzeit verschönten mir in Rom zwei Frauen, die, voneinander sehr verschieden, beide durch Geist und Herz hervorragten: meine Schwiegermutter, Donna Laura

Laura Minghetti-Acton

Minghetti, und Malwida von Meysenbug. Donna Laura entstammte dem Hause Acton, außer den Howards die einzige Familie des englischen Hochadels, die dem katholischen Glauben immer treugeblieben war. Ihr Großonkel, der Baronet John Francis Acton, war jung nach Neapel gekommen, wo er sich die Gunst der Königin Maria Karolina erwarb, der Schwester der armen Königin Marie Antoinette, und Premierminister und Fürst wurde. Er hat als Todfeind der Französischen Revolution und ihrer Ideen das Königreich beider Sizilien in sehr reaktionärem Geist regiert, willkürlich und grausam. Der gute politische Ruf des Hauses Acton wurde in unseren Tagen von Lord John Acton wiederhergestellt, dem ausgezeichneten Gelehrten und liberalen Staatsmann. Er war mit einer Deutschen verheiratet, einer Gräfin Arco, und der Sohn einer Deutschen, einer Tochter der historischen Familie Dalberg. Schon vor Lord John Acton hatte sich der Kardinal Acton bemüht, durch einen gottseligen Lebenswandel die Missetaten seines Oheims, des Fürsten, in Vergessenheit zu bringen. Donna Laura hatte eine französische Mutter gehabt, die Gräfin Zoë d'Albon, aus einer großen Familie, der, freilich als illegitimer Sproß, die berühmte Julie de l'Espinasse entstammte, die Freundin von Madame du Deffand, von d'Alembert und vielen anderen Enzyklopädisten. Ihre 1809 erschienenen „Lettres" gehören zu den schönsten und geistreichsten Briefen der in dieser Richtung seit jeher reichen und ausgezeichneten französischen Literatur. Sie sind mehrfach ins Deutsche übersetzt worden. Beide Großmütter meiner Schwiegermutter waren Deutsche, Rheinländerinnen, die eine eine Gräfin Hompesch, die andere eine Gräfin Berghe von Trips, also nur englisches, französisches und deutsches Blut. Ihre einzige Schwester hatte sich mit einem Deutschen, dem Grafen Kurt zur Lippe-Biesterfeld, verheiratet.

Dabei war Donna Laura in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Wesen durch und durch Italienerin, Italianissima. Wer das Bild betrachtet, das Lenbach von ihr gemalt hat, das ihre klassische Schönheit wundervoll wiedergibt, wohl das beste Frauenporträt des großen Münchener Malers, wird zweifellos der Ansicht sein, den vollkommenen Typus der Italienerin vor sich zu sehen. Ein neuer Beweis für die Anfechtbarkeit der Rassentheorie und jedenfalls ein Argument gegen ihre Übertreibung. Donna Laura hatte sehr jung in erster Ehe den Fürsten Domenico Camporeale geheiratet, nach dessen Tod den ausgezeichneten italienischen Staatsmann Marco Minghetti. Sie starb sechsundachtzigjährig in ihrer Villa Mezzaratta bei Bologna am 12. September 1915, ohne ihre zärtlich geliebte Tochter noch einmal haben sehen zu können, während des Weltkrieges, der sie in einen schmerzlichen Konflikt zwischen ihrem glühenden italienischen Patriotismus und ihrer tiefen Sympathie für Deutschland gebracht hatte. Sie wurde in der Certosa von

Bologna beigesetzt, einem der ältesten und stimmungsvollsten Friedhöfe der Welt, „al fianco del mio Marco", wie sie in ihrem Testament bestimmt hatte, neben Marco Minghetti.

Selten war in einer Frau so viel Geist mit so viel Herz verbunden wie in Donna Laura. Von ihrer Mutter hatte sie die französische Schlagfertigkeit geerbt, die Gabe der Repartie. Als einmal ein bekannter Blaustrumpf von sich sagte, sie habe nur geistige Interessen und verachte die Frauen, die sich um Haus, Küche und Keller kümmerten, erwiderte Donna Laura blitzschnell: „C'est très bien, mais de grace ne m'invitez jamais à diner." Als ich einmal mit ihr bei Herbert Bismarck aß, der gute Weine liebte, drängte er sie, noch ein drittes und viertes Glas Château Lafitte zu trinken. „Buvez encore de ce vin, Donna Laura", ermutigte er sie. „Ce vin serait capable de ressusciter un mort." Und Donna Laura: „Et enterrer un vivant!"

An Donna Laura war alles echt und wahr, vornehm und natürlich. Sie war mit allen Staatsmännern des Risorgimento, der italienischen Einheitsbewegung befreundet gewesen. Bismarck und Andrássy, Gladstone und ihr Vetter, der Earl of Granville, der Bischof Stroßmayer und Monseigneur Duchesne, der Kirchen-Historiker und Akademiker, schätzten ihren Geist und ihre Anmut. Sie zeigte gern eine Photographie, die Richard Wagner ihr mit einer dankbaren Widmung geschenkt hatte, als sie bei der ersten mißglückten „Tannhäuser"-Aufführung in Paris mutig für ihn eingetreten war. Sie war die Freundin der Kaiserin Eugénie und der Prinzessin Mathilde Bonaparte. Sie war mit ihrem ersten Mann in Paris in den Tuilerien zu dem Diner eingeladen worden, bei dem Napoleon III. seine Verlobung mit der schönen Gräfin Eugénie Montijo ankündigte, und am Vorabend des Weltkrieges empfing sie in Bologna den Besuch der entthronten, gebeugten Kaiserin Eugénie. Dem sechzehnjährigen Mädchen hatte König Ludwig I. von Bayern den Sankt-Annen-Orden verliehen, den Fürstbischof Johann Philipp von Würzburg 1714 für tugendreiche katholische Jungfrauen im Alter von zwölf bis siebzehn Jahren aus ritterlichem Geschlecht mit acht Ahnen von jeder Seite stiftete. Die fast achtzigjährige Greisin führte Kaiser Wilhelm II. selbst durch seine Potsdamer und Berliner Schlösser. Donna Laura war durch und durch liberal und haßte schon in der Erinnerung an das, was sie in ihrer Jugend in Neapel schaudernd erlebt hatte, Fanatismus und Unwissenheit. Damals sollte ihr erster Mann, der Fürst Camporeale eingesperrt werden, weil man bei ihm einen Dante gefunden hatte, den die Bourbonen als italienischen Patrioten verabscheuten.

Als 1870 der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, weilte Donna Laura zum Besuch bei der Prinzessin Mathilde in Paris. Napoleon III. erschien

Napoleon III. und seine Kusine

vor seiner Abreise in das französische Hauptquartier bei seiner Kusine, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie empfing den Kaiser in Gegenwart ihrer Freundin Donna Laura. Der Kaiser machte den Eindruck eines kranken, ja schwerkranken, ganz gebrochenen Mannes. Seine Kusine Mathilde sagte zu ihm unter Anspielung auf zwei bekannte französische Lieder, die von der Königin Hortense verfaßte offizielle Hymne des zweiten Kaiserreichs und einen alten Gassenhauer aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges: „Mon cousin, vous ne me rappellez guère Dunois jeune et beau qui avant de partir pour la Syrie allait prier Marie de bénir ses exploits. Vous me rappellez plutôt ce pauvre Marlborough qui s'en allait en guerre." Der Kaiser reagierte nicht auf diese fast brutalen Worte seiner Kusine. Er sah trübe vor sich hin. Donna Laura fühlte, daß Napoleon III. den alten Glauben an seinen Stern verloren hatte. Als sie mir diese kleine Szene erzählte, fügte sie hinzu: „L'Empereur sentait qu'il allait au devant d'une catastrophe."

Malwida von Meysenbug

Ganz andere Wege als Donna Laura war Malwida von Meysenbug gegangen. Die Tochter eines kurhessischen Ministers, der, was etwas sagen will, vor 1848 für übertrieben reaktionär galt, hatte sie sich im Sturmjahr 1848 der revolutionären Bewegung angeschlossen und mußte nach deren Niederwerfung nach London flüchten, wo sie viele Jahre in freundschaftlichem Verkehr mit Mazzini, Gottfried und Johanna Kinkel, Louis Blanc, Ledru-Rollin und anderen revolutionären Koryphäen im Exil verbrachte. Lothar Bucher hat sie damals in die Nationalökonomie eingeführt. Als der russische Revolutionär Alexander Herzen seine Frau bei einem Schiffsunglück verlor, widmete sie sich der Erziehung seiner Töchter, von denen die eine, Olga, den ausgezeichneten französischen Gelehrten Gabriel Monod heiratete. Malwida bekannte sich politisch und religiös zu den allerfreisten Anschauungen. Sie erklärte den Attentäter Felice Orsini, den sie im Exil gut gekannt hatte, für einen edlen Jüngling, Harmodios und Aristogeiton, den Tyrannen-Mördern, vergleichbar, die in Athen gefeiert und besungen wurden. Sie hat mir das inzwischen selten gewordene Büchelchen geschenkt, in dem Orsini seine mit ungewöhnlicher Kühnheit ausgeführte Flucht aus österreichischer Kerkerhaft in Mantua schildert. Das 1858 in Mastricht erschienene Buch führt den Titel: „Les Prisons Autrichiennes en Italie. Quinze mois de captivité, évasion du Fort Saint-George à Mantoue." Felice Orsini beginnt die Schilderung seiner Flucht aus dem Kerker von Mantua mit den Worten: „Douze ans se sont écoulés depuis que, pour la première fois, j'ai encouru la vengeance des oppresseurs de ma patrie, en leur montrant par mes discours et par mes actes que le désir de soustraire l'Italie à leur joug était le grand mobile de mon existence. Le peu de succès de mes efforts dans l'accomplissement de cette tâche ne

fait que m'exciter davantage à la poursuivre avec tout ce qui me reste d'énergie et de ressources.“ Das war keine Redensart. Nicht lange nachher, am 14. Januar 1858, führte Felice Orsini in Paris sein Bombenattentat gegen Napoleon III. aus, dem zahlreiche Passanten zum Opfer fielen, aus dem aber der Kaiser selbst, wie durch ein Wunder, heil hervorging. Zum Tode verurteilt, schrieb Orsini vor seiner Hinrichtung im Gefängnis einen Brief an Napoleon III., in dem er ihn beschwor, Italien von Österreichs Joche zu befreien. Wenn Napoleon in Erinnerung an seinen einst als Carbonari geleisteten Eid Italien befreie, wolle er, Orsini, gern sterben und mit Segenswünschen für den französischen Kaiser aus diesem Leben scheiden. Dieser merkwürdige Brief wurde im Museum in Turin aufbewahrt, wo ich ihn gesehen habe. Orsini scheint den Brief bei seiner Hinrichtung in der Tasche gehabt zu haben, denn das Schreiben zeigte Spuren von Blut. Vielleicht werden diese Blutflecke von Zeit zu Zeit erneuert, wie der Tintenfleck auf der Wartburg.

Herwegh

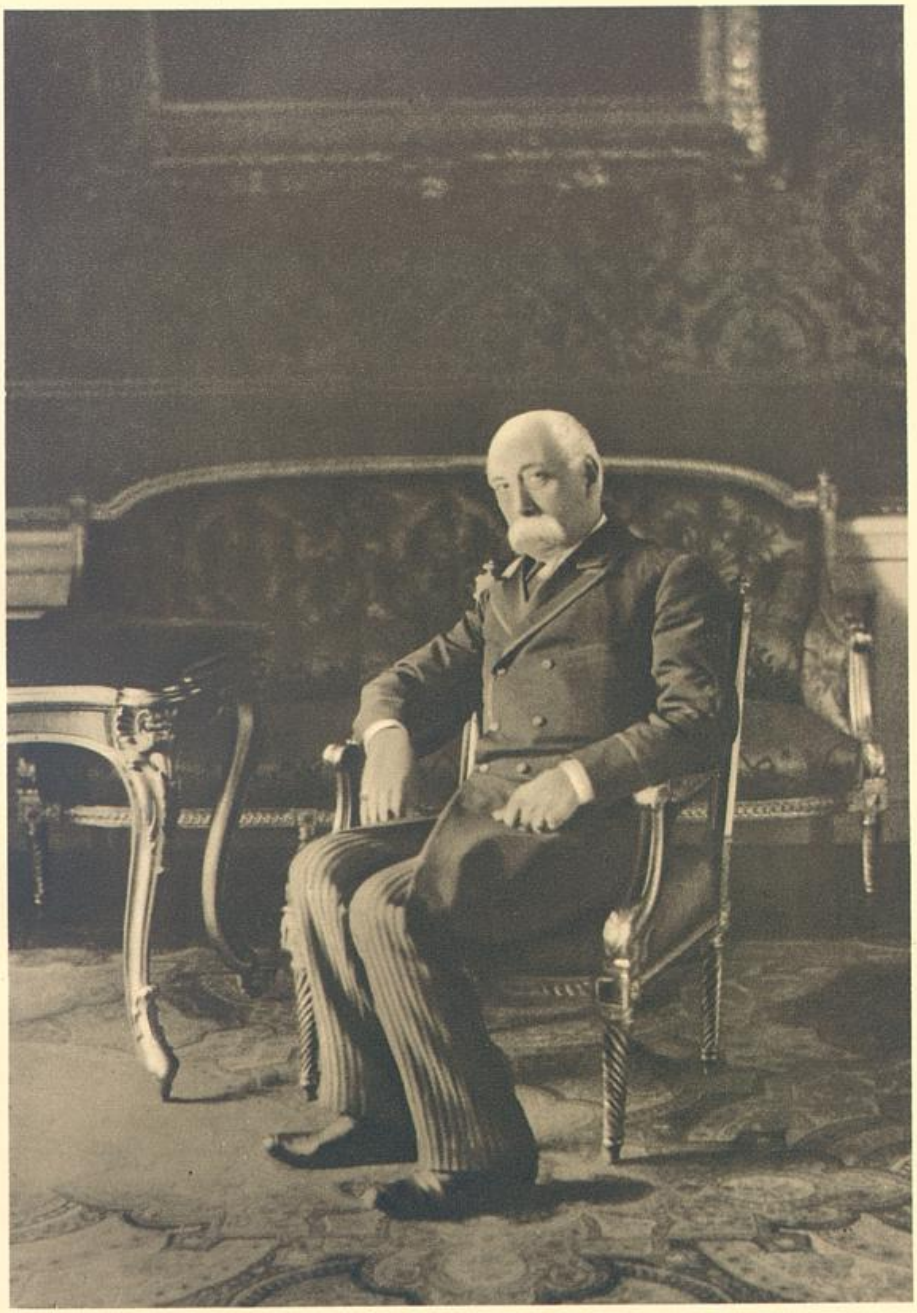
Wenn sie Orsini ein gerührtes Andenken bewahrte, so sprach Malwida von Meysenbug mit Verachtung von Georg Herwegh, der sich zu Alexander Herzen und seiner Frau „schäbig“ benommen habe. Ich bin geneigt, dieses Werturteil für zutreffend zu halten. Nicht lange nach dem Deutsch-Französischen Kriege zeigte mir eine französische Dame, eine leidenschaftlich patriotische Französin, eine Eintragung, die Herwegh 1873 in Baden-Baden in ihr Stammbuch gemacht hatte. Sie war in Versen gehalten, deren Wortlaut ich vergessen habe, aber deren Sinn etwa war: „Sommer- und Hundstage-Hitze! Und noch immer ist Bismarck nicht am Sonnenstich krepiert. Ruhr und Diarrhöe überall, und noch lebt der alte Wilhelm.“ Treitschke hat mit Recht gesagt, daß es Niederträchtigkeiten gebe, deren nur gewisse Deutsche fähig seien. Herwegh war mit einer Berliner Israelitin verheiratet, der Tochter des Bankiers Siegmund. Der Sohn aus dieser Ehe ließ sich als Franzose naturalisieren und hat während des Weltkrieges in Zeitungsartikeln und Broschüren seine deutsche Heimat mit der Verbissenheit und dem Eifer eines Renegaten beschimpft und verleumdet. Heinrich Heine hat politisch arg gesündigt. Aber die Verse, in denen er in seinen „letzten Gedichten“ unter der Überschrift „Simplizissimus“ Georg Herwegh, dessen Gattin und dessen Feigheit im Gefecht von Dossenbach, während des republikanischen Aufstandes in Baden, geißelte, müssen ihm zugute gerechnet werden.

Die Schüsse knallen — der Held erblaßt,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasierte gelb — die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

Während meine Schwiegermutter regelmäßig bei mir auf der Terrasse des Palazzo Caffarelli aß, hat die damals schon fast achtzigjährige Malwida von Meysenbug im Sommer 1896 ganz bei mir gewohnt. Wir waren fast den ganzen Tag beieinander. Wir waren über viele, über sehr viele Dinge verschiedener Meinung. Das hat aber weder meiner tiefen Achtung vor ihr noch unserer gegenseitigen Liebe Abbruch getan. In unseres himmlischen Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich werde den mit meiner lieben Malwida verbrachten Sommer nie vergessen.

Italiens Krieg mit Abessinien

Crispi hatte sich als Ministerpräsident besonders für die Entwicklung der am Roten Meer zwischen Abessinien, der französischen Somali-Küste und dem ägyptischen Sudan gelegenen Kolonie Erythräa interessiert. Zum Führer der dortigen Streitkräfte war auf seinen Vorschlag General Baratieri ernannt worden, ein Trentiner Irredentist, der sich mehr durch lärmenden Chauvinismus als durch militärische Fähigkeiten auszeichnete. Anfänglich schien das Glück Baratieri hold zu sein. Er hatte im Sommer 1894 Kassala, den Hauptstützpunkt der feindlichen Derwische, erobert und im Mai 1895 die Souveränität Italiens über Tigré proklamiert. Aber im Herbst 1895 griff König Menelik von Abessinien zu den Waffen, um das ihm lästig gewordene Schutzverhältnis zu Italien abzuschütteln. Nach anfänglichen Mißerfolgen gelang es ihm, ein vorgeschobenes italienisches Bataillon mit großer Übermacht zu überfallen und zu vernichten. Crispi war entschlossen, diese Scharte sofort auszuwetzen. Die öffentliche Meinung stand noch auf seiner Seite, und das Parlament bewilligte mit großer Mehrheit die verlangten Kriegskredite. Im Februar 1896 verschlimmerte sich jedoch die Lage der Italiener. Sie standen inmitten einer feindlichen Bevölkerung. Vor sich hatten sie das weit stärkere Heer der Abessinier, in der rechten Flanke wurden sie von den Derwischen bedroht. Die italienische Kriegsleitung plante einen Vorstoß über Zeila gegen Harrar, um die Abessinier im Zentrum ihrer Macht zu treffen. Aber England, mit dem kühlen Egoismus, der immer und überall seine Politik auszeichnete, zögerte, den ihm in Afrika damals nicht ganz bequemen Italienern die Erlaubnis zum notwendigen Vormarsch durch englisches Gebiet zu geben. In Rom wurde man unruhig. Crispi erkannte endlich die Unfähigkeit des bisher von ihm protegierten Baratieri und legte dem König ein Dekret vor, durch das der tüchtige General Baldissera zum Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte ernannt wurde. Gleichzeitig wurden weitere Verstärkungen nach Afrika entsandt. Im Gegensatz zu dem Irredentisten und Chauvinisten Baratieri hatte Baldissera, der als österreichischer Untertan in Venedig geboren war, vor 1866 in der österreichischen Armee gedient und sich in der Schlacht von Custozza auf österreichischer Seite durch Tapferkeit ausgezeichnet, ein Beweis dafür, daß es bei einem General mehr



Francesco Crispi, italienischer Ministerpräsident

auf seine militärischen Fähigkeiten als auf seine politische Einstellung ankommt. Unglücklicherweise erfuhr Baratieri durch eine Indiskretion von der ihm bevorstehenden Abberufung. Er wollte vorher noch einen Sieg erfechten und griff am 1. März 1896 bei Adua mit kaum fünfzehntausend Mann das weit überlegene Heer des Negus Menelik an. Persönlich zeigte er sich brav, hielt in erster Linie im Feuer und zog sich unter den letzten zurück. Aber sein Heer wurde vollständig geschlagen. Zwei Generäle, Dabormida und Arimondi, fanden tapfer kämpfend den Heldentod. An Toten und Verwundeten verlor das italienische Heer viertausend Mann. Unter den Toten befand sich auch der junge Fürst Agostino Chigi, der einer streng päpstlich gerichteten Familie angehörte, aus der Papst Alexander VII. hervorgegangen war und die seit zweihundert Jahren die Würde eines Marschalls der Heiligen Kirche und Hüters des Konklave bekleidet. Er hatte sich freiwillig für die Expedition gegen Menelik gemeldet, um zu zeigen, daß sich die sogenannten Schwarzen, die päpstlich Gesinnten, an italienischem Patriotismus nicht von den Weißen, den königlich Gesinnten, übertreffen ließen.

Die Schlacht bei Adua

Am 2. März 1896 erhielt der Minister des Äußern, der Baron Blanc, in früher Stunde ein Telegramm, das mit den Worten begann: „Immane disastro!“ (Ungeheure Katastrophe!) Crispis Afrika-Politik war, seit Hiobsbotschaften aus Afrika eintrafen, mit zunehmender Schärfe kritisiert worden. Nun brach der Sturm los, und es erging dem Ministerpräsidenten, wie es meist Staatsmännern geht, die Mißerfolge haben. Parlament und Presse wälzten alle Schuld auf ihn oder rückten wenigstens von ihm ab. Crispi reichte seine Entlassung ein. Ich wohnte in der Diplomatenloge der Sitzung bei, in der Crispi der Kammer mitteilte, daß er seine Demission eingereicht und daß der König sie angenommen habe. Hoch aufgerichtet stand der siebenundsiebzigjährige Premierminister vor dem Parlament. Keine Miene zuckte in seinem scharfgeschnittenen, männlichen Gesicht. Als bei der Verkündung der Demission in der Hofloge von einer dem Ministerpräsidenten nicht wohlgesinnten Palastdame „Bravo“ gerufen wurde, warf er seiner Gegnerin einen Blick zu, der bewies, daß dieser alte Fechter sich über Lob und Tadel des Tages ebenso erhaben fühlte wie über alle Launen der Mobilium turba Quiritium.

Wenige Tage später wurde ein neues Kabinett unter dem Marquis Rudini gebildet. Auch Rudini war Sizilianer, aber während Crispi ein Sohn des Volkes war, gehörte der Marchese Rudini einer der ältesten Familien des Landes an. Auch Rudini war ein energischer Mann. Aber wenn Crispi seine überströmende Energie durch Reden und Gesten nach außen in jeder Weise zum Ausdruck brachte, bewies Rudini seine Festigkeit und Entschlossenheit mehr durch Zähigkeit und Geduld. Er hat das Abessinische

Das Kabinett Rudini

Abenteuer in einer für das Land ehrenvollen Weise durch den Frieden liquidiert, den Italien mit Abessinien am 26. Oktober 1896 schloß, zwei Tage nach der Vermählung des jetzigen Königs von Italien.

Der Kronprinz Viktor Emanuel heiratet

Als bekannt wurde, daß der Kronprinz von Italien sich mit der Prinzessin Helene von Montenegro verlobt habe, die er im Mai während der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau kennen und lieben gelernt hatte, schüttelten die fremden Vertreter in Rom den Kopf. Wo und wie werde die Trauung vor sich gehen? Der König müsse im Hinblick auf die italienische öffentliche Meinung darauf bestehen, daß die Trauung in der Landeshauptstadt, also in Rom, stattfinde. Das aber werde der Papst nie zugeben. Es zeigte sich auch bei diesem Anlaß die Gabe der Italiener, zwischen prinzipiellen Gegensätzen einen praktischen Ausweg zu finden. Der Ministerpräsident Rudini und der Kardinal-Staatssekretär Rampolla, beide Sizilianer, fanden diesen Ausweg während eines stillen Spazierganges, den sie in früher Morgenstunde zusammen in einer abgelegenen Allee der Villa Doria unternahmen. Die Peterskirche, meinte lächelnd der Staatssekretär der Kurie, könne er nicht wohl zur Verfügung stellen, wohl aber die Kirche Santa Maria degli Angeli, deren weite Räume sich prächtig für große Zeremonien eigneten. Man einigte sich auch leicht über den Geistlichen, der die Trauung vollziehen würde. In ferner Normannenzeit hatte der Erzbischof von Bari besondere Privilegien genossen. Von diesen Privilegien profitierte jetzt der König Umberto als Rechtsnachfolger der Normannenfürsten. So konnte die junge und schöne Prinzessin Helene getrost die Fahrt nach Rom antreten. Auch sie hatte, wie so viele Liebende, Hindernisse zu überwinden. Das montenegrinische Volk bekennt sich treu, ja nicht ohne einen gewissen Fanatismus, zur griechisch-orthodoxen Kirche. Die Prinzessin mußte, um Kronprinzessin von Italien zu werden, zur römisch-katholischen Kirche übertreten. Sie verließ als Rechtgläubige die väterliche Hauptstadt Cetinje. Dank der Feinheit und Überredungskunst eines der Prinzessin entgegengesandten italienischen Geistlichen vollzog sich die Konversion auf der Meeresfahrt nach Bari, wo die künftige Königin von Italien die heilige Kommunion aus den Händen des Erzbischofs in der altberühmten Kirche des heiligen Wundertäters Nicola nach römisch-katholischem Ritus empfing. Der Erzbischof hielt auch die Traurede in der Kirche Santa Maria degli Angeli. Sie erinnerte an die besten Reden Ciceros, des Vaters und Vorbilds aller lateinischen Rhetorik. In rollenden und dabei doch harmonischen Perioden wurden das heiß geliebte italienische Vaterland und der so treu verehrte Heilige Stuhl, der kluge Papst Leo XIII. und der ritterliche König Umberto gefeiert.

Als wir die Kirche verließen, frug mich Rudini, wie ich die Predigt gefunden hätte. „Pas mal, n'est ce pas?" meinte er mit zufriedenem Lächeln.

Ich mußte wahrheitsgemäß antworten: „Un chef d'œuvre de tact et de finesse." Wie zu Crispi, so stand ich auch zu seinem Nachfolger Rudini in den besten persönlichen Beziehungen. Seine kluge und liebenswürdige Frau hatte mich gebeten, ihn recht oft am Vormittag zu einem Spaziergang abzuholen, damit er sich die notwendige Bewegung mache. Wenn ich zu ihm kam, fand ich stets sein Vorzimmer voller Menschen. Als wir einmal durch eine zweite Tür das Freie erreicht hatten, sagte Rudini zu mir: „Es sind nicht die Geschäfte, die mich am meisten ermüden, sondern die vielen Besucher, die mir so viel Zeit kosten und mich durch ihr Geschwätz umbringen." Ich konnte das erst richtig verstehen, als ich selbst Minister wurde.

XLIX. KAPITEL

Besuch des Kaisers in Süditalien • Besteigung des Vesuv • Begegnung mit Kardinal Sanfelice, Erzbischof von Neapel • Die päpstliche Diplomatie, Kardinäle und Prälaten • Der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag und Fürst Bismarck • Die Kretische Frage • Die Nachfolge des Staatssekretärs Marschall • Besprechungen mit Phili Eulenburg in Meran und Venedig • Korrespondenzen mit Berlin • Ungewißheit und Unsicherheit bis zur endlichen Entscheidung

Mit Wilhelm II. in Neapel

Während des Besuches, den Wilhelm II. bald nach dem Rücktritt von Crispi Süditalien abstattete, bin ich Seiner Majestät zum erstenmal nähergetreten. Der Kaiser lernte mich kennen und ich ihn. Meine Eindrücke waren widerspruchsvoll, was ich ex post verstehe, denn Wilhelm II. war wohl der unausgeglichenste Mensch, dem ich begegnet bin. Man kam ihm gegenüber schwer zu einem sicheren und endgültigen Urteil. Als wir in Neapel die Zoologische Station des ausgezeichneten Gelehrten und liebenswürdigen Menschen Anton Dohrn besuchten, erstaunte uns der Kaiser durch seine rasche, leichte Auffassung und durch die geistreiche Art, wie er sein Interesse für Biologie zum Ausdruck brachte.

Darin wie in manchem andern war er der Sohn seiner Mutter, die auch für alles Interesse hatte und über alles Vorträge hielt, de omnibus rebus et quibusdam aliis. Nur mit dem Unterschied, daß sie ihr Wissen, zum Beispiel über Zoologie oder Botanik, über alle Zweige der Wissenschaft, die sich mit den organischen Naturkörpern beschäftigt, in bescheidenem Ton an den Tag legte, mit leiser Stimme und mit gesenkten Augen, der Kaiser laut und triumphierend. Zur Kaiserin Friedrich hatte ihr sehr gebildeter Vater, der Prince Consort, als sie noch ein Kind war, gesagt: „Die Zeiten sind vorüber, wo die Prinzen und Fürsten behaupten konnten, daß sie durch höhere Eingebung alles verstünden und sogar besser verstünden als die übrige Menschheit, wo Kaiser Siegismund, auf einen grammatikalischen Fehler aufmerksam gemacht, den er sich hatte zuschulden kommen lassen, auf dem Konzil von Konstanz hochmütig erwiderte: Caesar supra grammaticam! In unserer Zeit muß ein Fürst durch gute Lehrer und eigenen Fleiß es dahin bringen, daß er auf allen Gebieten und in allen Richtungen es anderen zuvortut.“

Kaiser Wilhelm II. war überzeugt, daß die eigene, zweifellos große Begabung, verbunden mit der Eingebung und Hilfe von oben, ihn instand setzte, alles zu kennen und alles zu können.

Bald nachdem Kaiser Wilhelm II. uns durch einen längeren Vortrag über die Lehre vom Leben, insbesondere über Zoologie, mit Bewunderung erfüllt hatte, entsetzte er den guten Dohrn und mißfiel mir in hohem Grade, indem er uns erklärte, daß er grundsätzlich jede Schildwache dekoriere, die den Passanten, der auf Anruf nicht gleich stillstehe, sofort niederschieße. Solche Auslassungen, deren ich später noch manche ähnliche gehört habe, waren nicht der Ausfluß einer grausamen Natur. Wilhelm II. hatte gar nichts von einem Nero oder von Dionys, dem Tyrannen von Syrakus, zu dem Damon schlich, den Dolch im Gewande. Er war vielmehr im Verkehr das, was man so einen guten Kerl nennt. Solche Exzesse in Worten waren auch nicht ein Zeichen jener Brutalität, die Peter dem Großen, die Kaiser Nikolaus I., die dem großen Napoleon vorgeworfen werden konnte, wo sie der Ausdruck gewaltiger, abnormer Energie waren. Bei Wilhelm II. waren sie das Symptom einer neurasthenischen Natur. Es fehlte Wilhelm II. wie an ruhigem Mut so auch an wirklicher Kraft. Er suchte deshalb durch Worte und Gesten den Eindruck eines Heros zu erwecken. Dabei vergriff er sich nicht selten in den Mitteln.

Am Krater des Vesuv

Nachdem er die Zoologische Station in Neapel besichtigt hatte, bestieg der Kaiser, begleitet von mir und einigen Herren, den Vesuv. In seinen hübschen Memoiren erzählt Graf Beugnot, daß er im Frühjahr 1813, damals leitender Minister des von Napoleon kreierten Großherzogtums Berg, mit dem Kaiser und dem Präfekten von Mainz, einem früheren Conventionnel, der Jean-Bon Saint-André hieß, eine Kahnfahrt bei Biebrich unternommen habe. Während der Fahrt habe Napoleon, in Gedanken versunken, ins Wasser geblickt. Außer dem Kaiser, dem Präfekten und Beugnot war niemand in dem Kahn. Da sagte der Konvents-Deputierte, über den der Geist von 1793 kam, der Geist der Terreur, leise zu Beugnot: „Quelle étrange position! Le sort du monde dépend d'un coup de pied de plus ou de moins." Als die Kahnfahrt zu Ende war, machte Beugnot dem Präfekten Vorwürfe über seine Boutade: „Savez vous que vous m'avez furieusement effrayé?! Vous êtes un insensé!" Der alte Terrorist antwortete: „Et vous un imbécile. Tenez-vous pour dit que nous pleurerons des larmes de sang que cette promenade de l'Empereur n'ait pas été la dernière." Als wir mit Wilhelm II. vor dem Krater des Vesuv standen, aus dem heiße Dämpfe und Gase aufstiegen, hörte ich einen der Herren seinem Nachbarn zuflüstern: „Wenn dieser liebenswürdige, charmante Mensch, aber inkohärente und höchst gefährliche Regent jetzt einen Schwindelanfall bekäme und in den Krater fiele, wie wären wohl die Folgen?"

Beim Erzbischof von Neapel

Wilhelm II. war novarum rerum cupidus wie nur irgendein Gallier zu Cäsars Zeit. Namentlich in seiner Jugend verlangte er nach immer neuen Impressionen. Als ihm erzählt worden war, daß sich der Erzbischof von Neapel, der Kardinal Sanfelice, großer Beliebtheit erfreue, wollte er ihn kennenlernen. Einen Besuch beim Erzbischof, den ich ihm vorschlug, erklärte er für einen zu weit gehenden Schritt. Er sprach den Wunsch aus, daß die Begegnung im Kloster Camaldoli stattfinden möge, von dem er im Baedeker gelesen hatte, daß man von dort eine prächtige Aussicht genieße. Das war richtig. Wenige Aussichten sind mit dem Rundblick zu vergleichen, der vom Garten des Klosters die Buchten von Neapel und Pozzuoli, den Golf von Gaëta, das volkreiche Neapel, den rauchenden Gipfel des Vesuv, den Posilipo und Capo Miseno, Procida und Ischia, Bajä und Cumä, Capri, Sorrento und Castellamare umfaßt. Die Kaiserin wäre gern auf der „Hohenzollern" geblieben, teils, weil sie müde war, teils, weil sie zwar, immer korrekt, römische Prälaten mit Courtoisie behandelte, diese Herren ihr aber doch etwas unheimlich waren. Wilhelm II. duldete jedoch bei seiner Frau keinen Widerspruch. Ihre Majestät mußte mit. Am Eingang des Klosters erwartete uns der Kardinal. Nachdem wir wieder und immer wieder die Aussicht bewundert und gemeinsam die Allmacht Gottes gepriesen hatten, der diesen Erdstrich so reich segnete, verlangte es den Kaiser, ein eingehendes und ernstes Gespräch mit dem Kardinal zu führen. Da der Kaiser nicht Italienisch sprach, während der Kardinal nur seine Muttersprache beherrschte, mußte ich als Dolmetscher fungieren. Der Kaiser stellte eine Reihe von Fragen, die der Kardinal taktvoll und klug beantwortete. Plötzlich rief der Kaiser, zu mir gewandt: „Fragen Sie ihn, ob er glaubt, daß die Protestanten in den Himmel kommen." Ich erwiderte, daß es besser sei, diese Frage nicht an den Erzbischof von Neapel zu richten. Der Kaiser insistierte. Ich blieb bei meinem Widerspruch. Der Kardinal, der unser Zwiegespräch nicht verstand, aber merkte, daß ich eine von Seiner Majestät gestellte Frage nicht weitergeben wollte, erklärte sich lächelnd bereit, die kaiserliche Wißbegierde in jeder Richtung zu befriedigen. So blieb mir nichts übrig, als Seine Eminenz zu fragen, ob nach seiner Ansicht auch Protestanten die Wonnen des Paradieses zuteil werden würden. Der Kardinal sann einen Augenblick nach. Dann meinte er: „La misericordia divina è infinita." (Die göttliche Barmherzigkeit hat keine Grenzen.) Der Kaiser war zufrieden und der Kardinal auch. Der Kardinal schenkte mir zur Erinnerung an die Zusammenkunft von Camaldoli sein Bild, das ich vor mir stehen habe. Es erinnert mich an einen gütigen und weisen, feinen und weltkundigen Kirchenfürsten, der mit derselben Klugheit, mit der er die verfängliche Frage des Kaisers Wilhelm II. beantwortete, es verstand, das volle Vertrauen der Kurie zu bewahren, dabei

die besten Beziehungen zur italienischen Regierung zu unterhalten und sich in Neapel allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen.

Wenn England wohl das Land ist, das in den letzten Jahrhunderten am verständigsten und erfolgreichsten regiert worden ist, so wird die Diplomatie der römischen Kurie, wie ich glaube, an Takt, an Ruhe und Geduld, an Scharfsinn, an Menschenkenntnis und an Kunst der Menschenbehandlung von keiner anderen übertroffen. Das gilt von den Monsignori, von den Domherren und Prälaten, von den Nunzien, von den Kardinälen. Meine Beziehungen zu dem liebenswürdigen und geistvollen Nunzius Czacki in *Rampolla* Paris habe ich schon erwähnt. Ich möchte aber auch des Kardinals Rampolla gedenken, zu dem ich schon während meiner Amtszeit in einem freundlichen Verhältnis stand und den ich während der ersten Jahre meines Aufenthaltes in der Villa Malta viel sah. Er verband eine feurige Seele mit einem kühlen Kopf und einer ruhigen Hand. Unerschütterlich in allen Prinzipienfragen des päpstlichen Stuhls und der römischen Kirche, war er kulant in Formen, Umgang und Verkehr. Seine Bewunderung für Bismarck war ebenso groß wie die seines sizilianischen Landsmannes Crispi. In seinem Arbeitszimmer hingen nur zwei Bilder: die schöne Reproduktion der Madonna von Murillo, deren Original im Palazzo Corsini hängt, und ein Bild, das den Fürsten Bismarck darstellt, wie er seinem kaiserlichen Herrn, Wilhelm I., Vortrag hält. Der prächtige Typus eines würdigen Kardinals ist der langjährige Dekan des Sacro Collegio, Vincenzo Vanutelli. Fast *Vanutelli* neunzig Jahre alt, ist er so rüstig wie ein gut erhaltener Sechziger, immer ein gütiges Lächeln auf den Lippen, geistig klar und voll Interesse. Ein patriotischer Italiener. Er rühmt sich, Pius XI. nach seiner Wahl durch energischen Zuspruch dazu bewogen zu haben, im Gegensatz zu seinen drei Vorgängern das auf dem Petersplatz versammelte Volk wieder von der Loggia der Peterskirche aus zu segnen. „L'ho spinto io!" (Ich habe ihn vorgestoßen!) meinte er, als er mir diese historische Szene nicht ohne Stolz erzählte. Vincenzo Vanutelli hat fünf Päpste auf dem Thron gesehen, zweimal im Anno Santo, 1900 und 1925, als Erzpriester von Santa Maria Maggiore das Heilige Tor geschlossen. Ein gütiger Freund ist mir und meiner Frau der Kardinal Ragonesi, ein Kirchenfürst, der in seltenem Maße hervorragende politische Begabung und Erfahrung mit jener Eigenschaft verbindet, die der Franzose mit dem schönen Ausdruck „La politesse du cœur" bezeichnet. Von deutschen Kardinälen wüßte ich nur den Kardinal Kopp, der an geistiger Feinheit und Grazie des Auftretens mit italienischen Prälaten zu vergleichen wäre.

Wenn auch mein dienstliches Interesse und meine stete Beobachtung der innern und auswärtigen Politik Italiens gewidmet waren, so konnten die Vorgänge, die sich in der Heimat abspielten und in deren Mittelpunkt

die gewaltige Gestalt Bismarcks stand, meinem Blick nicht entgehen. Am 1. April 1895 sollte Fürst Bismarck sein achtzigstes Lebensjahr vollenden. Am 23. März schlug der Präsident des Reichstags, Herr von Levetzow, dem Hause vor, dem Fürsten die Glückwünsche des Reichstages auszusprechen. Graf Hompesch im Namen des Zentrums, Eugen Richter für die beiden Volksparteien, der Sozialdemokrat Singer, der Pole Fürst Radziwill und der Welfe von Hodenberg protestierten gegen eine Ehrung des Fürsten Bismarck. Der Reichstag lehnte mit 163 Stimmen der Klerikalen, Demokraten und Sozialisten gegen 146 Konservative und Nationalliberale die Beglückwünschung des Fürsten ab. Jeder wußte, daß der Staatssekretär des Äußern, Herr von Marschall, seinen Einfluß namentlich auf das Zentrum im Sinne der Ablehnung einer Ehrung für den Fürsten Bismarck geltend gemacht hatte. Als er das Resultat der Abstimmung erfuhr, richtete Wilhelm II., unbekümmert um alles, was er selbst dem Fürsten Bismarck angetan hatte, ein Telegramm an ihn, in dem er seiner „tiefsten Entrüstung" über den Beschluß des Reichstags Ausdruck gab. Bismarck antwortete ehrerbietig in der Form, aber inhaltlich kühl. Als der französische Botschafter in Berlin, Monsieur Herbette, den Reichstagsbeschluß vom 23. März 1895 erfuhr, meinte er vor mehreren anderen fremden Diplomaten: „Les Allemands diront et feront ce qu'ils voudront, ils ne seront jamais un grand peuple."

Der Reichstag lehnt Ehrung Bismarcks ab

Im Oktober 1896 brachten die „Hamburger Nachrichten" Einzelheiten über den sogenannten Rückversicherungsvertrag, den seinerzeit vom Fürsten Bismarck abgeschlossenen deutsch-russischen Neutralitätsvertrag. Ein freisinniges Blatt hatte in einem Artikel ausgeführt, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland in den letzten Jahren der Reichskanzlerzeit des Fürsten Bismarck ungünstig gewesen seien, auch nach dem Tode des Fürsten Gortschakow. Dessen Persönlichkeit sei also nicht das einzige Hindernis eines guten Einvernehmens zwischen Deutschland und Rußland gewesen. Der große Entamtete ließ durch sein Hamburger Organ diese demokratische Auslassung mit Schärfe zurückweisen. Die Behauptung, daß Alexander III. und Herr von Giers nach dem Tode von Gortschakow dessen Politik fortgesetzt hätten, sei „absolut unwahr". Schon in Skierniewice, also sehr bald nach dem Ausscheiden von Gortschakow, sei das gute Einvernehmen der deutschen und der russischen Politik wiederhergestellt worden und bis zur Entlassung des Fürsten Bismarck in dieser Verfassung geblieben. Bis 1890 seien beide Reiche in vollem Einverständnis darüber gewesen, daß, wenn eines von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben solle. Wenn also beispielsweise Deutschland von Frankreich angefallen würde, so war die wohlwollende Neutralität Rußlands zu gewärtigen und die Deutschlands, wenn

Die „Hamburger Nachrichten" über den Rückversicherungsvertrag

Die „Krüger-Depesche“

Das Telegramm Wilhelms II. an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik Krüger. Konzept von der Hand des Direktors der Kolonialabteilung Kayser

(zu Seite 680)

Berlin, den 3. Januar 1896

Präsident Krüger, Prätoria

*Ich spreche Ihnen Meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von Außen zu mehren.**

N[amen] S[einer] M[ajestät]

Wilhelm I. R.

---

* *Die Änderung im letzten Satz hat Staatssekretär Marschall vermutlich auf Wunsch Wilhelms II. vorgenommen. In der Ecke rechts unten die Paraphen von Marschall und Kayser.*

Ausw. Amt Kol. A

nr. 3½ Januar 189

Berlin den 3 Januar 18

Präsident Krüger

Pretoria

Ausw. Amt Kol. Abth. 122
pr. 3/1 Januar 1896 p. M.

Berlin den 3 Januar 1896

Präsident Krüger
Prätoria

Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und ~~das Ansehen Ihrer Regierung~~ zu wahren.

N. S. M.

[illegible]

Wolff u. an Reichsanzeiger gegeben 3/1

die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von Außen

Zdr

[illegible] 3/1

7 Nr 45.

G. N. 3/1. 11 20 Vm. mit C. R.

Transvaal 2

69

Rußland unprovoziert angegriffen würde. Der Artikel schloß: „Dieses Einverständnis ist nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck nicht erneuert worden, und wenn wir über die Vorgänge in Berlin richtig unterrichtet sind, so war es nicht etwa Rußland, sondern Deutschland war es, das die Fortsetzung dieser gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war. Wenn man dazu die gleichzeitige polonisierende Ära, die durch die Namen Stablewski und Koscielski gekennzeichnet ist, politisch in Anschlag bringt, so wird man nicht zweifelhaft sein können, daß die russische Regierung sich fragen mußte: Welche Ziele kann dieser preußische Polonismus haben, der mit den Traditionen Kaiser Wilhelms I. so flagrant im Widerspruch steht?“

Diese Auslassungen der „Hamburger Nachrichten“, die in jeder Wendung die Tatze des Löwen erkennen ließen, machten in Deutschland und in Europa sehr großes Aufsehen. Demokratische, klerikale und sozialistische Blätter überhäuften den Alten im Sachsenwald mit wüsten Schmähungen. Ein freisinniges Blatt meinte, Caprivi, der mit gelassener Ruhe von dem leidenschaftlichen Urteil der Gegenwart an die Objektivität der Nachwelt appelliere, stehe turmhoch über dem „aufgeregten Treiben des gealterten Herrn aus dem Sachsenwald“. Das leitende Zentrumsblatt, die „Germania“, behauptete, daß, von einigen unentwegten Trabanten des Fürsten Bismarck abgesehen, ganz Deutschland sein Vorgehen verdamme. Kaiser Wilhelm II. geriet in gewaltigen Zorn. Bei einem Besuch, den er dem Schießplatz in Meppen und den Kruppschen Werken in Essen abstattete, verkündete er laut und vor Zeugen, daß er Bismarck wegen Landes- und Hochverrats in Spandau einsperren lassen werde. Die Verbreitung dieser Drohungen durch die Presse wurde verhindert, sie fanden aber ihren Weg nach Friedrichsruh. Fürst Bismarck ließ darauf in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ erklären, er bedauere, daß, nachdem wir dreißig Jahre im Aufschwung gewesen seien, die Sache jetzt rückwärts gehe. Er werde ja das Ende nicht erleben, aber für seine Söhne tue es ihm leid. Zu der Drohung, daß ihm ein Prozeß gemacht werden würde, hatte der Fürst nach den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ bemerkt, er habe gar nichts dagegen, daß man seinem Leben einen dramatischen Abschluß gebe.

Drohungen des Kaisers

Im Reichstag wurde eine Interpellation über die Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten“ eingebracht, die der Staatssekretär Marschall in dialektisch gewandter, sachlich schwächlicher und schwungloser Weise beantwortete. Der Abgeordnete Eugen Richter meinte, Bismarck habe durch seinen Rückversicherungsvertrag einen Vertrauensbruch gegen Österreich begangen und die deutsche Politik diskreditiert. Fürst Bismarck habe sich auch des Verrats von Staatsgeheimnissen schuldig gemacht, und nur mit Rücksicht auf sein hohes Alter und gewisse frühere Verdienste

Reichstags-Interpellation

möge Gnade vor Recht ergehen. Der Sozialist Liebknecht erklärte, Fürst Bismarck habe Österreich durch seinen Rückversicherungsvertrag „verraten". Dieser weise Thebaner fügte hinzu: „Die doppelte Moral der Diplomaten muß endlich aufhören." Der alte Fürst Hohenlohe hatte Kaiser Wilhelm II. seine Absicht, den Fürsten Bismarck in Spandau einzusperren, mit Feinheit und nicht ohne Humor ausgeredet. Es sei nicht ausgeschlossen, sagte er zum Kaiser, daß den achtzigjährigen Bismarck im Arrest aus Erregung und Zorn der Schlag treffen würde. Dann entstünde die Frage der Beisetzung. Der Kaiser würde sie natürlich feierlich gestalten und selbstverständlich an ihr teilnehmen wollen. Wäre es eines so großen Monarchen würdig, in einer Festung zweiten Ranges den Leichenkondukt seines ersten und berühmtesten Kanzlers vor sich gehen zu lassen? Allmählich beruhigte sich Wilhelm II.

Die Kreta-Krise

Wie sich die europäischen Verhältnisse seit dem Berliner Kongreß und seit dem ein Jahr später erfolgten Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses gestaltet hatten, war die Balkanhalbinsel der Wetterwinkel, wo sich leichter als anderswo ein den europäischen Frieden bedrohendes Gewitter zusammenziehen konnte. Hier drohte dem Weltfrieden seit der Mitte der siebziger Jahre, während vierzig Jahren, die realste Gefahr. Ihr Zentrum war einst die Herzegowina gewesen und sollte später erst Bulgarien, dann Bosnien und Serbien werden. Jetzt war Kreta der bedrohlichste Punkt. Im Februar 1896 brachen dort Unruhen aus. Die mir in Rom während der Kretakrise gestellte Aufgabe war, Italien von Seitensprüngen abzuhalten, um so einerseits eine weitere Ausdehnung des Brandes zu verhindern und auf der anderen Seite die innere Geschlossenheit des Dreibundes nach außen hervortreten zu lassen. Wilhelm II. war von der Art, wie ich diese Aufgabe löste, so entzückt, daß er mir das Band des Kronenordens verlieh, mein erstes preußisches Band, und dazu telegraphierte: „Die Dekoration, die auf meine Anregung hin Ihnen gesandt wurde, haben Sie in höchstem Maße verdient. Die ganzen letzten Monate haben Sie durch meisterhaftes Manövrieren es verstanden, Italien und Orient vernünftig zu halten. Dafür gebührt Ihnen mein herzlichster Dank."

Zu Philipp Eulenburg nach Meran

Im Januar 1897 erhielt ich einen Brief von Philipp Eulenburg, der mir schrieb, daß er mich unbedingt sprechen müsse. Er sei zu leidend, um mich in Rom aufzusuchen oder mir auch nur ein Rendezvous in Venedig zu geben. Ich müsse ihm also das Opfer bringen, nach Meran zu kommen, wo er zum Besuch seiner Mutter weile. Ich fand Phili in Meran nicht so krank, wie er behauptet hatte. Er war seit jeher un malade imaginaire. Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß, wie mir mein lieber Freund, der ausgezeichnete Arzt Professor Renvers, gelegentlich sagte: der „malade imaginaire" subjektiv ebenso leidet, als ob er tatsächlich krank wäre. Auf dem Sofa

liegend, unter dem Kopf zwei Kissen, die ihm seine liebevolle Mutter, von einer zum Besuch bei ihr weilenden Schwester unterstützt, untergelegt hatte, die Beine eingewickelt in dicke Decken, setzte er mir auseinander, daß er völlig unter dem Eindruck eines vor einigen Tagen erhaltenen kaiserlichen Briefes stehe. Der Kaiser hatte ihm, in aufgeregtem Ton, in zerhackten Sätzen, mit zahllosen Ausrufungszeichen, geschrieben, daß er es mit dem Staatssekretär Marschall nicht länger aushalte. Marschall habe ihn „verraten". Er stecke mit den Schwarzen und mit den Roten unter einer Decke. Marschall müsse fort, sobald als möglich, wenn er, der Kaiser, nicht moralisch und gesundheitlich zugrunde gehen solle. Daß Marschall nicht länger bleiben dürfe, sei auch die Überzeugung des Reichskanzlers Hohenlohe. „Der richtige Nachfolger für Marschall ist Bernhard Bülow, von dem mein Onkel Chlodwig Hohenlohe mir wiederholt gesagt hat, der wäre der beste Kopf in unserer Diplomatie." Fürst Chlodwig Hohenlohe war nach dem gleichzeitigen Ausscheiden des Reichskanzlers Caprivi und des preußischen Ministerpräsidenten Botho Eulenburg am 26. Oktober 1894 deutscher Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident geworden.

Die Nachfolge Marschalls

Philipp Eulenburg setzte mir in Meran während drei Tagen mit seinen vielseitigen Überredungskünsten und seinem auskunftsreichen Geist auseinander, daß es meine Pflicht gegenüber dem Kaiser und dem Lande sei, die Nachfolge Marschalls nicht auszuschlagen. Ich antwortete ihm, daß ich an und für sich lieber in Rom bliebe. Von den Wünschen meiner Frau wolle ich gar nicht reden, der es schwerfallen würde, sich von ihrer Mutter zu trennen. Selbstverständlich kämen solche persönlichen Erwägungen gegenüber dem Interesse des Dienstes nicht in Frage. Aber auch dienstlich könnte ich mich, wie ich glaube, in Rom nützlicher machen als in Berlin. Die politischen Schwierigkeiten des mir zugedachten Postens erschreckten mich nicht, obwohl ich parlamentarisch ein völliger Neuling sei und, abgesehen von einem Plädoyer als Metzer Referendar vor dreiundzwanzig Jahren und gelegentlichen Toasten bei Kaisers Geburtstag, nie öffentlich gesprochen hätte. „Aber werde ich auf die Länge mit dem Kaiser auskommen? Nur eines: Der Kaiser steht à couteaux tirés mit dem Fürsten Bismarck, mich aber wird nichts abhalten, auch öffentlich meiner Verehrung und Bewunderung für Bismarck Ausdruck zu geben. Ich würde, wenn ich Minister werden sollte, so bald wie möglich dem Fürsten Bismarck meine Aufwartung machen. Ich würde auch mit Herbert weiter in der bisherigen freundschaftlichen und herzlichen Weise verkehren." Phili, der seit der Krisis von 1890 mit Herbert ganz überworfen und auch bei dessen großem Vater sehr schlecht angeschrieben war, schnitt ein Gesicht. Er bemühte sich, mir zu beweisen, daß, wenn ich Minister würde, es meine

Pflicht gegenüber dem König wäre, dessen Gegner und Feinde als meine eigenen zu betrachten und zu behandeln, und König Wilhelm II. habe zur Zeit keine gefährlicheren und dabei ruchloseren Feinde als den Fürsten Bismarck, den „bösen alten Mann“, und dessen Sohn, den „gräßlichen“ Herbert. Die abscheulichen hoch- und landesverräterischen Enthüllungen der „Hamburger Nachrichten“ über den perfiden Rückversicherungsvertrag hätten begreiflicherweise den berechtigten Zorn Seiner Majestät noch erhöht. Als ich fest blieb, meinte Eulenburg schließlich seufzend: „Der Kaiser ist so sehr auf dich versessen, daß er selbst deinen mir ja auch im höchsten Grade antipathischen Bismarck-Kultus schlucken wird.“

Dieses Hinundherreden dauerte vom Morgen bis zum Abend, nur unterbrochen durch das Vorlesen einiger nordischer Balladen, die Phili in der letzten Zeit gedichtet hatte. Ich habe immer die Gewohnheit gehabt, bei bewegter Gemütsstimmung nach einem guten Buch zu greifen, um meine Gedanken abzulenken und, wie Homer das nennt, der Seele Unruhe zu zerstreuen. Als ich einundzwanzig Jahre vorher in Florenz nach dem, was mir mein Chef, Herr von Keudell, über die Abneigung der Kronprinzessin gegen meinen Vater und gegen mich mitgeteilt hatte, mit jugendlicher Impressionabilität an meiner diplomatischen Zukunft zweifelte, hatte ich nach Balzac gegriffen. Ich habe später, während der langen und schwierigen Zolltarifdiskussionen, mich abends in Lamartines etwas zu lyrische, aber doch packende „Histoire des Girondins“ vertieft. Die tragische Größe der Revolutionsgestalten, der Vergniaud, Danton, Saint-Just, tröstete mich über die lederne Spießbürgerlichkeit der Philister, mit denen ich um Zolltarifpositionen zu feilschen hatte. In Meran las ich jetzt „Jürg Jenatsch“ von Conrad Ferdinand Meyer. Der mit meisterhafter Psychologie geschriebene Roman des großen Schweizers, einer der besten Romane der an guten Romanen bis heute nicht reichen deutschen Literatur, hob mich über die Schwierigkeiten des Augenblicks, stärkte meinen Mut, mich in eine neue Welt zu wagen, ihr Weh, ihr Glück zu tragen, und schärfte auch mein Verständnis für die Beweggründe, von denen sich Phili leiten ließ. Er war herzlich erfreut gewesen, als der damals innig mit ihm befreundete Holstein meine Versetzung nach Rom durchgesetzt hatte, teils aus wirklicher Freundschaft für mich, teils weil ich ihm als Pacemaker für Wien dienen sollte. Mit meinem Aufstieg zum Reichskanzler war er später viel weniger einverstanden. Hohenlohe-Langenburg wäre ihm als Reichskanzler lieber gewesen, schon weil in diesem Falle Straßburg für ihn frei geworden wäre. Meine Ernennung zum Staatssekretär hat Eulenburg mit jedem denkbaren Nachdruck betrieben. Gerade an dieser Stelle wollte er einen Freund haben, jedenfalls keinen Feind. Marschall war ihm persönlich nicht besonders sympathisch, doch würde er sich, wie sein Kumpan

Holstein, mit dem vorläufigen Bleiben des bisherigen Staatssekretärs schließlich abgefunden haben. Aber die ebenso plötzliche wie heftige Aversion des Kaisers schloß diesen Ausweg für Phili aus, der gerade in Personalfragen Seiner Majestät nur ungern entgegentrat. Alle, die außer mir etwa noch in Frage kommen konnten, also Alvensleben, Rotenhan, Richthofen, Monts, Kiderlen, Derenthall, waren Phili unbekannt oder unsympathisch. Vor einer Rückkehr von Herbert Bismarck fürchtete er sich wie der Teufel vor dem Weihwasser. Selbst den Posten des Staatssekretärs zu übernehmen, fühlte er sich ganz außerstande, da er weder die Arbeitskraft und die Kenntnisse hatte, dieses Ressort zu leiten, noch die Nerven, um vor den Reichstag zu treten.

Korrespondenz zwischen Eulenburg, Holstein und Bülow

Als ich mich in Meran von Phili trennte, war noch alles unentschieden. Er hielt an der Hoffnung fest, mich umzustimmen. Ich blieb bei meinem Widerstand. Während der nächsten Wochen folgte eine ziemlich unerfreuliche Korrespondenz zwischen Eulenburg, Holstein und mir. Ich war in keiner Weise das Ideal von Holstein. Er hätte am liebsten Marschall behalten, der, als Neuling in der auswärtigen Politik, ohne Kenntnis des Auslandes, ohne diplomatische Erfahrung und damals noch ohne diplomatische Formen, leicht zu lenken war. Aber Holstein wußte, daß Wilhelm II. Marschall durchaus los sein wollte und daß bei dem Eigensinn Seiner Majestät in Personalfragen dieser Widerstand kaum zu überwinden war. Kiderlen lehnte Holstein ab, obwohl dieser, seitdem sie gemeinsam Bismarck verraten hatten, vor der Welt als der treueste Knappe von Holstein galt. Monts lehnte Holstein erst recht ab, da er ebenso plump und taktlos sei wie Kiderlen und dabei, im Gegensatz zu diesem, kein politischer Kopf. Kiderlen hatte übrigens selbst keine Lust, Staatssekretär zu werden. Er wußte, daß er dem Kaiser unsympathisch geworden war, und erwiderte diese Gefühle Seiner Majestät mit ebenso gründlicher Abneigung. Mit schwäbischem Humor ließ er mich wissen, daß das Zusammensein mit unserm allergnädigsten Herrn, bei dem er nun schon seit mehreren Jahren als Vertreter des Auswärtigen Amtes während der Reisen Seiner Majestät fungierte, ihm zum Halse heraushänge. Er würde viel lieber einen Posten im Auslande übernehmen. Anders Monts, damals Gesandter in München. Der richtete einen in sehr devotem, fast kriechendem Tone gehaltenen Brief an mich, in dem er mir auseinandersetzte, daß ich „natürlich“ der weitaus beste Nachfolger des „endlich“ an seiner Unfähigkeit gescheiterten Marschall sein würde. Wenn ich aber, was er durchaus begriffe, lieber in Rom bliebe, und sofern ich ihm mein Vertrauen zuwendete und meinen Rat nicht vorenthielte, würde er, gehoben durch solches Vertrauen und erleuchtet durch meine Ratschläge, mutig den Posten des Staatssekretärs übernehmen.

Nochmals Begegnung mit Eulenburg

In Venedig hatte ich im April 1897 nochmals eine Begegnung mit Phili Eulenburg. Er war von seiner Mutter begleitet. Da Phili ungern ging, fuhren wir à trois in einer Gondel durch die Kanäle der zauberhaften und melancholischen Stadt. Die Mutter unterstützte die Vorstellungen ihres Sohnes und erklärte, es sei meine Pflicht, als guter Preuße mich dem Ruf des Königs nicht zu verweigern. Ich entwickelte immer wieder und mit steigendem Nachdruck die Gründe, aus denen ich nicht glaubte, in the long run mit Seiner Majestät auskommen zu können. Ich hob noch einmal und mit noch größerer Schärfe unsere verschiedenartige Stellung zu Bismarck hervor. Hiervon abgesehen, dächte ich in der innern wie in der äußern Politik in vielen Punkten anders als unser Kaiser. In der äußern Politik brauchten wir vor allem Stetigkeit. Nachdem wir den Bismarckschen Draht, der uns mit Rußland verbunden, leider zerschnitten hätten, dürften wir uns nicht von England gegen Rußland vorschieben lassen. Wir dürften aber ebensowenig für die Russen die Kastanien aus dem englischen Feuer holen. Wir müßten vorläufig unsere selbständige Stellung behaupten und zu Rußland wie zu England gute Beziehungen aufrechterhalten. Der Kaiser aber neige heute zu Rußland und morgen zu England und immer mit Illusionen und Übertreibungen und „Volldampf voraus". In der innern Politik sei ich gewiß für eine starke Monarchie, wie das den preußischen Traditionen und dem Wohl des Reiches entspreche. Aber fortgesetzte Einmischung des Kaisers in den Gang der Geschäfte hielte ich für ein Übel, schon weil der Kaiser im Grunde nicht viel von Politik verstünde. Er habe bisweilen ganz nette Einfälle, aber er besitze nicht die Nüchternheit, Ruhe und Stetigkeit, die für die Leitung der Politik eines großen Reiches unentbehrlich seien. Er kenne nicht das Ausland. Er sei überhaupt kein Menschenkenner. Er sei geneigt, seine Phantasien für Realitäten zu nehmen und das, was er wünsche, als tatsächlichen Faktor in Rechnung zu stellen. Mit einer englischen Wendung gab ich der Meinung Ausdruck, daß Wilhelm II. nur zu oft „in a fools paradise" lebe. Die allzuvielen, oft geistvollen, meist oratorisch gelungenen, aber nicht immer vorsichtigen, auch nicht immer logischen, bisweilen taktlosen, zum Teil geradezu exzentrischen Reden des Kaisers schadeten uns nach außen wie im Innern. Und endlich hielte ich im Gegensatz zu dem neuerdings freihändlerisch angehauchten Monarchen einen ausgiebigeren Schutz der deutschen Landwirtschaft für unerläßlich.

Phili widersprach mir nicht direkt, er erklärte sogar, in manchen Punkten meine Ansicht zu teilen. Aber ich fühlte, daß ich ihn nicht wirklich überzeugte und daß er meine Berufung nach Berlin nicht nur für wünschenswert, sondern als absolut notwendig ansah. Er sei übrigens überzeugt, führte er in unserm Gespräch mehrfach aus, daß ich sehr gut

mit dem Kaiser auskommen würde, aber natürlich müsse ich ihn zu „behandeln“ wissen.

Phili wiederholte immer wieder: „Du bist es dem Lande schuldig, dem Ruf des Kaisers Folge zu leisten, aber wenn du den Kaiser nicht so nimmst, wie er nun einmal genommen werden muß, dann würdest du allerdings deine Person pro nihilo einsetzen und dich umsonst opfern. Dem Kaiser machen sachliche Argumente gar keinen Eindruck. Er ist nur für persönliche Gesichtspunkte, für persönliche Einwirkungen empfänglich. Wenn du etwas erreichen, wenn du dem Lande nützen und helfen willst, so muß dich der Kaiser liebgewinnen. Du bist ein Seelenfänger, ein großer Charmeur. Du hast in deinem Leben viele Menschen bezaubert. Jetzt trachte, den Kaiser zu bezaubern. Pro Patria esto! Du kannst dem Kaiser, wo es nötig ist, sehr wohl widersprechen, aber widersprich ihm nur unter vier Augen und ärgere ihn nicht unnötig in Kleinigkeiten. Wenn der Kaiser nicht den Eindruck hat, daß du ihn gern hast, daß du ihn liebst, bewunderst, so ist nichts mit ihm zu machen. Du warst Husar, du bist ein guter Reiter. Der Kaiser ist ein Pferd, das nur geht, wenn es mit leichter Hand geführt wird, wenn es wohl den Schenkeldruck fühlt, aber nicht ins Maul gerissen wird und nicht zu oft den Sporn bekommt, wenn es vor allem bisweilen, sogar recht oft, ein Stück Zucker bekommt. Vergiß nicht den Zucker! Ohne Zucker ist dieser Gaul über kein Hindernis zu bringen, nicht am Ausbrechen zu verhindern, überhaupt nicht zu reiten.“ Eulenburg, der wie sein hoher Gebieter alles von der persönlichen Seite nahm, wurde nicht müde, mir auseinanderzusetzen, daß die beiden Faktoren in Berlin, mit denen ich, wenn ich reüssieren wollte, mich stellen müßte, der Kaiser und Holstein seien. Als ich ihm sagte, daß Holstein, der schon meinem Vater unheimlich gewesen sei, auch mir kein Vertrauen einflöße, und ihn vor dem „großen Geheimrat“, wie er ihn nannte, warnte, meinte Eulenburg: „Ich glaube, daß Holstein im Grunde ein weiches, ja zärtliches Herz hat. Übrigens bin ich in meinem Leben mit vielen seltsamen, anormalen Menschen ausgekommen und gut ausgekommen. Ich werde auch mit Holstein fertig und fühle mich mit ihm ganz wohl.“

Nach Rom zurückgekehrt, hörte ich aus Berlin, daß für die Nachfolge von Marschall auf den Gesandten von Alvensleben zurückgegriffen werden sollte. Auch von Rotenhan, Holleben, Richthofen und Derenthall wurde gesprochen. Ich will nicht verschweigen, daß ich von persönlich nicht interessierten, wohlmeinenden Patrioten Zuschriften erhielt, in denen ich unter Appell an meine Vaterlandsliebe gebeten wurde, den Posten des Staatssekretärs anzunehmen. In diesem Sinne wurde mir auch warm und dringend aus der Umgebung des Fürsten Bismarck geschrieben. Im Mai besuchten mich in Rom, nicht gleichzeitig, aber im Laufe derselben Woche,

Hollmann und Tirpitz

zwei Landsleute, zwei Admiräle, die, im übrigen sehr voneinander verschieden, mir beide von der Frage sprachen, die im Mittelpunkt unserer inneren Politik stand und die, wie ich mir nicht verhehlte, auch außenpolitisch sehr bedeutungsvoll war, der Flottenfrage. Zuerst erschien im Palazzo Caffarelli der amtierende Staatssekretär des Reichsmarineamts, Friedrich Hollmann, damals fünfundfünfzig Jahre alt. Der Kaiser nannte ihn „Hollmännchen", und er hatte, obwohl er sich schon als junger Offizier 1870 auf der „Grille" im Gefecht von Hiddensee brav gehalten hatte, in seiner ganzen Art etwas Skurriles, etwas von der Art jener Leute, die in einem Regiment, einem Korps, einem Klub zwar allgemein beliebt sind, aber nicht ganz ernst genommen werden. Ganz anders der um sieben Jahre jüngere, in meinem Alter stehende Mann, der bald an seine Stelle treten sollte: Alfred Tirpitz. An ihm war alles ernst und gründlich, fest und schwer. Ein Willensmensch! Wenn Hollmann einen freundlichen und gemütlichen Eindruck machte, so sprach aus Tirpitz verhaltene Leidenschaft, ein starker Ehrgeiz, die Fähigkeit, zu hassen, die Lust am Kampf.

Zwei Kreuzer vom Reichstag abgelehnt

Im März 1897 hatte die Budget-Kommission des Reichstages an allen Marine-Forderungen erhebliche Abstriche vorgenommen. Am 18. März 1897, genau neunundvierzig Jahre nach dem Berliner Revolutionsspuk von 1848, hatte im Plenum des Reichstages die zweite Lesung des Marine-Etats stattgefunden. Umsonst waren der Kanzler Hohenlohe in einer kurzen, verständigen, aber nach seiner Gewohnheit von kleinen Zettelchen mühsam abgelesenen Rede, der Staatssekretär Marschall in langen und breiten Ausführungen für die vom Reichsmarineamt geforderten zwei Kreuzer eingetreten. Umsonst war der damalige Staatssekretär des Reichsschatzamtes, der spätere Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Graf Posadowsky, den Bedenken entgegengetreten, die Eugen Richter vom finanziellen Standpunkt aus gegen die Bewilligung der zwei geforderten Kreuzer erhoben hatte. Die beiden Kreuzer wurden mit zweihundertundvier Stimmen des Zentrums, der Freisinnigen, der Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Elsässer gegen einhundertunddreiundvierzig Stimmen der Konservativen und Nationalliberalen abgelehnt. Admiral Hollmann ließ mir bei seinem Besuch in Rom keinen Zweifel darüber, daß er eine Verstärkung unserer Flotte nicht nur für wünschenswert, sondern im Hinblick auf die fortschreitende Entwicklung unseres überseeischen Handels für notwendig hielte. Eine solche Verstärkung im Reichstag durchzusetzen, sei aber angesichts des Widerspruchs des Zentrums, der Freisinnigen und der Sozialdemokraten völlig ausgeschlossen, zumal selbst die Konservativen und namentlich die extremen Agrarier in der Konservativen Partei innerlich allen Flottenplänen kühl, wenn nicht ablehnend gegenüberstünden. „Lassen Sie sich nicht nach Berlin locken",

sagte mir Hollmännchen, während wir, mit dem Blick auf das Forum Romanum, auf der Terrasse des Palazzo Caffarelli auf und ab gingen. „Hier in Rom haben Sie es so gut. In Berlin würden Sie einem Fiasko entgegengehen. Keiner wird dem Kaiser seine Flottenwünsche durchsetzen, auch Sie nicht, Herr Botschafter, an den ja unser allergnädigster Herr als Nachfolger für den ganz verbrauchten Marschall denken soll. Fallen Sie darauf nicht herein. Ich rate Ihnen gut.“ Tirpitz sprach optimistischer. Unter den Gebildeten in Deutschland, in den Kreisen der Industrie und des Handels, auch unter den Gelehrten, bei allen Intellektuellen herrsche Verständnis für die Notwendigkeit deutscher Seegeltung. Er frug mich aber, ob ich im Reichstag würde reden können. Das wäre sehr wünschenswert, denn der Kanzler Hohenlohe sei kein Redner, und er selbst könne sich schon wegen seiner schwachen Stimmittel und einer gewissen Befangenheit nicht als einen solchen bezeichnen. Ich antwortete, ich hätte es noch nicht versucht. Im übrigen liege nach meiner Ansicht die Hauptschwierigkeit der Flottenfrage gar nicht im Reichstag. Ich sähe sie weit mehr in der Eifersucht und Beunruhigung, die eine stärkere, eine tüchtige, große deutsche Flotte in England hervorrufen würde, das ohnehin auf unsere schnellen, vielleicht allzu schnellen Fortschritte in Handel, Industrie und Schiffahrt täglich eifersüchtiger werde.

Inzwischen wurde die Stellung des Staatssekretärs Marschall immer unhaltbarer. Die Konservative Partei, auf deren Bänken er einst als Abgeordneter gesessen hatte, verfolgte ihn als „Abtrünnigen“ mit ihrer besonderen Abneigung. Der grollende Titan in Friedrichsruh ließ ihn in den ihm nahestehenden Blättern fortgesetzt angreifen und noch mehr ridikülisieren als sachlich bekämpfen. Aus dem unerquicklichen Prozeß Tausch war Marschall kompromittiert hervorgegangen. Seine Wendung von der „Flucht in die Öffentlichkeit“, zu der er durch die gegen ihn gerichteten Angriffe gezwungen worden sei, kam zwar als geflügeltes Wort in den Büchmann, aber nicht ohne einen Beigeschmack von Lächerlichkeit.

Seit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck, seit sieben Jahren, hatte in Berlin nicht ein solcher Wirrwarr geherrscht. Endlich nahm die Ungewißheit ein Ende.

NAMEN- UND SACHREGISTER

NAMENREGISTER

Abaza, Alexander Aggejewitsch, russischer Minister, seit 1892, längere Zeit Vorsitzender des Ministerkomitees († 1895). 576.

Abd-ul-Asis, Sultan der Türkei seit 1861, ermordet 4. Juni 1876. 396.

Abd-ul-Hamid II., Sultan der Türkei 1876 bis 1908. 396.

Abeken, Vortragender Rat bei Wilhelm I., beteiligt an der Niederschrift der Emser Depesche. *Taf. 128.*

Adhéma, Arzt in Biarritz. 458f.

Adolf Friedrich IV., Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. 56.

Adolf Friedrich, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz. 70.

Aegidi, Professor, Leiter des Pressebüros des Auswärtigen Amts. 214, 508.

Aehrenthal, Baron Aloys Lexa von, Kabinettschef Kálnokys, später Gesandter in Bukarest, Botschafter in Petersburg, österreichisch-ungarisch. Minister des Äußern († 1912). 570.

Albedyll, v., General, seit 1871 unter Wilhelm I. Chef des Militärkabinetts († 1897). 273.

Albert, Prinz von Koburg-Gotha (Prince-Consort, † 1861). 457, 598, 676.

Albert, Kronprinz, 1873 bis 1902 König von Sachsen, 164.

Albrecht, Erzherzog von Österreich, Sohn des Erzherzogs Karl, Feldmarschall († 1895). 93, 151f., 153, 253.

Albrecht, Prinz von Preußen, 1870 Kommandeur der 2. Kavalleriebrigade, 1885 Regent von Braunschweig († 1906). 216.

Albrecht, Appellationsgerichtspräsident. 271.

Alençon, Herzogin Sofie von, geborene Herzogin in Bayern, Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich († 1897 in Paris, beim Brand des Bazar de la Charité). 521.

Alexander I., Zar (von 1801 bis 1825). 379, 380f., 479, 508, 568.

Alexander II., Zar (regierte seit 1855, am 1. 3. 1881 in Petersburg durch Bombenattentat getötet). 157f., 209, 298. „Der Friede ist gesichert" (1875). 348f., 351, 364f. Sein Tod durch Bombenattentat. 371. Charakter. 375. Ehe. 375f. Verhältnis mit der Prinzessin Dolgorukij. 376f., 381, 382. Besuch in Berlin. 386, 395. Entrevue in Reichstadt 396. Erklärungen über Konstantinopel. 414. Rede i. Kreml. 416. Hauptquartier in Plojesti (Rumänien). 422. Rückkehr nach Petersburg. 427. Nimmt Bessarabien wieder. 428. Kriegsmüde. 429. Ungnädiger Empfang Peter Schuwalows. 451f. Zusammenkunft mit Wilhelm I. in Alexandrowo 503f. Haltung gegenüber Preuß.-Deutschland. 507. Bismarck über ihn. 556. Rolle d. Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch bei seiner Ermordung. 576.

Alexander III., Zar (von 1881 bis 1894). 295, 365f., 430, 479, 556, 565. Nur Russe. 566. In Skierniewice. 569. D. A. Tolstoi sein Minister des Innern. 572. Kein Krieg mit England. 580. Schwere Hand. 584. Zwei-Kaiser-Begegnung in Kremsier. 586. Gegen Alexander Battenberg. 587f., 600. Telegramm an Katkows Witwe. 612. Entdeckung eines Attentats. 612. Bei der Trauerfeier für Wilhelm I. 616. Über Friedrich III. 617. Bündnis mit Frankreich. 638. Demonstrativer Besuch der französisch. Ausstellung. 639. Kronstadt. 640. Wilhelm II. ihm unsympathisch. 641. Bismarck über seine Haltung gegen Deutschland. 680.

Alexander, König von Griechenland, Sohn Konstantins, folgt ihm 1917 nach († 1920). 419.

Alexander (Battenberg), Fürst von Bulgarien (geb. 1857, gest. 1893 in Graz). 365f. Proklamation. 587. Bestrafung durch den Zaren. 587f. Krieg mit Serbien. 588. Handstreich gegen ihn. 600. Abdankung. 602. Heiratsaffäre. 601f., 605.

Alexandra, Gemahlin Eduards VII., Prinzen von Wales, dann Königs von Großbritannien und Irland, geb. Prinzessin von Dänemark (Holstein-Glücksburg). 19f., 155, 420, 457, 528, 580, 667.

Alexandrine, Gattin des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Preußen, Schwester Wilhelms I. 65. *Taf. 500.*

Alexej Alexandrowitsch, russischer Großfürst, dritter Sohn Alexanders II., General-Admiral († 1908). 589, 640.

Alexej Nikolajewitsch, Zarewitsch, Sohn Nikolaus' II. (mit der Familie ermordet 1919). 189.

Alexis, Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. 54.

Alfons XII., König v. Spanien seit 1874 († 1885). 532.

Alfons XIII., König von Spanien, nachgeborener Sohn des vorigen und der Erzherzogin Marie Christine von Österreich, großjährig 1902. 604.

Alfred, Herzog von Edinburgh, zweiter Sohn der Königin Victoria, seit 1893 Herzog von Koburg-Gotha († 1900). 421, 648.

Alice, Maud Mary, Großherzogin von Hessen, Tochter der Königin Victoria, seit 1862 Gemahlin Ludwigs IV. († 1878). 596.

Alopäus, russischer Gesandter in Berlin. 295, 296.

Alvensleben, Graf Johann, 1872 Geschäftsträger in Petersburg, dann Gesandter in Darmstadt, Haag, Washington, Brüssel, 1900 bis 1905 Botschafter in Petersburg († 1913). 361, 363, 365, 367f., 374, 644, 685, 687.

Amadeus, Prinz von Italien, Herzog von Aosta, zweiter Sohn Viktor Emanuels II., 1870 bis 1873 König von Spanien († 1890). 458.

Andrássy, Graf Gyula, ungarischer Ministerpräsident, 1871 bis 1879 österreich. - ungarischer Minister des Äußern († 1890). 151, 164, 347. Reformprogramm für den Balkan. 367, 386. Bismarck lädt ihn nach Berlin ein. 386. Opposition Herberts gegen ihn. 392. Charakteristik. 393f. Berliner Zusammenkunft. 395. Rede in der Reichsratsdelegation. 395f. Entrevue in Reichstadt. 396. Telegramm an Beust. 396. 1849 zum Tod verurteilt. 394, 399. Bismarck über ihn. 417. Beantragt Bismarcks Vorsitz im Berliner Kongreß. 435. Verliest Memorandum. 441. Rolle auf dem Kongreß. 448. Auf Werners Bild. 450. Beim Schlußdiner. 451. Konferenzen Bismarcks mit ihm in Gastein. 505. 571. A. und Laura Minghetti. 669.

Andrássy, Gräfin Katinka, geb. Kendeffy, Gattin des vorigen. 400.

André, Universitäts-Reitlehrer in Halle. 78.

Angeli, H. v., Porträtmaler. Im Salon der Gräfin Schleinitz. *Taf. 304.*

Annunzio, Gabriele d' (Rapagnetta), italien. Dichter. 408.

Antonelli, Giacomo, Kardinal, seit 1850 päpstl. Staatssekretär († 1876). 102, 269f., 274.

Arenberg, Prinz Anton, Vater des folgenden. 282.

Arenberg, Prinz Franz zu, Leutnant im Regiment Königshusaren, später als Mitglied des Zentrums Abgeordneter im preußischen Landtag und im Reichstag. 264ff., 270f., 274, 275, 281, 325, 326, 487, 490, 596, 626.

Arenberg, Prinzessin Franziska, geb. Liechtenstein. 400.

Arenberg, Prinzessin Maria Ghiselaine, geb. Mérode, Mutter des Prinzen Franz. 282ff., 346.

Arenberg, Prinz Philipp zu, Bruder von Franz, Domherr in Eichstätt in Bayern. 275f.

Ariost. 537.

Armansperg, Graf Ludwig, bayrischer Minister, 1832 hellenischer Reichsverweser, 1835 bis 1837 Staatskanzler von Griechenland. 545.

Arndt, Ernst Moritz. 4, 45, 70, 261.

Arnim, Graf Harry, 1864 preußischer Gesandter in Rom, 1872 deutscher Botschafter in Paris, 1874 abberufen, † 1881 in Nizza. Gräfin (Fürstin) Bismarck gegen ihn. 179. Bismarck trifft in ihm die Fronde. 299. Holsteins Machinationen. 387. Für monarchisches Frankreich. 481. Beziehungen zu Henckel-Donnersmarck. 493. Feindschaft Holsteins 627.

Arnim-Boitzenburg, Graf Adolf, Bezirkspräsident von Lothringen, später Oberpräsident von Schlesien, 1880 bis 1881 Präsident des Reichstags († 1887). 284f.

Astorg, Comte d', französischer Gesandter in Darmstadt. 162.

Auber, Professor in Berlin, Examinator im Französischen. 360.

Auerbach, Berth., Schriftsteller. 121.

August, Prinz von Württemberg, seit 1858 Kommandierender General d. preuß. Gardekorps, 1882 i. Ruhest. († 1885). 90.

Augusta, Deutsche Kaiserin (geb. 1811 in Weimar, gest. 1890 in Berlin). 4, 65, 95. Gräfin (Fürstin) Bismarck über sie. 178. Echt Weimar. 243. Vertrauen zu Loë. 251. Abneigung gegen Bucher, Paul Hatzfeldt in ihrer Gunst. 293. Gegen Bismarck. 298. Ihr Vorleser Gérard. 304f. Schleinitz ihr Liebling. 306. Über Heinrich v. Bülow. 311. Ihre Empfänge. 317. Protegiert. 343f. In Ems. 499f. Über Allgemeines Stimmrecht und Kulturkampf. 500. Einfluß auf die Damen ihres Hofs. 553. Empfängt Bülow und Frau. 595.

Augusta, Großherzogin v. Mecklenburg-Strelitz. 62.

Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin, Gemahlin Wilhelms II. († 1921). 20, 136, 222, 596, 661, 678.

Aumale, Herzog Henri (Orléans), vierter Sohn von Louis-Philippe, General-Gouverneur von Algerien, unter der Republik Mitglied der Nationalversammlung, Akademiker, Besitzer d. Schlosses Chantilly († 1897 in Zucco bei Palermo). 237, 315, 521f.

Avarna di Galtieri, Herzog von, Sekretär der Italienischen Botschaft in Paris, später Botschafter in Wien († 1916). 526.

Azeglio, Massimo, Marchese d', italienischer Staatsmann († 1866). 536.

Babeuf (Baboeuf), französischer revolutionärer Sozialist († 1797). 470.

Bach, Alexander Freiherr von, 1848 und 1849 österreich. Justizminister u. Min. d. Inn., Zentralist, 1859 bis 1867 Botsch. i. Rom († 1893). 165.

Baldissera, Antonio, italienischer General, Oberbefehlshaber in Abessinien († 1917). 672.

Ballin, Albert, Direktor der Hapag († 1918). 493.

Balzac, Honoré de. 121, 340, 403, 490, 497, 684.

Baratieri, Oreste, italienischer General, von Menelik besiegt in der Schlacht bei Adua († 1901). 672f.

Barberina (Barbara Campanini), verheiratet als Frau von Cocceji. 296.

Barnekow, v., Generalleutnant. 240f., 254f.

Barral, Graf, italienischer Politiker, Gesandter am Bundestag. 525, 654, 655.

Barrère, Camille, seit 1897 französischer Botschafter in Rom († 1923). 466, 548.

Barth, liberaler bayrischer Abgeordneter. 161.

Barthélemy-Saint-Hilaire, Jules, 1880 bis 1881 französischer Minister des Äußern, Professor am Collège de France († 1895). 485.

Bassermann, Ernst, nationalliberaler Parteiführer († 1917). 114, 169, 316.

Battenberg, Prinz Heinrich, Gatte der Prinzessin Beatrice von England, jüngerer Bruder Alexanders von Bulgarien († 1896). 604.

Battenberg, Prinz Louis (Mountbatten), Sohn des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, älterer Bruder Alexanders von Bulgarien († 1921). 421, 603.

Baudissin, Graf Hermann, dänisch. Hofjägermeister, Großonkel Bülows. 46.

Baudissin, Reichsgraf Karl von, dänischer Gesandter in Berlin, dann Gouverneur von Kopenhagen, Urgroßvater Bülows. 43, 44, 52. *Taf. 48.*

Baudissin, Graf Karl, General, Großonkel Bülows. 46.

Baudissin, Reichsgräfin Sophie Charlotte, geb. Reichsgräfin v. Dernath, Urgroßmutter Bülows. *Taf. 48.*

Baudissin, Reichsgräfin Susanne, siehe Susanne v. Bülow. *Taf. 64.*

Baudissin, Graf Wolf, Großonkel Bülows, mit Tieck Nachdichter Shakespeares († 1878). 46ff., 48, 76, 106, 116.

Baudissin, Graf Wolf, Sohn von Hermann Baudissin, Professor der Theologie, 1912/13 Rektor der Berliner Universität. 46f.

Bazaine, François Achille, französischer Marschall, Oberbefehlshaber in Mexiko, 1870 zur Übergabe von Metz gezwungen, 1873 zum Tod verurteilt, 1874 der Haft entflohen († 1888 in Madrid). 598.

Beaumarchais, Caron de, französischer Schriftsteller, Autor des „Mariage de Figaro". 517.

Bebel, August, Führer der deutschen Sozialdemokratie († 1913). 470, 581.

Beck, Friedrich v., österreichischer Militärattaché beim Bundestag, 1867 Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers Franz Josef, 1888 bis 1906 Chef des österreichisch-ungar. Generalstabs († 1920). 14f., 391.

Beckmann, Albert, welfischer Agent. 133.

Beethoven, Ludwig van. 529.

Beissel von Gymnich, Graf, Fähnrich im Regiment Königshusaren. 192. 196, 224.

Bekker, Ernst Immanuel, Sohn des berühmten Philologen, Universitätsprofessor in Heidelberg, Halle, Greifswald, dann Jurist († 1916 in Heidelberg). 267f., 270f.

Bell, Zentrumsabgeordneter. 450.

Bellegarde, Graf, Generaladjutant des Kaisers Franz Josef. 391.

Beloselsky, Fürst, General à la suite des Zaren. 588.

Below, Otto v., General, Armeeführer im Weltkrieg. 171.

Benedek, Ludwig Ritter von, österreichischer Feldmarschall, Generalstabschef Radetzkys, dann Oberbefehlshaber in Italien, besiegt bei Königgrätz († 1881). 100.

Benedetti, Graf Vincent, französischer Botschafter in Turin, 1864 bis 1870 in Berlin († 1900), 1866 bei Bismarck. 92. In Ems. 130, 164. Geheimer Vertragsentwurf von 1867, Bismarcks Enthüllungen. 173ff., 289. *Taf. 176.*

Benkendorf, Gräfin Luise, geb. Croy. 308f.

Benkendorf, Baron Mitja, Sekretär der Russischen Botschaft in Berlin. 315f.

Bennigsen, Rudolf von, Führer der Nationalliberalen, bis 1897 Oberpräsident von Hannover († 1902). 114.

Bentheim, v., preußischer General. 254.

Béranger, Pierre Jean, französischer Dichter. 41, 134.

Bérard, Victor, französischer Publizist. 131.

Berchem, Graf Max, Legationsrat, deutscher Geschäftsträger in Stockholm, dann Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. 485.

Berchtold, Graf Leopold, 1912 bis 1915 österreich.-ungarischer Minister des Äußern. 389.

Beresford, Sir Charles, engl. Admiral († 1919). 552.

Berezowsky, polnischer Attentäter auf den Zaren Alexander II. 158.

Berger, Alfred Freiherr v., Direktor des Deutschen Schauspielhauses i. Hamburg, dann des Wiener Burgtheaters († 1912). 487.

Berlepsch, v., Oberpräsident der Rheinprovinz, 1890 bis 1896 Handelsminister. 629.

Bernhardt, Sarah, Tragödin († 1923). 448.

Bernstorff, Graf Albrecht, 1861 bis 1862 preußischer Minister d. Äußern, dann Botschafter in London († 1873). 97, 296.

Bernstorff, Graf Christian Günther, 1800 bis 1810 dänischer, 1818 bis 1832 preußischer Minister des Auswärtigen († 1835). 50. 294f., 296.

Bernuth, v., Polizeipräsident von Berlin. 86.

Bert, Paul, Professor der Naturwissenschaften in Bordeaux, Deputierter, 1881 bis 1882 Unterrichtsminister, dann Generalgouverneur von Indochina († 1886). 501f., 528.

Bethmann, Hugo, Mitschüler Bülows in Frankfurt a. M. 26.

Bethmann Hollweg, Theobald v., Oberpräsident von Brandenburg, 1905 Minister des Innern, 1909 bis 1917 Reichskanzler († 1921). 91, 131, 150, 156, 158, 170, 177, 476, 582, 625, 654.

Beust, Graf Friedrich Ferdinand, bis 1866 sächsischer Ministerpräsident, bis 1871 österreichischer Minister d. Äußern, dann Botschafter in London und in Paris († 1886). 11, 151, 153, 163, 164. Zirkular-Depesche v. 20. 7. 1870. 165. Depesche

an Richard Metternich. 166. B. durch Andrássy ersetzt. 393. Telegramm Andrássys über Reichstadt. 396. Als Botschafter in Paris. 524f.

Beyens, Baron, belgischer Gesandter in Paris. 527f.

Beyer, Gustav Friedrich v., General, ab 1871 Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein († 1899). 99.

Biegeleben, Ludwig Maximilian v., hessischer Geschäftsträger in Wien, seit 1850 im österreichischen Ministerium des Äußern († 1872). 164, 394.

Bille, H. von, Sekretär der Dänischen Gesandtschaft am Bundestag, dann dänischer Gesandter in London. 15f.

Bismarck, Graf Herbert, älterer Sohn des Fürsten, 1882 Botschaftsrat in London, 1884 in Petersburg, Gesandter im Haag, 1885 Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, 1886 bis 1890 Staatssekretär († 1904). Am Arm Holsteins 177f. Sein Lieblingslied 178. Verhalten gegen Elisabeth Carolath. 251f. Von Holstein gegen Bucher aufgehetzt. 294. Fehler bei der Romreise als Staatssekretär 1888. 338. Charakter. 350, 360. Gratuliert Bülow 360. Fürst Bismarck zu ihm über Andrássy. 417. Stützt den rekonvaleszenten Bülow. 439. Beim Schlußdiner des Berliner Kongresses. 451. Holstein imponiert ihm. 453. Nicht immer günstiger Einfluß auf s. Vater. 456. Bülows Freund. 487. Philipp Eulenburg schließt sich ihm an. 488. Begegnung mit Jérôme Napoléon. 521. Über Holstein. 547. Besuch in Paris. 547f. Lädt Bülow nach London ein. 548. Über den Grafen Münster. 550. Brief an Bülow. 558f. In Skierniewice. 570. Unvorsichtige Äußerungen über England und Rußland. 580. Beim Fackelzug für den Vater. 582. Aussprache zwischen Bülow u. Herbert. 584ff. Heirat mit Gräfin Hoyos. 585. Unterredung zwischen ihm und Bülow. 590f. Schärfer als sein Vater. 607. Über Holstein 607. Rückversicherungsvertrag mit Rußland. 614. Fragt bei Bülow wegen dessen Sendung nach Washington an. 617. Schwärmt für den Prinzen Wilhelm. 619. Sein Vater über ihn. 623. Tischgesellschaften. 627. Ausbruch für Holstein. 627. Bülow über ihn an Eulenburg. 632f. Nach d. Demission. 642ff. Briefe an Bülow. 644ff. Haß auf Holstein. 647. Hochzeit. 650. Liebt gute Weine. 669. Mit Eulenburg überworfen. 683.

Bismarck, Johanna von, geborene von Puttkamer († 1894 in Varzin). Ihre Frömmigkeit. 7. Bülow in ihrem Salon. 99. Trost mit einem Herrnhuterlied. 156. „Ottochen". 178f. „Unser großer Steuermann". 286. Ihre Häuslichkeit. 297. Keudell ihr Jugendfreund. 323, 324. „Ottochens" Lackpotten. 382. Gegen Radowitz, für Holstein. 453. Weint bei der Verlobung ihrer Tochter. 455. Abendtafel in Varzin. 554. Über Personen der Berliner Gesellschaft. 555. Holstein besucht sie nicht mehr. 627.

Bismarck, Gräfin Marie von, dann Gräfin Rantzau. 178f., 188. Verlobung mit Graf Wendt Eulenburg, dessen Tod. 360f. Heirat mit Rantzau. 361. Verlobungsdiner. 455f. Befreundet mit Adda Eulenburg. 488. Brouille Holsteins mit Rantzaus. 627.

Bismarck, Otto von († 30. 7. 1898 in Friedrichsruh). 1851 bis 1859 preußischer Gesandter am Bundestag, 1859 Gesandter in Petersburg, 1862 in Paris, seitdem Ministerpräsident und Minister des Äußern, seit 1871 Reichskanzler. Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. 6ff. Über den siebenjährigen Bülow. 7. Gortschakow über Bismarck-Schönhausen. 8. Spaziergänge mit Bülows Vater. 9. Über Annexionen. 10. Weggang von Frankfurt nach Petersburg. 12. Sein Kanzleisekretär in Frankfurt über ihn. 16. Im Frankfurter Wäldchen. 21. Über Sprachkenntnisse. 21. Nennt Herbert nach dem Zaren Nikolaus. 25. Einigung Deutschlands. 45. Gegen Lasker. 48. In der Schleswig-Holsteinischen Frage. 52. Über die Oertzens. 58. Über Mecklenburg. 61. Junker. 63. Besuch von Bülows Vater bei ihm (1863). 64f. Unterschätzt. 80. Seine Reden. 81. Er gibt sein Spiel nicht auf. 81f. Worte über den jüngsten Erben des Throns (Wilhelm II.). 82. Erlaß

an die Vertreter Preußens (14. 3. 66). 85. Attentat Cohn-Blinds auf B. 86f. Entwurf der Antwort Wilhelms I. an Breslau und des „Aufrufs an mein Volk". 88. Brief an General v. Manteuffel. 89f. Hat 1866 den Krieg gewollt. 91. „Vive le roi!" 92. Verhandlungen vor Kriegsausbruch. 95. B. und Gräfin Oriola. 95. B. und Graf Robert Goltz. 97. Aufforderung an Sachsen, Hannover u. Kurhessen. 99. Depesche an Ysenburg. 99. Hohenfriedberger Marsch. 99. Droht Mecklenburg-Strelitz zu annektieren. 103. Nach Königgrätz. 104. Aus dem Korps hervorgegangen. 114. B. und Lassalle. 121f. Politik. 127. Emser Depesche. 129f. Telegramm an Bülows Vater. 148. Macht der Armee die Arme frei. 150. Desavouiert Note Usedoms an Lamormora. 154. B. u. Rußland. 155ff. Polenfeindschaft. 156f. Hat 1866 Wilhelm I. zum Verzicht auf Annexion in Süddeutschland gezwungen. 158. Geniales Verfassungswerk. 161. Entsendet Holstein nach Florenz. 166. Trinkspruch Wilhelms I. auf ihn. 167. Zwischenfall in der Nacht nach Sedan. 168. Imponderabilien. 171. B. enthüllt die Geheimverhandlungen mit Napoleon III. 173ff. Reichtum habe ein Hasenherz. 199. Mißtrauen gegen Loë. 251. Lob für diesen in Ehrenaffäre. 253. Dienstzeit in Greifswald. 267. Prof. Bekker über ihn. 268. Antonelli über ihn im Kulturkampf. 269. Prinzessin Arenberg über ihn. 283. Schaffung des Reichslands Elsaß-Lothringen. 285f. Nimmt Bülow als Attaché ins Auswärtige Amt. 288. Diplomatie „Arbeit in Menschenfleisch". 290. Das Rezept Hatzfeldts für den Umgang mit ihm. 292. Die Räume in der Wilhelmstraße. 295ff. Charakteristik. 297ff. B. und Rußland nach 1870. 298. Widersacher 298f. Schleinitz seine „bête noire". 305f., 308. Bleichröder über ihn. 308. Seine Konfirmation durch Schleiermacher. 310. B. und der bayrische Gesandte. 316. Drohung geg. Italien weg. d. päpstlichen Enzyklika. 329ff. Der Kronprinz über ihn. 341. Zorn über Protektion durch Kaiserin Augusta. 344. Der „kalte Wasserstrahl" nach Paris (1875). 347ff. Besuch Bülows in Varzin. 350f. Der Fürst beim Begräbnis Wendt Eulenburgs. 360. Mag Werder nicht. 366. Enthaltung in Balkankonflikten. 367. Aus seiner Petersburger Gesandtenzeit. 382. Sein Ideal das Dreikaiserbündnis. 385. Kein Freund von Allianzen. 385f. Über Holstein. 386f. Über die österreichischen „Herbstzeitlosen". 392. Coriolan. 393. Fordert Kavaliers-Perspektive. 394. Erklärung zum Berliner Memorandum. 395. Äußerungen über die Orientkrise. 417. Über Andrássy. 417. Die „Knochen des pommerschen Musketiers". 429. Ignoriert Gortschakow. 429. Löst den Reichstag auf. 434. Überschätzt die Macht der Gewalt. 435. Auf dem Berliner Kongreß. 435ff. Prestige-Politik. 436f. Über den „jungen Bülow". 439. Lächelt sarkastisch zu Gortschakows Rede. 440. Grobe Zurückweisung des türkischen Delegierten. 442. Für russisches Bessarabien. 443. Als Kongreß-Dirigent. 444. Auf Werners Bild. 450. Beim Schlußdiner. 451. Gegen Radowitz, für Holstein. 453. B. und Herbert. 456. Sein Arzt in Biarritz. 459. Appetit. 469. Gambetta über ihn. 474. B. über Frankreich. 475. Begrüßt Präsidentschaft Grévys. 478. Über germanisch-semitische Ehen. 485. Grollt Henckel-Donnersmarck. 493. Temperamentsausbrüche, vom Kaiser bedauert. 503. Argwohn und Zorn wegen der Zusammenkunft v. Alexandrowo. 503f. Besuch bei Franz Josef. 505. Organisiert Pressesturm für das Bündnis. 508f. Bernhard Bülow überreicht Abschiedsgesuch seines Vaters. 509f. Krankenbesuch bei diesem. 510f. Beileidstelegramm an Bernhard Bülow. 512. Freundschaft mit Nikolai Orlow. 524. Nimmt Pariser Insultierung von Alfons XII. ruhig auf. 532. Über Dr. Nachtigal. 540. Tadelt den Grafen Münster. 550. Dieser über ihn. 550. In Varzin. 554ff. Über „prophylaktische" Kriege. 555ff. Über innere Gegner. 557f. Arrangiert Drei-Kaiser-Zusammenkunft. 566. Bericht Bülows bei ihm. 567f. In

Skierniewice. 570. Über Börse und afghanischen Konflikt. 581. Siebzigster Geburtstag. 581 ff. Giers in Friedrichsruh. 587. Der Fürst bewilligt Bülows Heirat. 591. Empfängt die Neuvermählten. 595. Über Bülows Frau. 597. In der bulgarischen Affäre für Rußland. 601. Gegen die Verlobung der Prinzessin Viktoria mit dem Battenberger. 602. Gegen dessen Parteigänger. 606. B. und Prinz Wilhelm. 606 f. B. und Waldersee. 609. Waldersee über B. und den Prinzen W. 610. Rückversicherungsvertrag mit Rußland. 614. Rede vom 6. Februar 1888. 615. Nachruf auf den alten Kaiser. 616. Schickt Bülow nach Bukarest. 617. Audienz bei der Königin Victoria. 618 f. Bülow und Frau bei ihm zu Tisch. 619. Über Friedrich III. 619. Über Herbert und Holstein. 623. Krise. 626 ff. Entlassung. 635 ff. Wirkung seines Rücktritts. 641 f. Herbert Bismarck über die Demission. 642 ff. Bismarck über Wilhelm II. 643 f. Nichtempfang in Wien. 650. Von Crispi bewundert. 654. Von Wilhelm II. ins Berliner Schloß eingeladen. 657 f. Verurteilt die Krüger-Depesche. 667. Bewundert von Rampolla. 679. Sein 80. Geburtstag. 680. Enthüllungen in den „Hamburger Nachrichten". 680 ff. Drohungen Wilhelms II. gegen ihn. 681. Kampf gegen Marschall. 689. *Taf. 128, 512 568, 640.*

Bismarck, Graf Wilhelm (Bill), jüngerer Sohn des Fürsten, 1889 Regierungspräsident in Hannover, seit 1895 Oberpräsident von Ostpreußen († 1901). 178, 350 f., 393. Gegen Holstein. 453 f. In Varzin. 554 f., 557. Brief an Bülow. 566, 591. Sein Vater ist ihm zu russenfreundlich. 607. Über seinen Vater und Wilhelm II. 643.

Bismarck-Bohlen, Graf Friedrich Alexander, General, 1870 bis 1871 Generalgouverneur im Elsaß († 1894). 488.

Bismarck-Bohlen, Graf Karl. 268, 324.

Blanc, Baron Alberto, 1893 bis 1896 italienischer Minister des Äußern († 1904). 525, 654 f., 661, 673.

Blanc, François, Inhaber des Homburger Kursaals, Pächter der Spielbank von Monte Carlo. 114.

Blanc, Louis, französischer Historiker, radikaler Sozialist († 1882). 670.

Blaserna, Pietro, Senator und Professor der Physik in Rom. 535, 538.

Bleichröder, Gerson, Chef des Berliner Bankhauses († 1893). Über Bismarck. 308. Französische Kriegsentschädigung. 494. Anekdote. 622.

Blome, Graf Gustav, 1849 bis 1866 in österreichischen diplomatischen Diensten († 1906). 394.

Blücher, Fürst. 59, 61, 63, 251.

Blum, Hans, Dr., Sohn des folgenden, Publizist († 1910). 558.

Blum, Robert, deutscher Demokrat, erschossen am 9. 11. 1848 in Wien. 545, 558.

Blumenthal, Leonhard von, Generalstabschef des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, später Generalfeldmarschall († 1900). 146 f., 283.

Bock, v., Oberst, Kommandeur der 29. Infanterie-Brigade. 185, 198, 230, 232.

Bockum-Dolffs, Florens Heinrich v., Oberregierungsrat, preußischer Liberaler der Konfliktszeit († 1899). 81.

Börne, Ludwig, Publizist. 534.

Böselager, v., Schwadronschef. 255.

Bötticher, Karl Heinrich von, seit 1880 Staatssekretär des Innern, 1888 Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums († 1907). 629.

Bogdanowitsch, russischer General. 612.

Bollati, Sekretär der Italienischen Botschaft in Paris, später Botschafter in Berlin. 526.

Bonin, Adolf v., preußischer General. 100.

Bonnechose, de, Erzbischof von Rouen. 195.

Bonnemain, Madame de, Geliebte Boulangers. 498.

Borcke, Richard v., Fähnrich im Regiment Königshusaren. 223.

Borsig, Albert, Fabrikant in Berlin († 1878). 309.

Boselli, Paolo, italienischer Finanzminister, 1916 bis 1917 Ministerpräsident. 661.

Bouillé, Vicomte de, französischer Gesandter in Madrid. 314.

Boulanger, Georges, französischer General, 1886 bis 1888 Kriegsminister, gestorben durch Selbstmord am 30. 9. 1891 in Brüssel. 498, 597, 611f.

Bourbaki, Charles Denis, französischer General, Führer der 1. Loire-Armee († 1897). 185, 192, 193, 196.

Bourgoing, Baron Otto, Sekretär der französischen Botschaft in Wien. 163.

Brahms, Johannes, Komponist. 107.

Brailas-Armeni, griechischer Gesandter in Paris. 526.

Brandenburg, Graf Friedrich Wilhelm († 1850), unehelicher Sohn Friedrich Wilhelms II., 1848—1850 preußischer Ministerpräsident. 148.

Brandenburg, Graf Wilhelm, Generalmajor, Sohn des vorigen († 1892). 148.

Brandis, v., Offizier, zuletzt Hofmarschall in Sigmaringen. 272f.

Bratianu, Joan, rumänischer Ministerpräsident († 1891). 443, 602, 619, 620, 621, 622f., 624.

Braun, Karl (Wiesbaden), nationalliberaler Reichstagsabgeordneter. 415.

Braun, österreichischer Legationssekretär in Frankfurt a. M., als Freiherr von B. Chef der Kabinettskanzlei des Kaisers Franz Josef. 14.

Bray, Graf Camillus Hugo, 1870 bayerischer Ministerpräsident († 1899). 160.

Breysig, Kurt, Professor in Berlin, Historiker. 406.

Briand, Aristide, französischer Staatsmann, seit 1902 als unifizierter Sozialist Abgeordneter. 284, 479, 654.

Bright, John, englischer Staatsminister, Führer d. Manchester-Schule (gest. 1889). 175.

Brillat-Savarin, französischer Schriftsteller. 517.

Brincken, Freiherr von, Erster Sekretär der Botschaft in London. 288, 304.

Brisson, Henri, 1885 französischer Ministerpräsident, 1894 bis 1899 Kammerpräsident († 1912). 516.

Brockdorff, Gräfin Therese, geb. Loë, Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm. 312.

Broglie, Albert Victor, Herzog von, 1874 u. 1877 Ministerpräsident († 1901) 328, 473.

Brohan, Madeleine, Mitglied der Comédie-Française. 113.

Brühl, Gräfin Hedwig, Hofdame der Kronprinzessin Viktoria. 338. *Taf. 304.*

Bucher, Lothar, 1850 bis 1859 Emigrant in London, 1864 bis 1886 Mitarbeiter Bismarcks († 1892). 79, 291ff. Folgt Bismarck nach Friedrichsruh. 294, 324, 355, 359. Gegen Holstein. 454. B. und Malwida v. Meysenbug. 670.

Buckle, Henry Thomas, englischer Historiker. 405.

Budde, Hermann, Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs, 1902 preußischer Arbeitsminister († 1906). 262.

Büchsel, Generalsuperintendent, Prediger an der Matthäikirche in Berlin. 438, 511, 513.

Bülow, Adolf v., Großvater Bülows. 44, 50f.

Bülow, Adolf v., Bruder Bernhards, Flügeladjutant, Brigade-Kommandeur († 1897). 24, 36, 53, 60, 63, 69, 72, 105, 112, 114, 125, 128, 132, 147f., 183, 209, 244f., 323, 502, 513, 514, 553, 567, 627.

Bülow, Alfred v., Bruder Bernhards, Gesandter in Bern. 24, 69, 437, 642.

Bülow, Adolf v., Vetter Bernhards, Militärattaché in Paris, später Kommandierender General des rheinischen, dann des badischen Armeekorps, 1896 Generaladjut. 463, 484.

Bülow, Bernhard v. (geb. 3. 5. 1849, gest. 28. 10. 1929). *Taf. 240, 256, 328, 512.* S. auch Sachregister.

Bülow, Bernhard v., Oberhofmarschall in Schwerin, Großonkel Bülows. 49.

Bülow, Bernhard Ernst, Vater des Fürsten, 1851 dänischer Gesandter am Bundestag, 1862 bis 1867 Staatsminister i. Mecklenburg-Strelitz, 1868 mecklenb. Gesandter in Berlin, 1873 bis 1879 Staatssekretär im Auswärtigen Amt († 1879). Dänischer Gesandter beim Bundestag für Holstein und Lauenburg. 7. Erinnerungen an die Frankfurter Zeit. 7ff. Erschüttert durch den Tod des Zaren Nikolaus. 25. Fahrt nach Helgoland. 40. Kindheit in Plön. 47. Ausscheiden aus dem dänischen Dienst. 49, 53ff. Übertritt nach Mecklenburg. 55. Reise nach Berlin und Baden-Baden. 64f. Religions-Gespräch mit dem Sohn. 83f. Beklagt die Sprengung des

Deutschen Bundes. 101. Mecklenburgischer Gesandter in Berlin. 103. Brief an den Sohn. 110f. Nicht für Korpsleben. 114. Leidet unter dem Tod der Tochter Bertha. 126. Gegen Bernhards Meldung als Kriegsfreiwilliger. 132. Häusliche Sorgen. 182. Bibel-Eintragung bei Rückkehr des Sohnes. 260. Weist ihn dem diplomatischen Dienst zu. 273. Wird Staatssekretär des Auswärtigen Amts. 275, 288. Fürst Bismarck über ihn. 275. Ratschläge für den Sohn. 289f. Kaiserin Augusta über ihn. 317. Schickt den Sohn ins Ausland. 320. Unterredung in Mailand mit Minghetti. 330f. Über die Kriegsgefahr. 347ff. Über die Situation von 1876. 386f. Zirkular an die preußischen Vertreter üb. d. Balkankonflikt. 412f. Erklärung im Reichstag. 415. Einfluß auf geistige Bildung des Sohnes. 432. Über Prestige-Politik Bismarcks. 436f. Auf Werners Kongreß-Bild. 450. Beim Schlußdiner. 451. Über Holstein. 454f. Toast im Hause Bismarck. 451. Leiden. 502f. Konferenzen mit Wilhelm I. zur Erlangung einer Unterschrift unter das Bündnis mit Österreich-Ungarn. 505. Abschiedsgesuch. 509f. Besuch Bismarcks bei ihm. 510f. Tod. 511. Kondolenzen Wilhelms I. u. Bismarcks. 512. Trauerfeier. 513. *Taf. 24, 508, 512.*

Bülow, Bernhard Joachim v., mecklenburg.-schwerinischer Geheimrat und Oberhofmarschall, Urgroßvater Bülows. 49, 60.

Bülow, Bernhard Vollrath v., mecklenburgischer Gesandter beim Bundestag. 13f.

Bülow, Bertha von, Schwester Bernhards († 1870). 125f., 217, 228.

Bülow, Charlotte v., Tante Bülows (unverheiratet). 49.

Bülow, Christian v., Bruder Bernhards, Offizier bei den 2. Garde-Dragonern. 127f., 132, 558.

Bülow, Christoph Karl v., General unter Friedrich II. 271f.

Bülow, Friedrich von, Hofoberstforstmeister in Württemberg. 49.

Bülow, Friedrich v., jüngster Bruder Bernhards. 128, 511.

Bülow, Friedrich Wilhelm von, General, 1813 Sieger von Dennewitz, Graf seit 1814 († 1816). 144.

Bülow, Gabriele v., Gattin Heinrichs v. B., Tochter Wilhelms v. Humboldt. 50, 309ff.

Bülow, Hans v., Pianist und Dirigent († 1894 in Kairo). 63.

Bülow, Heinrich v., 1827 bis 1841 preußischer Gesandter in London, dann am Bundestag, 1842 bis 1845 Minister des Äußern († 1846). 50, 309ff.

Bülow, Karl v., mecklenburgisch-schwerinischer Kanzleidirektor. 49.

Bülow, Karl Ulrich v., Bruder Bernhards, Militärattaché in Wien, dann Flügel-Adjutant, Kommandeur der 2. Gardeulanen. 125.

Bülow, Luise v., geb. Rükker, Mutter des Kanzlers. Pietismus. 7. Das Englische ihr vertraut. 22. Reise nach Italien. 37. Gegen die Gräfin Danner. 54. Tod der Tochter Bertha. 126. Neues Testament. 180. Frage nach dem Kirchenbesuch. 239. Gebetsgläubig. 438. Gespräch Bismarcks mit ihr. 510f. Beim Tod ihres Gatten. 511f. Bei der Trauerfeier. 513. Zu Bülows Frau 596. Bülow bei ihr in Seelisburg. 608. Tod. 651. *Taf. 144, 508.*

Bülow, Marie von (Gräfin, Fürstin), geb. Camporeale, geschiedene Gräfin Dönhoff († 1929). 179, 309f., 323, 338f., 399ff., 431, 528ff., 534ff., 539ff., 584ff., 589ff., 594, 595ff., 605, 617, 618, 619, 626, 650, 665, 667, 668.

Bülow, Paula v., Gattin d. Oberstallmeisters Vollrath v. B., geb. von Linden. 14.

Bülow, Susanne v., geb. Baudissin, Großmutter Bülows, in zweiter Ehe Frau v. Warnstedt. 43, 47ff. *Taf. 64.*

Bülow, Vollrath v., mecklenburgischer Oberstallmeister, Vater von Bernhard Vollrath v. B. 13f.

Bülow, Waldemar v., Bruder Bernhards († 1855). Tod mit zwei Jahren. 24, 125.

Bülow-Wendhausen, Marie v., Hofdame in Mecklenb.-Strelitz. 102.

Bürger, Gottfried August, Dichter. 73, 370.

Bulwer, Edward (Lytton), englischer Romanschriftsteller. 121.

Bunsen, Josias v., Gelehrter u. preußischer Staatsmann und Diplomat, 1854 aus London abberufen, seit 1857 Mitglied des Herrenhauses († 1860). 333.

Buol-Schauenstein, Graf Karl Ferdinand, 1852 bis 1859 österreichischer Minister des Äußern († 1865). 397.

Busch, Klemens, Dr., Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, deutscher Gesandter in Bukarest, dann in Stockholm. 454. 623f.

Bylandt-Rheidt, Graf, österreichischer Generalmajor, 1876-1888 Reichskriegsmin. († 1891). 391.

Byron, Lord, 262, 335f., 422, 524.

Cambon, Jules, französischer Botschafter in Madrid und Berlin. 466, 480, 548.

Cambon, Paul, Bruder des vorigen, französischer Ministerresident in Tunis, dann Botschafter in Konstantinopel und London († 1924). 466, 539, 548.

Cambridge, Herzog von, britischer General, seit 1862 Feldmarschall († 1904). 62.

Campenon, Edouard, Oberst im französischen Generalstab, 1881—1882 und 1883—1886 Kriegsminister († 1891). 517.

Camporeale, Fürst Domenico, Vater der Fürstin Bülow. 538, 665f., 668, 669.

Camporeale, Fürst Paolo, Schwager Bülows. 664f.

Canova, Antonio, Bildhauer. 309.

Cantù, Cesare, italienischer Gelehrter und Schriftsteller. 536.

Caprivi, Leo v. (1891 Graf), Chef der Admiralität, Kommandierender General, 1890 bis 1894 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident († 1899). 214, 316, 479, 614, 637, 638f., 644, 645, 647, 650, 658, 681. Abschied. 683.

Carayon - Latour, de, französischer Legitimist. 477.

Carlyle, Thomas, englischer Historiker. 81, 522.

Carneri, Philosoph. 14.

Carnot, Sadi, seit 1887 Präsident der Französischen Republik, in Lyon am 25. 6. 1894 von dem Italiener Caserio ermordet. 640.

Caro, Elme Marie, französischer Philosoph. 522.

Carol (Karl) von Hohenzollern, Fürst, dann König von Rumänien (gest. 1914). 129, 168. Vor Plewna. 423, 443. Charakteristik. 619ff. Über Wilhelm II. und Bismarck. 628f., 635, 646, 647f. Abschied Bülows von ihm. 651.

Carolath, Fürst Karl, verheiratet mit Gräfin Elisabeth Hatzfeldt. 234.

Carp, Peter, rumänischer Politiker, Führer der Junimisten († 1919). 622, 624, 646.

Carrel, Armand, französischer Journalist und Politiker. 496.

Castelar, Emilio, spanischer Republikaner. 468.

Castelnau, Vicomte de, französischer General im Weltkrieg. 472.

Cavaignac, Louis Eugène, französ. General, 1848 Militärdiktator († 1857). 471.

Cavour, Graf Camillo, italienischer Staatsmann († 1861). 287, 331, 408, 467, 474, 536, 606, 655f., 660, 661, 662.

Challemel-Lacour, Paul Armand, französ. Politiker und Geschichtschreiber der Philosophie, 1879 Botschafter in Bern, 1883 Minister des Äußern († 1896). 321.

Chambord, Graf von (Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné von Bourbon), Thronprätendent († 1883 in Frohsdorf bei Wien). 531.

Chamisso, Adelbert von, Dichter. 17, 243.

Charlotte, Zarin, Gattin Nikolaus' I., Schwester Wilhelms I. von Preußen. 377, 507, 568.

Charlotte, Prinzessin von Preußen, später Erbprinzessin von Meiningen. 313.

Charmes, Francis, Chroniqueur der „Revue des Deux Mondes". 548.

Charmes, Xavier, Publizist. 170, 466.

Chartres, Herzog Robert v. (Orléans), Reiseschriftst. († 1910). 521.

Chateaubriand, François René de, französischer Dichter und Staatsmann. 425.

Cherbuliez, Victor (Valbert in der „Revue des Deux Mondes"), Romanschriftsteller. 581.

Chigi, Fürst Agostino, gefallen in der Schlacht bei Adua. 673.

Christian VIII., seit 1839 König von Dänemark († 1848). 54.

Christian IX., 1863—1906 König von Dänemark (vorher Prinz von Holstein-Sonderburg-Glücksburg). 19, 20, 295, 418.

Cialdini, Enrico, Herzog von Gaëta, italienischer General, Botschafter in Paris. 525, 655.

Cissey, de, französischer General, 1871—1873 und 1874—1876 Kriegsminister († 1882). 328.

Clam-Gallas, Graf Eduard, österreichischer General († 1891). 163.

Classen-Kappelmann, Kölner Demokrat. 87.

Clausewitz, Karl v., preußischer General und Militärschriftsteller († 1831). 254.

Clemenceau, Georges, Arzt, Politiker, 1876 bis 1893 Abgeordneter, dann Senator und Minister. 93, 134, 284, 469, 472, 480f., 484. Stürzt Gambetta. 517, 553, 654.

Cobden, Richard, Führer der englischen Freihandels-Liga. 175.

Cohn, Dr., Kurarzt in Oeynhausen. 127, 133, 134, 458.

Cohn-Blind, Ferdinand. 86f.

Combes, Emile, 1895 bis 1896 französischer Unterrichtsminister, 1902 bis 1905 Ministerpräsident († 1921). 284.

Consalvi, Marchese Ercole, Kardinal, päpstlicher Staatssekretär († 1824). 309.

Coppée, François, französischer Dichter. 46.

Corcelle, Baron de, französischer Botschafter am Vatikan. 314, 345.

Corsini, Oberstallmeister des Königs Humbert von Italien. 662.

Corti, Graf, italienischer Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß. 441, 448, 451.

Courier, Paul-Louis, französischer Journalist. 517.

Cousin, Victor, Vertreter des Eklektizismus in der franz. Philosophie. 405.

Coutouly, französischer Gesandter in Bukarest. 621, 625.

Creizenach, Theodor, Literatur-Historiker, Geschichtslehrer am Frankfurter Gymnasium († 1877). 27f.

Crispi, Francesco, 1887 bis 1891 u. 1893 bis 1896 italienischer Ministerpräsident († 1901). 468, 536, 652ff., 662. Krieg mit Abessinien. 672f. Sturz. 673. 675, 676. *Taf. 672.*

Curtius, Ernst, Archäolog, Erzieher d. Kaisers Friedrich († 1896). 36, 423f.

Curtopassi, italien. Gesandter i. Bukarest. 625.

Cusa, Fürst Alexander, Fürst von Rumänien. 621f.

Custine, Marquis Adolphe, Verfasser eines Buches über Rußland. 564.

Czacki, Monsignore, päpstlicher Nunzius in Paris. 526f., 679.

Dadian, Nikolaus, Fürst von Mingrelien, russischer Thronkandidat für Bulgarien. 604.

Dagmar (Maria Fedorowna), Gemahlin des Zaren Alexander III., geb. Prinzessin v. Dänemark (Holstein-Glücksburg). 19f., 189, 366, 580, 596.

Dalwigk, Reinhard Freiherr von D. zu Lichtenfels, großherzoglich hessischer Ministerpräsident († 1880). 11, 162f., 177.

Danckelmann, Gräfin, geb. Moltke (eine der „drei Schwestern"). 305.

Daniel, Hermann Adalbert, Professor am Pädagogium in Halle. 74ff., 80, 84, 105, 107, 108, 109, 110, 112, 432.

Danner, Gräfin, morganatische Gattin Friedrichs VII. von Dänemark (Rasmussen). 54.

Dante. 537, 594.

Danton, französischer Revolutionsmann. 468, 480, 634.

Darboy, Georges, Erzbischof von Paris, am 24. 5. 1871 von den Kommunisten erschossen. 466.

Daudet, Alphonse, französisch. Schriftsteller. 468, 531, 622.

Deák, Franz, ungarischer Staatsmann († 1876). 393.

Decazes, Herzog von, französischer Botschafter in London, 1873 bis 1877 Minister des Auswärtigen († 1886). 314, 328, 347, 477, 504.

De Felice, italienischer Abgeordneter. 654.

Degoutte, französischer General, Kommandeur während der Ruhr-Invasion. 134, 195.

Deines, Adolf v., Kriegskamerad Bülows, später General († 1911). 231, 241, 598.

Delaunay, Mitglied der Comédie-Française. 113.

Delbrück, Hans, Professor, Historiker. 158, 285, 406.

Delcassé, Théophile, 1898 bis 1905 französischer Minister des Äußern, 1913 Botschafter in Petersburg, 1914—1915 Außenminister († 1923). 611.

Deligeorges, griechischer Ministerpräsident. 426.

Depretis, Agostino, italienischer Staatsmann († 1887). 536, 662.

Derby, Lord, englischer Minister des Äußern, 1867 bis 1868 u. 1874 bis 1879, Konservativer, dann Liberaler, 1882—1885 Kolonialminister, zuletzt liberaler Unionist († 1893). 396f., 429.

Derenthall, v., Gesandter in Lissabon. 685, 687.

Déroulède, Paul, Gründer der französischen Patrioten-Liga († 1914). 519, 612.

Desprez, zweiter franz. Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß, Direktor im Ministerium des Äußern. 448f., 451.

Dilke, Sir Charles, Präsident des Local Government Board, Vorkämpfer des „Greater Britain" († 1911). 553.

Dillmann, Professor an der Universität Berlin, Orientalist († 1894). 47.

Dincklage, von, Major, Stabsoffizier. 194, 238, 254.

Disraëli, Benjamin, seit 1874 Earl of Beaconsfield, Führer der Tories, 1868 und 1874—1880 Premierminister († 1881). 121. Rede über Krieg und Frieden. 415f. Macht Salisbury zum Minister des Äußern. 429. Auf dem Berliner Kongreß. 436. Antwort auf Rede Gortschakows. 440. Sarkastische Zurückweisung des türk. Delegierten. 442. Charakteristik. 446f. Auf Werners Bild. 450. Beim Schlußdiner. 451. Gentleman-Begriff. 468. Judentum. 469. Über Religion. 552. Feiner Psychologe. 618. *Taf. 440.*

Döllinger, Ignaz v., Professor der katholischen Theologie in München († 1890). 463, 552.

Dönhoff-Friedrichstein Graf August, Regimentskamerad Bülows, mit ihm an der Botschaft in Petersburg. 371.

Dönhoff, Graf Fritz, im 2. Garde-Ulanen-Regiment. 248.

Dönhoff, Graf Karl, Erster Sekretär der Deutschen Botschaft in Wien, verheiratet mit Bülows späterer Gattin, 1883 geschieden. 399, 529, 537, 585f.

Dönhoff, Gräfin Marie v., spätere Fürstin v. Bülow. *Taf. 592.* S. auch Bülow.

Dörnberg, Freiherr Karl von, Legationsrat an der Deutschen Gesandtschaft in Bukarest. 487, 642.

Dohm, Ernst, Herausgeber des „Kladderadatsch" († 1883). 147.

Dohna, Graf Adalbert, Mitschüler Bülows in Halle. 76f.

Dohna, Graf Ludwig, Zwillingsbruder des vorigen. 76f.

Dohna-Schlodien, Graf Nikolaus, Kommandant des Hilfskreuzers „Möwe". 171.

Dohrn, Anton, Zoolog, Leiter der Station in Neapel († 1909). 650. 676f.

Dolgorukij, Prinzessin Jekaterina Michailowna, Geliebte des Zaren Alexander II. (Jurjewskaja). 376f., 427, 576, 587.

Dostojewski, Fedor Michailowitsch, russischer Dichter. 370.

Dove, Alfred, Professor, Historiker († 1916). 130,

Dreyfus, Alfred, franz. Major, 1894 als Spion deportiert, 1899 begnadigt, 1906 freigesprochen. Die Affäre. 472f.

Dryander, Ordinarius am Pädagogium in Halle. 73f. 107.

Dryander, Ernst v., Oberhofprediger († 1922). 74.

Duchesne, Louis, Monseigneur, Kirchenhistoriker und Akademiker († 1922). 669.

Dumas, Alexandre, fils, Dramatiker. 528, 533.

Dumreicher, Armand (Freiherr v. Österreicher), Sekretär der Österreichischen Gesandtschaft am Bundestag, bis 1868 im Staatsdienst, dann Abgeordneter († 1908). 15.

Duncker, Franz, fortschrittlich. Politiker, Besitzer der „Volkszeitung" († 1888). 80, 606.

Dupanloup, Philippe, Professor an der Sorbonne, Bischof von Orléans, Mitglied d. Nationalversammlung und des Senats († 1878). 152.

Durnow, Missy. 189, 417, 576f., 579, 588, 589, 596, 597.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Dichterin. 106, 121.

Echtermeyer, Theodor, mit Ruge Herausgeber der „Halleschen Jahrbücher". 79.

Edel, liberaler bayrischer Abgeordneter. 161.

Eduard VII. (Albert Prinz Eduard von Wales). 36, 155, 262, 418. In Paris. 457, 479, 526, 528. Deutschfeindlich. 551, 580. Schätzt Morier. 599. Führt Verlobung der Prinzessin Viktoria mit Alexander Battenberg herbei. 601. Über die Krüger-Depesche. 667.

Eichhorn, Hermann v., preußischer Heerführer, Generalfeldmarschall, in Kiew 1918 ermordet. 171.

Eichstedt, v., preußischer Kriegsminister. 296.

Eickstedt, Gräfin Christa, geb. v. Eisendecher. 12.

Eisendecher, v., oldenburg. Gesandter beim Bundestag. 7, 12.

Eisendecher, Karl v., Sohn des preußischen Gesandten in Karlsruhe. Von Bismarck in Friedrichsruh nicht zugelassen. 12.

Eisner, Kurt, sozialistischer Schriftsteller, 1919 in München ermordet. 434.

Elisabeth Kaiserin von Österreich, 1898 in Genf ermordet. 400, 409, 521, 525.

Elisabeth Königin von Rumänien (Carmen Sylva) († 1916). 648ff.

Elisabeth Feodorowna, geb. Prinzessein von Hessen, Gattin des Großfürsten Sergius. 596.

Elliot, Sir Henry George, englischer Botschafter in Konstantinopel und 1877 bis 1884 in Wien († 1907). 423.

Emil Prinz von Hessen-Darmstadt. 16.

Encke, Johann Franz, Astronom, Direktor der Berliner Sternwarte († 1865). 301.

Engels, Friedrich, deutscher Sozialist († 1895 in London). 292.

Eötvös, Baron, ungarischer Kultusminister u. Präsident der ungarischen Akademie. 392.

Erckert, v., preußischer General, dann in russischen Diensten. 382.

Erffa, v., Leutnant im Regiment Königshusaren, später Präsident des Preußischen Abgeordnetenhauses. 198f., 226.

Erlanger, Baron Emil, Finanzmann in Frankfurt a. M., dann in Paris. 28, 478.

Erzberger, Matthias, Zentrumsabgeordneter († 1921). 22, 190, 305, 434, 447.

Esterházy, Graf Moritz, österreichischer Minister unter Belcredi u. Schmerling († 1890). 94.

Esterházy, Graf Moritz, 1917 ungarisch. Ministerpräsident. 94.

Esterneaux, Legationsrat im Auswärtigen Amt. 214.

Estournelles de Constant, Baron d', Sekretär der französischen Residentur in Tunis, Abgeordneter und Senator († 1924). 539, 542.

Eu, Graf von (Gaston d'Orléans), Schwiegersohn Pedros II. von Brasilien, Prätendent auf den brasilianischen Thron († 1922). 521.

Eugénie (Gräfin Montijo), Kaiserin der Franzosen († 1920). 25, 97, 135, 152, 168, 389, 496, 520, 669.

Eulenburg, Graf August, Oberhofmarschall u. kgl. Hausminister († 1921). 360.

Eulenburg, Graf Botho zu, Bezirkspräsident von Lothringen, dann Minister des Innern und Ministerpräsident († 1912). 114, 264f., 360, 658, 683.

Eulenburg, Graf Friedrich, 1862 bis 1868 preuß. Minister des Innern († 1881). 315. *Taf. 128.*

Eulenburg, Graf Karl, General d. Kav. 360.

Eulenburg, Graf (Fürst) Philipp zu, Dritter Sekretär der Deutschen Botschaft in Paris, 1894 bis 1902 Botschafter in Wien († 1921). Herbert Bismarck an ihn. 252. Feindet den Grafen Kuno Rantzau an. 272. Abfall von Bismarck. 316. Heinrich VII. Reuß macht ihm in Wien Platz. 374. Charakteristik aus der Pariser Zeit. 486ff. Erinnerungen. 585. Brief an Bülow über Bismarck, Antwort Bülows. 629ff., 642. Bismarck Vater und Sohn über ihn. 647. Besucht Bülow in Wien 650. Seufzt über Fürst Bismarcks Einladung durch den Kaiser. 658. Begleitet Wilhelm II. nach Venedig. 659. Freund des Monarchen. 661. Zusammenkunft mit Bülow in

Meran. 682ff. Fürchtet Wiederkehr Herbert Bismarcks. 685. Begegnung mit Bülow in Venedig. 686.

Eulenburg, Graf Wendt zu († 1875). Verlobung mit Marie v. Bismarck und Tod. 360f.

Faidherbe, César, französischer General, Führer der Nordarmee († 1889). 198, 207, 225, 226, 228, 231, 236.

Failly, Achille de, französischer General, Sieger von Mentana, bei Sedan gefangen († 1892). 153.

Faltin, Studienrat in Halle. 109.

Fels, deutscher Konsul in Korfu. 409.

Ferdinand Kaiser von Österreich, abgedankt im Jahre 1848 († 1875). 390.

Ferdinand Kronprinz, seit 1914 König von Rumänien. 168, 648ff.

Ferdinand Prinz von Koburg, 1887 Fürst von Bulgarien, 1908 bis 1918 König. 612.

Fériol, Vicomte de, französischer Gesandter in Kopenhagen. 314.

Ferry, Jules, zwischen 1880 und 1885 dreimal französischer Ministerpräsident († 1893). 284, 467, 481, 482ff., 500f., 516, 517, 527.

Fersen, Graf Nikolaus, russischer Rittmeister. 572.

Festetics, Gräfin Marie, Hofdame der Kaiserin von Österreich. 400.

Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph. 43.

Figner, Vera, russische Revolutionärin, Gefangene in Schlüsselburg. 573.

Fischer, liberaler bayrischer Abgeordneter. 161.

Flaischlen, Cäsar, Schriftsteller. 14.

Flaubert, Gustave, französischer Romandichter. 121, 539.

Fleury, Graf Félix de, französ. General, Adjutant Napoleons III., Botschafter i. Petersburg. 496.

Floquet, Charles Thomas, französischer Advokat, Kammerpräsident, 1888 bis 1889 Ministerpräsident († 1896). 158.

Florescu, Joan Emanuel, rumänischer General und Kriegsminister, 1891 Ministerpräsident († 1893). 624.

Flotow, Johannes v., Botschaftsrat in Paris, Gesandter in Brüssel, dann Botschafter in Rom. 177.

Foch, Marschall. 93, 190, 195.

Folliot de Crenneville, Oberstkämmerer am Wiener Hof. 391.

Fontane, Theodor, Schriftsteller. 121.

Ford, Sir Clare, englischer Botschafter in Rom. 666.

Forkel, Joh. Nikolaus, Musikdirektor. 45.

Fortis, Alessandro, radikaler italienischer Politiker, später Minister und Ministerpräsident. 662.

Fouché, Joseph (Herzog von Otranto), Polizeiminister Napoleons I. 278, 322.

Fourtou, Bardy de, klerikaler Bonapartist, 1872 bis 1874 und 1877 Minister, sonst Senator und Deputierter. 328.

France, Anatole. 153, 322, 325, 526f.

François, Bruno v., preußischer General, gefallen am 6. August 1870 bei Spichern. 147.

Franz I. Kaiser von Österreich († 1835). 400f.

Franz Ferdinand, österreichisch - ungar. Thronfolger, ermordet 28.6.1914 in Sarajewo. 175.

Franz Josef I. Kaiser von Österreich († 21. 11.1916). 6, 25. Im Krieg von 1866. 94, 104. Vor 1870. 150f., 153. Dreikaiserbegegnung in Berlin (1872). 298. Seine Thronbesteigung. 390. Für die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina. 392. Entrevue in Reichstadt. 396. In der Orientkrise. 417. Besuch Bismarcks in der Wiener Hofburg (1879). 505. Unterzeichnung des Bündnisvertrags. 505. Entfernt Beust aus Paris auf Verlangen der Kaiserin Elisabeth. 525. Frankfurter Fürstentag. 545. Drei - Kaiser - Zusammenkunft in Skierniewice. 567ff. Die Zwei-Kaiser-Begegnung in Kremsier. 586. Drohung gegen Alexander von Bulgarien. 588. Rückversicherungsvertrag „Untreue“ gegen ihn. 639. Brief Wilhelms II. an ihn über Bismarck. 650.

Freiligrath, Ferdinand, Dichter. 149.

Freycinet, de Saulces, 1879 bis 1880, 1882 und 1886, 1890 bis 1893 französischer Ministerpräsident, daneben auch Minister des Äußern und Kriegsminister. 467, 484, 517f., 527.

Freytag, Gustav, Schriftsteller. 44, 46, 121, 130.

Friedjung, Heinrich, Dr., österreichischer Historiker. 400.

Friedrich II. (der Große) König von Preußen. 370.

Friedrich III. (Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen) († 15. 6. 1888). 36, 137. Weißenburg und Wörth. 145ff., 216, 223, 240f., 251, 252f., 283, 319, 334. Reise nach Italien 1875. 338ff. Über Bismarck 341. Beunruhigt durch Kriegsgerüchte von 1875. 346, 365. San Remo. 407, 418. Seine Erziehung durch Curtius. 423. Eröffnung des Berliner Kongresses. 435f. Toast beim Schlußdiner des Berliner Kongresses. 451. Herbert Bismarck ungerecht gegen ihn. 456. Bülow und Frau bei ihm. 595f. Erkrankung. 605f. Todkranker Mann (Waldersee über ihn). 610. Operation in San Remo. 615. Auf dem Krankenbett in Charlottenburg. 618f. Tod. 624. Verhalten Wilhelms II. 648. *Taf. 304.*

Friedrich VI. König von Dänemark († 1839). 294.

Friedrich VII. König von Dänemark († 1863). 53ff., 62, 67, 432.

Friedrich I. König von Württemberg († 1816). 50.

Friedrich I. Großherzog von Baden († 1907). 12, 162, 172, 222.

Friedrich II. Großherzog von Baden (bis 1918). 172.

Friedrich Herzog von Augustenburg († 1880). Bismarck gegen sein Erbrecht 49.

Friedrich Prinz von Hohenzollern, Kommandierender General des 3. Armeekorps († 1904). 304.

Friedrich Franz II. Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin († 1883). 102, 613.

Friedrich Franz III. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin († 1897). 41.

Friedrich Karl Prinz von Preußen, 1866 Führer der 1. Armee, 1870 Generalfeldmarschall († 1885). 100, 146, 182f., 251, 344, 513.

Friedrich Wilhelm III. König von Preußen († 1840). 43, 65, 294f., 312, 568.

Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen, Sohn des vorigen († 1861). 6, 13, 25, 54, 223, 229, 254, 302, 310f., 313, 334, 382, 510, 549.

Friedrich Wilhelm Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. 55, 61f., 102.

Friedrich Wilhelm, letzter Kurfürst von Hessen-Kassel, 1866 entthront († 1875). 95.

Friedrich Wilhelm Landgraf von Hessen-Kassel. 95.

Friesen, Freiherr Richard von, sächsischer Minister des Äußern und Ministerpräsident († 1884). 164.

Fröbel, Julius, Dr., Revolutionär, später deutscher Konsul in Smyrna u. in Algier († 1893). 544 ff.

Fürstenberg, Fürst Max Egon. 599, 661.

Gablenz, Freiherr Ludwig von, Bruder des folgenden. 89, 95.

Gablenz, Freiherr Wilhelm v., österreichischer General, 1865 bis 1866 Statthalter in Holstein, 1866 Korpskommandeur in Böhmen († 1874 durch Selbstmord). 89f., 95, 100.

Gagern, Heinrich v., führender Abgeordneter in der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., Präsident des Reichsministeriums, später hessischer Gesandter in Wien († 1880). Bismarck über ihn. 9. Großdeutsch. 163.

Gagern, Max von, 1854 bis 1874 Leiter der handelspolitischen Abteilung im österr. Ministerium des Äußern († 1889). 163, 394.

Galen, Graf Wilderich, Rittmeister bei den Königshusaren. 259, 263, 273.

Gallifet, Gaston Alexandre Auguste Marquis de, General, 1899 Kriegsminister. 471, 476.

Gallmeyer, Josefine, Wiener Schauspielerin. 400.

Gambetta, Léon, 1870 Diktator, 1881—1882 Ministerpräsident († 1882). 79, 170, 237, 283, 284, 305, 461f. Charakteristik. 467ff. Gegen Mac Mahon. 478, 480. Die Angriffe Wilsons. 482. Die Ferrys. 484. Gegen die Deutschen in Paris (1870). 492. Gegen die Kirche. 500. Rede in Cherbourg. 515. Ministerium. 516f. Sturz. 517. Tod 518. Leichenfeier. 518f. *Taf. 516.*

Garibaldi, Giuseppe, General, italienischer Patriot und Freikorpsführer († 1882). 152, 283, 325, 653, 655, 662, 664.

Gay, Professor in Lausanne. 115, 126.

Geibel, Emanuel, Dichter. 46.

Georg V. König von Hannover, 1866 entthront († 1878 in Paris). 31, 61, 525.

Georg Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. 59, 62.

Georg Herzog von Mecklenburg-Strelitz, seit 1851 in russischen Diensten. 62, 209, 378f., 382.

Georgios König von Griechenland (Prinz Christian von Glücksburg) († 1913). 20. Bülow in Audienz. 418. Ermordung. 419. Neutralität im Russisch-Türkisch. Krieg. 426. Einmarsch seiner Truppen in Thessalien. 428. Bülow in Abschiedsaudienz. 432, 526.

Gérard, französischer Vorleser d. Kaiserin Augusta. 304f.

Gerlach, Leopold v., Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV. († 1861). 34.

Gervais, Alfred Albert, französ. Admiral. 639f.

Giers, Nikolai Karlowitsch v., seit 1882 russischer Minister des Äußern († 1895). 420, 565ff. In Skierniewice. 570. Über Alexander III. 577. Afghanischer Konflikt. 580. In Kremsier. 586. In Friedrichsruh. 587. Bülow und er. 599. In der Bulgarischen Frage. 604. Waldersee über ihn. 610. Rückversicher. - Vertrag. 614. Dessen Nichterneuerung. 638. 680. *Taf. 568.*

Gioberti, Vincenzo, italienischer Politiker, 1848 bis 1849 Ministerpräsid. von Sardinien († 1852). 536.

Giolitti, Giovanni, italienischer Staatsmann, 1892 Ministerpräsident. 652f.

Giordano Bruno, Philosoph. 538.

Girardin, Emile de, französischer Journalist. 495f.

Gladstone, William Ewart, liberaler engl. Premierminister († 1898). 175. Gegen die türkischen „atrocities". 398. Macht dem Prinzen von Wales Vorstellungen. 458. Wahlreformbill. 549. Charakteristik. 551f. Afghanistan. 580. Sturz. 580. G. und Laura Minghetti. 669.

Gneist, Rudolf v., Jurist und Politiker († 1895). 126, 309, 359, 360, 500.

Gobineau, Graf Arthur, französischer Diplomat u. Schriftsteller († 1882). 350.

Goblet, René, 1886 bis 1887 französischer Ministerpräsident, 1888 bis 1889 Minister des Äußern († 1905). 516.

Goeben, August v., 1870 Kommandierender General des 8. Armeekorps, 1871 Oberbefehlshaber d. 1. Armee († 1880). 63, 183, 190, 191f., 196, 202, 204, 207, 212f., 216. Charakteristik. 216f., 224f., 232, 235, 236, 254, 283.

Goethe. 3, 4, 21, 23, 41, 45, 60, 67, 75, 105, 109, 112, 118, 122, 123, 127, 283, 317, 318, 320, 328, 333, 346, 354, 368, 370, 394, 399, 408, 430, 431, 444, 473, 486, 487, 518, 529, 533, 534, 554, 583, 593, 650, 657.

Gogol, Nikolai Wassiljewitsch, russischer Dichter. 370.

Goltz, Graf Robert, preußischer Botschafter in Paris († 1869). 97, 324.

Goltz, v. d., Premierleutnant bei den 10. Dragonern. 255.

Goluchowski, Graf Agenor, Sekretär der österreichisch - ungarischen Botschaft in Paris, dann Gesandter in Bukarest, 1895 bis 1906 Minister des Äußern († 1921). 525, 570, 625.

Gontaut-Biron, Vicomte de, französisch. Botschafter in Berlin. 243, 299, 314, 350.

Gontscharow, Iwan Alexandrowitsch, russischer Dichter. 370.

Gorce, Pierre de la, französischer Historiker. 189.

Gortschakow, Fürst Alexander Michailowitsch, 1866 bis 1882 russischer Reichskanzler († 1883). Russischer Gesandter in Stuttgart und Vertreter des Zaren beim Frankfurter Bundestag. 8. Über Bismarck. 8. Freundschaftliche Beziehungen zu Bülows Vater. 25. Bismarcks Spott. 308. Spannung zwischen ihm und Bismarck (1875). 348ff., 374, 385, 388, 395. Empfängt Bülow. 383f. Über Bismarck. 384. Besuch in Berlin mit Alexander II. 386, 395. Entrevue in Reichstadt. 396. Mit dem Zaren in Moskau. 416. Auf dem Berliner Kongreß von Bismarck gekränkt. 437. 444. Rede 439f. Stimmt der Okkupation Bosniens und der Herzegowina durch Öster-

reich-Ungarn zu. 441. Oppert-Blowitz über ihn und Bismarck. 446. Fällt über den Reichshund Tyras. 446. Auf Werners Bild. 450. Bosheit gegen Peter Schuwalow. 452. Interview im „Soleil". 504. Tod. 563f. Für die Bulgaren. 587. Seine Rolle. 680. *Taf. 360.*

Goschen, Sir Edward, Bruder des folgenden, englischer Botschafter in Berlin. 177, 667.

Goschen, G. J. Lord, Erster Lord der britischen Admiralität. 666f.

Govone, Giuseppe, ital. General, Kriegsminister († 1872). 154.

Grabow, Wilhelm, liberaler preußischer Politiker, in der Konfliktszeit Präsident des Abgeordnetenhauses. 81, 606.

Gramont, Herzog von, 1870 französ. Minister des Äußern († 1880). 129, 159, 162, 164, 168, 171, 177, 334, 467, 660.

Granville, Earl of, englischer Minister, Vetter von Donna Laura Minghetti († 1891). 457, 669.

Gregorovius, Ferdinand, Historiker v. Rom. 327f., 650.

Greppi, Graf Giuseppe, italienischer Botschafter in Petersburg. 599.

Grévy, Jules, 1879 bis 1885 Präsident der französischen Republik († 1891). 467, 478. Affäre Wilson. 481f., 516, 517, 532.

Grey, Sir Edward, 1915 bis 1916 britischer Minister des Äußern. 177.

Grigorowitsch, Dmitri Wassiljewitsch, russischer Dichter. 370.

Grillenberger, Karl, sozialdemokrat. Reichstagsabgeordneter. 298.

Grillparzer, Franz. 366.

Grimm, Gisela, geb. von Arnim, Tochter Bettinas u. Achims, Gattin Herm. Grimms († 1889). 328.

Grimm, Herman, Kunsthistoriker († 1901). 328.

Grote, Graf Otto, hannoverscher Gesandter in Petersburg. 36.

Grünne, Graf Karl Ludwig, Oberstallmeister am Wiener Hof, vorher Generaladjutant Franz Josefs und Chef der Militärkanzlei († 1884). 391.

Gruew, bulgarischer Major, Verschwörer gegen den Battenberger. 600.

Gurko, russischer General im Krieg mit der Türkei, dann Generalgouverneur von Petersburg und von Odessa († 1901). 422.

Gutzkow, Karl, Schriftsteller. 121.

Haase, Hugo, sozialistischer Abgeordneter, 1919 ermordet. 434.

Häckel, Ernst, Naturforscher. 14.

Hänel, Albert, Jurist, Professor in Königsberg und Kiel, freisinniger Abgeordneter. 49.

Hagedorn, Friedrich v., Dichter. 33.

Hahnemann, Samuel Christian Friedrich, Homöopath († 1843). 140.

Hahnke, Wilhelm v., Generaladjutant, 1888 bis 1901 Chef des Militärkabinetts († 1912). 642.

Haller, Johannes, Professor in Tübingen. 406, 630.

Hammann, Otto, Leiter des Preßdepartements des Auswärtigen Amts. 214.

Hammerstein, Baron, mecklenburgisch-strelitzscher Gesandter in Berlin. 103.

Hammerstein-Loxten, Ernst Freiherr v., 1894 bis 1901 preuß. Landwirtschaftsminister. 61.

Hansemann, Adolf v., Berliner Bankier, Leiter der Disconto-Gesellschaft († 1903). 309.

Harcourt, Marquis d', französischer Botschafter in Wien. 314.

Hardenberg, Fürst, preuß. Staatskanzler († 1822). 43, 63, 294, 312.

Harding, englischer Diplomat. 552, 598.

Hardinge, Sir Charles, Unterstaatssekretär im Foreign Office und Vizekönig von Indien. 552.

Hartington, Marquis of, später Herzog von Detvonshire, engl. Staatssekretär des Kriegs. 553.

Hartmann, Arenbergscher Hauskaplan, später Domherr. 265ff., 268.

Hasperg, von, Gesandtschaftssekretär in Rom. 344.

Hasse, Ernst, Professor, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter u. Vorsitzender d. Alldeutschen Verbandes. 44.

Hassenpflug, Hans Daniel, kurhessischer Minister († 1862). 17.

Hatzfeldt, Albert, Fürst, Mitglied des Preußischen Herrenhauses. 121.

Hatzfeldt, Gräfin Elisabeth, verheiratet mit dem Fürsten Carolath. 234, 251f., 306, 438, 547, 585.

Hatzfeldt-Trachenberg Fürst Hermann, 1900 Herzog, Oberpräsident von Schlesien. 306f.

Hatzfeldt, Graf Paul, Legationsrat, Gesandter, 1881—1885 Staatssekretär d. Auswärtigen Amts, seit 1885 Botschafter in London († 1901). 121, 291ff., 324. Bismarck gegen ihn. 509f.

Hatzfeldt, Gräfin Sofie, Mutter von Albert und Paul H. († 1881). 121, 291.

Haucke, Julie (Gräfin), morganatische Gattin des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, Gräfin Battenberg. 421, 587, 603.

Haußmann, Friedrich u. Konrad, Führer der Süddeutschen Volkspartei. 161.

Haussmann, George Eugène Baron, Seine-Präfekt unter Napoleon III. 483.

Haymerle, Baron Heinrich Karl, 1879 österr.-ungarischer Minister des Äußern († 1881). 571.

Hebbel, Friedrich. 391.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, Philosoph. 83, 297, 574.

Hegel, Immanuel, Sohn des vorigen, Konsistorialrat († 1891). 574.

Hehn, Viktor, Kulturhistoriker. 460.

Heilbron, Legationsrat im Auswärtigen Amt. 214.

Heine, Heinrich. 105, 158, 248, 286, 409, 534, 671.

Heinrich Prinz von Preußen, Bruder Wilhelms II. 658.

Heinrich VII. Reuß, deutscher Botschafter in Petersburg, später i. Konstantinopel, dann in Wien. 324, 349, 361, 368, 373f., 592, 650, 659. *Taf. 392.*

Heinrich IX. Reuß. 297f.

Heinrich XIII. Reuß, Major, 1871 Kommandeur des Regiments Königshusaren. 191, 263, 273, 274.

Heinrich XIV. Reuß, Fürst-Regent i. d. jünger. Linie. 498.

Heinrich XVIII. Reuß. 304, 317, 498, 604.

Helene, Prinzessin von Montenegro, vermählt mit dem Kronprinzen Viktor Emanuel (III.) von Italien. 674f.

Helene Pawlowna, Großfürstin, Gattin des Großfürsten Michael, geb. Prinzessin von Württemberg (Charlotte Marie) († 1873). 381f., 524.

Helfft, Bankier in Berlin. 62.

Hellwig, Geheimer Legationsrat. 291.

Helmholtz, Hermann v., Physiker. 535. *Taf. 304*

Helmholtz, Frau von. 585. *Taf. 304*

Hemmer, Chef der Reichskanzlei. 305.

Henckel-Donnersmarck Gräfin Blanche, s. Paiva.

Henckel-Donnersmarck Guido, Graf, 1901 Fürst, Sohn des folgenden († 1916). 143. Charakteristik. 492ff.

Henckel, Graf Karl Lazarus, Standesherr auf Beuthen. 143, 493.

Hendrikow, Gräfin, Gattin des Oberschenken Alexanders II. 377f.

Hengemüller, Baron, österreichisch-ungarisch. Diplomat. 570.

Henning, v., Oberstleutnant, Kommandeur des Füsilier-Regiments Nr. 33. 228.

Herbette, Jules, 1886 bis 1896 französischer Botschafter in Berlin. 680.

Herbst, Dr. Eduard, österreichisch. Justizminister, Führer der vereinigten Linken im Reichsrat († 1892). 392f.

Herder, Johann Gottfried. 106.

Hertling, Freiherr Georg v., Privatdozent in Bonn, dann Professor, Zentrumsabgeordneter, im Krieg Reichskanzler († 1919). 263f., 654.

Hertz, Henriette. 43.

Hervé, Gustave, radikaler französ. Politiker. 479.

Herwarth von Bittenfeld, preußischer General, 1871 Feldmarschall. 99.

Herwegh, Georg, Dichter. 671.

Herzen, Alexander (Jakowlew), russ. Revolutionär, Emigrant († 1870 in Paris). 370, 382, 670f.

Herzogenberg, Heinrich Freiherr von, Musiker. 107.

Heyse, Paul, Dichter. 46.

Hildebrand, Adolf, Bildhauer. 107.

Hillebrand, Karl, Publizist und Historiker († 1884). 41, 345f.

Hillern, Wilhelmine v., Roman-Schriftstellerin. 121.

Hindenburg, Paul v., Generalfeldmarschall, dann Reichspräsident. 63, 171.

Hinzpeter, Georg, Erzieher Wilhelms II. 599, 628, 637.

Hirsch, Moritz, Bankier in Paris („Türkenhirsch"). 11.

Hirschfeld, v., preußischer General. 136.

Hirschfeld, v., Sekretär der Deutschen Gesandtschaft in Athen. 407.

Hitrowo, russischer Gesandter in Bukarest. 625.

Hodenberg, v., Reichstagsabgeordneter, Welfe. 680.

Hödel, Max, Klempner, Attentäter auf Wilhelm I. 433.

Hölderlin, Friedrich. 430, 529.

Hölz, Max. 489.

Hoensbroech, Graf Paul, Jesuit, dann Gegner des Ordens. 14.

Hoffmann, E. T. A. 483.

Hofmann, Leopold Friedrich Freiherr v., Sektionschef im österreichischen Ministerium des Äußern, 1876 bis 1880 Reichsfinanzminister, dann Intendant der Hoftheater († 1885). 395.

Hohenlohe-Langenburg, Fürst Hermann, 1894 bis 1907 Statthalter von Elsaß-Lothringen († 1913). 285, 684. *Taf. 304.*

Hohenlohe-Langenburg, Erbprinz Ernst, Attaché der Deutschen Botschaft in Paris, später Regent von Koburg-Gotha, Direktor der Kolonial-Abteilung. 525.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz Alexander, jüngster Sohn von Chlodwig Hohenlohe († 1924). 314f.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodwig zu, zweiter der vier Brüder, bayrischer Ministerpräsident, deutscher Botschafter in Paris, 1894 bis 1900 Reichskanzler († 1901). 159, 161, 196, 214, 285, 389, 445, 450, 451. Bülows Chef in Paris. 462. Charakteristik. 462ff., 476. Zwischenfall mit Mac Mahon. 477. Über Heirat seines Sohnes mit Tochter Freycinets. 484. Bülow sein Gast. 514. Urlaubsreise nach Aussee. 531. Promemoria Bülows über Nordafrika. 546. Soll als Kanzler gegen Sozialdemokratie vorgehen. 637. Bülow ihm herzlich attachiert. 651. Krüger-Depesche. 667. Beschwichtigt den Zorn des Kaisers gegen Bismarck. 682. Gegen Marschall. 683. Für Marine-Vorlage. 688f.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz Gustav, Kardinal († 1896). 390, 657.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Konstantin, jüngster der vier Brüder, Erster Oberhofmeister am Wiener Hof, vorher Statthalter in Triest. 389, 463.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürstin Marie, geb. Sayn-Wittgenstein, Gattin Chlodwigs. 464.

Hohenthal, Graf Wilhelm, sächsischer Gesandter in Berlin. 206.

Holleben, Theodor von, 1891 bis 1893 und 1897 bis 1903 deutscher Botschafter in Washington († 1913). 687.

Hollmann, Friedrich, Admiral, 1890 bis 1897 Staatssekretär des Reichsmarine-Amts († 1913). 688f.

Holstein, Friedrich v., Legationsrat, 1880 bis 1906 Vortragender Rat im Auswärtigen Amt († 1909). Von Bismarck 1870 nach Florenz entsandt. 166. Mit Herbert Bismarck Unter den Linden. 177f. Feindet Bismarcks Schwiegersohn an. 272. Feind Buchers. 294. Beziehungen zu Launay. 315. Intrigen gegen Keudell. 324. H. und Bismarck. 386f. Brouille mit Radowitz. 452f. Besuch bei Bülow. 454. Kündigung des Rückversicherungs-Vertrages mit Rußland. 479. Haßt Henckel-Donnersmarck. 493. Steigendes Interesse für Bülow. 547. 584. In Erregung. 591. Russenfeindlich und anglophil. 607. Gegen Rückversicherung mit Rußland. 614. Bismarck über ihn. 623. Wendet sich von Bismarck ab. 627. Blamiert Wilhelm II. gegen Rußland. 637. Nichterneuerung. 638f. Gehaßt von Herbert Bismarck. 647. Veranlaßt Bülows Ernennung nach Rom. 650, 684. Tobt über Einladung Bismarcks ins Berliner Schloß. 658f. Krüger-Depesche. 667. Kumpan Philipp Eulenburgs. 685. Korrespondenz mit Bülow. 685. Philipp Eulenburg über H. 687.

Hompesch, Graf, Zentrumsabgeordneter. 680.

Hopf, Hauslehrer Bülows. 17f., 72.

Houssaye, Henri, franz. Akademiker. 495.

Hoverbeck, Leopold Freiherr v., fortschrittlicher preuß. Politiker († 1875). 80, 606.

Hübner, Freiherr Alexander von (Hafenbrädl), 1849 bis 1859 österr. Gesandter in Paris, 1865 bis 1868 Botschafter in Rom († 1892). 390f., 393.

Hugo, Victor. 239, 470, 518, 533.

Humbert, Kronprinz von Italien, 1878 bis 1900 König(in Monza ermordet). 152, 342, 594, 659ff., 674.

Humbert, Geheimrat, Personaldezernent im Auswärtigen Amt. 591.

Humbert, Gustave Amédée, franz. Politiker, 1882 Justizminister, Vizepräsident des Senats († 1894). 516, 517.

Humboldt, Alexander v. 309, 310.

Humboldt, Wilhelm v. 50, 309, 310, 311, 404, 432, 657.

Ignatjew, Nikolai Pawlowitsch, russischer General, 1864 Botschafter in Konstantinopel, 1881 bis 1882 Minister des Innern. Ultimatum an die Pforte. 413. Charakteristik. 423. In San Stefano. 427. Aplomb. 565. Für die Bulgaren. 587.

Isabella II. Königin von Spanien bis zu ihrer Abdankung 1870 († 1904 in Paris). 521.

Iswolski, Alexander Petrowitsch, Legationssekretär im russischen Ministerium des Äußern, 1906 bis 1910 Minister, 1910 bis 1917 Botsch. i. Paris († 1919). 177, 427, 600.

Itajuba, Vicomte, brasilianischer Gesandter in Paris. 526.

Ittenbach, Max, Erster Staatsanwalt am Landgericht Metz, später Generalauditeur, Kronsyndikus, Mitglied des Staatsrats und des Herrenhauses. 277, 280.

Jacoby, Johann, demokratischer Politiker (gest. 1877). 283, 479.

Jadowski, russ. Gesandtschaftsrat in Athen. 426.

Jagow, Gottlieb, Gesandter in Luxemburg, 1909 Botschafter in Rom, 1913 bis 1916 Staatssekretär des Äußern. 158, 170, 177.

Janssen, Johannes, Priester und Professor in Frankfurt a. M., kathol. Historiker († 1891). 27.

Jaurès, Jean, Führer des französischen Sozialismus ermordet 31. 7. 1914 in Paris. 468.

Jean Paul (Richter). 124.

Jenisch, Gottlieb, Großonkel Bülows. 35f.

Jenisch, Martin, Sohn des folgenden, Großonkel und Pate Bülows. 34, 116.

Jenisch, Martin Johann, Senator in Hamburg, Urgroßvater Bülows. 33f. *Taf. 64.*

Jérôme Napoléon, kaiserlicher Prinz († 1891 in Rom). 97, 151, 169, 175, 520f.

Jörg, Josef Edmund, Führer der bayrischen „Patrioten", Herausgeber der „Historisch - Politischen Blätter" († 1901). 159ff., 177, 415.

Johann König von Sachsen (Philalethes) († 1873). 164.

Johann Erzherzog von Österreich, 1848 Reichsverweser († 1859). 388.

John, Franz Freiherr von, österreichischer General, 1866 bis 1868 Kriegsminister († 1876). 163.

Joinville, Prinz François (Orléans) († 1900). 521.

Jomini, Baron, Gehilfe Gortschakows. 395, 416.

Jonas, Regierungsrat in Metz. 280.

Jonescu, Take, rumänischer Politiker. 622.

Kainz, Josef, Schauspieler. 14.

Kaisenberg, Major von. 145f., 147.

Kalbeck, Max, Wiener Musikkritiker. 107.

Kálnoky, Graf Gustav, 1881—1895 österr.-ungarischer Minister des Äußern († 1898). 94. In Skierniewice. 570, 571. In Kremsier. 586. *Taf. 568.*

Kanitz, Graf, preußischer Gesandter in Rom. 333f.

Kanitz, Graf Konrad, Adjutant des Prinzen Georg von Preußen. 304.

Kant, Immanuel. 200, 293, 432, 529.

Kantakuzen, Fürst, Vorsitzender des Departements für fremde Kulte in Rußland. 586.

Kapnist, Graf Peter Alexejewitsch, Sekretär der Russischen Botschaft in Paris, später Botschafter in Wien († 1904). 524.

Karatheodory, Alexander, zweiter türkischer Vertreter auf dem Berliner Kongreß, später Gouverneur von Kreta († 1906). 449f., 451.

Karl Kaiser von Österreich, König von Ungarn 1916—1918 († 1922). 94.

Karl Prinz von Preußen, Bruder Wilhelms I. († 1883). 513.

Karl Alexander Großherzog von Sachsen-Weimar († 1901). 477, 638.

Karl Anton Fürst von Hohenzollern - Sigmaringen († 1885). 129.

Karoline Amalie Königin von Dänemark, Gattin Christians IX. 20.

Károlyi, Graf Aloys, österreichisch. Gesandter, 1871 bis 1878 österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin, bis 1888 in London († 1889). 314, 451.

Károlyi, Gräfin Franziska, Gattin des vorigen. 304.

Katargi, rumänischer Politiker. 624.

Katharina Michailowna, Großfürstin, verheiratet mit dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. 62, 209, 378.

Katkow, Michail Nikoforowitsch, Leiter der „Moskauer Zeitung", Panslawist († 1887). 564, 612.

Kaulbars, Baron Nikolai, russischer General und Vertreter in Sofia (gest. 1905). 597, 604.

Kautsky, Karl, Theoretiker des Sozialismus. 444.

Kayser, Paul, 1890 Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts, 1896 Senatspräsident beim Reichsgericht († 1898), beteiligt an der Krüger-Dep. *Taf. 680.*

Kelchner, Kanzleisekretär der preußischen Gesandtschaft am Bundestag. 16.

Kempis, Thomas a. 537, 594.

Kern, Johann Konrad, 1857—1883 Gesandter d. Schweiz in Paris († 1888). 501.

Keßler (Graf), Adolf. 497f.

Keßler, Graf Harry. 498.

Ketteler, Wilhelm Emanuel Freiherr von, 1850 Bischof von Mainz (gest. 1877). 259.

Keudell, Robert v., 1863 bis 1872 Personaldezernent im Auswärtigen Amt, dann deutscher Gesandter in Konstantinopel und 1873 bis 1887 in Rom († 1903). 98, 99, 323ff., 329f., 332, 338, 342, 343, 346, 537, 594f., 684.

Khevenhüller, Graf Rudolf, österreichisch-ungarischer Gesandter in Belgrad. 570, 588.

Kiderlen-Wächter, Alfred von, Gesandter in Kopenhagen und Bukarest, 1910 Staatssekretär des Auswärtigen Amts († 1912). 627, 647, 685.

Kinkel, Gottfried, Dichter und Revolutionär (mit seiner Frau Johanna), Emigranten in London. 670.

Kinsky, Fürstin Marie, geb. Liechtenstein. 400.

Klaczko, Julian, polnischer Publizist, unter Beust im österreichischen Ministerium des Äußern tätig († 1906). 394f.

Kleinmichl, Graf, Minister unter Nikolaus I. 363.

Kleinmichl, Gräfin Marie, geb. Gräfin Keller. 378, 575f., 579.

Kleist, Heinrich v. 63, 390, 456, 529.

Kleist-Retzow, Hans Hugo v., extrem konservativer preußischer Politiker († 1892). 617.

Klemens, bulgarischer Bischof, Metropolit von Tirnowa. 600.

Klitzing, Georg v., Mitglied des Preußischen Herrenhauses. 76.

Klopp, Onno, welfischer Historiker († 1903). 394.

Klüber, v., Major. 78f.

Knesebeck, Bodo von dem, Vize-Oberzeremonienmeister, Kabinettsrat der Kaiserin Auguste Viktoria. 136, 142, 200f., 212f., 317, 500, 596.

Knollys, Miß Charlotte, Hofdame der Königin Alexandra von England. 421, 667.

Köhler, Ulrich, Professor, Vorstand des Archäologischen Instituts in Athen, 1885 Professor in Berlin († 1903). 431.

Körner, Theodor. 310, 489.

Kommunduros, griechischer Ministerpräsident. 426, 428.

Konstantin Nikolajewitsch, russischer Großfürst, zweiter Sohn Nikolaus' I. († 1892). 418, 576.

Konstantin Pawlowitsch, russischer Großfürst, 1825 zum Zaren ausgerufen († 1831). 238, 568.

Konstantin, Kronprinz von Griechenland, 1920 bis 1922 König, Schwager Wilhelms II. 418f.

Kopp, Georg, Dr., Fürstbischof von Breslau, Kardinal. 679.

Koppelow, v., Major im 28. Infanterie-Regiment. 248.

Koscielski, Josef Theodor Stanislaus von, Führer der preußischen Polen († 1911). 681.

Kossuth, Ludwig, Führer der ungarischen Nation († 1894). 394.

Kotschubey, Fürstin Helene, russische Oberhofmeisterin. 96, 189, 596f.

Kotze, Leberecht v., preußischer Kammerherr. 206.

Kräuter, Kanzleisekretär der Dänischen Gesandtschaft am Bundestag. 16.

Krafft von Dellmensingen, Gen., Armeef. 171.

Kramer, Direktor des Pädagogiums in Halle. 73, 80, 101, 107, 108.

Kropatschek, Dr., Chefredakteur der „Kreuz-Zeitung". 641.

Krüger, Paul, 1883—1899 Präsident der Südafrikanischen Republik († 1904). 666f. *Taf. 680.*

Krüger, Dr., hanseatischer Gesandter in Berlin. 316f.

Kügelgen, Wilhelm v., Maler, Verfasser der „Jugend-Erinnerungen eines alten Mannes". 568.

Kühlmann, Richard v., Geschäftsträger in Tanger, 1917 Staatssekretär des Äußern. 170.

Kuhn, Franz Freiherr von, österreichischer General, 1868—1874 Reichskriegsminister († 1896). 163.

Kullmann, Eduard, Böttcher, 1874 Attentäter auf Bismarck, gestorben 1892 im Zuchthaus. 451.

Kummer, Ferdinand v., preuß. General, Divis.-Kommandeur († 1900). 208, 216, 235.

Laboulaye, Antoine de, 1886—1891 französischer Botschafter in Petersburg († 1905). 640.

Labruyère, Jean de, französischer Moralist des 17. Jahrhunderts. 460.

Ladewig, Gymnasialprofessor in Neu-Strelitz. 63f., 538.

Lafontaine, Jean de, franz. Fabeldichter. 460.

Lamarmora, Alfonso, italienischer General, 1864 bis 1866 Ministerpräsident († 1878). 154.

Lamartine, Alphonse Marie Louis de, französischer Dichter, Verfasser der „Histoire des Girondins". 480, 684.

Lamber, Juliette (Madame Adam), chauvinistische französische Schriftstellerin. 304, 524f.

Lambsdorff, Graf Wladimir Nikolajewitsch, Gehilfe von Giers im russischen Ministerium des Äußern, 1900—1906 Minister. 599.

Lamennais, Félicité Robert de, französischer Schriftsteller. 405.

Lamoricière, Juchault de, französischer General, 1848 Kriegsminister. 1860 päpstlicher Oberbefehlshaber († 1865). 525, 655.

Landsberg, Moritz, deutscher Journalist in Paris. 534.

Langenbeck, Bernhard v., Professor in Berlin, Chirurg, Generalarzt († 1889). 433, 437f.

Larochefoucauld, François Herzog von, französischer Moralist. 406f.

Larochefoucauld - Bisaccia, Sosthène Herzog von, 1873 französischer Botschafter in London. 314.

Lascelles, Sir Frank Cavendish, engl. Gesandter in Bukarest, 1895 bis 1908 Botschafter in Berlin. 598, 625.

Lasker, Eduard, Mitbegründer der Nationalliberalen Partei. 48, 283, 511.

Lassalle, Ferdinand, sozialdemokratischer Agitator († 1864 in Genf). 81, 121f., 292, 469, 545, 636.

Lasson, Adolf, Professor der Philosophie an der Universität Berlin. 406.

Latapie, Baron de, Schloßbesitzer bei Amiens. 247.

Launay, Graf, italienischer Gesandter in Berlin. 315, 451, 654.

Leboeuf, französischer Marschall, 1869 Kriegsminister († 1888). 151.

Lederer, Hugo, Bildhauer, Schöpfer des Hamburger Bismarck-Denkmals. 582.

Ledru-Rollin, Alexandre Auguste, französischer Republikaner († 1874). 79, 292, 670.

Leflô, Adolphe Charles Emmanuel, französischer General, 1871 bis 1879 Botschafter in Petersburg († 1887). 314.

Lehmann, Orla, Führer der Eiderdänen († 1870). 53.

Lehndorff, Graf Georg, preuß. Oberlandstallmstr. (dritter Bruder). 245.

Lehndorff, Graf Heinrich, General-Adjutant Wilhelms I. (zweiter Bruder) († 1905). 245, 497, 508, 512.

Lehndorff, Graf Karl, deutscher Zivilkommissar in Amiens, Majoratsbesitzer (ältester Bruder). 245, 248.

Leibniz, Gottfried Wilhelm, Philosoph. 142.

Lenbach, Franz v., Maler. 399, 552, 668. *Taf. 528, 592.*

Lenin (Uljanow), Wladimir Iljitsch, Gründer d. Sowjet-Republik. 363, 612.

Lentze, August (v.), Major, Generalstabsoffizier der 15. Division, später General. 186.

Leo XIII., Papst (1878 bis 1903). 275, 337, 527, 538, 674.

Leo, Heinrich, Historiker in Halle († 1878). 79, 80.

Léon, Léonie, Freundin Gambettas. 518.

Leonrod, Freiherr v., Bischof von Eichstätt in Bayern. 275.

Leopardi, Graf Giacomo, italienisch. Lyriker. 559 ff.

Leopold, Prinz von Bayern, 1916 Generalfeldmarschall. 171.

Leopold, Erbprinz von Hohenzollern († 1905). 129, 130, 168.

Lerchenfeld, Graf Hugo, 1880 bis 1918 bayrischer Gesandter in Berlin. 462, 596, 627.

Lermontow, Michael Jurjewitsch, russischer Dichter. 370.

Leuchtenberg, Herzog Eugen, Enkel von Eugène Beauharnais, russischer Divisionsgeneral († 1901). 588 f.

Leuchtenberg, Herzog Georg, Bruder des vorigen. 379.

Levetzow, Albert v., Präsident des Reichstags, Landesdirektor der Provinz Brandenburg. 680.

Lewald, Fanny, Schriftstellerin. 320.

Leyden, Ernst von, Geheimrat, Berliner Internist. 437 f., 455.

Lichnowsky, Fürst Felix, Mitglied der Frankfurter National - Versammlung, am 19. 9. 1848 ermordet. 65.

Lichnowsky, Fürst Karl Max, 1912 bis 1914 Botschafter in London (1928). 177.

Lichnowsky, Fürstin Mechtild, Gattin des vorigen, Dichterin. 106.

Lichtenberg, Georg Christoph, Schriftsteller. 41.

Liebermann von Sonnenberg, deutschsozialer Reichstagsabgeordneter. 44.

Liebknecht, Karl, sozialistischer Reichstagsabgeordneter, am 15. 1. 1929 ermordet. 433.

Liebknecht, Wilhelm, Vater des vorigen, Führer der deutschen Sozialdemokratie († 1900). 470, 682.

Ligne, Fürst Karl Josef, österreichischer und russischer Feldmarschall († 1814 in Wien). 123.

Liliencron, Detlev von, Dichter. 63.

Lindau, Paul, Schriftsteller. 14.

Lindau, Rudolf, Bruder des vorigen, Legationsrat, Schriftsteller. 508.

Linsingen, v., Generaloberst. 215.

Liszt, Franz, Musiker. 106.

Litzmann, Karl, General der Infanterie. 171.

Lobanow, Fürst Alexei Borissowitsch, 1895 russischer Staatssekretär des Äußern († 1896). 565.

Loë, Deginhard v., Neffe des Obersten, Premierleutnant. 185.

Loë, Dietrich v., Neffe des Obersten, Fähnrich im Regiment Königshusaren. 222, 224.

Loë, Walter von, 1870 Oberst des Regiments Königshusaren, dann General der Kavallerie, Kommandierender General, Feldmarschall († 1908). 97, 121, 136, 184 f., 186 f., 191, 193, 201, 202, 204, 207 f., 214, 232, 234, 235, 236, 238, 239, 241, 247, 248, 250. Charakteristik. 250 ff., 271, 303, 306, 374, 438, 608.

Loeper, Gustav von, Goethe-Forscher. 455.

Löwenstein, Rudolf, Redakteur des „Kladderadatsch". 144.

Loftus, Lord, Augustus William Frederik Spencer, englischer Botschafter in Berlin, dann in Petersburg († 1904). 414.

Lohr, Hauslehrer Bülows. 5, 6, 17, 27.

Loisinger, Johanna, Sängerin des Darmstädter Hoftheaters, Gattin des Fürsten Alexander Battenberg. 605.

Lopatin, russischer Verschwörer. 579.

Loris-Melikow, Graf, russischer General, 1881 bis 1882 Minister des Innern († 1888). 572, 576.

Louis XVI König von Frankreich. 188 f., 322.

Louis XVIII König von Frankreich. 465.

Louis Ferdinand Prinz von Preußen († 1806 im Gefecht bei Saalfeld). 43.

Louis - Josèphe - Philippe Herzog von Orléans (Philippe Egalité). 522.

Louis (Loulou) Napoléon (IV.) († 1879 in Südafrika). 25, 189, 496, 520.

Louis - Philippe König der Franzosen. 155, 237, 480, 495, 534.

Lucanus, Friedrich v., seit 1888 Chef des Geheimen Zivilkabinetts († 1908). 638, 642.

Ludendorff, Erich, Generalquartiermeister. 79, 171.

Ludolf, Graf, österreichischer Botschafter in Rom. 595.

Ludwig I. König von Bayern. 65, 669.

Ludwig II. König von Bayern († 1886). 159, 288.

Ludwig III. Großherzog von Hessen - Darmstadt († 1877). 162.

Lübke, Wilhelm, Kunsthistoriker. 137.

Lüttichau, Graf Konrad, Rittmeister im Garde-Kürassier-Regiment. 299.

Luise Königin von Preußen. 43, 59, 62, 111, 209, 568, 613.

Luise Königin von Dänemark, geb. Prinzessin von Hessen, Gattin Christians IX. 295, 418, 580.

Luise Großherzogin von Baden, Tochter Wilhelms I. 222f., 251, 343f., 432, 451, 505, 595.

Luxemburg, Rosa, sozialistische Politikerin, 15. 1. 1919 ermordet. 433.

Luzzatti, Luigi, italien. Schatzminister. 331, 469.

Lynar, Fürst Alexander, Legationssekretär in Paris, dann in Rom. 97, 343.

Lyons, Lord Richard Bickerton Pemell, englischer Botschafter in Paris († 1887). 415, 525.

Macaulay, Thomas Babington, englischer Historiker. 81.

Mackensen, August v., 1899 Oberst und Flügeladjutant, im Weltkrieg Generalfeldm. 171.

Mackenzie, Sir Morell, Arzt Friedrichs III. († 1892). 648.

Mac Mahon, Herzog von Magenta, französischer Marschall, 1873 bis 1879 Präsident der Republik († 1893). 79, 328, 457. Charakteristik. 476 ff. Rücktritt. 478.

Maffei, Graf, italienischer Gesandter in Athen. 421.

Magdeburg, Assessor in Metz, später Oberpräsident von Hessen-Nassau, dann Präsident der Oberrechn.-Kammer i. Potsdam. 277, 280.

Majorescu, Titus, rumänischer Politiker. 624.

Makart, Hans, Wiener Maler. 399f.

Malaret, Baron de, französischer Botschafter in Florenz. 169.

Malet, Sir Edward Balwin, 1884—1895 englischer Botschafter in Berlin. 619.

Malvano, Beamter im italienischen Ministerium d. Äußern. 656.

Mangin, französischer General. 134.

Manin, Daniele, venezianischer Politiker († 1857). 469.

Manteuffel, Edwin v., General, 1870 Oberbefehlshaber der I. Armee und Führer der Südarmee, später Feldmarschall, 1879 Statthalter von Elsaß - Lothringen († 1885). Brief Bismarcks an ihn. 89f. Einrücken in Hannover. 99. In Compiègne. 190. In Rouen. 195. Charakteristik. 195f., 283, 285. Von Wilhelm I. nach Warschau entsandt. 503. Bismarcks Argwohn, M. solle sein Nachfolger werden. 504, 507.

Manteuffel, Otto v., preußischer Ministerpräsident unter Friedrich Wilhelm IV. († 1882). 6, 287.

Manzoni, Alessandro, italienischer Dichter. 536.

Marat, Jean Paul, französischer Revolutionsmann 466.

Marées, Hans von, Maler. 142, 657.

Marées, v., Rittmeister im Regiment Königshusaren. 139, 142.

Mareuil, Vicomte de, französischer Legationssekretär in Rom. 325.

Margherita Kronprinzessin, dann Königin von Italien († 1926). 327, 594, 660.

Marghiloman, rumänischer Politiker. 624.

Maria Alexandrowna, geb. Prinzessin von Hessen, Zarin, Gattin Alexanders II. 375f., 532, 603.

Maria Fedorowna, Zarin, geb. Prinzessin von Württemberg, Witwe des Zaren Paul. 376, 379ff.

Maria Fedorowna, Zarin, s. Dagmar.

Maria Pawlowna, geb. Prinzessin von Mecklenburg - Schwerin, Gattin d. Großfürsten Wladimir. 376, 379, 389, 612f., 617.

Marie Königin von Hannover, Gattin Georgs V. 106, 426.

Marie Prinzess. v. Preuß., geb. v. Weimar, Gattin des Prinzen Karl. 299.

Marie Antoinette Königin von Frankreich. 189.

Marlitt (Eugenie John), Roman - Schriftstellerin. 121.

Marschall von Bieberstein, Freiherr Adolf von, 1890—1897 Staatssekretär des Äußern, dann Botschafter in Konstantinopel und London (gest. 1912). 206, 479, 614, 638f., 644, 645, 647, 650, 658, 667, 680, 681. Hat den Kaiser „verraten". 683. Philipp Eulenburg trägt Bülow die Nachfolge an. 683ff. Für Marine-Vorlage. 688. Prozeß Tausch. 689. Unterzeichner der Krüger-Depesche. *Taf. 680.*

Marwitz, v., General, Armeeführer im Weltkrieg. 171.

Marx, Karl. 79, 121f., 292f., 355, 469, 470, 573.

Mary Königin von England, Gattin Georgs V., geb. Prinzessin von Teck. 62.

Mathilde Prinzessin Bonaparte, Tocht. Jérômes, vermählt mit d. Fürsten Demidow († 1904). 175, 669f.

Mathilde Erzherzogin v. Österreich, Tochter des Erzherzogs Albrecht. 152.

Mathy, Karl, badischer Ministerpräsident (gest. 1868). 316.

Maupassant, Guy de, französ. Romandichter. 121.

Max Prinz von Baden, 1918 Reichskanzler. 215, 654.

Maximilian Erzherzog v. Österreich, Kaiser von Mexiko, am 16. 6. 1867 in Queretaro erschossen. 14.

Maybach, Albert v., 1879 bis 1891 preußischer Minister der öffentlichen Arbeiten. 658.

Mayer, Karl, Führer der Süddeutschen Volkspartei. 161.

Mayweg, Dr., Regimentsarzt. 138.

Mazarin, Kardinal. 468, 474.

Mazzini, Giuseppe, italienischer Revolutionär. 79, 166, 292f., 408, 653, 662, 670.

Meding, Oskar, hannoverscher Regierungsrat (Gregor Samarow) († 1903). 133f.

Mehemed-Ali (Karl Detroit aus Magdeburg), türkischer Vertreter auf dem Berliner Kongreß, im September 1878 in Albanien von Aufständischen erschlagen. 449, 451.

Meinecke, Friedrich, Historiker. 406.

Menabrea, Graf Luigi Federigo, italienischer Ministerpräsid., später Botschafter in Paris (gest. 1896). 153, 525f., 654.

Menelik König (Negus) von Abessinien. 672f.

Mensdorff-Pouilly, Graf Alexander, 1864 bis 1866 österreich. Minister des Äußern († 1871 als Fürst Dietrichstein zu Nikolsburg). 94.

Menzel, Adolf v., Maler. *Taf. 304.*

Merck, Syndikus in Hamburg. 40.

Mérode, Graf Friedrich Xavier, päpstlicher Kämmerer, Kriegsminister des Kirchenstaats, Erzbischof von Mytilene († 1874). 284, 326.

Mérode, Graf Werner. 284.

Messmer-Saldern, de, Onkel Bülows. 51.

Metternich, Fürst Klemens, österreich. Staatskanzler († 1859). 129, 154, 294, 313, 394.

Metternich, Fürst Richard, 1859—1871 österreichischer Botschafter in Paris, Sohn des vorigen († 1895). 151, 166, 388f., 496. *Taf. 392.*

Metz, de, französischer General. 134, 195.

Meyendorff, Baron Ernst, russ. Legationssekretär in Brüssel, dann Botschaftsrat in Rom. 384.

Meyer, Conrad Ferdinand, Dichter. 124, 684.

Meyerbeer, Giacomo, Komponist. 313.

Meysenbug, Malwida v. († 1903). 163, 594, 657, 668, 670ff.

Meysenbug, Wilhelm v., Diplomat, badischer Minister, Bruder der vorigen. 163, 394.

Michael Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, jüngster Bruder Nikolaus' I. 378.

Michaelis, Dr. Georg, 1917 Reichskanzler. 170, 654.

Milan (Obrenowitsch), Fürst (dann König) von Serbien, 1889 abgedankt († 1901). 426.

Millerand, Alexandre, französischer Sozialist, dann Kriegsminister, Ministerpräsident, Präsident der Republik. 479.

Minghetti, Donna Laura, Mutter der Fürstin Bülow. 28, 338f., 520, 528f., 534ff., 559, 589, 593, 662, 667ff. *Taf. 528.*

Minghetti, Marco, italienischer Ministerpräsident, Stiefvater der Fürstin Bülow. 325, 330f., 337, 534ff., 589. Tod. 593ff., 668f. *Taf. 536.*

Miquel, Johannes, Dr., 1890/1901 preuß. Finanzminister. 4, 126, 536.

Mirabeau, Graf Honoré Gabriel Victor Riquetti, französischer Staatsmann in der Großen Revolution. 465, 468.

Miribel, Marie François Joseph de, französischer General († 1893). 472.

Mischke, General, Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. 338f.

Möller, v., Wirklicher Geheimer Rat, Statthalter von Elsaß-Lothringen. 196, 285.

Molière. 126, 533.

Molinari, italienischer Advokat und Politiker. 654.

Moltke, Graf Hellmuth v., Chef des Generalstabs seit 1858, Generalfeldmarschall († 1891). 61, 63, 78. Für schleuniges Losschlagen (1866). 91. Steinmetz abberufen. 100. Strategische Oberleitung (1870). 150, 164, 167, 192. „Erst wägen, dann wagen!" 153. Trinkspruch Wilhelms I. auf ihn. 167. Telegramm über Unterzeichnung der Friedens-Präliminarien. 239. Prinzessin Arenberg über ihn. 283. Nicht nur Schlachtendenker. 554. Über die Kriegsfrage. 611. Über den Prinzen Wilhelm. 611. Abschiedsbrief. 630.

Moltke, Hellmuth, Neffe d. vorig., Generaloberst, Chef des Generalstabs 1906 bis 1914. 150.

Moltke, Graf Kuno, Flügeladjutant Wilhelms II., Kommandant von Berlin. 657f.

Moltke-Hvitfeld, Graf, dänischer Gesandter in Paris. 526.

Mommsen, Theodor, Historiker. 27, 267, 283, 298, 327f.

Mommsen, Tycho, Bruder des vorigen, Direktor des Frankfurter Gymnas. 27.

Monod, Gabriel, Historiker, Prof. am Collège de France. 594, 670.

Monod, Dr., Arzt in Paris. 498.

Montebello, Graf Adrien, französischer Botschafter in Petersburg. 548, 640.

Montesquieu, französischer Schriftsteller. 406f.

Montpensier, Herzog Antoine (Orléans), Sohn Louis-Philippes († 1890). 521.

Monts, Graf Anton, Legationsrat, dann Gesandter in München, 1902 Botschafter in Rom (gest. 1930). 626, 685.

Morgan, Pierpont, Chef des amerikanischen Bankhauses. 35, 493.

Morier, Sir Robert, englischer Gesandter in Koburg, Darmstadt, München, dann Botschafter in Petersburg. 598, 600.

Morny, Charles Auguste Louis Josèphe Herzog von, Minister des Innern unter Napoleon III., 1856 Gesandter in Petersburg († 1865). 495, 496.

Morosini, Gräfin Annina. 660f.

Morra, italienischer General, Botschafter in Petersburg. 653.

Moßner, Walter, Leutnant und Regimentsadjutant bei den Königshusaren, später Generalleutnant, Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division, Gouverneur von Straßburg. 231, 233f., 241.

Motley, John Lothrop, amerikanischer Historiker. 81.

Mouy, Graf, Erster Sekretär der Französischen Botschaft in Berlin. 452.

Mozart. 399.

Mudra, v., preußischer General im Weltkrieg. 171.

Mühler, Heinrich v., 1862 bis 1872 preußischer Kultusminister († 1874). 268.

Müller, Hermann, sozialdemokratischer Parteiführer, auch Reichskanzler. 450.

Müller, Otfried, deutscher Philologe. 430.

Müller, Wilhelm, Dichter der „Griechenlieder". 71.

Münch-Bellinghausen, Freiherr Joachim v., Legationsrat, österreichisch-ungar. Geschäftsträger in Berlin, dann Gesandter in Athen (gest. 1877). 128, 304, 351, 421f., 431.

Münster-Derneburg, Georg Herbert, Graf (Fürst), deutscher Botschafter in London, dann in Paris († 1902). 549ff., 592.

Mumm von Schwarzenstein, Legationssekretär in Bukarest, später Gesandter in Peking und Botschafter in Tokio. 625.

Mun, Graf Albert, französischer Kürassieroberst, dann Führer der klerikalen Legitimisten. 284, 472.

Murawjew, Graf Michael Nikolajewitsch, Sekretär der Russischen Botschaft in Paris, später Minister des Äußern. 524, 566.

Musset, Alfred de. 113, 116.

Nachtigal, Dr. Gustav, Afrikareisender, deutsch. Konsul in Tunis († 1885). 168, 540ff.

Napoleon I. 12, 16, 54, 93, 111, 175, 195, 197, 209, 285, 297, 321, 322, 389, 435, 460, 468, 474, 500, 505, 555, 557, 677.

Napoleon III. († 1873). 12, 25, 54, 79, 82, 92f., 97, 101, 122. Rolle im Krieg von 1870 und in dessen Vorgeschichte. 128, 129, 135, 150ff., 165, 166, 168, 169, 174ff., 467. Wilhelmshöhe. 178. Seine Regierung. 246. Neujahrsansprache von 1859. 390. Unterredungen mit Bismarck in Biarritz. 459. Der Staatsstreich. 496. Phantastisch und innerlich schwach. 521. N. III. und Heine. 534. Konvention mit Piemont. 536. Seine Verlobung mit der Montijo. 669. Bei Mathilde Bonaparte. 669f. Attentat Orsinis. 671.

Naumann, Friedrich, Pastor a. D., deutsch-demokrat. Politiker. 57, 158.

Nelidow, Alexander Iwanowitsch, russischer Botschafter in Konstantinopel, dann Rom, dann Paris. 221f., 427.

Nelson, englischer Admiral, Sieger von Trafalgar. 47.

Nemours, Herzog Louis von (Orléans), zweiter Sohn Louis-Philippes († 1896). 521.

Nesselrode, Graf, Karl Robert, 1816 bis 1856 russischer Minister des Äußern († 1862). 414, 565.

Nesselrode-Ehreshofen, Graf Maximilian, Oberhofmeister der Kaiserin Augusta. 121.

Neuville, de, Bankier in Amiens. 247.

Nicolai, Christoph Friedrich, Berliner Buchhändler und Schriftsteller. 408.

Nicotera, Baron Giovanni, italienischer Politiker, Minister des Innern. 536, 653, 662.

Niebuhr, Barthold, Geschichtsforscher. 109, 333.

Niesewand, Franz Maria v., Rittmeister im Regiment Königshusaren. 183f., 201, 213, 225, 232.

Nikolaj Nikolajewitsch russ. Großfürst, Bruder Alexanders II. († 1891 im Irrsinn). 427.

Nikolaus I., Zar († 1855). 13. Tod. 25, 313, 363, 367, 377, 378, 382, 383, 390, 414f., 464, 479, 500, 508, 568, 588, 603, 677.

Nikolaus II., Zar. 362, 584, 641.

Nikolaus, Fürst (dann König) von Montenegro. 426.

Nimptsch, Guido von, Sohn des folgend., Fähnrich im Regiment Königshusaren. 220ff., 286, 306, 307.

Nimptsch, Paul von, schlesisch. Konservativer. 220, 306.

Noack, Friedrich, römischer Korrespondent der „Kölnischen Zeitung". 37, 657.

Noailles, Marquis de, französischer Botschafter am Quirinal, 1882 bis 1886 in Konstantinopel, 1896 bis 1902 in Berlin. 314.

Nobiling, Karl, Dr., Attentäter auf Wilhelm I. 433.

Nollet, französischer General. 195.

Nord, Graf Roger du. 466f., 469, 471, 472, 473.

Nostitz, Graf, Militärattaché der Russischen Botschaft in Berlin. 221.

Nothomb, Baron, belgischer Gesandter in Berlin. 315.

Nunes, Fernan, spanischer Botschafter in Paris. 526.

Oberg, Dr. Emil, Lehrer im Hause Bülow, später Konsul in Nisch. 127.

Obolensky, Fürstin. 350.

Oertzen, Friedrich v., Mitschüler Bülows in Halle. 76.

Oertzen, Jaspar v., mecklenburgischer Staatsminister. 58, 102.

Olga Königin von Württemberg, Schwester d. Zaren Alexander II. 349.

Olga Königin von Griechenland, geb. Großfürstin v. Rußl. 418f., 426.

Ollivier, Emile, 1870 französischer Ministerpräsident. 128. Au coeur léger. 131, 168, 467, 476, 660.

Oppeln-Bronikowski, v., Major im 8. Rheinischen Jäger-Bataillon. 202, 232.

Oppert-Blowitz, Korrespondent der „Times" in Paris u. a. d. Berliner Kongreß. 444ff. *Taf. 448.*

Oriola, Graf, Kommandeur des Regiments Königshusaren. 230.

Oriola, Gräfin Luise, Palastdame der Königin Augusta. 95.

Orlow, Fürst Nikolai Alexejewitsch, russ. Botschafter in Paris, 1884 in Berlin († 1885). 524, 565, 566.

Orsini, Felice, italienischer Revolutionär, 1858 mit Pieri Attentäter auf Napoleon III., hingerichtet. 670f.

Osman Nuri Pascha, Ghasi, türkischer Verteidiger von Plewna († 1900). 422f.

Oubril, russischer Gesandter in Darmstadt, dann Botschafter in Berlin. 315f., 375, 439f., 451.

Ouida (Louisa de la Ramée), Schriftstellerin. 354.

Ouroussow, Fürstin Monia. 522, 532ff.

Ouschakow, General à la suite des Zaren Paul, Mitverschworener bei seiner Ermordung. 389.

Paget, Lady Walburga, geb. Gräfin Hohenthal, Gattin des englischen Gesandten in Rom. 344f.

Pahlen, Graf Peter Ludwig, Generaladjutant des Zaren Paul, Urheber der Verschwörung gegen ihn und seiner Ermordung. 389f.

Pailleron, Edouard, französ. Lustspielautor. 522.

Painlevé, Paul, Professor an der Sorbonne, seit 1910 Abgeordneter, ab 1915 Kriegsminister, ab 1917 Ministerpräsident. 654.

Paiva, Marquise Blanche de (Gräfin Henckel-Donnersmarck), geb. Lachmann. 493ff., 497.

Paléologue, Maurice, 1885 Gesandtschaftssekretär i. Rom, 1886 bis 1909 i. französischen Außenministerium, 1909 bis 1913 Gesandter in Sofia, bis 1917 Botschafter in Petersburg. 177.

Pallain, Georges, Direktor der Banque de France. 465f.

Pallavicini, Markgraf Johann, österreichischer Diplomat, 1899 bis 1906 Gesandter in Bukarest, bis 1918 Botschafter in Konstantinopel. 570.

Palmerston, Lord (Viscount), englischer Außenminister von 1830 bis 1841, 1852 bis 1855, seit 1859 Premierminister († 1865). 52.

Pansa, Alberto, Attaché i. italienischen Ministerium des Äußern, dann Botschafter in Konstantinopel, London und Berlin. 327.

Pape, v., preußischer Generaloberst. 583, 658.

Paris, Graf von (Louis-Philippe von Orléans) († 1894). 521.

Pascal, Blaise, französischer Philosoph. 169.

Pastor, Ludwig v., Historiker des Papsttums. 27.

Paul I., Zar, 1801 ermordet. 378ff. Seine Ermordung. 379ff., 418.

Paul Alexandrowitsch, russ. Großfürst, fünfter Sohn Alexanders II., 1918 von den Bolschewisten erschossen. 376.

Paul Friedrich Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, vermählt mit Alexandrine Prinzessin v. Preußen († 1842). 65.

Payer, Friedrich, Führer der Süddeutschen Volkspartei. 161.

Pedro II. Kaiser von Brasilien, 1889 entthront († 1891). 521.

Peel, Sir Robert, englisch. Premierminister. 551.

Pélissier, französischer General, Kommandant d. Belagerungs-Armee vor Sebastopol, Herzog von Malakow und Marschall. 13.

Pelloux, Luigi, italienischer General und Kriegsminister. 525, 654.

Pemberton-Ground, Avantageur im Regiment Königshusaren. 223f.

Perglas, v., bayrischer Gesandter in Berlin. 316.

Perowskaja, Gräfin Sofie, Nihilistin, beteiligt an dem Bombenattentat auf Alexander II. 371.

Perponcher, Gräfin Wanda, Gattin des Hofmarschalls Wilhelms I. 304f.

Peters, Karl, deutscher Afrikaforscher, Reichskommissar in Ost-Afrika. 114.

Petery, preußischer General, Kommandant von Spandau. 254.

Pfizer, Gustav, Dichter d. Schwäb. Schule. 5.

Pfordten, Ludwig Karl Heinrich Freiherr von der, sächsischer Außenminister, dann bayrischer Minister-Präsident, von 1859 bis 1864 Bundestagsgesandter. Vater der Trias-Idee. 11. Seine Familie. 11. Behandlung durch Bismarck 1866. 11.

Philipsborn, v., Direktor im Auswärtigen Amt. 352.

Photiades, türkischer Gesandter in Athen. 420.

Pietri, Chef der Geheimpolizei unter Napoleon III. 278.

Pistor, Advokat in Metz. 278.

Pitt, William (Lord Chatam), englischer Staatsmann. 439.

Pius VII., Papst († 1823). 309.

Pius IX., Papst von 1846 bis 1878. 325, 326, 328. Enzyklika gegen die Maigesetze. 329. P. IX. und die Gattin des französischen Botschafters. 345. Pius IX. und Minghetti. 535f.

Planitz, von der, Oberst, Stabschef Loës. 253.

Platen, Graf Adolf, hannoveranischer Minister d. Äußern. 11, 51, 525.

Platen-Hallermund, August v., Dichter. 31, 51.

Platen-Hallermund, Graf Georg v., Onkel Bülows. 51.

Plener, Ernst v., Sohn des folgenden, österreichisch. Finanz-Minister, Präsident des österreichisch-ungarisch. Obersten Rechnungshofs, Führer der Liberalen im Reichsrat († 1923). 391f.

Plener, Ignaz v., österreichischer Finanzminister und Handelsminister († 1908). 391.

Pobjedonoszew, Konstantin Petrowitsch, Oberprokurator des Heiligen Synods († 1907). 574f., 579.

Poincaré, Raymond, 1912 französisch. Ministerpräsident, 1913 Präsident der Französischen Republik. 93, 134, 177.

Polignac, Auguste Jules, Graf von, 1829 bis 1830 französischer Ministerpräsident. 496.

Polowzow, russischer Reichssekretär. 564f.

Posadowsky, Graf Arthur, 1893 Staatssekretär des Reichsschatzamts, 1897 Staatssekretär des Reichsamts des Innern. 688.

Pourtalès, Graf Max, Leutnant im Regiment Königshusaren. 208f., 229.

Pourtalès, Graf Wilhelm, Vater des Botschafters i. Petersb. 627. *Taf. 304.*

Pranckh, Freiherr von, bayrischer Kriegsminist. 160.

Prévost, Marcel, französischer Schriftsteller, 406.

Prillwitz, Frau von (eine der „drei Schwestern"). 304f.

Prokesch-Osten, Graf Anton, österreichischer Diplomat, 1853 und 1854 Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., später Botschaft. in Konstantinopel u. Feldzeugmstr. 10.

Protassow, Gräfin, Witwe des Kommandeurs der russischen Gardehusaren und Prokurators des Heiligen Synods. 367.

Pückler-Muskau, Fürst Hermann Ludwig Heinrich, Schriftsteller. 544.

Puschkin, Alexander Sergejewitsch, russ. Dichter. 370, 533.

Putbus, Fürst (Wilhelm Malte Reichsgraf von Wylich u. Lottum, Fürst seit 1861, † 1907). 70.

Raabe, Wilhelm, Romandichter. 582.

Radetzky, Graf, österreichischer Feldmarschall († 1858). 6, 15.

Radowitz, Josef Maria v., Geh. Legationsrat im Auswärtigen Amt. 1875 außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, Gesandter in Athen, Botschafter in Konstantinopel u. Madrid († 1912). 97, 350, 374, 407. Brouille mit Holstein. 452ff. Außerordentliches Preß-Dezernat. 508. Bismarck gegen ihn. 509f.

Radziwill, Fürst Anton, General-Adjutant Wilhelms I. († 1904). 570.

Radziwill, Fürst Ferdinand, Mitglied der Polenfraktion im Reichstag. 680.

Radziwill, Fürstin Marie, geb. Castellane, Witwe des Fürsten Anton. 147.

Raffauf, deutscher Konsul in Kiew. 637.

Ragonesi, Kardinal. 679.

Rahel (Varnhagen). 43, 564.

Rainer, Erzherzog von Österreich († 1853). 390.

Rampolla, Kardinal-Staatssekretär († 1913). 674, 679.

Rancis y Villanuova, spanischer Gesandter am Bundestag. 13.

Rantzau, Graf Kuno, Gesandter in München u. im Haag, Schwiegersohn Bismarcks († 1917). 272, 361, 455f., 607, 627.

Ratazzi, Minister des Kgl. Hauses Savoyen. 656.

Rathenau, Walter, Reichsminister, am 24. 6. 1922 ermordet. 87, 434.

Ratibor, Herzog Viktor (Hohenlohe-Schillingsfürst, ältester der vier Brüder), Präsident des Preußisch. Herrenhauses († 1893). 389.

Rauch, v., preußischer General, Militärbevollmächtigter am russischen Hof. 572.

Rechberg-Rothenlöwen Graf Bernhard, österr. Vertreter a. Bundestag, dann Ministerpräsident und Außenminister. Beziehungen zu Bismarck. 10f.

Rechenberg, Julius v., deutscher Generalkonsul in Warschau. 571f.

Redern, Graf Heinrich, preußischer Gesandter in Brüssel und Petersburg. 50, 96f., 287, 313.

Redern, Graf Wilhelm, Bruder d. vor., Oberstkämmerer. 312f., 513.

Reichardt, Geheimer Legationsrat. 291.

Reichenberg, Suzanne, Mitglied der Comédie-Française. 113.

Reinach, Joseph, Kabinettschef Gambettas, Abgeordneter. 516.

Renan, Ernest, französischer Religionshistoriker. 405f.

Renvers, v., Geheimrat, Arzt in Berlin. 115, 458, 682.

Retz, de, Kardinal. 468.

Reuter, Fritz, Dichter. 56, 69f.

Rhodes, Cecil, Gründer von Rhodesia. 493.

Richelieu, Kardinal. 466, 468, 474.

Richter, Eugen, Führer d. deutsch. Fortschrittspartei. 269, 283, 298, 351, 429, 581, 601, 641, 680, 681.

Richter, Gustav, Professor, Maler. Er und seine Frau Cornelie, geb. Meyerbeer. 308, 313.

Richthofen, Oswald Freiherr v., 1881 Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, 1897 Unterstaatssekretär, 1900 Staatssekretär (gest. 1906). 685, 687.

Rieger, Ladislaus, Führer der Jungtschechen. 611f.

Ring, Baron de, Sekretär der Französischen Botschaft in Wien. 162.

Robespierre, Maximilien. französisch. Revolutionsmann. 236.

Rochefort, Graf Henri, französ. Journalist. 516.

Rodbertus, Johann Karl, Nationalökonom. 545.

Rodd, Sir Rennell, englischer Botschafter in Rom. 327, 598.

Roggenbach, Freiherr Franz von, badischer Außenminister († 1907). 222f.

Ronsard, Pierre de, französischer Dichter des 16. Jahrhunderts. 281.

Roon, Albrecht v., preußischer Kriegsminister seit 1859 († 1879). 157, 167, 228, 283.

Roosevelt, Theodore, Präsident der U.S.A. 327.

Roscher, Wilhelm, Nationalökonom. 118ff., 126.

Rosenberg, v., Major im 4. Kürassier-Regim. 128, 129.

Rosenzweig, v., Oberst, Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 28. 217, 248.

Rosetti, Konstantin, rumänischer Politiker. 624.

Rosmini-Serbatti, Graf, italienischer Philosoph. 536.

Rotenhan, Freiherr von, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, preußischer Gesandter beim Vatikan. 685, 687.

Rothan, Gustave, Sekretär der französischen Gesandtschaft beim Bundestag. 13.

Rothschild, Baron Anselm Mayer (in Frankfurt a.M.) († 1855). 28.

Rothschild, Baron Mayer Carl, Mitglied des Preußischen Herrenhauses. 28, 478.

Rothschild, Baron Willy. 28.

Rothschild, Baronin Mathilde. 28f.

Rottenburg, Franz von, seit 1876 Chef der Reichskanzlei († 1907). 628.

Rouher, Eugène, 1849 bis 1852 französischer Ministerpräsident. 93, 152f., 163, 166.

Rousseau, Jean-Jacques. 4, 111, 116, 279, 460, 490.

Rouvier, Maurice, 1881 französischer Handelsminister, 1887 und 1905 Ministerpräsident († 1911) 516.

Rudini, Antonio Starraba, Marchese di, italienischer Ministerpräsident 1891 bis 1893 und 1896 bis 1898. 652, 673ff.

Rudolf, Kronprinz von Österreich-Ungarn (gest. durch Selbstmord 30. 1. 1889 in Mayerling). 25, 189.

Rudolphi, Ferdinand, Rittmeister im Regiment Königshusaren. 229ff.

Rücker, Alfred, Bruder von Bülows Mutter. 34, 35, 36.

Rücker, Emilie, Großmutter Bülows mütterlicherseits. 30, 36f., 37f.

Rücker, Oskar, Onkel Bülows. 37.

Rücker, Wilhelm, Onkel Bülows. 37.

Rücker-Jenisch, Martin, Freiherr von, Sohn von Alfred Rücker. 36.

Rückert, Friedrich, Dichter. 39.

Ruge, Arnold, Herausgeber der „Halleschen Jahrbücher". 79.

Ruhland, Dr., Abgeordneter der bayerischen „Patrioten"-Partei. 160.

Ruprecht, Prinz, dann Kronprinz von Bayern. 171.

Russell, Odo, Lord Amphtill, englischer Botschafter in Berlin. 314, 447, 451.

Ruville, v., preußischer General. 242f., 254f.

Saburow, russischer Gesandter in Athen, später Botsch. in Berlin. 419f.

Sacy, Silvestre de, französischer Orientalist. 405.

Sadullah Bey, Botschafter der Pforte in Berlin, dritter türkischer Delegierter auf dem Berliner Kongreß. 450, 451.

Saint-Just, französischer Revolutionsmann. 684.

Saint-Vallier, Graf, 1877 französischer Gesandter in Berlin, dritter Delegierter auf dem Berliner Kongreß. 449, 451.

Salamanca, Graf, spanischer General. 252f.

Saldern, von, deutscher Konsul in Sofia. 602.

Salisbury, Lord (Marqueß), englischer Minister des Äußern, Führer der Tories († 1903). 417, 429. Auf dem Berliner Kongreß. 441, 447, 451. Verständigung mit Gladstone 549. Scharfe Sprache gegen Rußland. 580. Premierminister. 580.

Salm, Fürstin Elise, geb. Liechtenstein. 400, 571, 590.

Salm-Horstmar, Prinz Karl, Schwager des Fürsten Hohenlohe. 463.

Sand, George, Schriftstellerin. 256, 354.

Sandeau, Jules, ihr Gatte. 354.

Sanden-Tussainen, von, Einjähriger im Regiment Königshusaren. 214, 229.

Sanfelice, Kardinal, Erzbischof von Neapel. 678.

Saracco, italienischer Politiker. 536.

Sardou, Victorien, französischer Dramenautor. 522.

Sasonow, Sergei Dmitrijewitsch, 1910—1916 russischer Minister des Äußern († 1927). 177.

Saussier, französisch. General. 611.

Savigny, Karl Friedrich von, preußischer Gesandter in Karlsruhe und am Bundestag, dann Vorsitzender der Zentrumsfraktion († 1875). 88, 324, 500.

Say, Léon, französischer Finanzminister. 516, 517.

Sayn-Wittgenstein, Prinz Emil. 368f.

Sayn-Wittgenstein, Prinz Ferdinand. 368.

Schack, v., preußischer General, dann in russischen Diensten. 382.

Schadow, Gottfried, Bildhauer. 59.

Scharffenberg, Karl Xaver, Fähnrich im Regiment Königshusaren. 218, 222f.

Scheel-Plessen, Graf Karl, erster Oberpräsid. der preußischen Provinz Schleswig-Holstein. 48.

Scheel-Plessen, Graf Otto, dänisch. Gesandter in Petersburg. 48.

Scheel-Plessen, Graf Magnus, Vetter v. Bülows Großmutter. 48.

Scheel-Plessen, Graf Wulf, dänischer Gesandter in Stockholm. 48.

Scheer, Reinhard, Admiral, Chef der Hochseeflotte. 171.

Schenkendorf, Max v., patriotischer Dichter. 258.

Scherff, v., niederländischer Gesandter beim Bundestag für Luxemburg. 13.

Scheurer-Kestner, französischer Senator († 1899). 473.

Schill, Ferdinand v., Major, Anführer eines Freikorps. 70.

Schiller. 4, 23, 24, 36, 41, 90, 125, 197, 286, 310, 322, 377, 394, 405, 462, 516, 529, 533, 574, 583, 623.

Schlegel, August Wilhelm, Romantiker. 44.

Schlegel, Friedrich, Romantiker, Bruder des vorigen. 40.

Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel, Theolog und Philosoph. 310.

Schleinitz, Alexander v., 1849—1850 und 1859 bis 1861 preußischer Minister des Äußern, dann Minister des Kgl. Hauses, 1879 Graf († 1885). 304, 305ff. Feindschaft Bismarcks. 305f., 555. *Taf. 304.*

Schleinitz, Gräfin Marie, geb. v. Buch, Gattin des vorigen, in zweiter Ehe Gräfin Wolkenstein. 304, 307. Ihr Eintreten für Wagner. 307. Ihr Salon. 308, 346. Fürstin Bismarck gegen sie. 555, 585. *Taf. 304.*

Schlichting, Max v., Sekondleutnant im Regiment Königshusaren, später Mitglied des Preußischen Herrenhauses. 181f., 188, 190, 192, 193.

Schlieffen, Graf Alfred, Oberst des 1. Garde-Ulanen-Reg., 1891 bis 1905 Chef des Großen Generalstabs († 1913). 150, 513.

Schliemann, Heinrich, Archäolog. 424.

Schlözer, Kurd von, Historiker und Diplomat, 1882—1892 preußischer Gesandter am Vatikan († 1894). 270, 337, 537.

Schmerling, Anton Ritter von, Reichsminister 1848, später Führer der österreichischen Verfassungspartei († 1893). 388, 393.

Schmettow, Graf, Kommandeur der 7. Kürassiere bei Mars-la-Tour. 149.

Schmidt, Julius, Professor, Direktor der Sternwarte in Athen. 431f.

Schmidt, Professor, Rektor des Gymnasiums in Neu-Strelitz. 64.

Schmoller, Gustav, Professor an der Universität Berlin, Nationalökonom († 1917). 118f., 559.

Schön, Wilhelm v., Hofmarschall in Koburg, Gesandter in Kopenhagen, Botschafter in Petersburg, 1907—1909 Staatssekretär des Äußern, 1910 bis 1914 Botschafter in Paris. 177.

Scholz, General, Armeeführer im Weltkrieg. 171.

Schopenhauer, Dr. Arthur, Philosoph. 10, 16f., 26, 41, 48, 78, 126, 281, 321, 371, 399, 491, 522, 529.

Schopenhauer, Johanna, Mutter des vorigen, Schriftstellerin. 48.

Schrader, Karl v., Leutnant im Regiment Königshusaren, später Zeremonienmeister, von dem Kammerherrn v. Kotze im Duell erschossen. 205ff., 222, 253, 257, 274.

Schreckenstein, Freiherr Max von, Major bei den Königshus., dann Kommandeur der 7. Ulanen. 22, 136f., 180f.

Schreckenstein, Freiherr von, Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. 136.

Schubert, Franz, Komponist. 401.

Schulenburg, v. d., preußischer Gesandter in Dresden. 128, 129, 133.

Schulze-Delitzsch, Franz Hermann, demokratischer Politiker. 80, 283, 479, 500, 606.

Schuselka, Franz, österreichischer Reichstagsabgeordneter. 106.

Schuwalow, Graf Paul, russischer Botschafter in Berlin, Bruder des folgenden († 1908). 614, 638.

Schuwalow, Graf Peter, Generaladjutant Alexanders II., dann russischer Botschafter in London († 1889). 377, 429, 439f., 443, 450, 451. Mißgeschick. 451f. Aplomb. 565. Für die Bulgaren. 587.

Schwarzenberg, Fürst Felix, österreichischer Ministerpräsident. 6, 165, 394.

Schweinitz, Lothar v., General, preußischer Militärattaché in Petersburg, dann Botschafter i. Wien, dann i. Petersb. († 1901). 96, 163, 164, 324, 361, 373, 554, 564f., 566, 569, 575, 587, 592, 614, 615ff., 619, 648.

Schweitzer, Baron Allesina von, badischer Ministerresident in Florenz, später der Deutschen Botschaft in Rom zugeteilt. 169, 343f.

Schweitzer, Jean Baptiste v., Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins († 1875). 368.

Schweninger, Ernst, Professor Dr., Hausarzt Bismarcks († 1924). 297, 646.

Scott, Walter, englischer Romantiker. 568.

Seckendorff, Freiherr Götz v., Kammerherr der Kronprinzessin Viktoria (Kaiserin Friedrich). 339. *Taf. 304.*

Seckendorff, Freiherr Rudolf v., Prokurator am Landgericht in Metz, später Unterstaatssekretär im Preußischen Staatsministerium, dann Präsident des Reichsgerichts. 277, 280.

Seiler, Pastor in Halle. 82f., 102.

Semper, Gottfried, Architekt. 399.

Senden, Otto v., Rittmeister bei den 2. Garde-Dragonern. 323.

Sepp, Johann Nepomuk, Historiker und bayrischer Zentrumspolitiker († 1909). 161.

Sermoneta, Herzog Onorato. 326, 327.

Shakespeare, William, 533.

Sierstorpff, Karl v., Ordonnanzoffizier des Generals v. Manteuffel. 41, 193, 220, 235.

Simon, Jules, französischer Philosoph und Politiker, 1876—1877, Ministerpräsident († 1896). 481.

Simrock, Karl Josef, Germanist. 263.

Simson, Eduard v., 1848 Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, 1871 Präsident des Reichstags, 1879—1891 Präsident des Reichsgerichts († 1899). 156.

Singer, Paul, sozialdemokratischer Führer (gest. 1911). 680.

Sinowjew, Chef des Asiatischen Departements im russischen Ministerium d. Äußern. 599f., 604.

Skobelew, Michail Dimitrijewitsch, russischer General († 1882). 564, 588.

Slawjanski, russ. Volksdichter. 611.

Solms, Graf Eberhard, preußischer Gesandter in Dresden. 97, 361.

Solms-Laubach, Graf Hermann, außerordentlicher Professor der Botanik an der Universität Straßburg († 1915). 423.

Solowjew, Wladimir Sergejewitsch, russischer Philosoph. 574.

Sombart, Werner, Prof., Nationalökonom. 406.

Sonnino, Sidney, italienischer Finanzminister, dann Ministerpräsident, im Weltkrieg Minister des Äußern. 652, 656.

Sophie, Gattin des Erzherzogs Franz Karl von Österreich, Mutter des Kaisers Franz Josef. 14.

Sophie, Kronprinzessin (dann Königin) von Griechenland, geb. Prinzessin von Preußen, Schwester Wilhelms II. 418.

Spee, Graf Maximilian, Admiral, Chef des deutschen Kreuzergeschwaders. 171.

Spielhagen, Friedrich, Romanautor. 121.

Spitzemberg, Hildegard von, geb. Varnbüler, Gattin des folgenden. Abfall von Bismarck. 316. Fürstin Bismarck über ihre Treue. 555.

Spitzemberg, Freiherr Hugo von, württembergischer Gesandter in Berlin. 316.

Spuller, Eugène, Unterstaatssekretär im Ministerium Gambetta. 516, 527.

Stablewski, Florian v., Erzbischof von Gnesen-Posen. 681.

Staël, Madame de, Schriftstellerin. 116.

Stahl, Friedrich Julius, preußischer Konservativer. 18.

Stahr, Adolf, Schriftsteller, Gatte von Fanny Lewald. 320.

Stambulow, Stefan, 1887 bis 1894 bulgarischer Ministerpräsident, 1895 in Sofia ermordet. 600, 602.

Stauffenberg, Reichsfreiherr von, liberaler bayrisch. Parlamentarier. 159f.

Stein, Charlotte v., Freundin Goethes. 500.

Stein, [illegible] Freiherr vom, Staatsmann in preußischen Diensten. 251, 375.

Steinberg, Ernst v., Leutnant im Regiment Königshusaren, später Botschaftsattaché in Paris. 204, 208, 210, 217.

Steinmetz, Karl Friedrich v., General, Armeeführer († 1877). 100.

Stendhal (Henri Beyle), französischer Schriftsteller. 60, 121, 320.

Stiebel, Dr., Hausarzt der Familie Bülow in Frankfurt a. M. 16f., 78.

Stieber, Wilhelm, preußischer Polizeidirektor. 133.

Stiehle, Gustav von, Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl. 146.

Stinnes, Hugo, Industrieller. 493.

Stirbey (Bibescu), rumänischer Politiker. 624.

Stock, Geh. Hofrat, Kanzleivorstand der Deutschen Botschaft in Rom. 346.

Stockhausen, Bodo v., hannoverscher Gesandter in Paris und Wien, dann Oberhofmeister in Hannover. 106, 136.

Stockhausen, Elisabeth v., verheiratet mit Heinrich Freiherrn von Herzogenberg. 106f., 136.

Stolberg, Graf Friedrich Leopold, Dichter. 105, 388.

Stolberg, Graf (dann Fürst) Otto, 1876 Botschafter in Wien, dann Vizepräsident des Preußischen Staatsministeriums und Hausminister († 1896). Reise nach Wien mit Bülow. 387f. Empfang in Wien. 388. Besuch Andrássys. 397.

Bricht den Widerstand des Kaisers gegen Bündnis mit Österreich-Ungarn. 507f. Beim Prinzen Wilhelm. 596.

Stoltzenberg, von, Premierleutn. im Regiment Königshusaren. 181, 188.

Stroßmayer, Josef Georg, kroatischer Bischof und Politiker. 669.

Strubberg, v., Generalmajor, Kommandeur der 30. Infanterie-Brigade. 183, 185f., 217, 235, 248.

Stuart, englischer Gesandter in Athen. 419.

Studemund, Wilhelm, Universitätsprofessor in Breslau, Würzburg und Greifswald, Philolog. 267.

Stumm, Ferdinand v., Leutnant im 8. Husaren-Regiment, später Gesandter in Darmstadt u. Botschafter in Madrid († 1925). 96.

Stumm, Freiherr Wilhelm von, Wirklicher Legationsrat, 1916 bis 1918 Unterstaatssekretär. 177.

Sturdza, Demeter, rumänischer Politiker. 622, 646.

Subow, Graf, Mörder des Zaren Paul. 389.

Sybel, Heinrich v., Historiker. 80, 81, 156, 157, 264.

Szögyényi-Marich, Graf, 1892—1914 österr.-ungar. Botschafter in Berlin († 1916). 639.

Taaffe, Graf Eduard, österreichischer Ministerpräsident († 1895). 392.

Taine, Hippolyte, französischer Historiker. 320, 405, 460, 469.

Tallenay, „le Marquis de", französischer Gesandter am Bundestag. 12f., 15.

Talleyrand, Fürst, französischer Staatsmann. 65, 135, 176, 293, 465, 466.

Talleyrand und Dino, Herzogin Dorothea von, geborene Prinzessin von Kurland, Nichte des Fürsten. 65.

Talleyrand-Périgord, Graf Archambault, Adjutant im preußischen 2. Garde-Ulanen-Regiment. 242f., 244, 247.

Tasso, Torquato, Dichter. 537.

Thackeray, William Makepeace, englischer Romandichter. 121.

Thielmann, Max v., Legationsrat, Erster Sekretär der Deutschen Botschaft in Paris, später Staatssekretär d. Reichsschatzamts († 1929). 474, 484ff., 487.

Thierry, Augustin, französischer Historiker. 405, 447.

Thiers, Adolphe, französischer Historiker und Politiker († 1877). Rede gegen Napoleon III. 92f. Debatte über die Römische Frage. 152f. Als Präsident der Republik. 196. Unterdrückung der Commune. 246, 654. Prinzessin Arenberg über ihn. 283. Ernennt Diplomaten des alten Systems. 313. Rede in Bordeaux. 321. Th. und Richard Metternich. 389. „Le sauveur de la France". 466f. Weint bei Truppenschau. 480. Mißtrauen gegen Spezialisten. 486. Gortschakow zu ihm. 504.

Thile, v., Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt. 128, 272, 273.

Thiron, Schauspieler der Comédie-Française. 113.

Tholuck, August, Prof. der Theologie in Halle. 79f.

Thomas, Albert, französischer Sozialist. 479.

Thomas von Aquino, Scholastiker. 538.

Thornton, Sir Edward, englischer Botschafter in Petersburg. 598.

Thorwaldsen, Bertel, Bildhauer. 309.

Thun-Hohenstein, Graf Friedrich, österreichischer Gesandter am Bundestag, dann Gesandter in Berlin und Petersburg († 1881). 22.

Thurn und Taxis, Erbprinz von. 545.

Tieck, Ludwig, romantischer Dichter. 44.

Tirard, Präsident der Rheinland-Kommission. 516.

Tirpitz, Alfred, Großadmiral, 1897—1916 Staatssekret. d. Reichsmarineamts. 688f.

Tissot, französischer Gesandter in Athen. 420.

Tisza, Graf Stefan, ungarischer Staatsmann, 1918 ermordet. 94.

Tocqueville, Alexis de, französischer Historiker. 532.

Tolstoi, Graf Alexej Konstantinowitsch, Dramatiker und Romanschriftsteller († 1875). 625.

Tolstoi, Graf Dmitri Alexandrowitsch, russischer Minister des Innern († 1889). 572ff., 579.

Tolstoi, Graf Lew Nikolajewitsch, russ. Dichter († 1910). 121, 370, 532.

Tosti, Luigi, italienischer Historiker und Theolog. 536.

Traube, Ludwig, Professor, Diagnostiker und Patholog († 1876). 127, 132, 177.

Trauttmansdorff, Fürstin Anna, geb. Liechtenstein. 400.

Treitschke, Heinrich v., Historiker. 145, 460, 671.

Trikupis, Charilaos, griechischer Minister-Präsident. 426.

Troeltsch, Ernst, protestantischer Theolog. 406.

Trompette, Koch Gambettas. 514.

Tscherewin, Generaladjutant des Zaren Alexander III. 577f., 579.

Tschernajew, russischer General, Panslawistenführer. 639f.

Türckheim, Freiherr v., badischer Vertreter im Bundesrat. 316.

Turgenjew, Iwan Sergejewitsch, russischer Dichter. 121, 370, 533f., 584.

Twesten, Karl, fortschrittlicher preußischer Politiker. 500.

Uexküll, Baronin, Gattin des russischen Gesandten in Rom. 344f.

Uhland, Ludwig, Dichter. 10, 185, 279, 453.

Ungern-Sternberg, Baron, Flügeladjutant des Zaren Alexander II. 451f.

Usedom, Graf Guido, preußischer Gesandter in Florenz, Rom und Turin († 1884). 154, 287f.

Vacarescu, Helene, Hofdame der Königin Elisabeth von Rumänien. 648ff.

Vaglia, Porzio, Generaladjutant des Königs Humbert von Italien. 662.

Vaillant, Edouard, Mitglied der Pariser Commune. 472.

Vanutelli, Vincenzo, Kardinal. 679.

Varnbüler, Axel v., Sohn des folgenden, württembergischer Bevollmächtigter zum Bundesrat. 316.

Varnbüler, Karl v., württembergischer Staatsminister. 316.

Varnhagen von Ense, Schriftsteller. 564.

Vauvenargues, französischer Moralist des 18. Jahrhunderts. 406f.

Vernescu, rumänisch. Politiker. 623.

Vernon-Harcourt, Sir W., englischer Staatssekretär des Innern. 553.

Veuillot, Louis, Redakteur des „Univers“. 152.

Viardot-Garcia, Pauline, Sängerin. 486, 534.

Victor Prinz Bonaparte. 521.

Victoria Königin von England (1837 bis 1901). 36, 155, 310, 447. Rügt den Prinzen von Wales. 458. Für Disraëli, gegen Gladstone. 551. Wählt Heinrich Battenberg zum Schwiegersohn. 604. Regierungsjubiläum. 605. In Charlottenburg. 618f.

Viktor Emanuel II. König von Italien († 1878). 153, 169, 325, 326, 330, 337, 338, 340, 458, 479, 655, 662.

Viktor Emanuel III. König von Italien seit 1900. 653.

Viktoria (Kaiserin Friedrich), † 5. 8. 1901 in Friedrichshof (Taunus). 28, 216, 221, 223, 251. Gegen Bismarck. 298. Reise nach Italien 1875. 338ff. Gegen Bülow Vater u. Sohn. 339f. Vergißt England nicht. 436, 457. Beim Schlußdiner des Berliner Kongresses. 451. Klagen Herbert Bismarcks über sie. 456. Bülow und Frau zu Gast. 595f. Vertrauen zu Morier. 599. Entflammt für projektierte Heirat ihrer Tochter mit dem Battenberger. 602. Klage über Bismarck. 605. Auftritte mit ihrem Sohn Wilhelm in San Remo. 615. Am Krankenbett Friedrichs III. in Charlottenburg. 618f. Verhalten ihres Sohnes gegen sie. 648. Besuch Bismarcks bei ihr. 658. Über die Krüger-Depesche. 667. Ihre wissenschaftliche Bildung. 676. *Taf. 304.*

Viktoria Prinzessin von Preußen, Gattin des Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe. Die Battenberg-Affäre. 601f., 605.

Vilatte, César, Gymnasialprofessor in Neu-Strelitz. 64.

Villaume, Major von, Militärattaché der Deutschen Botschaft in Paris. 522f.

Villers, v., Sekretär der Sächsisch. Gesandtschaft in Wien. 344, 400.

Vilmar, Literaturhistoriker in Marburg. 17f.

Vincke, Ludwig Freiherr v., Oberpräsident von Westfalen. 73.

Virchow, Rudolf, Mediziner. 80, 269, 283, 298, 479.

Visconti-Venosta, Marchese Emilio, italienischer Minister des Äußern († 1914). 153, 166, 169, 329f., 337.

Vitzthum von Eckstädt, Reichsgraf Friedrich, Botschaftssekretär in Paris, London und Petersburg, Legationssekretär in Bukarest, später Präsident der Ersten Sächsischen Kammer und sächsischer Oberst-Marschall. 487, 488f., 548, 550, 592, 646.

Vitzthum, Graf Karl, sächsischer, dann österreichischer Diplomat († 1895). 151.

Vitzthum, Graf, Zeremonienmeister am preußischen Hof. 36.

Viviani, René, französischer Sozialist, dann Minister. 177, 479, 654.

Vlangaly, Gehilfe v. Giers im russ. Ministerium d. Äußern. 599, 600, 604.

Völderndorff, Freiherr von, früher Vortragender Rat des Fürsten Hohenlohe. 514f.

Völk, liberaler bayrischer Abgeordneter. 161.

Vogel von Falckenstein, preuß. General († 1885). 99.

Voigt, Professor am Pädagogium in Halle. 107.

Voltaire. 134, 359, 370, 460, 467, 502, 517, 522f.

Voß, Johann Heinrich, Dichter. 52, 61.

Wach, Adolf, Professor der Rechte in Leipzig. 106.

Waddington, William Henry, französischer Minister u. Senator, 1883 bis 1893 Botschafter in London († 1894). Auf dem Berliner Kongreß. 441. 448, 450, 451.

Wagner, Adolf, seit 1870 Nationalökonom in Berlin († 1917). 118, 352, 360.

Wagner, Cosima († 1930). 585.

Wagner, Richard. 159, 299, 307f., 350, 394, 399, 529, 669.

Waldeck, Benedikt Franz Leo, demokr. Politiker († 1870). 80, 283, 479, 606.

Waldeck-Rousseau, 1899 bis 1902 französ. Ministerpräsident (gest. 1904). 467, 472f., 516.

Waldemar Prinz von Preußen, dritter Sohn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. 216.

Waldersee, Graf Alfred, 1888 bis 1901 Chef des Generalstabs, 1900 Generalfeldmarschall († 1904). 493. 608ff. Über Bismarck und den Prinzen Wilhelm. 610. König Carol über ihn. 624. Monts für ihn. 626. In enger Fühlung mit Holstein. 637.

Wallwitz, Graf Nikolaus, Legationssekretär in Bukarest, Gesandter in Teheran, Luxemburg, Hamburg, Stockholm, Brüssel, Gatte von Bülows Stieftochter Eugenie Dönhoff. 489f.

Walter, Besitzer der „Times". 445.

Walujew, Graf Peter Alexandrowitsch, 1861 bis 1868 russischer Minister des Innern. 576.

Wartensleben, Graf Bernhard, Botschaftssekretär in Petersburg. 361.

Weber, Max, Soziolog, Professor in Heidelberg und München († 1920). 406.

Weber, Reinhold, Bruder des vorigen, Nationalökonom, Professor in Heidelberg. 406.

Weddigen, Otto, U-Boot-Kommandant. 171.

Wedel, Graf (Fürst) Karl, General, Gesandter in Stockholm, Botschafter in Rom und Wien, 1907 Statthalter in Straßburg († 1919). 285.

Weiß, Präsident der bayrischen Zweiten Kammer. 161.

Werder, August v., preußischer General († 1887). 63, 283.

Werder, Bernhard v., General, Militärbevollmächtigter in Petersburg, 1892 bis 1895 Botschafter ebd. († 1907). 364ff.

Werner, Anton v., Professor, Maler. 450, 583. *Taf. 304.*

Werther, Freiherr Karl von, preußischer Gesandter in Kopenhagen, dann in Wien, dann Botschafter in Konstantinopel. 95f., 97, 287.

Werthern, v., Offizier, zuletzt Kommandant von Wesel. 272.

Westermayer, Dr., Prälat, Abgeordneter der bayrischen „Patrioten"-Partei. 160.

Wied, Fürst Hermann von, Vater der Königin Elisabeth von Rumänien. 649.

Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich v., Altphilolog. 63.

Wilbrandt, Adolf, Schriftsteller. 59, 61, 318, 399.

Wilhelm I. († 9. 3. 1888). Sympathie für Pauline Scherff. 13. Seine Schwester Alexandrine. 65. Militärische Besichtigung. 77. Antwort auf Adresse der Stadt Breslau (1866). 87f. „Aufruf an mein Volk." 88. W. und die Gräfin Oriola. 95. Dank Bismarck Sieger im Kampf um Hegemonie. 104. In Ems 1870. 130. Chef des 7. Husaren - Regiments. 144. Nach der Schlacht von Mars-la-Tour. 148. Entrevue mit Franz Josef (1867). 151. Unterredung mit dem italienischen General Govone. 154. Durch Bismarck 1866 zum Verzicht auf Annexionen in Süddeutschland gezwungen. 158. Trinkspruch nach der Schlacht von Sedan. 167f. Zwingt die Königshusaren zur Aufnahme des Avantageurs Moßner. 233. Telegramm über Friedenspräliminarien. 239. Vertrauen zu Loë. 251. Loës Duellaffäre. 252. Prinzessin Arenberg über ihn. 283. Empfängt Bucher nicht. 293. Dreikaiserbegegnung von 1872. 298. Sparsamkeit. 301. Der alte Kaiser. 302f. Ball in der Passage. 304. Für Schleinitz. 306. In Bayreuth. 308. Antwort an Gräfin Benkendorf. 308. Bei den Empfängen der Kaiserin. 317. Begegnung in Mailand mit Viktor Emanuel II. 330. Vertrauensstellung Werders. 365. Erfährt nichts von der Justiz an Gräfin Hendrikow. 377f. Attentate Hödels und Nobilings. 432ff. Sendet dem kranken Bernhard v. Bülow Erdbeeren. 438. In Ems. 498ff. Zusammenkunft mit Alexander II. in Alexandrowo. 503f. Widerstand gegen die Unterzeichnung des Bündnis - Vertrages mit Österreich-Ungarn. 505ff. Gibt nach. 508. Empfängt Bernhard Bülow im Waggon. 512f. Bei der Trauerfeier für dessen Vater. 513. Kundgebung an die Armee. 515f. Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewice. 568ff. Handschreiben an Bismarck. 583. Bei der Kaiserin. 595. Tod. 616. Bismarck über seine Traditionen. 681. *Taf. 128, 500, 508.*

Wilhelm II. (1888—1918). 9, 12, 20, 29. Neigung zur Hybris. 61. Bismarcks Worte über den jüngsten Thronerben (1863). 82. Verhalten gegen Bismarck. 104. Seine Kanzler im Weltkrieg. 150. Nennt Bülow einen Charmeur. 186. Fall Kotze. 206. W. II. und Loë. 251. Abneigung gegen Arenberg. 264. Romreise 1888. 337f. Gegen die Schwarzseher. 395f. Auf Korfu. 409. W. II. und Georg von Griechenland. 432. Kündigung des Vertrags mit Rußland. 479. Adolf von Bülow sein persönlicher Adjutant. 514. Falsche Ansicht über Französisch-Nordafrika. 544. Als Prinz bei Bismarck. 567f. Bülow und Frau bei dem Prinzen. 596. Sein Erzieher Hinzpeter. 599. Kränkung von Lambsdorff. 599. Loë über Bismarck, den Prinzen Wilhelm. 608f. Waldersee über sie. 610. Die Kündigung des Rückversicherungs - Vertrags mit Rußland. 614. Auftritte in San Remo. 615. König Carol über ihn. 624. Admiral of the Fleet. 639. Merksteine. 640. Ist Alexander III. unsympathisch. 641. Verhalten bei Bismarcks Entlassung. 642ff. Bismarck über ihn. 643. Verhalten gegen seine Eltern. 648. Bismarck mahnt ihn. 648. Einladung Bismarcks ins Berliner Schloß. 657f. Reise n. Venedig. 659ff. Unterredung mit Bülow. 659f. Will nicht an Bismarck erinnert werden. 660. Krüger-Depesche. 666f. Wilhelm II. und Laura Minghetti. 669. Besuch in Neapel. 676ff. Entrüstungstelegramm an Bismarck. 680. Drohungen gegen ihn. 681. Marschall hat ihn „verraten". 683. Bismarck, der „böse alte Mann". 684. Philipp Eulenburg über den Kaiser. 687. *Taf. 680.*

Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen. 171, 365.

Wilhelm, Landgraf von Hessen. 19.

Willich, v., Ulanenrittmeister. 128, 129.

Wilms, Professor in Berlin, leitender Arzt des Krankenhauses Bethanien. 502.

Wilson, Daniel, Schwiegersohn des französischen Präsidenten Grévy. 482.

Wimpffen, Graf Felix, österreichischer Gesandter in Berlin. 314.

Winckelmann, Johann Joachim, Historiker der Kunst des Altertums. 650.

Wind, v., Sekretär der Dänischen Gesandtschaft am Bundestag, dann dänisch. Gesandter in Petersburg und Berlin. 15f., 366.

Windischgraetz, Fürst Alfred, österreich. Feldmarschall. 545.

Windthorst, Ludwig, Führer d. Zentrums. 298, 351, 500, 581, 601.

Wirth, Josef, Zentrumsabgeordneter, Reichsminister. 305.

Wittgenstein, Fürst Fritz, preuß. Rittmeister. 245.

Wittgenstein, Fürstin Léonille, Schwiegermutter von Chlodwig Hohenlohe. 514.

Witzendorf, v., Oberst, Generalstabschef Goebens 248.

Wladimir, russischer Großfürst. 315, 376, 379, 565, 612f., 617.

Wohlfahrt, Bürgermeister von Neu-Strelitz, Schulfreund Bülows. 68.

Wolff-Metternich, Graf Dietrich von, Fähnrich im Regim. Königshusaren, später diensttuender Kammerherr der Kaiserin Auguste Viktoria. 222, 224.

Wolzogen, Ernst von, Schriftsteller. 14.

Woyrsch, v., General. 117.

Wrangel, Graf Friedrich Heinrich Ernst, preußischer General-Feldmarschall. 215f.

Wrangel, Gustav v., Leutnant im Regiment Königshusaren, Kammerjunker, Enkel des vorigen. 214f.

Wunderlich, Wachtmeister bei den Bonner Königshusaren. 137, 139, 179, 364.

Wyndham, Sekretär der englischen Gesandtschaft in Athen. 419, 422, 598.

Yorck, Graf Maximilian, Major, Militärattaché in Petersburg. 615f.

Ysenburg, Prinz, preußischer Gesandter in Hannover. 99.

Zaimis, Alexandros, griechischer Ministerpräsid. 426.

Zanardelli, Giuseppe, italienischer Ministerpräsident († 1903). 652f., 662.

Zankow, Dragan, Führer der Russophilen in Bulgarien. 600, 602.

Zelter, Karl Friedrich, Komponist. 45.

Zerbi, italienischer Abgeordneter. 652.

Zglinicki, von, Oberst, Kommandeur des Infanterie-Regim. Nr. 77. 217.

Zinzendorf, Graf Nikolaus Ludwig, Gründer der Herrnhuter-Gemeinde. 43, 44, 73.

Zola, Emile, Schriftsteller. 445.

Zschokke, Heinrich, Schriftsteller. 575.

Zuylen, Baron, niederländischer Gesandter in Paris. 526.

SACHREGISTER

Afghanistan. Englisch-russischer Konflikt (1885). 579 ff.

Athen (1877). 411, 418 ff.

Balkan. Aufstand in der Herzegowina (1875). 367. Andrássys Reform-Programm. 367. Berliner Memorandum. 395. Begegnung in Reichstadt. 396 f. Türkisches Blutbad in Bulgarien. 397 f. Zirkular des Staatssekretärs Bülow (6. 10. 1876). 412 f. Ultimatum Rußlands an die Pforte. 413. Reichstagsdebatte über die Orientkrise. 415. Russisch-Türkischer Krieg. 422 ff. Neutralität Griechenlands. 426. Friede von San Stefano. 427 f. Einmarsch der Griechen in Thessalien und Rückmarsch. 428. Bulgarische Frage auf dem Berliner Kongreß. 440. Okkupation Bosniens durch Österreich-Ungarn. 441 f. Griechische Frage. 442. Serbische, Montenegrinische, Rumänische Frage. 442 f. Berliner Vertrag. 450. Ostrumelien. 587. Serbisch-Bulgarischer Krieg. 588. Umsturz in Bulgarien. 600 ff., 604. Kreta-Krise. 682.

Bayern. Stimmungen 1870. 158 ff.

Belgien. Napoleon III. und die belgische Neutralität, Bismarcks Enthüllungen. 173 ff. *Taf. 172, 176.*

Berlin (1863) 64, 301. (1869) 125. (1870) 177 ff. (1873) 288 ff., 302 ff. bis 320. (1875) 346 ff., 359 f. (1876) 385. (1878) 432 ff. (1879) 502 ff. (1885) 581 ff., 590 f. (1886) 595 f. (1888) 618 f. (1889) 626 ff. (1890) 644 ff.

Berliner Kongreß. 435 ff.

Bonn (1870) 136 ff., 259, 261 ff., 273 f. *Taf. 240.*

Bukarest (1888/1893) 617 bis 625, 628 bis 629, 647 bis 651.

Bulgarien. Fürstentum durch den Frieden von San Stefano. 427 f. Entscheidung des Berliner Kongresses. 440. Aufstand in Ostrumelien. 587. Serbisch - Bulgarischer Krieg. 588. Handstreich gegen den Fürsten Alexander. 600. Dessen Abdankung. 602. Wahl Ferdinands von Koburg. 612.

Dänisch-Deutscher Krieg von 1864. 67.

Deutsch-Französischer Krieg von 1870. 128 ff. Feldzugsberichte Bülows. 180 ff.

Dreikaiserbündnis Bismarcks Ideal. 385. Drei-Kaiser - Zusammenkunft in Skierniewice. 567 ff.

Elsaß-Lothringen. 285 f.

Emser Depesche. 129 ff., 158, 295. *Taf. 128.*

England. Beziehungen 1870 zu Preußen und zu Frankreich. 154 f. Englisch-russische Verhandlungen in London (1878). 428 f. Krüger-Depesche. 666 f. Text der Depesche. *Taf. 680.*

Frankfurt a. M. (Kindheit). 3 bis 29.

Frankreich. Bismarcks Geheimverhandlung. mit Napoleon III. durch Benedetti 171 ff. „Ist Krieg in Sicht?“ (März 1875). 347 ff. Gambetta zu Bülow über Deutschland und Frankreich. 470. Bismarck für Befestigung d. republikanisch. Systems. 478 f. Tongking-Expedition. 483. Unterrichtsgesetze. 500 ff. Boulanger. 611 f. Allianz mit Rußland. 639 ff. Vertragsentwurf Benedettis. *Taf. 176.*

Französisch-österreichisch-italienische Verhandlungen 1867 bis 1870. 150 ff.

Greifswald (Universität). 265 ff.

Halle (Pädagogium). 72 bis 113.

Hamburg (und Klein-Flottbek). 30 ff., 259 f., 274 f. *Taf. 256.*

Italien. Beziehungen zu Preußen 1866. 154. Drohungen Bismarcks wegen der päpstlichen Enzyklika (1875). 329 ff. Tunis. 448. Ministerium Crispi. 653 ff. Krieg mit Abessinien. 672 f. Sturz Crispis. 673. *Taf. 672.*

Kulturkampf. 268 ff. Enzyklika Pius' IX. 329. Urteil der Kaiserin Augusta. 500. Paul Bert über Bismarck und die Laizisierung in Frankreich. 501 f. Bülow über den Kulturkampf. 634.

Lausanne (Universität). 114ff.
Leipzig (Universität). 118ff.
London (1884) 548ff.

Mecklenburg (Neu-Strelitz, Malchin, Sternberg, Schwerin, Rostock, Wismar, Neu-Brandenburg usw.). 56ff.
Metz (1872/1873) 275ff.

Österreich-Ungarn. Überspannung des Nationalitäten-Prinzips. 53. Dualismus. 154. Neutralität 1870. 163f. Bismarcks Politik gegenüber Ö.-U. nach 1870. 298. Äußerungen Bismarcks während d. Orientkrise. 417. Bündnis von 1879. 505ff. Bismarck über Ö.-U. (1884). 557. Zwei-Kaiser-Begegnung in Kremsier. 586. Der deutsch - russische Rückversicherungs - Vertrag. 639.

Paris (1878/1884) 456ff., 461—502, 514—534.
Petersburg (1875/1876) 362—384. (1884/1888) 563 bis 581, 588—590, 596 bis 600, 612—617.

Polen. Gemeinsames Handeln Preußens und Rußlands gegenüber d. poln. Insurrektion. 155f., 506. Polen-Debatten im Preuß. Abgeordnetenhaus (1863). 157f.
Preußisch-Österreichischer Krieg v. 1866. 85ff.

Rom (1874/1875) 323. (1884) 534ff. (1886) 593ff. (1893/1897) 652 bis 689. *Taf. 328.*
Rumänien. Im Frieden von San Stefano. 428. Abtretung Bessarabiens an Rußland. 442f. Anschluß an die Dreibundmächte. 443. Rumänien beim Beginn von Bülows Gesandtschaft. 619ff. Geheimvertrag mit den Dreibundmächten. 624f.
Rußland. Preußisch-russische Beziehungen unter Bismarck. 155ff. Seine Politik gegenüber R. nach 1870. 298. Drei-Kaiser-Begegnung 1872 i. Berlin. 298. „Der Friede ist gesichert" (Erklärung Alexanders II. 1875 in Berlin). 348. Bismarck für Garantie-Bündnis. 385f. Alexander II. über Konstantinopel. 414f. Russisch-Türkischer Krieg. 422ff. Russisch-englische Verhandlungen in London (1878). 428f. Begegnung Wilhelms I. und Alexanders II. in Alexandrowo. 503f. Bismarck über Berlin und Petersburg. 556f. Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewice. 567ff. Zwei-Kaiser-Begegnung in Kremsier. 586. Politik gegenüber Bulgarien. 601f. Abschwenkung zu Frankreich. 611. Rückversicherungs-Vertrag m. Deutschland. 614. Wilhelm II. und Rußland. 637. Die Nichterneuerung des Rückversicherungs-Vertrags. 638f. Auch für Österreich - Ungarn ein Unglück. 639. Allianz mit Frankreich. 639ff. Enthüllungen Bismarcks. 680f. *Taf. 172, 176, 568.*

Schlesw.-Holsteinische Frage. 52ff.
Sozialistengesetz. 435, 633, 637.

Wien (1876 388ff. (1893) 650f.

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin

P. 20.4.31. f. i.K. 17.-